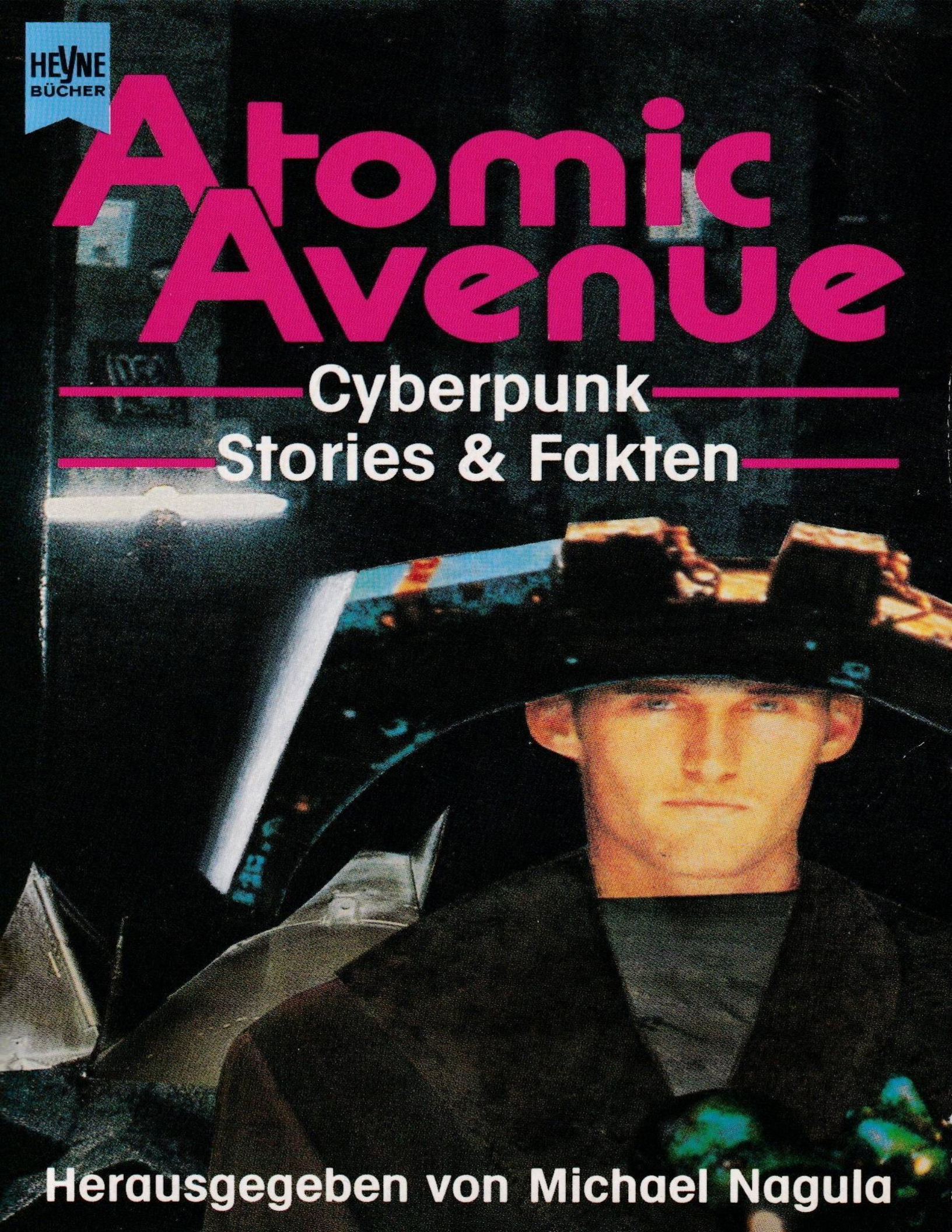
HEYNE BÜCHER

Atomic Avenue

Cyberpunk Stories & Fakten



Herausgegeben von Michael Nagula

SCIENCE FICTION

Herausgegeben
von Wolfgang Jeschke

Von Michael Nagula herausgegeben erschienen in der Reihe
HEYNE SCIENCE FICTION & FANTASY:

Fenster ins Licht · 06/3952

Atomic Avenue · 06/4704

Atomic Avenue

Cyberpunk
Stories und Fakten

Zusammengestellt und herausgegeben
von
MICHAEL NAGULA

Mit Farbtafeln von H. R. Giger

Science Fiction

Originalausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

HEYNE SCIENCE FICTION & FANTASY
Band 06/4704

Das Umschlagbild ist eine Collage von Jan Heinecke
Die Farbtafeln im Innern
sind nach Gemälden von H. R. Giger

Aus dem Amerikanischen und Englischen
übersetzt von Isabella Bruckmaier, Kurt Bracharz,
Reinhard Heinz, Michael Nagula, Peter Robert
und Franz Rottensteiner

Redaktion: Wolfgang Jeschke
Copyright © 1990 by Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München
(Einzelrechte jeweils am Schluß der Texte)
Printed in Germany 1990
Umschlaggestaltung: Atelier Ingrid Schütz, München
Satz: Schaber, Wels
Druck und Bindung: Ebner Ulm

ISBN 3-453-04287-5

ePUB erstellt von:
azoth
- 2026 -

v1.0

Die Seitenangaben im Abschnitt INHALT
beziehen sich auf die Printausgabe,
sind aber entsprechenden im ePUB verlinkt worden.

INHALT

Stories

Ian McDonald
Atomic Avenue
(ATOMIC AVENUE)
Seite 14

Tom Maddox
Der Geist der Nacht
(SPIRIT OF THE NIGHT)
Seite 29

William Gibson
Fernsehen machen
(DOING TELEVISION)
Seite 58

Pat Cadigan
Pretty Boy Crossover
(PRETTY BOY CROSSOVER)
Seite 62

John Shirley
Wölfe des Plateaus
(WOLVES OF THE PLATEAU)
Seite 78

Greg Bear
Musik des Blutes
(BLOOD MUSIC)
Seite 101

Rob Hardin
nerve terminals / Nerventerminals
(Gedicht)

Seite 138

Lewis Shiner
Sag es Santa
(STOMPIN' AT THE SAVOY)
Seite 141

John Shirley und Bruce Sterling
Die Entfaltung
(THE UNFOLDING)
Seite 157

Richard Kadrey
Das Klo war voller Nietzsche
(THE TOILET WAS FULL OF NIETZSCHE)
Seite 179

Michael Blumlein
Ersäuf dich!
(DROWN YOURSELF)
Seite 194

Samuel R. Delany
Unter Blobs
(AMONG THE BLOBS)
Seite 206

Lewis Shiner
Tänzer
(DANCERS)
Seite 215

David Porush
»R. Boots« Ein Drama in drei Akten
(»R. BOOTS« A PLAY IN THREE ACTS)
Seite 226

Rudy Rucker
Tod ohne Stachel AG

(SOFT DEATH)
Seite 244

Thomas M. Disch
Schwerarbeit
oder
Die Geheimnisse des Erfolgs
(HARD WORK OR, THE SECRETS OF SUCCESS)
Seite 266

William Gibson
Tokio Collage
(TOKYO COLLAGE)
Seite 301

Walter Jon Williams
Solip: System
(SOLIP: SYSTEM)
Seite 309

Ian M. Banks
Ein Geschenk der Kultur
(A GIFT FROM THE CULTURE)
Seite 365

Bruce Sterling
Der Barmherzige, der Digitale
(THE COMPASSIONATE, THE DIGITAL)
Seite 389

George Alec Effinger
König der Cyberschützen
(KING OF THE CYBER RIFLES)
Seite 398

Marc Laidlaw
Nutrimancer
(NUTRIMANCER)
Seite 422

Walter Jon Williams
Flatline
(FLATLINE)
Seite 433

Fakten

Vincent OmniaVeritas
(Alias Bruce Sterling)
Die Neue Science Fiction
(THE NEW SCIENCE FICTION)
Seite 448

Larry McCaffery
Ein Gespräch mit William Gibson
(AN INTERVIEW WITH WILLIAM GIBSON)
Seite 459

Timothy Leary
Der Cyber-Punk:
Das Individuum als Realitätspilot
(THE CYBER-PUNK:
THE INDIVIDUAL AS REALITY PILOT)
Seite 486

Michael Nagula
»Abgefuckte Landschaft — ziemlich Schrott«
Ein Gespräch mit H. R. Giger
Seite 508

Istvan Csicsery-Ronay
Cyberpunk und Neuromantik
(CYBERPUNK AND NEUROMANTICISM)
Seite 514

Darko Suvin
Über Gibson und Cyberpunk-SF

(ON GIBSON AND CYBERPUNK SF)
Seite 533

Michael Nagula
Domenica Regelkreis.
Das Er-suchen der ›virtuellen Realität‹
Seite 562

Samuel R. Delany
Ist Cyberpunk eine gute oder
eine schlechte Sache?
(IS CYBERPUNK A GOOD THING OR A BAD THING?)
Seite 587

Mark Dery
Cyberpunk — Mit dem toxischen Underground
die Schockwelle reiten
(CYBERPUNK — RIDING THE SHOCKWAVE)
Seite 599

Cyberpunk:
Eine Auswahl-Discographie
Seite 632

Michael Nagula
Nachwort
Seite 633

Bibliographie
deutscher Cyberpunk-Publikationen
Seite 636

ABBILDUNGEN

Gemälde von H. R. Giger
Der Abdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Künstlers

1. und 2. FARBTAFEL

Vorderseite (Tafel 1):
Nr. 557, Plakat zum Film »Future Kill«, 100 x 70 cm (1984).
Aus: BIOMECHANICS

Rückseite (Tafel 2):
Nr. 298 a, »Biomechanische Landschaft II a«, 100 x 70 cm (1976).
Aus: NECRONOMICON

3. und 4. FARBTAFEL

Vorderseite (Tafel 3):
Nr. 458, »N. Y. City Vill«, 100 x 70 cm (1980).
Aus: N. Y. CITY

Rückseite (Tafel 4):
Nr. 446, »Biomechanische Landschaft«, 100 x 140 cm (1980).
Aus: N. Y. CITY

5. und 6. FARBTAFEL

Vorderseite (Tafel 5):
Nr. 453, »N. Y. City III« (Straight), 100 x 70 cm (1981).
Aus: N. Y. CITY

Rückseite (Tafel 6):
Nr. 610, »Pumpexcursion I«, 140 x 100 cm (1988)
Aus: BIOMECHANICS

7. und 8. FARBTAFEL

Vorderseite (Tafel 7):

Nr. 270, »Lord of the Rings«, 100 x 140 cm (1975).
Aus: NECRONOMICON

Rückseite (Tafel 8):
Nr. 456, »N. Y. City VI« (Torso), 100 x 70 cm (1981).
Aus: N. Y. CITY

STORIES

Atomic Avenue

Heut nacht, mein Freund, heut nacht, werden wir zur Atomic Avenue runterrocken. Heut nacht, mein Freund, heut nacht, wenn der Holzkohlestaub niedrig auf den dreckigen Straßen von Langie liegt und die wilden Klimper-Kreisch-Gitarren hoch über den Wellblechdächern fliegen, wie Sterne, mein Freund, wie Gottes eigene Heilige und Engel; heute nacht, wenn Sister Suzi ihre Jalousien herunterläßt, damit niemand sieht, wie sie mit Boss Mawenzi ficki-ficki macht, und wenn Black Betty in der Majestic-Schnapspinte die Jukebox mit einem Tritt zum Leben erweckt und die in Blut getauchten Stimmen das Blechdach des Full Gospel Evangelical Meeting House erschüttern: dann werden wir gehen. Beni wird seine Beatbox, seinen Langie-Volltöner, mitbringen, für den er heute in den Coronation Cash Stores neue Batterien gekauft hat; Haran wird einen Kasten Bier dabei haben (einen Kasten wird Black Betty nie vermissen, und überhaupt, wem kann sie's erzählen? es ist nur unlizensiertes *pombé*). Miguel wird bei uns sein, er wird ein Messer in seiner Tasche haben, man weiß ja nie unten auf der Atomic Avenue; heute nachmittag, ich sag's euch, ist auch Sonny-Adé zu den Catalogue Sales runtergegangen und hat einen Wochenlohn für neue Sub-Ones ausgegeben, rot, gelb und schwarz, ja, genau wie die Football-Stars im Sport-Kanal. Heut nacht, mein Freund, heut nacht, werden wir an der Anlegestelle Bougainvillea Highway auf einen *matatu* warten. Wir werden nicht sehr lange warten müssen; es vergehen nie mehr als zehn Minuten zwischen den *matatus*, und wenn er mit seinen Signalhupen Melodien spielend in einer großen Rauchwolke aus schwarzem Diesel herunterkommt, wird der Schaffner aus der Hintertür heraushängen, mit seinem Stock gegen die Seite hämmern und die Namen all der Anlegestellen ausrufen: Langie! Woolmagong! Freetown! Mauritzburg! Rugare! Jacaranda Hills! Atomic AveNEWWWW! Und wir werden uns in unsere Sitze schwingen, bevor der Bus überhaupt zum Anlegen gekommen ist, und wenn der Schaffner nach unserem Fahrgeld fragt, werden wir ihn über unsere Sonnenbrillen hinweg anschauen, und Miguel, der wird seine Hand in die Tasche stecken, geradeso, daß jeder weiß, er hat ein Messer drin, und ich werde sagen: — He Mann, ho Mann,

weißt du nicht, daß die Fahrt dorthin, wo wir hinwollen, kostenlos ist? Und alle diese Haltegriffbaumler, die nach Freetown und Rugare und Jacaranda Hills heimfahren, sie werden Platz machen, mein Freund, Platz, weil sie wissen werden, daß, während sie zuhaus bei ihren Frauen die Stunden bis zu einem weiteren Arbeitstag wegpennen, die Brüder der Nacht die Atomic Avenue runterrocken werden; heut nacht heut nacht heut nacht. Kommst du mit?

Na, du entscheidest dich besser ziemlich rasch, ja, ziemlich rasch, tja, weil jetzt, glaube ich, ich sehe Sonny-Ade in seinen neuen Sub-Ones rauskommen, als wär' er der Captain vom Team, und nun, ich meine, ich seh' Beni seinen Langie-Volltöner wie eine Aktentasche schwingen, als wär' er der Obermacker vom Finanzamt, und, ei ei, wenn ich da nicht Haran erspähe, wie er sich mit einem Kasten von Black Bettys *pombé* durch die Hintertür aus der Coronation-Pinte davonschleicht.

Du mußt dich entscheiden, was du heut nacht tun wirst, mein Freund, heut nacht, wirst du zu Hause bleiben und mit Ma und Grandma und der kleinen Juancita die Soaps anschauen, wirst du vielleicht auf ein Glas Bier in die Pinte gehen und ein Spiel *fili* riskieren und dir eine Kugel grün-grün von Aokis Stand einpfeifen und im Bett sein, wenn die Nacht für uns übrige gerade erst angefangen hat? Oder wirst du dieses großzügige, nicht wiederholbare Angebot annehmen und mit uns zur Atomic Avenue runterrocken? Du entscheidest dich besser rasch, mein Freund, rasch, weil ich glaube, daß ich schon den Bus kommen höre, ich meine, ich kann den Schaffner seinen Stock gegen die Seite hämmern hören, ich meine, ich kann ihn rufen hören.

Du weißt, es gibt keine Entscheidung zu treffen, du weißt, was du willst, du weißt, es ist, was du immer gewollt hast, seit zuerst Big Al (jetzt verheiratet, rockt er dieser Tage nur noch mit Big Susan Fileli dort hinunter) und dann Ankele (aber der rockt nirgendwo mehr hin, nicht im Frenchtown Young Offenders Centre) ihre Füße in die Zeebocks gezwängt und ihre Sonnenbrillen die Nase raufgeschoben haben. Also wetz ins Haus, zwischen Ma und Grandma und der kleinen Juancita und den Soaps hindurch (»He, ho, wozu bist du in so 'ner beknackten Eile?«) in dein Zimmer (bis Ankele wiederkommt), um deine glänzenden schwarz-goldenen Olympias überzustreifen, deine Füße in die Zeebocks zu zwängen und 'ne Sonnenbrille die Nase raufzuschieben, deine allgemeine Coolness in dem Stück Spiegel zu checken, das an die Rückseite der Tür geklebt ist, und

dann an Klein-Juancita Grandma Ma vorbei wieder raus (aber doch nicht rasch genug, um der unvermeidlichen Konversation zu entgehen: — Wo gehst du hin, Junge? — Aus. — Wohin aus? — Einfach aus). Und da sind sie, hocken am Rand des rissigen Teermakadams auf ihren Fersen; Beni checkt den Batteriepegel in seiner Beatbox, Haran mit dem Kasten von Black Bettys Bestem, Miguel, wie er sein Messer mit der Spitze nach unten in den öligen, roten Dreck wirft, Sonny-Adé, der aufpaßt, nicht irgendwelchen Staub auf seine neuen Ombras zu kriegen, dein Freund, der sagt: — Na, bist du also gekommen ... Aber da ist auch schon der *matatu* in einer großen Rauchwolke aus Diesel, sämtliche Scheinwerfer, Spotlights und Lichterchen strahlen, und da ist der Schaffner, genau wie sie ihn beschrieben haben, der mit seinem *rungu* auf dieses Stück verbeulten, polierten Metalls neben der Tür hämmert und die Namen all der Anlegestellen bis zur Atomic Avenue ausruft.

Als du dich auf den *matatu* schwingst, siehst du sie kurz in der Ferne, verschwommen und undeutlich im Township-Smog; die Lichter der Türme, den heißen Neonschimmer der Atomic Avenue.

Und was gibt's da, auf dieser Atomic Avenue? — Was es da gibt, mein Freund? Es gibt da Kinos. *Kinos*. Nicht ein Bettlaken, eine lärmende Super-Acht und ein Paar Bierkästen hinter dem Langie-Superhotel, *Kinos*, große stromlinienförmige Flaggschiffe der Einbildungskraft, die den Himmel mit Suchscheinwerfern durchstreifen, mit Bediensteten bemannt, reichhaltiger dekoriert, als jeder Flottenadmiral es je war. Es gibt da Bars, Bars, von denen du bis jetzt nur geträumt hast, alles verchromte Röhren und knietiefe Schmiegekissen und pinkfarbenes Licht; und die Barmixer! vergiß Black Betty, die mit den Zähnen Flaschen von Tusker und White Cap aufmacht; dies ist Tanzen, nicht Barmixen, schau, wie sie springen und swingen und hopsen und jonglieren, schau, wie sie ihre Shaker aufschrauben und Cocktails ausschenken, auf die du nie gekommen wärst, mehr Cocktails, als es Heilige im Himmel oder Sterne am Firmament gibt. Es gibt da Musik. Die ganze Nacht. Jede Nacht. Von jeder Art, die dir gefällt, so laut, wie's dir gefällt. In einem Block hörst du jede Art von Musik, die man hören kann, du kannst beboppen, bis du umfällst, und es wird dich wieder auf die Beine reißen. Es gibt da Clubs, weißt du, *Clubs* mit Mädchen, die schütteln sie direkt vor deinem Gesicht, als wollten sie sagen: — Du willst welche? Du kannst welche haben, du kannst sie kriegen ... Es gibt da Restaurants. Es

gibt Läden. Es gibt Arkaden und Malls und Galerien. Es gibt Badehäuser Hurenhäuser Sushi-Häuser; Singles-Bars, Saunen und Flüsterkneipen; es gibt Tanzhallen Diskotheken und Sadomaso-Läden, es gibt Stripshows Sideshows Freakshows Peepshows, Casinos und Spielhöllen und Arkaden mit einarmigen Banditen; es gibt Sexläden Friseurläden Tätowiersalons und Plattenläden; die Straßen sind mit Plastikgeld gepflastert, ein Fluß aus Alkohol fließt mitten hinunter, und du brauchst nur tief einzuatmen und du bist high; es ist hell es ist strahlend, es ist unverfroren, lästerlich und wunderschön, es ist die Atomic Avenue, mein Freund; und Peng! Peng! Peng! schlägt der Schaffner mit seinem *rungu* auf das nackte Metall neben der Tür und ruft: — Atomic Avenue! Auf die Beine, Jungs! Atomic Avenue!

Da bist du also, stehst dort mit deinen Zeebocks auf der warmen Teerdecke an der *matatu*-Anlegestelle, und ein Freund sagt: — He, laßt uns mal ’nen Blick in die Video-Arkaden werfen, und ein anderer sagt: — Ne, laßt uns die Bars auschecken, und ein anderer sagt: — Ich will ’n bißchen Musik hören gehen, ’n bißchen gutes D. K. Hy-Life, und wieder ein anderer, der sagt: — Ne, ich will in ’nen Club gehen, wißt ihr? Und er macht kleine fickificki-Gesten mit seinen Fingern, und alle zerren sie an dir wie der Vogel in der Geschichte, der hundert Jahre lang dasaß und dann in alle Richtungen auf einmal davonflog, aber dein Freund, der sagt: — He, Mann, ho, Mann, wir wollen nicht rasten, wir brauchen nicht hasten, wir haben die ganze Nacht. Keiner geht irgendwohin. Dies ist für meinen Freund hier das erstemal auf der Atomic Avenue; wenn er sich umschauen will, dann soll er sich umschauen.

Man kann das Landvolk, das neu am Langie-Busbahnhof eintrifft, immer gleich erkennen; es sind die, die im Unterstand herumsitzen und darauf warten, daß ihre Seelen zu ihnen aufholen. In Licht und Bewegung getaucht, Musik und Stimmen, dröhnende Motoren und den Geruch von Diesel und Bier, Patchuli und ranziges Bratenfett, das Neon heiß auf deinem Gesicht wie ein langer Sonntagnachmittag, ist es, als würde ein Teil von dir noch von einem Pfahl hängen wie ein Geisterschreck in Mama N’Gees Shamba. Du willst nicht hier sein, es ist zuviel, zuviel Lärm, zuviel Bewegung, zuviel Licht. Licht! Es ist, als würdest du in dem Licht ertrinken, das von den flackernden Reihen der märchenhaften Lichter ausgeht, die in den staubigen Mandelbäumen aufgehängt sind, von den planen Kreisen der Straßenbeleuchtung, von den tausendundeins Kreaturen

des Neon-Bestiarums, den Sternkreiszeichen und den springenden Cowboys und lächelnden Geishas und den zündenden Raketen und hochgeworfenen Beinen und den sich drehenden Galaxien; von den rufenden, fluoreszierenden Salsa-Stimmen! Cuba Libre! El Camino Real! Stardust! Mercury! Pilate's Palace!; von den Anzeigen für Cola und Bier, Kameras und Kondome, Computer und Sonys, Platten und Fast Food; von den holographischen Gespenstern der Tokyo Joes, Diamond Lills und Cracklin' Rosies, die sich vor der Atomic Avenue tief verbeugen. Du hebst deinen Blick, zum Himmel, in die Nacht, aber alles, was du siehst, ist Stockwerk über Stockwerk über Stockwerk aus Lichtern, die in dem Bemühen, lauter! greller! zu sein als ihre Rivalen, übereinanderpurzeln, bis sie im Licht der Millionen Fenster, Fahrstühle und Glasterrassen der Türme verschwimmen, ein großer Bau zu Babel, der deinen Blick hinauflenkt, hinauf durch flammende Reihen, Ebenen und Terrassen, durch die blinkenden Leuchtsignale für den Flugverkehr und die wandernden Lichter der kilometerlangen Luftschiffe, die an ihren spinnwebartigen Landestegarmen vertäut daliegen, und die goldenen Phönixe und Adler und Götter, die mit ihren Spitzen bis zu jenem Ort hinaufreichen, wo die Lichter der Türme zu den Sternen von Gottes Himmels werden.

Und da siehst du sie, dunkel vor den Sternen; deine Seele, wie sie dich in der nie endenden Bewegung des Menschenschwarmes jagt. Du rufst sie, und sie kommt aus der Nacht zu dir. Du atmest sie mit dem Moschus und dem Diesel der Nacht ein, und du bist wieder eins, du bist an deinem Ort und in deiner Zeit angekommen. Du sagst: — Yeah! Gehen wir, wir haben die ganze Nacht! Haran der Bierbrauer macht eine Runde mit seinen Zähnen auf, und Beni die Beatbox versieht dich mit einer Klangblase, und deine Zeebocks fühlen sich verdammt richtig an, verdammt stramm heut nacht heut nacht heut nacht auf dem Pflaster der Atomic Avenue. Deine Befürchtungen sind vergessen. Du gehörst hierher. Du bist für das Neon und das Laserlicht, den Baß und den Back-Beat geschaffen, du und deine Freunde und all die anderen. Brüder der Nacht, die die Atomic Avenue runterrocken. Ihr drängt euch Schulter an Schulter und deutet in Fensterläden auf Hakudachi-Neuroneninterfacer und Sony-Hinon-Teleschirme und Bayer-Mohne-Polychrom-Irisblenden. Ihr stützt euch gegen die ölige Seite eines verschlafenen Busses und sauft Black Bettys *pombé* und lacht und knufft einander. Ihr kauft euch Hühnchenteile und einen über Holzkohle gerösteten Maiskolben von einem Händler auf der

Straße, ihr kauft Billig-Ohrringe und T-Shirts mit Popstars vorne drauf und Jacken mit Popstars hinten drauf bei einem Stand an der Straßenecke. Ihr geht nicht in die Kinos oder Restaurants oder folgt den Noten zweier Gitarren in eine tAnz-Fabrik. Keiner der Brüder, die ihr trefft und mit offenen Händen grüßt und die schwer drauf sind, tut das. Sie können sich diese Vergnügungen nicht leisten. Das sind die Vergnügungen der Reichen.

Die Reichen. Du preßt Gesicht und Hände gegen das Barfenster, um diese legendären Wesen besser zu sehen. Du kennst sie aus dem Fernsehen; es läßt nie eine Gelegenheit aus, dir all das zu zeigen, was ihr Geld tun kann.

Sie können fliegen. Die Kameras zeigen dir die entsetzlichen Abgründe zwischen den Türmen, mit Silberballons und Gleitern und Raketentornistern gefüllt, von denen jeder einen verrückten, wagemutigen Aeronauten trägt.

Sie sind wunderschön. Sie haben perfekte Leiber, perfekte Muskeln, sie haben perfekte Zähne perfektes Haar perfekte Augen perfekte Gesichter perfektes Aussehen. Perfekt ist einfach, wunderschön ist billig. Wenn sie es überdrüssig sind, wunderschön zu sein, können sie bizarr wählen; bizarr ist nicht schwieriger als wunderschön; sich einen Arm wachsen lassen, einen zweiten Kopf, zur Bestie werden, zum Dämon, zum dunklen Engel. Sie können das Geschlecht wechseln, wie du die Batterien in einer Beatbox wechselst.

Wenn sie des Turmes überdrüssig sind, gehen sie in die Antarktis skifahren. Sie gehen am Great Barrier-Riff tauchen. Sie verbringen ihr Wochenende auf dem Mond, ihre Flitterwochen auf dem Mars. Wenn sie dessen überdrüssig sind, können sie einfach ihre Augen schließen und alles überall in oder außerhalb der Welt sein, alles in Gedankenschnelle durch die Computeranschlüsse in ihren Gehirnen. Und wenn sie dessen überdrüssig sind, haben sie High-Fashion-Drogen, die für ihre individuellen Persönlichkeiten maßgeschneidert sind und die sie zu Orten katapultieren, von denen sich keiner je hätte träumen lassen, daß es sie geben könnte. Ohne den Morgen danach, mein Freund, ohne schlechten Trip, ohne Suchtbildung, ohne zufällige Überdosis.

Wenn sie noch ganz jung sind, werden sie von Computerschutzengeln wie schwebenden Silberblasen überwacht, die ihnen jede Laune und jeden Wunsch erfüllen. Wenn sie alt werden, ziehen sie sich in Orbital-Kurorte und -Sommerfrischen zurück. Kein Tod für die Reichen, nur ein langsames,

subtiles Eintauchen durch ihre implantierten Computeranschlüsse in einen synthetischen Televisionshimmel. Oder, wenn sie des Himmels überdrüssig sind, in die Hölle. Aber nur für so lange, wie es sie amüsiert.

Du beobachtest sie durch das Fenster; sie reden und lachen und werfen den Kopf zurück und berühren alles zart, sanft. Du willst, daß sie dich sehen, du willst, daß sie deine Existenz anerkennen, aber sie sind zu sehr in ihr Reden und Lachen und Berühren versunken, um einen Jungen aus Langie am Fenster zu bemerken. Da ist ein Mädchen, dort, die, die ihr Cocktailglas am Stiel zwirbelt, die rasch ihren Kopf senkt, unter ihren Augenwimpern und herabwallendem goldenen Haar hervorblickt. Sie zieht deinen Blick auf sich, sie wird dich nicht loslassen. Sie fasziniert dich. Mehr als alle anderen ist sie es, von der du bemerkt werden willst. Du stehst und stehst und stehst, beobachtest. Die Klänge und Lichter und Gerüche der Atomic Avenue drängen sich an dir vorbei, aber du weißt nicht einmal, daß sie da sind. Warum schaut sie nicht auf? Was ist an ihrem Reden und Lachen und zarten Berühren, daß sie auch nicht für einen Moment ihren Blick davon wenden kann?

Etwas zupft am Ärmel deiner Olympias.

— He, willst du die ganze *Nacht* da rumstehen, mein Freund?

— Verschwinde!

— He, wir gehen runter zum Mitternachtskarneval; machen die Fahrten, den loupe-de-loupe (zupf zupf), die Todesmauer (zupf zupf), den Zyklon (zupf), den Ramba-Zamba, komm schon, Mann, *vergeude* nicht deine Zeit!

Du schüttelst ihn ab, wie du es mit einem Moskito oder einer Mistfliege tun würdest, und das Huschen dieser Bewegung lenkt ihren Blick ab vom Reden und Lachen und zarten Berühren. Sie schaut auf, und eure Blicke treffen sich.

Sie lächelt.

Du lächelst zurück.

— Kommste?

Die Taschen voller Flaschen, die Daumen in elastischen Hosenbünden; alles Hüften und Schatten.

— Ich will nicht gehen.

— He, komm schon, mein Freund, wir geh'n alle zusammen...

— Geht nur. Ich treff’ euch später.

— Oh, *komm* schon, Mann...

— Geht! Verschwindet hier! Laßt mich in Ruhe!

Murmeln Grummeln, Brummen: *Na ja, wenn er nicht mit will, mit ihm werd' ich nicht meine Zeit vergeuden, gehen wir, kommt, gehen wir...*

Allein mit ihr ... Sie ist nicht mehr da. Die Stühle an der Bar sind mit anderem Reden und Lachen und Berühren erfüllt: Wo ist sie, wo ist sie? Du eilst von Fenster zu Fenster, dampfende Handabdrücke auf dem Glas, wo ist sie wo ist sie wo ist sie? Da, du siehst sie, wie sie sich die Jacke anzieht, auf die Atomic Avenue hinaustritt mit ihren Freunden überall um sie rum. Es ist, als hätte sie dich nie gesehen, und dein Herz ist wie Schlacke, wie Backstein. Dann wirft sie einen Blick über ihre Schulter und sieht dich an, wie du in deinen geschmeidigen schwarz-goldenen Olympias und Zeebocks neben den Chrom-Glas-Türen stehst, und ihre Lippen formen die Worte: *Komm her!* Du befolgst sie, preßt, drückst, schiebst: — Entschuldigen Sie, Sir, entschuldigen Sie, Madam, entschuldigen Sie. — *He, was meinst du wohl, wohin du gehst, Junge, he, paß auf, paß auf, was du tust, he, du bist mir auf den Zeh gestiegen, auf meine neuen Golems, die ich grad heute erst bekommen hab', nun sieh dir an, was du gemacht hast* ... wo ist sie wo ist sie; da ist sie, schlängelt sich zwischen den Bussen und Pedicabs und Motor-Rikschas hindurch, und nur um sicherzugehen, daß du *herkommst*, dieser goldene flüchtige Blick über die Schulter, nur um sicherzugehen, daß du da bist.

Du bist da.

Schrille Pfiffe, beifälliges Pfeifen, gerufene Kommentare, Angebote. Sie gibt sie mit Zins und Zinseszins zurück. Die langen faulen Jungs lachen; sie streckt ihnen die Zunge heraus, aber ihr Blick ist auf dich gerichtet. Weiter, durch die Nacht, durch den Glanz und den Trubel und das brüllend heiße heiße Neon, durch die Gerüche von geröstetem Mais und Holzkohlerauch und Schweiß und verschüttetem Bier und Parfüm, und du denkst, *sie scheint mir nicht so weit voraus zu sein, wie ich dachte, komme ich näher, ja, ich komme näher, sie erlaubt es mir, aufzuholen* näher, du kommst näher, bis du unter den kaskadenartigen Neonlichtern des Stardust Ballrooms an ihrer Seite bist, und sie lächelt dich an, und ihre Freunde schmelzen alle davon, verschluckt von der Nacht. Sie blickt dir in die Augen und berührt deine Wangen mit ihren Fingern. Diese Finger; sie rauben dir den Atem, du hast noch nie so etwas wie diese Finger gefühlt, wie die Finger eines Engels unten auf dem Nachtstrich an der Atomic Avenue, der nach den Seelen der Verlorenen Ausschau hält. Wie du. Mit einer Berührung wird deine Seele

sich überschlagend zwischen die Fluoreszenzen und Blitzlichter und Reklamen hinaufgeschickt; verloren und herumwirbelnd.

Sie weist mit ihren Augen auf eine Gasse hin, die von der Atomic Avenue abgeht, ein dunkler Spalt in den Schluchtwänden aus Licht. Und da bist du, mit ihr, zwischen den Plastikmüllsäcken und den abgenagten Maiskolben und den Bierflaschen und den Kondomen. Mit. Ihr. Im tiefen, heißen Dunkel. Sie nimmt dein Gesicht in ihre Hände, und du fühlst dich, als würdest du sterben; sie schaut hoch in deine Augen, und mehr als alles andere mußt du dich darin verlieren. Du hebst die Hand, um sie zu berühren, ihr Mund ist offen, deine Lippen reif, bereit, begierig. Du beugst dich herab, um ihren Lippen zu begegnen.

Und eine Faust packt den Kragen deiner Olympias, und das nächste, was du weißt, ist, daß du unten auf dem fleckigen Beton zwischen den Flaschen und den Maiskolben liegst. Silber im tiefen, heißen Dunkel; ein Schwert, vor deine Augen gehalten wie das göttliche Gericht. Und eine Stimme: — Du läßt sie in Ruhe! Du rührst sie nicht an, du kommst ihr nicht nahe! Seine Stimme: dein Freund. Und das Messer: Miguels. Dicht gedrängt stehen sie über dir im Dunkel der Gasse, Beni und Haran und Miguel und Sonny-Adé und er, der, der dich überhaupt erst hierherbrachte.

— Mach schon, verschwinde von hier! schnauzt er das Mädchen an, und sie blickt sie an, als wären sie Scheiße auf ihren Schuhen, als wären sie Krebs. Ohne auch nur zurückzuschauen, geht sie aus der Gasse hinaus ins Licht der Atomic Avenue. Dein Freund beugt sich vor, ganz dicht, Gesicht an Gesicht, Auge in Auge. Sein Atem riecht nach Zwiebeln und *pombé*.

— Wir kamen zurück, um nach dir zu sehen, mein Freund, dachten, daß du womöglich ‘nen Narren aus dir machen würdest, und weißt du was? Eines Tages wirst du froh sein, daß wir’s getan haben. Du mußt eins lernen, wenn du je wieder hierher zurückkommen willst. Mit ihrem Typ macht man nicht ficki-ficki. Mit ihnen geht man nicht, sie berührt man nicht. Man sieht sie nicht mal an. Hast du kapiert?

Du hast kapiert.

Und nun wird der Himmel hinter den Türmen heller, die mythologischen Götter und Tiere auf den obersten Spitzen erstrahlen, die schwebenden Zylinder der Luftschiffe sind zu Gold verwandelt. Die Lichter und Laser der Atomic Avenue wirken blaß und trüb und müde. Sechs Uhr früh: Die ersten *matatus* sind in großem Bogen von Orten wie Gillaroo und Harnsworth und

Mount Oriel zu ihren Anlegestellen gekommen und haben festgemacht, leer, alle leer. Niemand kommt jetzt noch zur Atomic Avenue, die *matatus* sind hier, um Nachtschwärmer aus ihren Türöffnungen, Gossen und Busunterständen zu ihren Jacaranda Hills, Rugares, Mauritzburgs und Langies zu bringen. Kein Lärm und Leben und Lachen in den Morgenbussen, der einzige Laut ist der Fahrer, der zum Radio mitsingt.

Die Kästen sind leer, die Batterien auch, selbst die ordentlichsten, neuesten Sub-Ones sehen ein wenig schmuddelig, staubig und matt aus. Dein Kopf schlägt gegen die Metallstangen, die die Busgesellschaft dort eingesetzt hat, wo das Glas herausgefallen ist. Du blickst auf die Klinkerblockhäuser und die drahtumzäunten Grundstücke und den zerfetzten Mais in den Shambas. Du blickst auf den Rauch von zehntausend Feuern, wo zehntausend Töpfe mit *ugali* eindicken, auf die Hühner und die klapperdürren Hunde, auf die Leute, die ihre Stände, ihre Buden, ihre kleinen Läden aufbauen, Frauen, die mit Krügen zur Pumpe gehen, Kinder, die barfuß mit ihren vom Halteriemen baumelnden Büchern zur Schule rennen. Du glaubst zu verstehen.

Es ist alles eine Lüge. Atomic Avenue; der Ort, wo Horizontal und Vertikal sich treffen, wo Reich und Arm unter schwitzenden Lichtern als Gleiche miteinander Umgang haben. Es ist eine Lüge; es gibt keine Gleichheit; die Reichen sind immer die Reichen, die Armen die Armen; Türme wachsen in die Höhe, Stadtgebiete in die Breite. Aber es ist wichtig, daß sich die Leute hier treffen. Für die Reichen, für sie ist es wichtig, von ihren Türmen herunterzukommen und den Unterschied zwischen ihnen selbst und den Langie-Jungs und den Gillaroo-Mädchen zu sehen. Und für die Langie-Jungs und Gillaroo-Mädchen ist es wichtig, daß an einem bestimmten Ort zu einer bestimmten Zeit die Armen den Reichen gleich sind, daß es die Idee der Gleichheit gibt. Daher glauben die, die Nacht für Nacht die Atomic Avenue runterrocken, sie seien gleich, weil sie glauben wollen, daß sie gleich sind, obwohl es nichts als eine Illusion ist. Daher darf nichts erlaubt werden, das diese Illusion bedroht. Wie die Geschenke in den Katalogläden kann man anschauen, aber nicht berühren. Wie ein Kind mit einer Seifenblasenpfeife aus Ton, eine Berührung, und die Blase zerplatzt, wie wenn man aus dem Fernsehen stehlen wollte; eine Berührung, und die Illusion der Wirklichkeit verschwindet.

Wenn du sie berührt hättest, wenn eure Lippen sich begegnet wären, hätte sich alles als Illusion erwiesen. Du hättest gewußt, daß du für sie nichts als

ein Spiegel warst, in dem sie ihre Verschiedenheit von dir bewundern konnte. Sie bewahrten dich davor, deine Freunde. Du hattest sie gehaßt, vorhin, aber sie waren gute Freunde gewesen, wahre Freunde. Du weißt, daß sie taten, was sie taten, weil jeder von ihnen zu einer bestimmten Zeit die gleiche Wahl hatte treffen müssen, zwischen einer zermalmenden Realität und einer wunderschönen Lüge.

Als der Bus knirschend den Bougainvillea Highway hinauffährt, weißt du, daß sie's heut nacht wieder tun werden, Beni die Beatbox und Haran mit einem neuen Kasten, den er aus Black Bettys Lagerräumen geklaut hat, Sonny-Ade mit seinen gewaschenen und gebügelten Sub-Ones, Miguel, der an der *matatu*-Anlegestelle sein Messer in den öligen roten Dreck wirft, und du weißt, daß er an dein Fenster kommen wird, um zu rufen: — Heut nacht, mein Freund, heut nacht, streifst du deine Olympias über und zwängst dich in deine Zeebocks und schiebst dir deine Sonnenbrille die Nase rauf und rockst mit uns zur Atomic Avenue runter? Heut nacht, mein Freund, heut nacht wirst du zu Hause bleiben und dir mit Ma und Grandma und Klein-Juancita die Soaps anschauen. O nein, lieber Freund, heut nacht heut nacht heut nacht wirst du auf ein Spiel *fili* und ein Glas Bier zur Pinte rübergehen, heut nacht heut nacht heut nacht gibst du Aoki vielleicht sogar den Stoff im Tausch gegen eine Schüssel Bohnen und Zwiebeln und einfachen Alk. Und heut nacht heut nacht heut nacht, wenn du in deinem Bett liegst, weißt du, wirst du nicht schlafen, nein, du wirst nicht schlafen, du wirst nach dem Dröhnen der Dieselmotoren und dem Blöken der Hupen und der Stimme des Schaffners lauschen, der mit seinem *rungu* gegen das nackte Metall an der Tür schlägt und ausruft: — Langie! Woolmagong! Freetown! Rugare! Jacaranda Hills! Atomic AveNEWWWW!

Originaltitel: ›Atomic Avenue‹
Copyright © 1989 by Ian McDonald
(Manuskript, Originalausgabe);
mit freundlicher Genehmigung des Autors
und der Agentur Luserke, Friolzheim
Copyright © 1990 der deutschen Übersetzung
by Wilhelm Heyne Verlag, München
Aus dem Englischen übersetzt von Michael Nagula

Der Geist der Nacht

Wir sanken aus hellem Sonnenschein in grauen Nebel und rauhe Luft hinunter. Zwei Reihen vor uns erzählte eine Frau, daß EuroWetter einen schönen Maitag für Paris vorhersagte. Carol drückte heftig meinen Arm.

»Morgen sind wir da«, sagte ich.

Carol drehte sich lächelnd zu mir. Das grelle Licht in der Maschine zeigte Falten in ihrem Gesicht und graue Strähnen in ihren Haaren, aber obwohl sie schon vierzig war und wir seit zehn Jahren eng zusammenlebten, funkte es zwischen uns immer noch wie zwischen Stahl und Feuerstein. Ich beugte mich hinüber und küßte sie direkt unter ihrem Unterkiefer auf den Hals.

Das Flugzeug schwenkte zur Seite. Wir brachen durch tiefhängende Wolken und erhaschten einen kurzen Blick auf die grüne Landschaft von Virginia, bevor wir leicht auf nassem Asphalt aufsetzten.

Eins der mutierten Reptilien von Flughafenbussen rollte zu uns heraus und tastete dann mit blinden Fühlern nach der Seite der Maschine. Fünf Minuten später begaben wir uns alle im Gänsemarsch an Bord, und es fuhr uns durch einen grauen Schreckenstraum. Die Servicefahrzeuge hätten eigentlich von Trollen und Zwergen gesteuert werden müssen, die uns mit phosphoreszierenden Zauberstäben einwinkten. Statt dessen waren es orangerot gekleidete Arbeiter mit gelben Ohrenschützern, und vor uns, halb im Nebel versteckt, lag die düstere Geometrie des Saarinen-Terminals.

Ich hatte den Sicherheitsgurt angelegt und las, während Carol mit dem gemieteten Buick wie mit einem Porsche quer über alle drei Spuren des Beltway schnitt und ihn in eine Lücke quetschte, wo eigentlich gar keine zu sein schien.

Charley Kelleys kurze Zusammenfassung der Vorgeschichte unseres Klienten sagte mir in Wirklichkeit nicht viel mehr als das, was Charley mir schon am Telefon erzählt hatte. Moshe Bergman war bei BioTron, einem unserer größten multinationalen Konzerne, in einer Art High-Tech-Verstimmung ausgestiegen, nachdem man seine Arbeit über Biocomputer erst mißachtet und dann verspottet hatte — es war sogar davon die Rede gewesen, er hätte entscheidende Experimente frisiert. Jetzt suchte der

zornige Dr. Bergman nach Investitionskapital, um sein Verfahren weiterzuentwickeln, in dem alle möglichen unheimlichen und profitablen Potentiale steckten: Augen für die Blinden, Gehirnimplantate, künstliche Intelligenz.

Hier kam Econtel Inc. — Carol und ich — ins Spiel. Auf einen Tip von Charley Kelley hin, der durch einen Freund bei BioTron von Bergman gehört hatte, hatten wir mit Bergman Kontakt aufgenommen und waren bereit, ihm ein Investitionspaket anzubieten. Unser Anteil würde bei fünf bis zehn Prozent liegen, je nach dem Ausmaß unserer Beteiligung.

Wir hatten unseren Urlaub in Paris um vierundzwanzig Stunden verschoben, um dieses kleine Geschäft unter Dach und Fach zu bringen. Dann hatten wir Reservierungen für die Air France SST und planten, mit einem gemieteten BMW Elektro durch Bordeaux zu fahren.

»Du wirst es nicht glauben«, sagte ich. Carol war gerade dabei, einen Burschen in einem kastanienbraunen Saab direkt neben uns abzudrängen, der an der Key Bridge abfahren wollte. »Charley zufolge hat Bergman einen Leibwächter engagiert.«

»Wozu denn bloß?«

»Er glaubt, BioTron ist hinter ihm her.«

»Na klar — die setzen bestimmt telepathische Hunde ein, um ihm seine wertvollen Verfahren zu klauen. Himmel, ich hoffe, der Kerl ist nicht so ’n verrückter Wissenschaftler.«

»Kelley sagt, er ist bloß ’n bißchen exzentrisch. Jedenfalls hat Charley für uns ein Treffen mit dem Leibwächter organisiert. Der wird uns alle Fragen beantworten. ’n ehemaliger CIA-Mann, sagt Charley. Könnte interessant sein.«

»Du kannst ja mit dem Cowboy reden. Ich werd ’n bißchen Schlaf nachholen.«

Wir checkten im neuen Hyatt in Alexandria ein, nahe beim National Airport und dem Shuttle zum Kennedy Airport, wo wir den SST nehmen würden. In dem Zimmer gab es pinkfarbene Leinenwände, an denen bunte Drucke von Matisse hingen, eine Frisierkommode, einen Schreibtisch, einen Tisch, Stühle und ein Kastenbett, alles aus Teak und im skandinavischen Stil. Ich ließ Carol unter der Dusche zurück.

Da ich nicht gern Auto fahre, nahm ich die Metro nach Silver Spring, wo ich Bergmans Leibwächter treffen sollte, einen Mann namens Oakley. Er

und Bergman wohnten in einem Logierhaus ganz in der Nähe.

Wir trafen uns im Chesapeake Bay Crab Bucket, einem Laden mit gelben Resopaltischen und fleckigen Spiegeln direkt an der Metrostation Georgia Street. Man verzichtete wohl besser darauf, einen allzu genauen Blick in die Küche zu werfen, aber die Krabbenpasteten waren in Ordnung, und das Rolling Rock-Bier auch.

Oakley schien zu etwa neunundneunzig Prozent aus reinem Neurotoxin zu bestehen. Wir saßen kaum, da zeigte er mir schon angelegentlich seine Waffe, einen 357er Colt ›Hot Sight‹, wie er mir erzählte. »Gut für so ’ne Arbeit«, sagte er und schlug seine Jacke auf, um mich den verdickten Griff des Colts sehen zu lassen.

Er war etwa Mitte Fünfzig, ein großer Mann mit rauher Haut, dicken Handgelenken und pechschwarzen Haaren, garantiert aus der Flasche. Er sagte, er hätte sich vor zwei Jahren aus »der Firma« zurückgezogen, würde für sie jedoch in einem Zwinger in Falls Church immer noch Hunde auf den Mann dressieren. »Diese Viecher müssen brutal sein«, sagte er. »Also machst du sie wild, Mann, und dann tust du ihnen weh. Hebst so ’n Mistvieh hoch über den Kopf und knallst es auf den Boden. Aber mit Karacho, so daß der Köter keine Luft mehr kriegt. Das machst du ’n paarmal, dann weiß er, wer das Sagen hat. Dann tut er alles für dich. Und die machen gute Arbeit, Mann.« Er saugte an einer Winston und sah mich mit aufmerksamen schwarzen Augen an. »Wenn Ramos mir erlaubt hätte, die Hunde in den Speisesaal mitzunehmen, wie ich’s wollte, wären die nie an ihn rangekommen.«

Ich unterbrach seine liebevollen Erinnerungen an seine Jahre bei Alejandro Ramos. Weder hatte ich Lust, seine Horrorstories voller Bewunderung über mich ergehen zu lassen, noch verspürte ich besonderes Interesse an seinen Anekdoten aus der Firma. Ich wollte etwas über Bergman erfahren. »Was ist hier los, Oakley?« fragte ich. »Ist Bergman in irgendeine blödsinnige Industriespionagegeschichte verwickelt?«

»Keine Ahnung, Mann. Der Kerl ist ’n Schißhase, und als ich ihn kennenlernte, hatte er die Hosen voll. Also dachte ich mir, ich könnte auf die schnelle ’n bißchen Kohle machen, wenn ich mich ‘ne Weile an ihn ranhänge. Aber so lief es nicht. Seine Wohnung in Rockville war von oben bis unten verwanzt. Also hab ich seinen Arsch da rausgeschafft.«

Ich legte etwas Bargeld auf den Tisch und sagte: »Wir sind nur Geschäftsleute, wissen Sie. Wir versuchen ein bißchen Kohle zu machen...

betrachten Sie uns als Lotsenfische, die hier zusammen mit den großen Konzernhaien im Wasser rumschwimmen. Mit denen legen wir uns nicht an, auf gar keinen Fall.«

»Hören Sie, ich will mich da gar nicht reinhängen, aber seit ich ihn woandershin verfrachtet habe, ist nichts mehr passiert. *Perfectamente nada*. Also hab ich wohl bloß 'n paar alte Wanzen aufgescheucht. BioTron überwacht seine hochrangigen Angestellten bestimmt routinemäßig. Ich glaub ehrlich nicht, daß hier irgendwas los ist, Mann.«

»Okay, wir probieren's mal ganz vorsichtig. Aber wenn Sie irgendwas anderes rausfinden — wie zum Beispiel, daß da irgendwas Komisches läuft —, dann kommen Sie zu mir und sagen's mir, und *ich* bezahle Ihr Honorar. Meine Frau und ich, wir stehen einfach nicht auf Killerhunde im Speisesaal, verstehen Sie, was ich meine?«

»Klar, Mann, ich laß Sie's wissen. Aber ich glaub nicht, daß Sie sich Sorgen zu machen brauchen. Ich hab's mit allen Tricks versucht, nur um was zu tun zu haben, und da ist niemand. Glauben Sie's mir ...«

Carol schlief, als ich ins Zimmer zurückkam. Ich duschte und kroch neben ihr ins Bett. Im Dämmerlicht, das durch die zugezogenen Vorhänge fiel, schmiegte ich mich an ihren Rücken. »Mmm«, machte sie und drückte sich an mich. »Was hast du rausgekriegt?« fragte sie.

Sie war jetzt wach, also besprachen wir Bergmans Probleme. Wir waren einer Meinung: Wir mußten die Sache Knall auf Fall durchziehen, damit möglichst noch heute nacht überall bekannt wurde, daß wir unser Paket draußen hatten. Normalerweise wären wir zumindest ein paar Tage mit einem Klienten in den Clinch gegangen und hätten die wahrscheinlichsten Investoren kontaktiert, aber diesmal nicht. »Ich mach den Prospekt fertig«, sagte sie.

Sie setzte sich an den runden Teakholztisch. Ihr Gesicht leuchtete hell vor dem grauen Himmel, und das pfirsichfarbene Nachthemd erstrahlte unter einem herabhängenden Chromzylinder. Während ich mich zu einem Nickerchen zusammenrollte, arbeitete sie an unserem aufgemotzten Computer, einem SenTrax Optix, und gab Bergmans Paket den letzten Schliff.

Eine Weile später kroch sie zu mir ins Bett.

Wir standen beide am Anfang des letzten Semesters unseres Aufbaustudiums an der Universität von Kalifornien in Los Angeles, als wir

uns kennenlernten. Sie machte ihren Magister der Betriebsverwaltung, und ich holte mir endlich den Magister der Naturwissenschaften in Telekommunikation, womit ich fünf Jahre zuvor angefangen hatte. Jeder von uns war während des Studiums schon mal verheiratet gewesen, und es war bei uns beiden schiefgegangen. Keine Kinder.

Wir erzählten uns diese und viele andere Dinge bei einer Party in Santa Monica, wo wir uns kennenlernten. Zu dieser Zeit stand sie auf schwarze Futteralkleider und knallrote Fingernägel, fünf Zentimeter lange Plastikkrallen, mit denen sie beim Reden Löcher in die Luft schnitt. Simpel, gewöhnlich und fetischistisch — trotzdem drückte sie bei mir alle Knöpfe gleichzeitig. Mir zitterten die Knie, wenn sie sich näher zu mir beugte.

Wir redeten den ganzen Frühling über. Wir gingen zwischen den säuberlich gestutzten grünen Rasenflächen und den bunten Blumen von Westwood spazieren, wo japanische Gärtner mit Engelsfingern die Grundstücke der Mittelklasse pflegten. Unsere vorherigen Pläne — Data General bei mir, Bank of America bei Carol — schrumpften zu nichts zusammen.

Datenbanken, Genmanipulation nach Maß, das japanische Raumfahrtprogramm, optische Computer, Wettersatelliten, die Rohstoffmärkte — über solche Themen sprachen wir, und Carol zeichnete mit roten Fingernägeln eine denkbare Welt in die Luft.

Als wir unsere Diplome in der Tasche hatten, besorgten wir uns eine Wohnung im Fairfax District, mitten zwischen den Feinkostläden, den koscheren Lebensmittelgeschäften und den Zeitungen in hebräischer Sprache. Wir starteten Econtel Inc. in unserem Wohnzimmer und führten es die nächsten paar Jahre von dort aus — wir ritten auf der Dritten Welle[1], könnte man sagen, mit einem Publikum aus bärtigen hasidischen Juden.

Später zogen wir nach Berkeley und kauften uns ein zweistöckiges schindelgedecktes Sandsteinhaus, dessen Preis all meine Vorstellungen sprengte, was ich für ein Haus oder sonst etwas bezahlen wollte.

Ich fühlte, wie ihr Nachthemd zwischen uns wegrutschte, als sie es über den Kopf zog, und dann war da die vertraute heiße, leichte Berührung ihrer Brüste an meiner Haut.

Gegen zehn tauchte Oakley mit Bergman auf, der sich als hochgewachsener, dürrer Bursche in einem billigen Anzug und mit jenem

näselnden New Yorker Akzent erwies, der einem durch Mark und Bein geht.

Er schien mit dem Geschäft, das wir ihm vorschlugen, zufrieden zu sein. Ein fettes Budget, mit dem er sein Labor ein Jahr lang betreiben konnte, wenn nötig — »Bis dahin hat er's entweder geknackt, oder er ist im Arsch«, hatte Charley gesagt. Neunundvierzig Prozent der Patenteinnahmen für seinen Geldgeber, fünfundvierzig für ihn, fünf für Econtel, eins für Kelley.

Ein bißchen Geplauder, dann kamen die Unterschriften und Daumenabdrücke aller Beteiligten auf die Verträge. Ich schaltete den SenTrax ein und begann mit der Eingabe ins BIONET, den Nachrichtendienst, an den jeder angeschlossen war, der sich für kommerzielle Biowissenschaft interessierte. Potentielle Investoren waren vielleicht nicht darunter, aber ihre Kundschafter. Eine kurze Beschreibung des Verfahrens, Computerprojektionen für die Laborarbeit, Verweise auf die Aktien des NIH und des Patentamts — alles wurde zur Verfügung gestellt, zusammen mit einem knappen Überblick über die erforderlichen Geldmittel.

Die nächsten paar Stunden sind in mein Gedächtnis eingebrannt — wir vier in jener strahlenden Champagnerlaune, die entsteht, wenn man ein Projekt übers Netzwerk verbreitet, ungeachtet der Tatsache, daß wir wahrscheinlich wochenlang nichts hören würden. Bergman machte Carol, die nur aus dunkelblauer Seide und französischem Parfüm bestand, unbeholfen den Hof, und selbst Oakley wirkte entspannt.

Dann sagte Oakley, daß er noch ein paar Geräte aus dem Wagen holen wollte; er hatte überprüft, ob das Telefon angezapft war, wollte jedoch das Zimmer auch noch absuchen. Ich glaube, wir alle lächelten darüber. »Ich komme mit«, sagte ich. »Ich muß einen Kunden anrufen. Hätte ich tun sollen, bevor wir die Telefonleitung stillgelegt haben.« Carol unterhielt sich mit Bergman; sie zwinkerte mir lächelnd zu, als ich ging.

Der verglaste Aufzug fuhr an der Seite des Gebäudes zwanzig Stockwerke nach unten. Oakley zappelte neben mir angespannt herum. Armer Kerl, dachte ich, du bist erst glücklich, wenn dich die Einsatz-Paranoia gepackt hat. Die Innentüren glitten zurück, und wir stiegen aus. Oakley ging nach rechts zum Parkplatz, ich nach links ins Foyer.

In der leeren Eingangshalle — es war fast zwei Uhr morgens — verbrachte ich in einer Nische mit einem Münzfernsprecher eine halbe Stunde damit, F.L. Daugherty — einem steinreichen Exzentriker, der in

Boise, Idaho, lebte, wo es erst elf war — zu erklären, daß selbst sichere Wertpapiere nicht vor einem Kurssturz gefeit waren.

Auf dem Rückweg war ich allein im Aufzug. Die Straßenlaternen sahen durch das beschlagene Glas wie kleine Juwelen aus. Auf der anderen Seite des Potomac blinkte das Washington Monument, um Flugzeuge fernzuhalten, und das Jefferson Memorial war in Flutlicht gebadet. Ich fand, daß wir unsere Sache gut gemacht hatten — keine Spur von den Verwicklungen, die einen rasend machen und ein simples Geschäft in ein endloses Geduldspiel verwandeln können, nur ein schneller Streich, und auf nach Paris. Ich konnte fast schon das Buttergebäck und den schwarzen Kaffee riechen...

Als ich oben ankam und gerade aussteigen wollte, stand dort Oakley in geduckter Haltung auf dem Flur. Er kehrte mir den Rücken zu und hatte beide Hände mit dem 357er Colt vor sich ausgestreckt. »Was, zum Teufel, ist hier los?« fragte ich, und er sagte: »Die schnappen sich gerade Bergman und Ihre Frau. Bleiben Sie im Aufzug — machen Sie, daß Sie hier wegkommen, verdammt noch mal!« Der Colt ruckte in seiner Hand und erzeugte eins der lautesten Geräusche, die ich je gehört habe.

Die Türen schlossen sich, und ich drückte auf E und fuhr mit klingenden Ohren ins Erdgeschoß hinunter.

Als die Türen aufgingen, sprintete ich durchs Foyer zum Parkplatz hinaus, wo ich stehenblieb und zusah, wie der Fahrstuhl wieder zum zwanzigsten Stock hinauffuhr.

Es war alles so weit weg. Ich konnte nur eine undeutliche Gestalt sehen, jemand im Aufzug, dann zog sich ein wirres Mosaik von Rissen über das Glas, und die Kabine begann mit ihrem raschen Abstieg an der Seite des Gebäudes. Als sie weiter unten war, sah ich rote Spritzer auf dem Glas. Ich rannte wieder ins Foyer zurück.

Oakley lag mit dem Rücken an der Außenwand. Er blutete aus dem Arm, dem Gesicht und dem Oberkörper. Der Lauf seiner Pistole zeigte auf mich und sank dann nach unten. »O Jesus Christus«, sagte ich. Der Aufzug roch nach verbranntem Schießpulver und war mit hellem, frischem Blut bespritzt.

»Hauen Sie ab, Mann!« sagte er. »Sofort! Die haben sie beide.«

»Ich ruf nur einen Krankenwagen und die Polizei.«

»Nein! Machen Sie, daß Sie wegkommen! Keine Polizei, sonst sind Ihre Frau und Bergman vielleicht tot. Rufen Sie 911 an, wenn Sie wollen, und

sagen Sie denen, es hätte ’ne Schießerei gegeben, aber sehen Sie vor allem zu, daß Sie, verdammt noch mal, von hier verschwinden!«

Die fünfzig Meter entfernte Metrostation war geschlossen, also rannte ich einfach weiter. Ich kam unter einer Überführung durch und wandte mich nach links, lief eine Zementtreppe hinauf und blieb vor einem Schild stehen, auf dem *Amtrak* stand.

Der Bahnhof mit seinen angemalten Lattenbänken und den Holz- und Stuckwänden schien mehrere hundert Jahre alt zu sein. Ein halbes Dutzend Menschen schlenderten draußen auf dem Bahnsteig herum, und ein junges Mädchen — vielleicht zwanzig, mürrisch und blaß, in ein dunkelblaues Cape gehüllt — saß auf einer der Bänke.

An der Wand hingen drei Münzfernsprecher; es gab keine Zellen. Ich wählte 911 und flüsterte: »Es hat eine Schießerei gegeben — im Foyer des Alexandria Hyatt.« Ich hörte lange genug zu, um sicher zu sein, daß der Telefonist mich verstanden hatte, dann hängte ich mitten in seinen aufgeregten Fragen ein.

Ein Zugeständnis ans Informationszeitalter: Eine dunkle Zugtafel mit roten LEDs gab die Haltestellen an und zeigte, daß der Miami Express Richtung Süden pünktlich war — in rund einer halben Stunde würde er in Alexandria einlaufen. Ein dunkelhaariger Schalterbeamter hinter einem eisenbewehrten Fenster fragte mich, ob er mir helfen könne. Er war aufgeräumt und guter Laune. »Charlotte, North Carolina«, las ich von der Liste der Haltestellen ab. Irgendwas mußte ich ihm ja sagen. Ich bezahlte den Fahrpreis in bar.

Ich blieb knapp hundert Meter weiter im Nebel und im Nieselregen auf dem Bahnsteig stehen und wartete auf den Zug. Auf einem Hügel, der auf der anderen Straßenseite über die Station aufragte, stand ein hoher, spitz zulaufender Bau, der von riesigen Scheinwerfern beleuchtet wurde; er sah verkürzt und grotesk aus... ein Mausoleum, ein städtisches Gebäude, irgendein sinnloses Logenhaus oder ein Tempel. Bald darauf huschte ein heller Lichtschein über die Gleise hin und her, und ein von drei Diesellocks gezogener Zug fuhr langsam ein.

»Nach links«, sagte die Frau in der roten Amtrak-Uniform, als ich ihr meine Fahrkarte zeigte. »Vorsicht, bitte.«

Kurz nachdem der Zug abgefahren war, hörte ich auf zu denken. Ich saß in einem fast leeren Zug, starrte auf das »Speisewagen Andere Richtung«-

Schild am Ende des Wagens und fiel in eine Trance, aus der ich erst wieder erwachte, als der Zug kurz nach vier Uhr morgens langsamer wurde und in den Bahnhof von Richmond, Virginia, einfuhr.

Ich stand auf und ging in den Verbindungsgang zwischen den Waggons. Ein paar Leute standen auf dem hell erleuchteten Bahnsteig und winkten, als der Zug abfuhr. Regen sprühte ans Glas ... wie beim Aufzug... o Gott, dachte ich, nein ...

Der Zug war schnell zwischen den gegenläufigen Richtungsfahrbahnen eines Highways dahingerollt, aber dann wurde er langsamer ... Ich konnte Bürogebäude über den Rand eines Bahndamms lugen sehen. Ich zog den Auslösehebel herunter, der den Öffnungsmechanismus freigab, und riß die Tür auf, so daß die Treppe herausklappte. Ich sprang in die Nacht hinaus.

Auch dort ging mir wieder Zeit verloren. Ich weiß noch, daß ich in dem schmalen Streifen, der von zwei Maschendrahtzäunen gebildet wurde, an den Gleisen entlanglief, bis ich zu einer Stelle kam, wo eine Eisenbahnbrücke hoch über Felsen und schwarzes Wasser aufragte, und daß ich über den hohen Maschendrahtzaun kletterte, und ich erinnere mich an eine Gruppe junger Schwarzer, die vor einem die ganze Nacht geöffneten Lebensmittelladen standen und mich mit Raubtieraugen beobachteten, als ich vorbeikam. Das ist alles.

Als die Sonne aufging, stand ich an einer Straßenecke vor einer Hologramm-Spielothek. Auf einem Schild im Fenster stand:

BEAT THE DEVIL
BOGART KOMPLETT IN HOLO!
SEHEN SIE DEN FILM — SPIELEN SIE DAS SPIEL!

Irgendwann hatte es aufgehört zu regnen, deshalb war ich nur noch feucht und zerknittert. Trotzdem winkte ich vergeblich nach zwei Taxis, bevor eins hielt, und dann war der alte Schwarze auf dem Fahrersitz mißtrauisch; er ließ das Fenster oben und brüllte: »Wo wolln Se'n hin?«

»Zum Flughafen.«

»Müssense aber mal 'n bißchen Geld sehn lassen, Meister.«

Ich hielt meine Brieftasche hoch und klappte sie auf, um ihm Kreditkarten und Scheine zu zeigen. Am Ende sollte er ein Trinkgeld von

fünfzig Dollar einstecken, mein Dankeschön dafür, daß er mir das Ticket nach San Francisco für den Direktflug um Viertel nach sieben besorgte.

Es war später Vormittag, als wir in San Francisco landeten, und ich war ganz fickerig. Ich mußte nach Hause — nicht wegen meiner Klamotten oder um es mir gemütlich zu machen, sondern um ein paar Sachen zu holen, die ich wirklich brauchte, um zurückzuschlagen. Ich fuhr mit dem Zubringerbus in die Stadt und dann mit dem BART-Zug nach Berkeley, wo ich ohne nachzudenken an der Claremont Station ausstieg und die Treppe zur College Avenue hinunterging.

Und vor dem Hardtack Coffee House landete. Ich trat durch die dunkle Glastür ein. Gerüche von Kaffee und Tabakrauch, und der Atmosphäre nach weder Tag noch Nacht. Spiele nach Belieben: Schach, Go, Backgammon, Dame, Simulator, Cini-max. Hinter einer nichtssagenden weißgetünchten Stuckfront war ein riesiger Raum mit viereckigen Tischen aus dunklem Holz, deren Platten seit Jahrzehnten von Gästen verbrannt wurden, die wie Schlote rauchten; unter ihnen befanden sich einige der besten Spieler Berkeleys und sogar der ganzen Welt.

Es war eine Reise in meine Vergangenheit. Zu meiner Zeit als Silizium-Kid war das Hardtack einer der wenige Läden gewesen, wo wir Leute finden konnten — welche aus Fleisch und Blut, meine ich. Ich muß dreizehn gewesen sein, als ich die Hacker, Telefonfreaks und Netzwerkbanditen entdeckte, all die Computer-Cowboys, die in den Lichtleitfasern, Wellenleitern und altmodischen Kupferleitungen lebten. Ich klinkte mich bei HUMAN HEADZ ein, dem zugänglichsten Untergrundnetzwerk, und begann sie einen nach dem anderen kennenzulernen. Den Zork aus New Jersey, der sich immer gleich stapelweise auf Fernleitungen um den ganzen Globus herum draufschaltete, nur um seine Stimme durch die Nacht hallen zu hören. E-Muff aus Berkeley, ein ständiger Stachel im Fleisch der Computerpolizei an der Uni. U-3 Kiddo, eine Gruppe aus Portland, die vorhatte, alle Kunden der Power Authority — der Energiebehörde — von Bonneville einen Monat lang kostenlos mit Gas und Strom zu versorgen — power to the people.

Durch sie wurde ich in den inneren Kreis aufgenommen und bekam den Klatsch, die Gerüchte und die ausgeflippten Wahnideen, die in den Mitternachtsstunden ausgetauscht wurden. Die Prinzessin und Osmo der Zwerg hatten per Netz geheiratet, jedoch geschworen, sich nie persönlich

kennenzulernen — es war eine rein geistige Verbindung, die über Draht totale Intimität bekam. Frostie war in Paris verschwunden; Interpol hatte ihn geschnappt, und man sollte nie wieder etwas von ihm hören. Strahlendes Wasser, die Hiroshima-Nagasaki-Gruppe, hatte Boeing Rache geschworen, weil ihre B-29 die Bomben abgeworfen hatten. Captain Muck war in ein C^3-System in Omaha eingebrochen und plante einen Erstschlag, wenn er nicht endlich eine Frau kriegte.

Es war schon heavy, der deftige Phantasie-Trip dieser Zeit, bis die bundesweiten Anti-Hacker-Gesetze in Kraft traten. Dann wurde es ein bißchen zu heavy. Jedenfalls hatte sich die soziale Dynamik verändert, als ein neuer Schwung Heranwachsender seine eigenen seltsamen Vergnügungen entdeckte.

Aber für manche blieb das Piratendasein eine lebenslange Obsession. Captain Crunch III, Blind Lemon — auch bekannt als The Whistling Kid — und Rolly the Deuce gehörten zu den perfekten Meistern, den Silizium-*sensei*, den Meistern des Halbleiter-Zen.

Ich suchte jetzt nach Rolly the Deuce, meinem ehemaligen persönlichen Meister, der mir einige der geheimeren Tricks beigebracht und mir zur Seite gestanden hatte, als ich sie testete, indem ich mir Zugang zu den geheimsten Dateien des FBI verschaffte. »Gute Arbeit«, hatte er mir dann erklärt, »aber du wirst nicht dabeibleiben.« Und er hatte recht gehabt. Als ich aufs College ging, war ich schon ziemlich raus aus der Sache. Mir fehlte jene pure lunare Energie, die alle großen Banditen antreibt.

Wir waren nicht direkt miteinander in Kontakt geblieben. Rolly kommunizierte auf seine eigene Weise. An ein paar Weihnachtsabenden hatte der Computer Schlag zwölf um Mitternacht ›Jingle Bell Rock‹ gespielt, und einmal, als Carol und ich gerade einige Aktienkurse aus dem Dow Jones ausdruckten, kam eine leere Seite, auf der nur folgende Botschaft stand: »Ihr seid verhaftet — Verletzung der Internationalen Meep-Statuten. Freut mich zu sehen, daß ihr Geld wie Heu habt, aber die Sicherheitsvorkehrungen eurer Bank sind lausig. Alles Liebe, Rolly.«

Wie dem auch sei, Jesse Woods, der mit Rolly in Verbindung geblieben war, spielte Schnellschach mit einem gut angezogenen jungen Burschen, der sowohl leichte Beute als auch ein Schüler sein konnte. Ein *Piep* ertönte, als die Hand des Jungen den Chromknopf auf seiner Uhr herunterdrückte, dann fast gleichzeitig ein weiteres *Piep*, als Jesse seinen drückte. »Scheiße«, sagte der Junge; er kam vor Anspannung fast mit dem Hintern

vom Stuhl hoch und suchte das Brett nach einem Zug ab, während seine rechte Hand, mit der er auch auf den Knopf drücken mußte, über den Figuren schwebte.

Piep Piep Piep Piep, und an der Uhr des Jungen leuchtete ein helles rotes Licht auf. Er sank in seinem Stuhl zusammen, sagte dann: »Ich hätte fast einen Angriff durchgekriegt«, und begann die Figuren wieder aufzustellen. »Können wir noch mal?«

»Nee«, sagte Jesse. »Da wartet ’n Freund auf mich.«

Haare wie stumpfe rote Schlangen, so schmutzig wie alles an ihm, der Fingernagel an seinem kleinen Finger zu einer Spirale gekrümmt, die Nase ein Zinken und so schmal, daß sie aus einem Party-Set stammen konnte — Jesses Erscheinung war wie üblich geradezu musterhaft bizarr, ein abschreckender Anblick für potentielle Eltern.

»Siehst du Rolly noch?« fragte ich.

»Nur selten. Der ist im Moment ziemlich im Arsch.«

»Was soll das heißen?“

»Ich weiß nicht, irgendwie stehengeblieben.«

»Das ist schon okay, Jesse. Ich muß ihn sprechen. Wo kann ich anrufen?«

»Niemand hat ’ne Nummer von ihm. Er hält sich versteckt, könnte man wohl sagen. Denkt, das FBI ist hinter ihm her.«

»Und sind sie’s?«

»Was glaubst du wohl, Mann? Das ist doch alles Schnee von gestern.«

»Also, wie finde ich ihn nun?«

»Er ist in Oakland.« Er beschrieb mir den Weg.

»Gut. Hör mal, Jesse, willst du dir auf die schnelle was verdienen, bar auf die Hand? Ich brauch ’n paar Sachen aus meinem Haus, und ich kann sie nicht selber holen.«

Ich hatte mich einverstanden erklärt, Jesse bei Cody’s Books auf der Telegraph Avenue zu treffen. Ihm gefiel die Idee, mir das Plastikfutteral mit Mini-CDs und den buchdicken SenTrax Tele, die er bei mir zu Hause abgeholt hatte, anonym zu übergeben. Jesse legte sein Bündel in eins der Holzfächer an der Stirnseite des Buchladens, und ich holte es ein paar Minuten später ab.

Ich verließ Cody’s und dachte, ich hätte ein bißchen Zeit totzuschlagen. Es hatte keinen Sinn, zu versuchen, Rolly the Deuce vor Einbruch der Dunkelheit zu erwischen, nicht wenn ich wollte, daß er in Bestform war. Er

hatte bestimmt die ganze Nacht durchgemacht und war wie ein Geist durch die Leitungen getanzt. Also ging ich die Avenue entlang Richtung Campus. Auf den Bürgersteigen wimmelte es von Touristen und den Scharen von Straßenhändlern, die sie beackerten.

Ich machte bei einer Nische mit einem Sammelautomaten für alle Banken halt, um das gesamte verfügbare Geld von Carol und mir abzuheben. Ich hatte keine Ahnung, was als nächstes passieren mochte, aber ich dachte mir, daß ich möglicherweise einen Batzen Geld brauchen würde. Der Gutschein glitt aus dem Schlitz heraus. Mit meiner Unterschrift und meinem Daumenabdruck würde er sich in eine Dollarnote von sehr hohem Nennwert verwandeln. Ich stellte fest, daß er nur auf mich ausgestellt war — Carols Name stand nicht drauf. Ihr Name stand auch nicht auf dem Kontoauszug.

Warum nicht?

In der tiefen Stille einer Telefonzelle an der Straße stöpselte ich den alten SenTrax Tele ein, der lange das Lieblingsgerät der Hacker gewesen war. Ich ließ ein Programm ablaufen, das sich irgendwo einhakte und eine primitive Transitschaltung simulierte. Jetzt konnte ich jeden anrufen, den ich wollte, und es würde so aussehen, als ob der Anruf über die Störleitung von AmerEx käme.

Mein erster Anruf ging an CREDITERM. Mit meinem Portable und ein paar hübschen kleinen Utility-Programmen verschaffte ich mir Zugang zu ihren Kreditunterlagen, den heiligen Büchern des Plastikgeldes. Ich rief Carols Daten auf. KEIN EINTRAG / NEUE ABFRAGE? Blödsinn! Da ging wirklich etwas Sonderbares vor. Ich probierte es noch einmal. KEIN EINTRAG / BESTÄTIGEN SIE IDENTITÄT.

Dann rief ich die NDB an, die National Data Bank, wo jeder Bürger in elektromagnetischen Kraftfeldern erfaßt ist. Wieder gab ich Carols Namen ein — erst den Alpha-Zugriff, über den jede wißbegierige Bürokratie verfügt, dann die Beta-Codes, die tiefer schürfen und eine Masse unbestätigten, unverdauten Mülls zutage fördern. KEIN VERWEIS *wiederh* KEIN VERWEIS ERNEUTE ANFRAGE AN SOZIALVERS.

Dann tauchte etwas Häßliches auf dem Schirm auf. Nur ein kleiner Fleck, der jedoch größer wurde.

Also probierte ich dasselbe mit Bergman. KEIN VERWEIS *wiederh* KEIN VERWEIS.

Negative Beweise nennen sie das — der Hund, der nachts nicht bellt. Großartig, aber Beweise wofür?

Menschenmassen strömten auf der Telegraph Avenue um mich herum, wo wieder reges geschäftliches Leben und Treiben herrschte. Die Straße erlebte eine neue Woge der Popularität. Eine nostalgische Sehnsucht nach dem zwanzigsten Jahrhundert im allgemeinen und der ›sanften Dekade‹ der Sechziger im besonderen hatte sich breitgemacht. Blumenkinder und all das, aber kein Gedanke an den — äh — Krieg, der damals stattgefunden hatte. Strahlender Sonnenschein, blauer Himmel, das heiße Gesumm von Geld, das von einer Hand in die andere wechselte ...

Da stand ich nun und hatte zum erstenmal das Gefühl, daß Carol viel weiter weg war, als ich vermutet hatte. Das fundamentale Gesetz unserer Zeit: Du existierst nur, wenn du zu Information transformiert bist, wenn es NDB-Dateien über dich und Unterlagen über deine Kreditwürdigkeit gibt, wenn du in Form von signifikanten Daten in den Bank- und Polizeicomputern vorhanden bist. Logische Folge: Wenn es keine solchen Dateien über dich gibt...

Was für eine hirnrissige Nummer zog BioTron hier ab?

Rolly wohnte mitten in Oakland in einer Gegend, wo die Leute nach Einbruch der Dunkelheit nicht mehr auf die Straße gehen, um nicht bei den schnellen und gewalttätigen Geschäften zu stören, die dort nachts abgewickelt werden. Wenn ich hier eine Gruppe junger Männer sehen würde — schwarz, weiß, gelb oder braun —, die mich von oben bis unten musterten, dann würde ich *sofort* die Beine in die Hand nehmen und hoffen, daß ich genug Vorsprung hätte.

Ich klingelte bei Rollys Wohnung, und er begutachtete mich auf dem Videoschirm und ließ mich raufkommen. Der Weg führte durch das übliche heruntergekommene Treppenhaus nach oben, vorbei an Abfall, abblätternden Wänden und nackten Glühbirnen. Rolly hatte seiner unmittelbaren Umgebung noch nie viel Beachtung geschenkt; sein wahres Leben fand draußen im Netzwerk statt.

Als er die Tür aufmachte, betrat ich eine Kombination aus Baumarkt und High-Tech-Paradies. Konsolen und wacklige Stapel von Blasenspeichern, eine Reihe flacher Bildschirme, wirre Knäuel von Lichtleitfasern und Kabeln, die umgestülpten Plastikschachteln von Steckverbindungen — alles Schrott, Müll, der Ausschuß von Rollys fortwährendem Umbau seines

Systems, das sich hinter einer Stahltür in einem anderen Zimmer befinden würde.

Jah-Rockmusiker tanzten über die Wand; das Zimmer hallte von ihrem wummernden Baß und den Synthodrums wider. Überall lagen Stapel leerer Pizzaschachteln, ganze Haufen von Tamale[2]-Verpackungen, Bierdosen, volle Aschenbecher und schmutzige Klamotten herum. Papierschlangen mit Datenausdrucken waren an zwei Wände geheftet. Schöne Neue Siliziumwelt.

Er sah genauso aus wie damals, als ich ihn zum letztenmal gesehen hatte. Das lichter werdende Haar an seinen weißen Schädel geklatscht, bleiche Haut, eine Speckrolle um die Taille herum. Mein Freund Rolly, der typische Amerikaner.

Ich ging zur Kontrollkonsole und schaltete die Jah-Rocker aus. »Wir müssen miteinander reden, Rolly«, sagte ich.

Es kam alles aus mir heraus, und er stand nur mit großen Augen da und hörte sich meine Geschichte an, die Geschichte von Blut und Schmerz, die — wie er wußte und wie wir alle wissen, da draußen abläuft, die irgendwem in der Nacht zustößt.

»Mann«, sagte er. »Carol ... tut mir leid.«

Und da weinte ich zum erstenmal ein bißchen. Ich saß in einem alten Sessel und trommelte auf seine gepolsterten Armlehnen und wurde vom Schluchzen geschüttelt und schrie ...

Dann redete ich von *Zerstörung*. Ich wollte imstande sein, bis zum Äußersten zu gehen, und zwar schnell, wie Piranhas bei einem Ziegenbaby.

»Ich bin abgeschlafft, Mann«, sagte er. »Abgeschlafft — kein Biß mehr.«

Das war Blödsinn, und er wußte es. »Ich will diese Scheißkerle plattmachen, Mann«, sagte ich. Ich ging auf und ab, trat gegen leere Schachteln und steigerte mich richtig hinein. Dann begann er darüber nachzudenken, *wie man es machen könnte*. »Ich hab meinen besten Shit mitgebracht, Rolly«, sagte ich und winkte mit dem Plastikfutteral voller CDs. Ich hatte ihn.

Eine Seite des Zimmers wurde von einem Plastikzelt eingenommen — ein steriler Raum —, in dem Rolly wie ein Mann mit einer angeborenen Immunschwäche oder wie eine Raupe in ihrem Kokon hockte. Vor ihm standen die flachen silbernen Rechtecke der Bildschirme; dahinter nackte Prozessorchips, kleine dunkle Blöcke auf Beinen aus feinem goldenen

Draht. Auf einer Seite waren Prozessor- und Blasenspeichergehäuse, traditionelle Würfel in vielfältigen Rottönen, direkt neben chrombewehrten Chipbrennern und flachen schwarzen Wellenleitern. Alles wurde durch Knäuel fleischfarbener Kabel und in bunte Karnevalsfarben eingehüllte Lichtleitfaserstränge verbunden. In dem sterilen Raum konnte der gesamte elektronische Multiplex-Gerätepark[3] so offen liegen wie eine obduzierte Leiche.

Er arbeitete die Nacht durch, während ich gelegentlich Vorschläge anbrachte und die Routinesachen erledigte, für die Rollys Niveau der Geschicklichkeit und Kunstfertigkeit nicht erforderlich war. Er schwitzte, und sein Gesicht war rot; er spielte wie ein Virtuose auf seinen Tastaturen und hielt seine Modems den größten Teil der Nacht über in Betrieb, während er Gefälligkeiten aus dem ganzen Land einforderte.

Lethe, ein siebzehnjähriges Mädchen aus Long Island, hatte einen hübschen Satz von Zugriffs- und Befehlscodes für den Geldtransfer. Johnny Too Bad in Austin hatte an der Börse herumgespielt und eine höchst raffinierte Serie von Raubzügen ausgearbeitet. Anon-Al, ein Übersetzer der National Security Agency aus Fort Meade, hatte den Hauptgewinn — ein Stück Killersoftware, das ein paar Asse der Agency zusammengebraut hatten, um zu demonstrieren, wie man sämtliche Datenbanken durch den Wolf drehen konnte. Einmal wenigstens sollte es angeblich bei praktisch jeder funktionieren. Oder bei allem. Auf diese Gleichgesinnten stieß er in den ersten beiden Stunden, und von da an flutschte es.

Ich saß einen Großteil der Nacht in dem alten, gepolsterten Kordsessel im vorderen Zimmer, puhlte die Füllung aus einem Riß und dachte nach. Ich kam immer wieder auf etwas zurück, was die Silizium-Kids früher eine ›K-9-Anomalie‹ genannt hatten — ein Programm, das Dinge tat, die nicht beabsichtigt waren und zu denen es eigentlich gar nicht fähig sein sollte. Ein Werwolf-Programm.

Zum Beispiel: BioTron hätte uns im Hyatt ausfindig machen können (gar kein Problem, da wir die industrielle Standardverschlüsselung und nicht verwürfelte Leitungen benutzten), und sie wären *vielleicht* imstande gewesen, Carol von unseren Scheckkonten zu streichen, aber sie hätten Carol und Bergman *nicht* aus CREDITERM und der NDB löschen können — niemals. Negative Beweise, ganz recht: für das Unmögliche.

Vergiß es, dachte ich. Es gibt keine Erklärung für das Unheimliche im wirklichen Leben.

Früh am nächsten Morgen hatten wir BioTrons mächtigsten geheimen Abwehrmann lokalisiert, den Burschen, der absolut das Sagen haben würde, wenn es um Operationen wie diese hier ging. Mit Programmen aus einer Switch-and-Dummy-Box, die bei einer örtlichen Telefonzentrale in Buenos Aires eingeklinkt war, so daß eine Rückverfolgung unmöglich war, schickten wir eine Botschaft an T. Edward Shales, BioTrons Abwehrchef ohne Geschäftsbereich.

Unsere Botschaft war ziemlich schlicht: Machen wir einen Handel; wenn Sie nicht wollen, haben wir ein paar schlechte Nachrichten für Sie, was Ihre Wirtschaftslage angeht. Werfen Sie einen Blick auf LifeSoft Projects, erklärten wir ihm; das Aktienkapital wird *verschwunden* sein, und jemand wird höllische Probleme damit haben, es zurückzuholen. Dann überlegen Sie sich die Implikationen.

Wir bekamen die übliche »keine Ahnung, wovon Sie reden, nie etwas von solch schrecklichen Vorkommnissen gehört«-Antwort innerhalb einer Stunde. Rolly rief sie über die Buenos Aires-Scheinadresse ab, und wir ließen beide ein bissiges Gelächter hören.

Dann warteten wir darauf, daß die Hölle gefrieren würde.

Um neun Uhr abends war Schwefel zu massivem Eis geworden, und wir standen beide kurz vor dem Zusammenbruch.

Schließlich kam BioTrons Antwort. Auf dem Band saß T. Edward Shales höchstpersönlich — massig, kräftig und anonym —, glänzte mit einem dunklen Anzug und sagte: »Ich glaube, Sie haben da in der Tat ein Problem. Aber wir sind es nicht. Ich habe den von Ihnen geschilderten Überfall nicht genehmigt, und ich kann kategorisch feststellen, daß es auch niemand anders in diesem Unternehmen getan hat. Kurz gesagt, Sie sind einigen Fehlinformationen aufgesessen.

Dr. Moshe Bergman war bei uns angestellt, aber die Überwachungsperiode nach seiner Kündigung ergab nichts von Bedeutung. Wir wissen auch über diesen Oakley Bescheid, der niedergeschossen wurde, wie Sie sagen — dem Computer des Hospitals der George Washington-Universität zufolge scheint seine nähere Zukunft ungewiß zu sein.

Offen gesagt waren wir jedoch der Meinung, daß Bergman uns nichts mehr angehen würde. Aber jetzt interessiert uns diese Affäre doch. Falls Sie unsere Unterstützung wünschen, können wir vielleicht Bedingungen dafür

aushandeln. Wir wären besonders an der umgehenden Rückerstattung des Portefeuilles von LiveSoft interessiert.«

Dieses Band tat mir weh. Denken Sie daran, BioTron unter Druck zu setzen war das einzige, was ich tun konnte, und ich sah, daß es nicht ging. Sie ignorierten mich; ungeachtet dessen, was wir ihnen gezeigt hatten, schienen wir über keinen Hebel zu, verfügen. »Rolly«, sagte ich, »ich will's heute nacht tun. Ich will sie fertigmachen, wie wir's geplant haben."

»Nein, Mann. Das ist so wie ... äh... Scheiße ... nukleare Abschreckung. Wenn du damit zum Beispiel ernst machst, Mann, dann ... Kacke ...« Wie viele Silizium-Kids hatte Rolly so seine Schwierigkeiten beim Umgang mit Worten. Carol meinte, sie seien Leute, die keine Muttersprache hätten.

In diesem Moment ging es mir ganz plötzlich auf, und ich weiß nicht, ob ich es glaubte oder nicht. Aber ich mußte ihn dabeihaben; ich konnte es nicht allein tun.

Hier ist also das, was ich Rolly erzählte, und Sie müssen verstehen, daß ich von meiner Not getrieben wurde und im Dunkeln tanzte. Ich arbeitete mit Fragen wie diesen: Was, wenn ich von vornherein recht gehabt hatte und BioTron diese Dinge gar nicht getan haben *konnte*? Und was, wenn T. Edward Shales nicht log?

Ich erklärte Rolly, daß wir es hier mit etwas Seltsamem zu tun hätten, nicht mit BioTron, sondern mit der lebendigen Essenz des Informationszeitalters, dem Geist unserer Zeit. Wir seien seine Sinne, die Datennetze sein Nervensystem und sein Gedächtnis, die ganzen Austauschprozesse zwischen den Systemen sein Bewußtsein. Kein Werwolf-Programm, sondern Gaia[4] in Silizium, erstanden aus Draht und elektromagnetischen Wellen — neues Leben, neues Sein.

»Glaubst du das wirklich?« fragte er. Ich hatte ihn erschüttert; er sah einen prüfenden Engel in die dunkle Nacht seiner Seele niederfahren.

Und ich glaubte es einen Augenblick lang; ich nickte, während ich in meiner absoluten Not die Hand nach ihm ausstreckte, und sagte: »Es ist das einzige, was einen Sinn ergibt.« Die Datennetze seien die Schlüssel, erklärte ich. Gaia mußte durch die Sättigung des Planeten mit Informationen ins Leben gerufen worden sein, und zwar in den Netzen. Ich sagte, INFINET sei der kritische Punkt, seine Erschaffung sei der Moment der Transformation gewesen, die Geburt von Gaia. Dort würden wir uns also auf ihre Spur setzen.

Ich sagte Rolly, daß ich Gaias Sinne, ihr Nervensystem und ihr Gedächtnis gegen sie einsetzen würde.

Früh am nächsten Morgen war ich wieder in der Unterwelt, die ich als Heranwachsender zum erstenmal entdeckt hatte, wo Raum, Zeit und Identität verschwimmen, wo »Echtzeit« nur eine Möglichkeit unter anderen ist und wo nur die flexible, multidimensionale Raumzeit der Netzwerke wirklich zählt.

Mit BART suchte ich die Bay Area ab. Ich fuhr von einer Station zur nächsten, stieg jedesmal aus und suchte einen Münzfernsprecher. Steckte den Hörer in das blaugrüne Modem des Computers und eine silberne Scheibe in den Computer. Ließ die Programme laufen, unterbrach die Verbindung, fuhr weiter.

Ich säte Chaos. Da Gaia gute Daten nicht von schlechten unterscheiden konnte, waren die Programme, mit denen ich sie fütterte, nur der normale Stoff ihrer Wahrnehmungen.

Banque Nationale de Paris und Credit Lyonnais, Bayerische Vereinsbank und Deutsche Bank in Frankfurt, Barclays und National Westminster Bank, Citybank und Bank of America, Union Bank der Schweiz, Dai-Ichi Kangyo Bank in Tokio, Hongkong und Shanghai Banking Corporation — ich habe vergessen, wie viele noch, aber ich schuf das größe Konglomerat, das je auf die Märkte und Börsen gegangen war, um ein paar großkalibrige Käufe zu tätigen: BASF Aktiengesellschaft, Chiyoda Chemical, Dupont, ICI, Standard Oil of New Jersey, Sony Corporation und BioTron selbst, ja ... ich ließ die Programme laufen, versprach Bezahlung in bar, Aktien, Optionen. Waren, Terminwaren, Währungen, klar doch. Wir unternahmen ziemlich erfolgreiche Anstrengungen, den Silbermarkt aufzukaufen — die Brüder Hunt wären neidisch gewesen —, ebenso Termin-Schweinebäuche und -kartoffeln ...

Manche Käufe und Manipulationen würden durchgehen, andere nicht. Und ziemlich bald würde jemand rausfinden, daß da irgendeine seltsame und illegale Aktion lief. Verwirrung — Märkte durcheinander, Waren, Terminwaren und Währungen in Unordnung. Auf einer Ebene nur ein weiteres Angebot auf der Basis unserer Vertrauenswürdigkeit, ein Versprechen an Gaia — wir können dich berühren; auf einer anderen Ebene: *Ablenkungsmanöver*.

In Wirklichkeit hatte ich es auf INFINET abgesehen, das Netz der Netze, aber ich konnte nicht direkt darauf losgehen. Ohne einen größeren Vorsprung, als ich ihn gehabt hatte, war es zu gut abgeschirmt. Aber ein paar der älteren Nebennetze reichten voll und ganz. Wir kamen hinein.

INFINET hatte Programme, mit denen es von allem einlesen und auf alles schreiben konnte, was sich in seinen angeschlossenen Netzwerken befand, und das waren so ziemlich alle zivilen Netzwerke der Welt, dazu noch die unteren bis mittleren Bereiche der militärischen Netze wie zum Beispiel ARPANET. Ich schmuggelte jene reizende, von der NSA entwickelte feindliche Software in INFINET ein.

Wenn sie getriggert wird, werden INFINET und die angeschlossenen Netze im größten Informationscrash der Welt verschwinden. Der einzige Unsicherheitsfaktor betrifft die militärischen Netze: Wie gut sind ihre Abwehrmaßnahmen? Nun, vielleicht werden wir’s herausfinden.

Die ganze Nacht hindurch hatten wir die Programme zusammengebaut, und jetzt schmuggelte ich sie hinein. LESEN, SCHREIBEN, AUSGEBEN, LÖSCHEN — für einen Computer ist ein Befehl wie der andere. Rein mit dem Müll, Kumpel, rein mit dem Müll!

Erinnern Sie sich an die Filme, in denen Gebäude gesprengt werden? Wir haben sie alle gesehen. Ohne Ton und in Zeitlupe gefällt es mir am besten; das Mauerwerk und das unsichtbare Eisengerüst ragen hoch und starr auf, dann verlieren sie den inneren Halt und stürzen geradewegs in sich zusammen, und zurück bleibt nur ein Schutthaufen, wo einmal ein Gebäude stand, etwas, das die Kipplaster wegkarren können.

Ganz egal, wie groß das Gebäude ist, oder wie massiv. Man muß nur die richtigen Stellen finden und seine Sprengladungen anbringen ...

Ich brachte also meine Sprengladungen an und fuhr dann nach Hause.

Ich holte den Hauscomputer aus seinem passiven Modus, sagte ihm, ja, ich würde Anrufe entgegennehmen, und setzte mich ins Arbeitszimmer. War alles, was ich zu Rolly gesagt hatte, nur Lug und Trug gewesen?

Ich sah zu, wie unsere Lichtskulptur sich langsam drehte. Es war eine Kopie der ›Illuminations IX‹ von Charles Cohen im Museum of Modern Art. Blau, rot, gelb, weiß, grün — die Farben bildeten ihre geometrischen Muster. Sie hypnotisierten mich, und der zweifache Jetlag sowie die von Nervosität und Angst hervorgerufene Erschöpfung trugen das ihre dazu bei. Ich schlief ein.

Ich wurde von einem hohen, pulsierenden Geräusch geweckt — tausend Satelliten, die vielleicht eine Familienfeier abhielten oder nach Hause telefonierten. Der Bildschirm an der Wand gegenüber wurde lebendig und füllte sich mit dahinjagenden Schriftzeilen, und beide Drucker ratterten los, während Papier aus ihnen herausquoll.

Dann begann die Lichtskulptur mit einem irrwitzigen Tanz. Lichtfäden formten sich, Farbgitter erschienen darauf, und sie falteten und verzerrten sich wie in einem starken Wind. Krapfen und Kugeln, regelmäßige und unregelmäßige Polyeder, Bündel von Stangen und Kegeln, Helices, die sich spiralförmig drehten — diese und andere Gebilde stiegen vom Boden bis zur Decke und rasten dann auf perspektivischen Fluchtlinien davon.

Eine Stange aus grünem Licht sprang aus der Skulptur heraus und sauste in die Mitte des Zimmers. An ihrer Spitze begann ein weißer Lichtpunkt zu wachsen, und die Stange verschwand und ließ den Punkt zurück, der zu den hohen Geräuschen pulsierte.

Putzige High-Tech-Tricks, wollte ich mir einreden, aber so kam es mir nicht vor. Es kam mir vor, *als ob jemand mich grüßte*. Ein kalter Wind schien durch das Zimmer zu wehen.

Metall klirrte in den Druckern, und sie blieben stehen. Das Bild auf dem Schirm zerfloß wie eine Dali-Uhr und erlosch. Rubinrote Lanzen aus Laserlicht schossen sich überschlagend durchs Zimmer, versengten die Wände und die Möbel und setzten das Papier in Brand, das sich auf den Boden ergossen hatte.

Ich stand im Auge eines Orkans, unberührt von Licht und Feuer.

Mit einemmal hörte alles schlagartig auf. Nur das gelbe Flackern des brennenden Papiers und das schrille Pfeifen des Rauchalarms blieben. Ich holte den Feuerlöscher aus der Küche und löschte die Brände. Dann setzte ich mich hin.

Und ich sitze immer noch da und warte. Aber während der Warterei beschloß ich, diese Geschichte ins Netz gehen zu lassen. Sie ist an BioTron adressiert, aber das ist egal, weil ich weiß, daß du sie garantiert lesen wirst.

Richtig, ich spreche mit *dir*, denn es sieht so aus, als ob du nun doch da wärst.

Also hör zu:

Die Programme sind in dir drin, und wenn ich sie nicht stoppe — und zwar bald —, dann werden sie ablaufen. Du könntest versuchen, sie zu

entschärfen, aber ein Fehler, und das Netzwerk ist im Eimer. Schon mal was von einem Informationssumpf gehört? Man gibt Informationen ein, und sie gehen ... dorthin, wohin die Wildgans fliegt, wo der wilde Wein sich rankt. Du verstehst mich schon: Ich hab's auf deinen *Geist* abgesehen.

Ich denke, die Sache ist folgendermaßen: Du hast BioTron wie weiße Blutkörperchen eingesetzt, um eine Krankheit anzugreifen — hast Befehle ausgegeben, könnte ich mir vorstellen, die die Empfänger befolgt haben, weil du genau wußtest, wie du sie zu geben hattest.

Du hast nämlich Angst vor Bio-Computern. Ich vermute, Carol war zur falschen Zeit am falschen Ort; Bergman war der wirkliche Krankheitsüberträger. Charley sagte, mit ihnen würde künstliche Intelligenz vielleicht in den Bereich des Möglichen rücken. Ist es das? Wäre das eine *Konkurrenz* für dich?

Du hast Carol und Bergman aus den öffentlichen Unterlagen gelöscht, soviel ich weiß. Hätte die Dinge kompliziert, wenn ich zur Polizei gegangen wäre. »Carol wer? Die gibt's nicht. So steht's hier.« Oder bist du einfach in Panik geraten? Wenn du lebendig und intelligent bist, ist das möglich.

Aber ich weiß im Grunde nicht viel, nur eins: Wenn Carol tot ist, bist du's auch. Wenn du nicht existierst und ich mich irre, schade, denn die Informationswirtschaft ist im Begriff, ihren ersten katastrophalen Zusammenbruch zu erleben.

Also, wie steht's? Riskierst du's, Fremder? Setzt du dein Leben aufs Spiel?

Tu's nicht! Ich liebe sie, ich brauche sie. Gib sie mir nur zurück.

Ich warte.

Originaltitel: »Spirit of the Night«
Copyright © 1987 by Davis Publications, Inc.
(erstmals erschienen in ›Isaac Asomov's
Science Fiction Magazine‹, September 1987);
mit freundlicher Genehmigung des Autors
und der Agentur Luserke, Friolzheim
Copyright © 1990 der deutschen Übersetzung
by Wilhelm Heyne Verlag, München
Aus dem Amerikanischen übersetzt von Peter Robert

[1] nach dem Buch ›Die Zukunftschance‹ von Alvin Toffler (Originaltitel: The Third Wave), in dem dieser die These aufstellt, daß die gegenwärtige Industriegesellschaft von einer revolutionären ›Dritten Welle‹ erschüttert wird, in der die von den neuen Informations- und Kommunikationstechnologien ausgelösten Veränderungen eine wichtige Rolle spielen. — *Anm. d. Übers.*

[2] mexikanische Speise aus gewürztem Fleisch und rotem Pfeffer, in Maismehl gerollt und in Blättern gedämpft und gebacken. — *Anm. d. Übers.*

[3] multiplexen bedeutet die Zuweisung eines Betriebsmittels an mehrere Benutzer, z.B. die gleichzeitige Übertragung mehrerer Datenströme über einen Kanal. — *Anm. d. Übers.*

[4] Gaia ist die griechische Erd- und Lebensgöttin ›Mutter Erde‹. Maddox bezieht sich hier jedoch wohl auf die von J. Lovelock aufgestellte ›Gaia-Hypothese‹, derzufolge die Erde insgesamt ein intelligentes Lebewesen ist, das sich selbst steuert und optimiert; ein volkommenes, sich selbst regulierendes System. — *Anm. d. Übers.*

Fernsehen machen

Der Wind von Santa Ana zerrt an der sowjetischen UV-Folie, die Kelseys Mutter über die Fenster ihres Hotelzimmers klebt.

Der Wind findet andre Wege ins Haus. Er surrt in den Lüftungsschächten und Korridoren und läßt bleichen Staub von den Deckenplatten rieseln. Durch die zitternde Membrane aus russischem Plastik sieht Kelsey die City golden in der braunen Luft schimmern und fransige tote Palmstümpfe entlang der Avenues in die Ferne rücken.

Hinter ihr auf'm Fußboden macht Trev Fernsehen und grunzt leise, wenn die mattschwarze Weste, die seine Brust umspannt, ihn bei einer Kampfszene vermöbelt. Er macht den ganzen Tag Fernsehen, giert nach der Weste, den Handschuhen, der schwarzen Brille und zieht immer wieder die gleiche Show ab. *Gladiator Skull*. Kelsey haßt *Gladiator Skull*, kann die Knüffe der vibrotaktilen Weste in die Rippen nicht ausstehen, wenn du dich erwischen läßt. Und sie erwischen dich immer.

Sie hat eine Show, die *Natureland* heißt und die sie sich hin und wieder reinzieht. Da reitet man auf'm Pferd übern Strand. In *Natureland* kriegst du nichts in die Rippen. Nicht mal die Sonne kann dir weh tun in *Natureland*.

Im Park am Ende der Avenue sieht sie vornübergebeugte Gestalten, die in silbernes, reflektierendes Plastik gehüllt sind, Leute, die sonst nirgendwo hingehen können.

Trev grunzt wieder. Die Lippen bewegen sich. Er führt Selbstgespräche, wenn er Fernsehn macht, aber sie will nicht verstehen, was er sagt. Vermutlich weiß er gar nicht, daß sie ihn hört.

Er hat bestimmt vergessen, daß sie in drei Tagen umziehen in die Darwin Free Trade Zone — die DFT, wie Mutter sagte, als sie sich eine Reiseshow reinzog. Kelsey setzte sich die schwarze Brille auf und spazierte durch eine Promenade, die wie jede Promenade aussah. Dazwischen Außenaufnahmen von orangeroten Lastenhubschraubern, die weiße Wohnmodule auf blanke Erde absetzten. Im Ohr die breiten australischen Vokale der jungen chinesischen Sprecherin.

Sie fährt mit dem Fingernagel über die UV-Folie, das gibt einen hauchfeinen Kratzer.

Sie lebt lieber in Moskau, wo's nach heißen Suppen riecht und die U-Bahnhöfe alten Palästen gleichen, aber sie wohnen, wo ihre Mutter von der Firma hingeschickt wird. Ihre Mutter hat einen Job, aber Kelsey weiß nicht, was sie arbeitet. Irgend etwas wie Fernsehen mit Zahlen machen. Wenn die Mutter von der Firma spricht, stellt sich Kelsey ein riesiges Tier vor. Die Mutter lacht, sagt, das sei so falsch nicht. Sagt, die Firma habe Büros in allen großen Städten, gehöre aber nirgendwo hin; nicht nach LA, nicht nach Moskau oder Singapur. Sagt, daß heutzutage Städte und Firmen zählen, nicht Länder.

Kelsey weiß nicht recht, was Länder sind. Linien auf Landkarten. Farben. Ein undurchschaubarer Begriff wie Adel.

Kelsey hat zwei Pässe. Einer ist ausgestellt von den United States of America, der andere von der Firma seiner Mutter. Die Männer im Flughafen, die die Pässe anschauen, interessiert nur, welche Firma. Der zweite Paß der Mutter stammt von einem Land namens Quebec.

Kelsey schaut hinaus zu den toten Palmen. Irgendwas kam die mexikanische Küste hoch und brachte sie alle zum Absterben. Lebendige hat sie in *Natureland* gesehn.

Ein fensterloser schwarzer Polizeihubschrauber rumpelt in gold-brauner Ferne vorbei. Er fliegt in Kelseys Augenhöhe. Sein Bauch strotzt von Sensoren und Waffen. Nachts kann man die Granaten hören im Osten. Lichtblitze. Helikopterdröhnen.

Der Hotel-Flachbildschirm gibt Auskunft, daß die Polizei gegen Banden kämpft. Es geht um Drogen. Das sind Drogen, sagt der Flachbild und zeigt milchtrübe Kügelchen, giftgrünes Pulver, etwas Blutkrustenbraunes, Klebriges in einem Plastikröhrchen. Der Flachbild warnt vor diesen Drogen. Trev weiß, wie sie heißen: Ice, Dancer, Brown.

Der Flachbild schaltet um zum Wetter, zu den seroanalytischen Durchschnittswerten für California-Oregon — Faktoid der EBV-Mutationsraten, spezifischen Translokationen an der Bruchstelle beim c-myc-Onkogen.

Sie schaltet aus. Sie klammert sich ans Brausen des Westwinds aus der Wüste.

Sie macht die Augen zu und sieht Shibuya bei Nacht, die Menge unter den Lichtern, ihren Vater, ihren biologischen Vater, das Gesicht, das sie von Bildern kennt. Er bückt sich, greift nach ihrer Hand und erklärt, daß ihre Mutter die genetische, nicht aber biologische Mutter ist, daß Trev eine

andere biologische hat, ein anderes Surrogat, daß ihre Mutter und er jetzt getrennt leben, aber die Verträge natürlich ihre Gültigkeit behalten.

Die Augen noch fest geschlossen, total verdreht, wünscht sie sich die Mutter zurück von den verspiegelten Hochhäusern, den blinden Erdgeschoßwänden, den Wächtern, dem geduldigen Knattern der augenlosen Kampfhubschrauber. Von der brennenden goldenen City.

Ihr Bruder flucht leise, automatisch. Er ist am Verlieren, während sie sich wünscht, sie wäre schon in Darwin, ginge die Meilen von Promenaden ab.

Promenaden wie überall.

Wie Fernsehn machen.

Originaltitel: ›Doing Televison‹
Copyright © 1988 by William Gibson
(erstmals erschienen in ›The Face‹, April 1990);
mit freundlicher Genehmigung des Autors
und der Agentur Fritz, Zürich
Copyright © 1990 der deutschen Übersetzung
by Wilhelm Heyne Verlag, München
Aus dem Amerikanischen übersetzt von Reinhard Heinz

Pretty Boy Crossover

Erst siehst du Video. Dann trägst du Video.
Dann ißt du Video. Dann *bist* du Video.
— Das Evangelium nach
Visualist Markus

Sehen oder gesehen werden.
— Pretty Boy Credo

»Wer hat dich gemacht?«

»Du meinst kürzlich?«

Der Mohawk an der Tür lächelt und nimmt sein Bild in sich auf. »Du rein. Aber nur du, okay? Versuch nicht, noch Freunde reinzuschmuggeln, hörst du?«

»Ich höre. Und ich bin kein Idiot, Idiot. Ich hab keine Freunde.«

Der Mohawk blickt lüstern, beugt sich vor. »Ein Pretty Boy wie du, und keine Freunde?«

»Nicht auf dieser Welt.« Er drängt sich am Mohawk vorbei, ignoriert die ihm zugeworfenen Kußhände. Gern würde er dem Mohawk das Nasenbein brechen und ihm die Knochensplitter ins Gehirn treiben, aber in letzter Zeit bemüht er sich stärker, sein Temperament zu zügeln, und außerdem ist er nicht sicher, ob an der Sache mit den Knochensplittern im Gehirn überhaupt was Wahres ist. Er ist ein Pretty Boy, ganze sechzehn Jahre alt, und dieser Abend könnte seine letzte Chance sein.

Im Club ist Lärm. Du kannst dich nicht mal in Ruhe auf die Toilette verkrümeln, der Lärm wird auch dorthin übertragen. Willst du weg vom Lärm? Warum? Kein Grund dazu. Aber dieser Pretty Boy hat gelernt, zwischen den Schlägen zu denken. Wie zwischen Regentropfen hindurchzugehen, um trocken zu bleiben, aber er kann es. Dieser Pretty Boy denkt die ganze Zeit an etwas — die *ganze* Zeit. Subversiv (und er denkt soviel, daß er das Wort *subversiv* denkt, mit sechzehn, ob Pretty Boy oder nicht). Er denkt Dinge wie *wie viele Einsteins sind unter einer heißen*

afrikanischen Sonne verhungert und verdurstet und warum kann man sich nicht an die Geburt erinnern und warum gibt es in jeder Kultur Musik und vor allem wieviel passierte, von dem er nichts wußte, und wie könnte er es herausfinden.

Und das geschieht die ganze Zeit, eine Sache nach der andern geht ihm durch den Kopf, man kann's an seinen Augen sehen. Das ist für 'nen Pretty Boy weiß Gott nicht typisch, ist jedoch ein Grund, warum sie ihn wollen. Daß er ein Pretty Boy *ist*, ist ein anderer und *der* Grund, weshalb sie ihn schon halbwegs erwischt haben.

Er weiß alles über sie. Jeder kennt sie und jeder will, daß sie innehalten, zweimal hinschauen und eine Karte ausspucken, auf der steht: Ja, wir sehen Möglichkeiten, bitte komm an einem der nächsten regulären Arbeitstage während der regulären Bürozeit zwecks regulärer weiterer Überprüfung zu nachfolgender Adresse. Jeder will es, bis auf diesen Pretty Boy, der einmal fünf Karten in einer Nacht bekam und sie alle zerriß. Aber hier ist er nun, immer noch ein Pretty Boy. Er denkt genug, um zu wissen, daß dies eine Schwäche von ihm ist, daß es ihm gefällt, ein Pretty Boy zu sein und gejagt zu werden, und so könnte es schließlich dazu kommen, daß sie ihn doch erwischen, und das ist s-s-s-schlimm. Wenn er darüber nachdenkt, denkt er mit einem Stottern. S-s-s-schlimm. S-s-s-schlimm für ihn, denn er will nicht, daß Gott ihm dabei hilft, das zu wollen, nein, nein, n-n-n-nein. Was ihn vielleicht zum seltsamsten Pretty Boy macht, der an diesem Abend und an jedem Abend lebt.

Der immer noch im Club lebt und steht, in den nur die hübschesten Pretty Boys hineinkommen. Pretty Girls sind zu leicht, sie müssen besser sein als Pretty, und außerdem gefällt es Pretty Boys, ganz allein Pretty zu sein, keine Hilfe, danke vielmals. Dieser Pretty Boy hat nichts gegen Pretty Girls oder irgendwelche anderen Mädchentypen. Obwohl er sich vor kurzem zu fragen begonnen hat, wieviel Zeit ihm wohl noch bleibt. Zwei Jahre? Vielleicht ein bißchen mehr? Nach dreien wird es für ihn todsicher vorbei sein, und der Mohawk an der Tür wird ihm ebenso ins Gesicht spucken wie ihn lüstern anblicken.

Wenn sie ihn nicht kriegen.

Und *wenn* sie ihn kriegen, dann ist es nie vorbei, und er kann sein, wo immer er sein will, und wo immer das ist, wird das Zentrum des Universums sein. Sie versprechen es, uneingeschränkter Zutritt während deiner Freizeit und der endlosen heißen Saison, endlose Jugend. Pretty Boy-

Himmel, und um dort hinzugelangen, sagen sie, braucht man nicht einmal wirklich zu sterben.

Er schaut zur Bühne des DJs hinauf, hoch über der hüpfenden, wogenden Menge auf der Tanzfläche. Sie nennen sie immer noch DJs, obwohl es keine Platten mehr sind, es sind Chips, und auf vielen davon ist mehr als bloß Sound. Das große Hyper-Programm, hatte man ihm erklärt, das Äußerste vom Äußersten, ein kurzer Spaziergang von dort bis zur Vierten Dimension. Er vermutet, daß dieses Zeug von Straßentänzern stammt, die für sie tätig sind und hoffen, daß sie irgendwann einmal vortanzen dürfen, wenn sie nur lange genug die Dreckarbeit gemacht haben. Niemand weiß, wie es wirklich ist, außer denen, die schon dort sind, und ihnen kann man nicht trauen, schätzt er. Weil sie vielleicht gar nicht *sind*, nicht mehr. Nicht wirklich.

Der DJ sieht sein nach oben gewandtes Pretty-Gesicht und erkennt ihn, obwohl es eine Weile her ist, seit er zum letztenmal hier war. Teils wollte er sich von ihnen fernhalten, und teils befürchtete er, daß der Rowdy an der Tür ihn nicht hereinlassen würde. Und dann *mußte* er natürlich kommen, um zu sehen, ob er noch hineinkäme, um zu sehen, ob ihn noch jemand wollte. Welchen Sinn hatte es, Pretty zu sein, wenn es keinen gab, den das kümmerte, der zusah und folgte. Selbst jetzt ist er fast sicher, spüren zu können, wie der Raum sich um seine Anwesenheit herum neu arrangiert, und der DJ bestätigt diese Vermutung, indem er einen Chip hochhält und damit nach links zeigt.

Sie hocken auf den unechten Stufen nahe dem Schirm, erinnern ihn an Tauben, die sich verschworen haben, die Welt zu erobern. Er schaut nicht zu lange hin, will sie nicht auf den Gedanken bringen, daß er reden wolle. Aber als er sich abwendet, steht einer, der jüngere Mann, auf. Der ältere Mann und die Frau ziehen ihn zurück.

Er heuchelt großes Interesse für die Gestalten, die an der nächsten Wand aufgereiht sind. Einige sind Prettys, einige sind weiblich, einige sind unbestimmten Geschlechts, einige sind sehr bizarr oder wohlhabend oder bloß Almosenempfänger. Alle bemerkten sie ihn und stellen sich auf seinen prüfenden Blick ein.

Dann erwacht ein Ende des Raums zu Farbe und neuem Lärm. Körper tanzen und stolpern von dem Schirm weg, auf dem zu rauher Musik Bilder entstehen.

Es ist Bobby, erkennt er.

Einen Moment später erscheint Bobbys Gesicht auf dem Schirm, sechzehn Fuß hoch, noch mehr Pretty, als er es gewesen war, als er noch ungebunden unter den Sterblichen wandelte. Der Anblick von Bobbys hübschem Pretty-Gesicht erfüllt ihn mit Wut und Entsetzen und einem Gefühl des Verlustes, so tief, daß er jeden schlagen würde, der Bobbys Namen ohne seine Erlaubnis ausspräche.

Bobbys liebliche schiefergraue Augen suchen den Raum ab. Sie haben ihm erzählt, daß die Sinne schärfer sind, nachdem man den Wechsel vollzogen hat und hinübergegangen ist, aber er kann sich nicht recht vorstellen, wie das funktionieren soll. Bobby sieht irgendwie blind aus da oben auf dem Schirm. Ein paar Leute winken Bobby zu — die Trottel, die sie hereinlassen, damit die übrigen jemanden haben, vor dem sie sich aufspielen können —, aber Bobbys Augen wandern langsam hin und her, hin und her, halten dann inne, blicken ihn geradeheraus an.

»Ah ...«, Bobby flüstert es, langgezogen und verzerrt. »Aaaaaahhhh.«

Er hebt streitlustig das Kinn und erwidert Bobbys Starren.

»Du brauchst nicht mehr zu sterben«, sagt Bobby seidenweich. Musik wogt unter seinen Worten. »Hier drin ist es wundervoll. Die Träume können so wirklich sein, wie du es dir wünschst. Und wenn dir danach ist, zu sein, kannst du bei mir sein.«

Er weiß, daß der Werbespot nicht nur auf ihn gemünzt ist, aber das macht nichts. Dies ist *Bobby*. Bobbys Stimme scheint sich über ihn zu verströmen, ihn zu umschmeicheln, und es fühlt sich zu sehr wie Hohn an. In der Nacht, bevor Bobby hinüberging, versuchte er es ihm auszureden, obwohl er gleichzeitig wußte, daß es nicht funktionieren würde. Wenn sie ihn wirklich abgewiesen hätten, dann hätte Bobby sich umgebracht, wie Franco es gemacht hatte.

Aber nun würde Bobby für immer und ewig leben, wenn man an das glaubte, was sie sagten. Die Musik wird lauter, doch Bobbys Augen sind immer noch auf ihn gerichtet. Er sieht, wie Bobbys Mund seinen Namen formt.

»Kannst du mich wirklich sehen, Bobby?« sagt er. Seine Stimme kommt gegen die Musik nicht an, aber wenn Bobbys Sinne derart geschärft sind, hört er sie vielleicht trotzdem. Wenn dem so ist, geruht er nicht zu antworten. Die Musik ist ein aufgemotzter Remix eines Songs, zu dem Bobby bis zum Kotzen gerne gefeiert hatte. Das riesige Bobby-Gesicht verblaßt, um durch einen ganzen Bobby ersetzt zu werden, ein wenig

überlebensgroß, der besser tanzt, als Bobby es je gekonnt hat, der wechselnde Szenen von Straßen, Dächern und Stränden entlangwirbelt. Die Schauplätze sind nichts Besonderes, aber Bobby hatte nie allzuviel Vorstellungskraft gehabt, hatte nie zum Mars oder auch nur zum Südpol reisen wollen, immer bloß in den angesagtesten Club. Es hatte ihm stets gefallen, in schlichten Umgebungen der Exot zu sein, und es gefiel ihm noch immer. Er hatte es stets geliebt, Blicken ausgesetzt zu sein. Beobachtet, verehrt, verfolgt zu werden. Ja. Er weiß sehr wohl, dies ist der Bobby-Himmel. Die Blicke der ganzen Welt richten sich jetzt auf ihn.

Der Hintergrund auf dem Schirm wechselt von der Straße in das Innere eines Clubs; *dieses* Clubs, nur größer, besser, mit einer noch hipperen Menge, und Bobby mittendrin. Die Hälfte der echten Menge vergißt jetzt zu tanzen, weil sie Bobby zusehen und hoffen, daß er einige von ihnen in sein Video geholt hat. Ja, das ist der Traum, selbst in die Extended Dance Version hineingemixt zu werden.

Seine Aufmerksamkeit wendet sich den unechten Treppenstufen zu, die nirgendwo hinführen. Sie hocken immer noch drauf, die einzigen Leute, die *ihm* zusehen statt Bobby. Die Frau, die in einem purpurnen Plastiksack-Kostüm überaltert aussieht, spielt mit einer Karte.

Er blickt wieder zu Bobby hoch. Bobby tanzt auf der Stelle und erwidert den Blick, oder so scheint es wenigstens. Bobbys Lippen bewegen sich lautlos, aber so präzise, daß er die Worte ablesen kann: *Dies kannst du sein. Nie alt werden, nie ermüden, es hört nie auf, nichts geschieht, wenn du es nicht willst, und das könntest du sein. Du. Du.* Bobbys Hände deuten im Takt auf ihn. *Du. Du. Du.*

Bobby. Kannst du mich wirklich sehen?

Bobby bricht plötzlich in Gelächter aus und wendet sich ab, tanzt etwas wilder.

Er sieht, wie der Mohawk vom Eingang sich durch die Menge drängt, die echte Menge, und er bekommt Angst. Der Mohawk geht geradewegs auf die Treppenstufen zu, wo sie ihm Platz machen und den spröden roten Haarkamm strubbeln, der seinen Hinterkopf hinab verläuft, als begrüßten sie ein liebgewordenes Kuscheltier. Der Mohawk sieht so zufrieden aus wie ein professioneller Schlemmer nach einem Sieg im Wettessen. Er fragt sich, was sie dem Mohawk dafür versprochen haben, daß er ihn hereinließ. Vielleicht eine Art befristeten Vertrag. Vielleicht sogar eine Probe.

Nun beobachten sie ihn alle. Herausfordernd berührt er ein großes Mädchen, das in der Nähe tanzt, und fällt in ihren Rhythmus ein. Sie lächelt auf ihn herunter, schiebt sich rein zufällig zwischen sie und ihn, aber das macht sie für ihn nur um so anziehender. Sie trägt ein Gehänge aus durchsichtigem Stoff über Zweithäuten, wie ein Showgirl aus alter Zeit. Mehr als sechs Fuß groß, nicht schön mit dieser Nase, nicht einmal hübsch, aber sie haben sie hereingelassen, damit sie groß sein kann. Sie weiß das wahrscheinlich nicht; sie weiß wahrscheinlich nichts von dem, was vorgeht, und wird es auch nie richtig wissen. Aus diesem Grund kann er ihr das orangefarbene Hardtech-Haar verzeihen.

Ein Rude Boy streift ihn während einer Tanzdrehung und heischt um Anerkennung, indem er ihn ignoriert. Rude Boys haben sich in mehr Jahrzehnten nicht verändert, als man zurückdenken kann, obwohl es immer dasselbe kleine lederbekleidete und mit Ketten behangene Häuflein war, das jahrein, jahraus sein Unwesen trieb. Der Rude Boy tanzt nicht mehr. Das tun Rude Boys nie. Aber dieser könnte sich noch als nützlich erweisen, notfalls.

Das Mädchen tanzt heftig und lächelt ihn an. Er lächelt zurück, schiebt sich sacht an ihre Rechte und beobachtet Bobby, wie er vielleicht ihn beobachtet. Er kann immer noch nicht sagen, ob Bobby wirklich etwas sieht. Die Szene hinter Bobby ist nach wie vor eine Doppelung des Clubs, der immer hipper wird, falls das noch möglich ist. Die Musik treibt der ersten Höhepunktsequenz entgegen. Dann vollzieht Bobby eine gottähnliche Geste, und er sieht — *sich selbst*. Er tanzt neben Bobby, mehr Pretty, als er es je sein könnte, genauso, wie sie es versprechen. Bobby sieht nicht das Phantom an, sondern ihn, wo er wirklich ist, mit Lippen, die sich wieder bewegen. *Wenn du sein willst, kannst du mit mir sein. Und sie auch.*

Seine hochgewachsene Partnerin taucht neben dem Phantom seiner selbst auf. Sie ist ebenfalls stark verbessert, obwohl noch längst keine Pretty oder auch nur hübsch. Das echte Mädchen dreht sich um und sieht sich selbst, und die Freude in ihrem Gesicht ist unverkennbar. Königin des Tanzbodens für ein oder zwei Minuten. Dann schickt Bobby ihr Abbild weg, so daß es nur noch sie beide sind, zwei Pretty Boys, die die Nacht durchtanzen, eine Privatparty, Fremder, geh und such dir woanders deinen Spaß! So wie es manchmal im wirklichen Leben war, nur zwischen ihnen beiden. Er erinnert sich schmerzlich daran.

»B-b-b-bobby!« schreit er, und das alte Stottern taucht wieder auf. Bobbys Abbild scheint emporzuschnellen, als hätte es ihn endlich gehört. Er vergißt alles, das Mädchen, den Rude Boy, den Mohawk, die auf den Treppenstufen, und stürzt durch die Menge zum Schirm: Die Leute fallen von ihm ab, als reinszenierten sie das Rote Meer. Er springt auf den Schirm zu, auf Bobby, ohne sich darum zu kümmern, wie das auf alle wirken muß. Was wissen die schon, jeder von ihnen. Er kann sich nicht erinnern, in seinen ganzen sechzehn Jahren jemals eine Person sagen gehört zu haben: *Ich liebe meinen Freund*. Nicht Bobby, nicht einmal er selbst.

Er erreicht den Schirm mit einem Schlag und hängt dort, das Gesicht ans Glas gepreßt. Er kann es jetzt nicht sehen, aber auf dem Schirm wird Bobby wohl auf ihn herunterblicken. Bobby hört nie auf zu tanzen.

Der Mohawk kommt und schält ihn ab. Die anderen umschwärmen ihn und bringen ihn davon. Das hochgewachsene Mädchen beobachtet all das mit der Miene einer Frau, die im Stockwerk über Cinderella wohnt und die gleiche Schuhgröße hat. Sie starrt sehnsüchtig auf den Schirm. Bobby winkt zum Abschied und wendet sich ab.

»Natürlich ist der Prozeß nicht umkehrbar«, sagt der ältere Mann. Das stählerne Haar hat einen sorgfältig abgestimmten Blauschimmer; er ist genügend bei Sinnen, um sich keine hippe Kleidung anzuziehen.

Sie haben ihn auf eine Liege gebettet, gleich neben ein Tablett mit Erfrischungen. Geben ihm wohl eins auf die Hand, wenn er sich davon bedienen will, denkt er.

»Wenn man einmal was zu reiner Information herunterdestilliert hat, kann man es einfach nicht mehr in eine weniger effiziente Form zurück überführen«, erklärt die Frau lächelnd. Keine Wärme geht von ihr aus. Eine ›*weniger effiziente Form*‹. Wenn es das ist, was sie wirklich denkt, weiß er, daß er vor diesen Leuten mächtig Angst haben sollte. Hat sie solche Dinge auch zu Bobby gesagt? Und hat ihn das *noch* begieriger gemacht?

»Wahrscheinlich gibt es keine erhabenere Existenzform als ein Leben als empfindungsfähige Information«, fährt sie fort. »Obwohl noch eine Menge Forschungsarbeit betrieben werden muß, bevor wir eine Umwandlung größeren Stils anbieten können.«

»Ja?« sagt er. »Wissen sie das, Bobby und die anderen?«

»Oh, deshalb braucht man sich keine Sorgen zu machen«, sagt der jüngere Mann. Er sieht aus, als wäre er immer noch nicht ganz über den

Schmerz hinweggekommen, aus seinen Boogie-Schuhen herausgewachsen zu sein. »Das System ist einigermaßen perfekt. Was Grethe meint, ist, wir wollen noch nach weiteren Einsatzmöglichkeiten für diese neue Existenzform suchen.«

»Warum geht ihr nicht selbst hinüber und macht's, wenn es so *erhaben* ist?«

»Es gibt gewisse Dinge, die auf dieser Seite erledigt werden müssen«, sagt die Frau giftig. »Nur weil ...«

»Grethe.« Der ältere Mann schüttelt den Kopf. Sie streicht sich über das glänzende, zurückgekämmte Haar, als wolle sie sich selbst besänftigen, und entfernt sich.

»Wir haben andere Pläne mit Bobby, wenn er es leid ist, in Clubs vorgeführt zu werden«, sagt der ältere Mann. »Schon jetzt bilden wir ihn aus, fügen seiner Basisinformationsstruktur weitere Daten hinzu ...«

»Das würde doch bedeuten, daß er nicht mehr wirklich *Bobby* ist, eh?«

Der Mann lacht. »Natürlich ist er Bobby. Verwandelst du dich jedesmal, wenn du etwas Neues lernst, in jemand anderen?«

»Kannst du beweisen, daß ich es *nicht* tue?«

Der alte Mann betrachtet ihn mürrisch. »Schau. Du hast ihn *gesehen*. War das Bobby?«

»Ich habe ein Video gesehen, in dem Bobby auf einem riesigen Bildschirm tanzt.«

»Das *ist* Bobby, und es wird Bobby bleiben, egal was geschieht, ob er nun als Pixelmuster auf einem Videoschirm erscheint oder quer durchs Universum gesendet wird.«

»Ist es das, was du mit ihm vorhast? Eine Botschaft ins Nirgendwo zu schicken, und die Botschaft ist er?«

»Das könnten wir. Werden wir aber nicht. Wir machen ihn mit dem Konzept der höheren Dimensionen vertraut. In seinem derzeitigen Zustand könnte er möglicherweise aus der dreidimensionalen Existenzebene ausbrechen und in eine völlig neue Qualität der Wirklichkeit vorstoßen.«

»Ach ja? Und wie glaubst du, Bobby dazu bringen zu können, daß er *das* tut?«

»Wir überzeugen ihn, daß es unterhaltsam ist.«

Er lacht. »Das ist gut. Ja. Unterhaltung. Du gelangst zu einer höheren Existenzebene und eröffnest dort einen Club, in den nur die Hipsten hineinkommen können. Ist ja klar.«

Das Gesicht des älteren Mannes verhärtet sich. »Das ist es, wonach ihr Pretty Boys alle verrückt seid, nicht wahr? Unterhaltung?«

Er sieht sich um. Der Raum muß damals, zu der Zeit, als Bands noch live gespielt haben, eine Garderobe oder so was gewesen sein. Irgendwo über sich kann er den schwachen Lärm des Clubs hören, aber er kann nicht sagen, ob Bobby noch dran ist. »Das nennst du Unterhaltung?«

»Ich bin diesen kleinen Wichser leid«, mischt sich die Frau ein. »Er hat Gelegenheiten verstreichen lassen, für die andere töten würden ...«

Er gibt ein rüdes Geräusch von sich. »Ja, wir würden alle töten, um jemandes Datenchip zu sein. Denkst du, ich glaube wirklich, daß Bobby real ist, nur weil ich ihn auf einem *Schirm* sehen kann?«

Der ältere Mann wendet sich dem jüngeren zu. »Ruf an, sie sollen Bobby hier herunter übertragen.« Dann schwingt er die Liege herum, so daß sie einem gefälligen modernen Bildschirm gegenübersteht, der in eine abgestützte Zementblockwand eingelassen ist.

»Bobby wird uns in Kürze Gesellschaft leisten. Dann kann er dir sagen, ob er real ist oder nicht er selbst. Wie wird dir das gefallen?«

Er starrt angestrengt auf den Schirm, ignoriert den Mann und wartet darauf, daß Bobbys Abbild erscheint. Als ob es sie wirklich scherte, regelmäßig mit Bobby auf diese Weise zu kommunizieren. Speis diese Art von Daten und Erinnerung ein, und Bobby wird's glauben. Er rutscht unbehaglich hin und her und fragt sich plötzlich, wie weit er wohl kommen würde, wenn er sich schnell genug bewegte.

»Mein *Junge*«, sagt Bobbys süße Stimme aus den Lautsprechern zu beiden Seiten des Schirms, und er zwingt sich hinzuschauen, während Bobby langsam Konturen annimmt, sich auf einer Art Liege darbietet und leicht erschöpft aussieht, als wäre er tatsächlich gerade von der Tanzfläche gekommen. »Hab' dich vor 'ner Weile oben tanzen sehen. Bist lange nicht mehr hier gewesen. Was war los?«

Er öffnet den Mund, aber kein Laut dringt heraus. Bobby sieht ihn mit unendlicher Geduld und Nachsicht an. Pretty, das Haar jetzt im genau richtigen Farbton und kein bißchen trocken von der Tönung und den Bleichmitteln, die Haut makellos und schimmernd wie bei einem gesunden Engel. Ein Nachtengel, genau wie's in dem alten Song heißt.

»Mein *Junge*«, sagt Bobby. »Bist du vom Schlag getroffen, irgendwie schüchtern oder *tot*?«

Er schließt den Mund, holt einmal Luft. »Das gefällt mir nicht, Bobby. So gefällt mir das nicht.«

»Natürlich nicht, mein Lieber. Du bist der Betrachtende, nicht der Betrachtete, deshalb. Laß dich selbst einmal für eine oder zwei Saisons aufstellen, und deine Einstellung wird sich *ändern*.«

»Gefällt es dir wirklich, Bobby, ein Echozeichen auf einem Chip zu sein?«

»Echozeichen, so'n Scheiß. Ich bin jetzt ein Universum. Ich bin irgendwie *alles*. Und, he, stell dir vor — ich bin auf jedem Kanal.« Bobby lacht. »Ich bin glücklich, daß ich *sad* bin!«

»S-A-D[1]«, wirft der ältere Mann ein.

»Ooh-jje«, sagt er. »Zu hoch für mich. Kann ich jetzt hier raus?«

»Warum die Eile?« schmollt Bobby. »Nur weil ich rübergegangen bin, liebst du mich nicht mehr?«

»Du warst in der Hinsicht schon immer ein wenig verdreht, Bobby. Kennst du den Unterschied zwischen geliebt werden und betrachtet werden?«

»Altkluger Junge«, sagt Bobby. »So weise, so erfahren. So vollgepackt. Auf dieser Seite *gibt* es keinen Unterschied. Vielleicht gab es nie einen. Wenn du mich liebst, betrachtest du mich. Wenn du nicht hinschaust, liegt dir nichts daran, und wenn dir nichts dran liegt, zähle ich nicht. Wenn ich nicht zähle, existiere ich nicht. Richtig?«

Er schüttelt den Kopf.

»Nein, mein Junge, ich *habe* recht.« Bobby lacht. »Du glaubst auch, daß ich recht habe, denn wenn du es *nicht* glaubtest, würdest du nicht kommen und an einem Ort wie *diesem* deinen Pretty Boy-Hintern schütteln, oder? Es *gefällt* dir, beobachtet, gesehen zu werden. Du siehst mich, ich sehe dich. Das Leben geht weiter.«

Er blickt zu dem älteren Mann hoch, sucht Erleichterung von Bobbys reiner Prettiness. »Wie sieht er mich?«

»Sensoren in der Ausstattung. Technisches Zeug, nichts, woran dir was läge.«

Er seufzt. Er sollte oben sein oder am anderen Ende der Stadt, mit allen anderen tanzen, das Pretty-Sein leben, solange er konnte. Vielleicht würde ihm diese Art in ein paar weiteren Monaten sogar zuzusagen beginnen. Bis dahin wären sie womöglich wieder runter von Pretty Boys und würden nach einem anderen Typ suchen, und dann stünde er da, fröstelnd draußen in der

Kälte, auf dem Weg nach unten nach seinem Gipfelsturm, und keiner würde ihn mehr *wollen*. Aus Ereignissen ausgeschlossen, über die er nach alledem vielleicht doch gern einiges erfahren hätte. Kann er sich damit abfinden? Er wirft dem jüngeren Mann einen kurzen Blick zu. Völlig erwachsen und kein Ort, an dem er strahlen könnte. Ja, aber kann er sich damit abfinden?

Er weiß es nicht. Früher mal hatte er keine große Wahl, und jetzt, wo er eine hat, scheint sie es nur noch schlimmer zu machen. Bobbys Abbild sieht aus, als würde es ihn auf irgendwelche Anzeichen hin studieren, die Pretty Boy-Augen strahlend und voller Hoffnung.

Der ältere Mann beugt sich hinunter und spricht leise in sein Ohr. »Wir müssen dich haben, bevor du fünfundzwanzig bist, bevor das Gehirn zu wachsen aufhört. Ein Geist, der einem noch im Wachstum begriffenen Gehirn entnommen ist, wird erblühen und sich anpassen. Einige von Bobbys Vorgängern haben sich auf wunderbare Weise an ihr neues Medium angepaßt. Reines Video: es gibt Personal, das den ganzen Tag nichts anderes tut, als ihre Symbole zu beobachten und auf gedankliche Durchbrüche hin zu interpretieren. Und wir werden solange Pretty Boys nehmen, wie in der Öffentlichkeit Nachfrage danach besteht. Es ist die effektivste Weise, die besten Performer zu finden, sich an die zu wenden, die jeder sehen oder sein will. Die im Trend ganz oben stehen, sind dem Himmel am nächsten. Und selbst wenn du nie einen Durchbruch schaffst, wirst du immer noch Unterhaltung sein. Gar kein so schlechtes Leben für einen Pretty Boy. Mußt nie altern, krank werden, den Kontakt verlieren. Du verbringst den größten Teil deines Lebens jung, warum lernen, alt zu sein? Warum lernen, ohne all die Dinge, die du jetzt hast, zu leben ...«

Er preßt die Hände auf die Ohren. Der ältere Mann redet immer noch, und Bobby sagt etwas, und der jüngere Mann und die Frau kommen herüber und versuchen, etwas mit ihm anzustellen. Erfrischungen fallen vom Tablett. Er kämpft sich von der Liege hoch und eilt zur Tür.

»He, mein *Junge*«, ruft Bobby ihm nach. »Gib mir noch ’ne Minute, sag mir, was dein Problem ist.«

Er antwortet nicht. Was kann man auch jemandem sagen, der aus reiner Information besteht?

Da ist ein neuer Kerl an der Eingangstür, größer und bösartiger als Seine Hoheit der Mohawk, aber er ist nur dort, um Leute draußen, nicht, um jemanden *drinnen* zu halten. Du willst das Schiff verlassen, nur zu, du

armes, unhippes Arschloch. Selbst wenn du ein Pretty Boy bist. Er liest es im Gesicht des Kerls, als er vom Lärm in die morgendliche Drei-Uhr-Stille der Straße hinüberwechselt.

Sie lassen ihn gehen. Er macht sich über diesen Teil nichts vor. Sie *lassen* ihn aus dem Raum, weil sie alles über ihn wissen. Sie wissen, er lebt, wie Bobby lebte, sie wissen, er liebt, was Bobby liebte — die Clubs, die Bewunderung, die Lust von Fremden auf seinen persönlichen Zauber. Er kann nicht sagen, daß er das nicht liebt, denn er *tut* es. Er ist sich nicht einmal sicher, ob er es mehr liebt, als er je Bobby geliebt hat, oder ob er es mehr liebt als am Leben zu sein. Als live zu sein.

Und da ist es, drei Uhr früh, beste Clubzeit, und er begibt sich nach Hause. Vielleicht ist er *doch* ein armes, unhippes Arschloch, einerlei, was er liebt. Zu dumm, um auch nur im Club zu bleiben, geschweige denn, um nach ’ner Fahrt in den Himmel zu greifen. Und doch bewegt er sich weiter, ungerührt von der Kälte, die er jedoch fühlt. Bobby muß nicht mehr in der Kälte nach Hause gehen, denkt er. Bobby muß nicht einmal mehr die Stunden zwischen den Clubzeiten durchbringen, wenn er nicht will. Alle Zeiten sind jetzt beste Zeiten für Bobby. Selbst wenn er ausgestöpselt ist, wird er nie den Unterschied kennen. *Pfuff* — ist es einen Tag später, *pfuff* — ist es ein Jahr später, *pfuff* — du hast es überstanden. Schmerzlos.

Vielleicht hat Bobby die richtige Idee, denkt er, als er den leeren Bürgersteig entlanggeht. Wenn er morgen rübergeht, wer wird’s schon merken? Wie wenn er die Tanzfläche verläßt — Leute werden kommen und den Raum ausfüllen. Letzten Endes wird es für keinen mehr einen Unterschied machen.

Er lächelt plötzlich. Außer für *sie*. Solange sie ihn nicht haben, macht er einen Unterschied. Solange er Fleisch zum Schütteln, Zurschaustellen und Fühlen hat, macht er für *sie* einen verdammt großen Unterschied. Selbst wenn sie ihn gar nicht mehr haben wollen, wird er immer noch der sein, den sie nicht bekommen haben. Er reibt sich die Hände gegen die Kälte, spürt, wie Haut auf Haut reibt, *spürt* es wirklich zum erstenmal seit langer Zeit, und er denkt an sechzehn Millionen Dinge auf einmal, vielleicht an ein Ding für jede Gehirnzelle, die er benutzt, oder vielleicht an ein Ding für jede Gehirnzelle, die noch kommen würde.

Er geht weiter, hält an dem großen Gedanken fest, einen Unterschied zu machen, und all den kleinen Dingen, aus denen sie kein Programm machen

werden. Ihm ist schwindelig vor Freude — er weiß nicht, was geschehen wird.

Aber sie auch nicht.

Originaltitel: ›Pretty Boy Crossover‹
Copyright © 1986 by Davis Publications, Inc.
(erstmals erschienen in »Isaac Asimov's Science Fiction Magazine«, Januar 1986); mit freundlicher Genehmigung der Autorin und der Agentur Luserke, Friolzheim
Copyright © 1990 der deutschen Übersetzung by Wilhelm Heyne Verlag, München
Aus dem Amerikanischen übersetzt von Michael Nagula

[1] SAD = Self-Aware Data, etwa: Daten mit Ichbewußtsein; homonym zu ›sad‹ = traurig. — *Anm. d. Übers.*

Wölfe des Plateaus

Es war neun Uhr morgens, und Jerome-X hatte Bock auf ’ne Zigarette. Er rauchte eigentlich nicht, aber hier drin war ihm danach, und er hatte gesehen, wie die Leute als Nichtraucher in den Knast gingen und mit zwei Schachteln pro Tag rauskamen. Vielleicht mußten sie sich das Hirn neu verdrahten lassen, um wieder damit aufhören zu können. Das war eine fiese Sache; er war einmal neu verdrahtet worden, um von Sink[1] runterzukommen, und er hatte sich noch einen Monat danach wie ein Prozessor mit einer Macke gefühlt.

Er stellte sich vor, seine Gedanken seien ein kleiner Zug, der um die mit Zigaretten eingebrannte Graffiti JETZT BIST DU IM ARSCH und GASMAN WAS HERE und GASMAN IST EIN VOLLIDIOT herumflitzte. Die Worte waren mit braunen Brandflecken in die mattrosa Decke getüpfelt. Jerome fragte sich, wer Gasman war und weshalb sie ihn ins Gefängnis gesteckt hatten.

Er gähnte. Letzte Nacht hatte er nicht viel geschlafen. Es dauerte lange, bis man lernte, im Knast zu schlafen. Er wünschte, er hätte sich ein Upgrade für seinen Chip besorgt, um mit dessen Hilfe seine Schlafendorphine aktivieren zu können. Sein Chip war dazu ausgelegt, eine Ausschüttung von ACTH[2] auszulösen, damit er cool blieb, wenn er kämpfen mußte, aber mit Endorphinen war das schwieriger, so was war eine Klasse über dem, was er sich leisten konnte, und es überstieg bei weitem die Sorte von Hirnchips, mit denen er gedealt hatte. Er wünschte, er könnte das Lichtfeld ausschalten, aber es war in die Decke eingelassen.

In der Zelle gab es eine Toilette und einen kaputten Wasserspender.

Es gab auch vier Betten, aber er war allein an diesem statischen Ort blaßblauer Lichter und mattrosa Perspektiven. Die Wände waren lachsfarbene Müllblöcke. Die in die Decke gebrannten Worte waren verwischt und ohnmächtig.

Kurz vor Mittag lag Jerome mit knurrendem Magen immer noch auf dem obersten Bett, als der Mülleimer schnarrte: »Eric Wexler, blei-i-ben Sie auf Ihrem Bett li-ie-gen, während der neue Häftling in die Zel-l-le kommt!«

Wexler? — Ach ja. Sie glaubten, sein Name sei Wexler. Das gefälschte ID-Programm.

Er hörte, wie die Zellentür aufglitt; er schaute hinüber und sah, wie der Mülleimer einen stämmigen Chicano hereinbrachte. Der Mülleimer war ein plumper Metallzylinder mit vier Kameralinsen, einem einfahrbaren Plastikarm und einem Gewehrlauf, aus dem er eine Taserladung, Gummigeschosse, Tränengasschrot und 45er-Kugeln abfeuern konnte. Er sollte die 45er nur in extremen Situationen benutzen, aber er war fast schon Schrott; er jaulte, wenn er sich bewegte, und seine Stimme war verzerrt. Wenn die Maschinen diesen Zustand erreicht hatten, legte man sich besser nicht mit ihnen an. Sie brachten es fertig, die Gummigeschosse mit den 45er-Kugeln zu verwechseln.

Die Tür schloß sich selbsttätig mit einem saugenden Geräusch, und der Mülleimer rollte jaulend über den Flur davon, wobei seine Gummiräder bei jeder Umdrehung einmal quietschten. Jerome hörte ein blechernes Scheppern, als jemand ein Tablett nach ihm warf. Vielleicht wollte er ihn dazu bringen, auf den Burschen in der nächsten Zelle zu schießen. Dann folgte hallendes Geschrei von einer Zelle zur anderen und eine verzerrte Ermahnung des Mülleimers. Der Chicano lachte.

»Was'n da los?« fragte Jerome und setzte sich auf dem Bett auf. Er war dankbar für die Abwechslung im ewigen Einerlei.

»*Que pasa*. Dir gefällt das obere Bett, hm? Das's gut.«

»Von hier oben kann ich besser lesen, was an der Decke steht. Lesefutter für zehn Sekunden. Ist alles, was ich habe. Du kannst das untere Bett nehmen.«

»Kannst du deinen Arsch drauf wetten, daß ich das kann.« Aber in seiner Stimme lag keine richtige Schärfe. Jerome dachte daran, seinen Chip einzusetzen, um die unterschwelligen Botschaften des Typs zu checken, seine somatischen Signale, und ein Modell des wahrscheinlichen Aggressionsindexes zu erstellen oder vielleicht ein Täuschungsmanöver zu planen. Er konnte ein getarnter Bulle sein. Jerome hatte ihnen nicht gesagt, wer sein Dealer war, hatte sich auf keinen Handel eingelassen.

Aber er entschied sich dagegen. In manchen Gefängnissen gab es Scanner für unerlaubten Chip-Output. Besser, er benutzte ihn erst, wenn es sein mußte. Und sein Bauch sagte ihm, daß der Typ nur dann gefährlich war, wenn er sich bedroht fühlte. Sein Bauch hatte fast genauso oft recht wie sein Hirnchip.

Der Chicano war dick und vielleicht eins achtundsechzig groß, gute zwölf Zentimeter kleiner als Jerome, aber wahrscheinlich fünfzig Pfund schwerer. Er hatte ein indianisches Gesicht und kleine, pechschwarze Augen. Er trug graublaue Gefängnisklamotten mit der aufgedruckten Nummer 6631; sie hatten ihm sein Haarnetz gelassen. Jerome hatte die Sache mit den Chicanos und ihrem Haarnetz nie begriffen, hatte sich aber auch nie getraut, danach zu fragen. Der Chicano stand an der Plexiglas-Durchreiche, die Hände in den Taschen, und starrte Jerome an. Er sah aus, als ob er ihn einzuordnen versuchte.

Jerome war angenehm berührt. Es gefiel ihm, erkannt zu werden, wenn es nicht gerade Leute waren, die ihn verhaften konnten.

»Wenn du die Hände in die Taschen von diesen Papierhosen steckst, reißen sie, und in Los Angeles County geben sie dir erst nach drei Tagen ’ne neue«, erklärte ihm Jerome.

»Yeah? Mist.« Der Chicano zog die Hände vorsichtig aus den Taschen. »Ich will nicht, daß meine *huevos* raushängen. Sonst denken die Leute noch, ich mach Reklame für irgendwelchen Scheiß. Du bist doch nicht schwul, oder?«

»Nee.«

»Gut. Wie kommt’s, daß ich dich kenne? Obwohl ich dich *nicht* kenne.«

Jerome grinste. »Aus dem Fernsehen. Du hast meine Einblendung gesehen. Jerome-X.«

»Ohhhh ja. Jerome-X. Du hast so’n kleinen Sender, nicht? Unterbrichst die Sendungen mit deinem eigenen Scheiß?«

»Hatte ich. Sie haben ihn konfisziert.«

»Bist du deshalb hier? Wegen Video-Graffiti?«

»Schön wär’s; dann käm ich in ein paar Monaten raus. Nein. Illegale Erweiterungen.«

»Hey, Mann! Ich auch!«

»Du?« Jerome konnte seine Überraschung nicht verbergen. Man sah nicht viele Chicanos, die illegale Erweiterungen hatten. Sie hielten im allgemeinen nichts davon, sich im Gehirn rumfummeln zu lassen.

»Was, du meinst, ’n Typ aus dem Osten von L.A. kann mit Erweiterungen nichts anfangen?«

»Nein, nein. Ich kenne ’ne Menge Hispanics, die so was benutzen«, log Jerome.

»Ooooh, *Hispanics* sagte er, das klingt aber *nett*.« Ein gefährlicher Unterton.

Jerome lenkte die Unterhaltung hastig in eine andere Richtung.

»Warst du nie in den großen Knästen, wo sie einem Papierklamotten geben?«

»Nee, nur einmal im Stadtgefängnis. Da hatten sie auch nicht diese Scheiß-Maschinenwärter. Hey, Jerome, ich bin Jessie. Eigentlich heißt es Jesus« — er sprach es Hey-suh aus — »aber die Leute, weißt du... hast du was zu rauchen? Nein? Mist. Okay, dann justier ich mich mal eben.«

Er setzte sich neben Jeromes herabhängenden Beinen auf den Bettrand und beugte den Kopf nach vorn. Er griff unter sein Haarnetz, unter ein Haarteil, wie sich herausstellte, und zog einen Chip aus einer Steckvorrichtung, die in seine Schädelbasis eingesetzt war.

Jerome machte große Augen. »Gottverdammich, ihre Sonden sind *wirklich* im Arsch.«

Jessie betrachtete stirnrunzelnd den Chip. Es klebte ein bißchen Blut daran. Die Steckvorrichtung leckte. Billige Installation. »Ne, die sind nicht kaputt. Da ist so'n Typ, der die Dinger bedient; der ist bestochen. Er läßt für ein paar Tage alles durch, weil ein paar Jungs von der Mafia reinkommen. Er weiß nicht, wer die sind.«

»Ich war mir sicher, daß sie mein Gerät finden würden«, sagte Jerome. »Bei der Leibesvisitation haben sie’s nicht entdeckt, aber ich dachte, die Knastsonden würden’s tun, und dann hätte ich noch ’n Jahr Zuschlag gekriegt. Aber die haben’s auch nicht gefunden.« Keiner von ihnen hatte daran gedacht, die Chips wegzuwerfen. Es wäre so gewesen, als ob man sich ein Auge ausgestochen hätte.

»Genauso wie bei mir. Wir haben beide Glück gehabt.«

Jessie steckte sich den Mikroprozessorchip in den Mund wie andere Leute ihre Kontaktlinsen, um ihn zu säubern und zu schmieren.

»Tut das Steckteil weh?« fragte Jerome.

Jessie nahm den Chip heraus und betrachtete ihn einen Moment lang auf seiner Fingerspitze. Er war kleiner als eine Kontaktlinse, ein Splitter aus Silizium und Galliumarsenid mit wahrscheinlich 1500000 Nanotransistoren aus manipulierten Proteinmolekülen, vielleicht auch mehr. »Nein, noch nicht. Aber wenn das Scheißding leckt, dann *wird’s* noch weh tun, Mann.« Er sagte noch etwas auf Spanisch und schüttelte dabei den Kopf. Dann schob er den Chip wieder in die Steckvorrichtung und tippte ihn mit dem

Daumennagel der rechten Hand an. Dort also war die Aktivierungsmaus: unter dem Daumennagel. Die von Jerome war in einem Knöchel.

Jessie zuckte einmal leicht und richtete sich auf seinem Bett auf, was bedeutete, daß der Chip in Aktion war und er Informationen bekam. Die Dinger hatten die Tendenz, zuerst eine kleine Rückkopplung im Nervensystem zu erzeugen, so daß man ein- oder zweimal zuckte; wenn sie nicht ordentlich isoliert waren, konnten sie bewirken, daß man sich in die Hose machte.

»Das ist gut«, sagte Jessie und entspannte sich. »Schon besser.« Der Chip veranlaßte sein Gehirn, etwas Vasopressin abzusondern und die Adern zu verengen, eine Simulation der Wirkung von Nikotin. Es funktionierte eine Weile, bis man an Zigaretten herankam. Hochklassige Chips verfügten auch über eine gewisse Betäubungswirkung, wenn man auf SIM[3] war und nichts kriegen konnte. Aber das war der echte Horror. Man konnte sich auf diese Weise das Licht ausknipsen. Besser, man nahm's sehr genau mit der Feinjustierung.

Jerome dachte über die hypothetischen Chipscanner nach. Vielleicht sollte er dagegen Einspruch erheben, daß der Kerl seinen Chip hier drin benutzte. Aber was der Chicano tat, würde keinen großen Schaden anrichten.

»Was hast du?« fragte Jerome.

»Ich hab 'nen Apple NanoMind II. 'n Haufen Megabytes. Und du?«

»Du hast den Mercedes, ich den Toyota. Ich hab einen *Seso Picante* Mark I. Eins dieser argentinischen Dinger.« (Wie war dieser Typ an einen ANM II rangekommen?)

»Yeah, sind 'n bißchen *basto*, die Dinger, aber sie bringen das meiste von dem, was man braucht. Hey, du heißt Jerome und ich Jessie, das fängt beides mit J an. Und wir sind beide wegen illegaler Erweiterung hier. Mal sehen, was wir sonst noch gemeinsam haben. Was bist du für'n Sternzeichen?"

»Äh...« Was war es doch gleich? Er vergaß es dauernd. »Fische."

»Ist ja heiß! Ich passe mit 'nem Fisch zusammen. Ich hab ein Astrologieprogramm laufen lassen und rausgefunden, an wen ich mich ranhängen sollte. Fische sind okay.

Aber Wassermann — also ich bin Skorpion, nicht — Wassermann, *que bueno*.«

Was meinte er eigentlich mit *ranhängen*, fragte sich Jerome. Fragt mich, ob ich ein Schwuler bin; vielleicht war das ja gewissermaßen Selbstschutz.

Aber er meinte etwas anderes: »Weißt du was, Jerome, du hast auch ’n Chip; wir könnten uns verkoppeln und vielleicht diesen Mülleimer zu fassen kriegen.«

Ausbrechen? Jerome spürte, wie ihn eine eiskalte Erregung überlief. »Eine Koppelung mit diesem Ding? Es kontrollieren? Ich glaub nicht, daß wir allein das schaffen würden.«

»Kann sein, daß wir Verstärkung brauchen, aber ich hab Neuigkeiten, Jerome; da kommen noch ’n paar Typen. Vielleicht fangen ihre Namen alle mit J an.«

Aber das war nicht der Fall. Der Mülleimer brachte ihnen rasch nacheinander einen am Strand lebenden Schnorrer namens Eddie, der in den Vierzigern war, einen ausgemergelten schwarzen Dandy namens Bones und eine Tunte namens Swish, deren richtiger Name dem Mülleimer zufolge Paul Torino war.

»Hier stinkt’s, als ob gleich alles auseinanderfällt«, sagte Eddie. Er hatte den fettigen blonden Haarschopf eines Surfers und die üblichen scharfen Surf-Punk-Tätowierungen. Das hatte jetzt nichts mehr zu bedeuten, dachte Jerome; die von der Meeresverseuchung herrührende Oxydation der hiesigen Küstengewässer hatte dem Surfen weitgehend einen Riegel vorgeschoben. Die Anaerobionten hatten die Brandungswellen übernommen; sie gediehen in dem giftigen Wasser wie ein gallertartiger Beerentang. »Hier drin riecht’s wie gestorben und nicht zum Himmel gefahren. Stinkt ja schlimmer als in Malibu.«

»Das sind diese Aufschüttungsblocks.« Bones fehlten vier Schneidezähne. Mit seinem eingesunkenen Gesicht sah er aus, als wäre er aus einem Zombiestreifen entsprungen. Aber er war energiegeladen, ein lebhafter Zombie. »Gepreßter Müll«, erklärte er Eddie. »Organische Stoffe, vermischt mit den Polymeren, dem Plastik und allem, was im Müllhaufen drin war. Sie haben Ziegel draus gemacht, weil’s nichts mehr aufzuschütten gab, aber wenn der Bauunternehmer sie nicht richtig aufeinandergesetzt hat, dann fangen sie nach ’ner Weile an zu verfaulen. Draußen isses heiß, deshalb stinkt’s jetzt so hier drin. Nimm Müll, um Müll einzusperren, sagen sie. Verdammte Arschlöcher!«

In der Tageshitze wurde die Duftkulisse von ranzigem Müll noch intensiver. Was Jerome den Magen umdrehte, war jedoch nicht so sehr der Gestank selbst als vielmehr das, woran er ihn erinnerte. Er ließ ihn an Abfallbeseitigung denken, und Charlie Chesterton hatte ihm einmal erzählt, daß die Gefängnisse des Jahres 2022 das staatliche Abfallbeseitigungssystem seien ... wenn man ins Strafsystem hineingeriet, konnte man beinahe die alles zermahlenden Klingen spüren ...

Der Mülleimer hob einen Stapel von Tabletts zu den Gitterstangen aus Plexiglas hinauf und schob ihnen surrend das Mittagessen rein, ein Tablett nach dem anderen. Er gab ihnen eins zuviel. Er baute Mist.

Sie aßen ihre Hühnerpastetchen — das Huhn war fast fettfrei und ohne Knorpel, was bedeutete, daß es Retortenhuhn war, gentechnisch manipuliertes Zeug —, meckerten zwischen den Bissen über das Essen und ergingen sich in der üblichen paranoiden Spekulation über Chemikalien zur Willenskontrolle im Kaffee. Jerome schaute von einem zum anderen und dachte: Zumindest sind sie keine Schläger. Sie saßen alle hier drin, weil draußen eine großangelegte Jagd nach Leuten mit illegalen Erweiterungen im Gange war, eine politische Kampagne zur Säuberung der Kliniken, die vielleicht auch dafür sorgen sollte, daß die Unternehmen, die legale Erweiterungen herstellten, die Industrie weiterhin im Pitbull-Griff behielten. Also war keiner wegen Mord, Bandenfolter oder sonstwas eingelocht worden. Keine schlechte Zelle.

»Du bist Jerome-X, wirklich?« flötete Swish. Ein leichter Akzent. Sie (für Jerome war eine Tunte aus Respekt gegenüber ihrem anders gelagerten Bewußtsein immer *sie*) war entweder Mexikanerin oder Filipina; schwer zu sagen, weil sie sich in einer billigen Klinik das Gesicht auf Mädchen hatte trimmen lassen. Die Wangen waren herzförmig geworden, die Augen runder und die Lippen voller, und die Glastitten sahen aus, als ob sie zwei Blechtrichter unter der Papierbluse hätte. Ein Teil des Collagens, das sie ihr injiziert hatten, um die Lippen voller zu machen, war verrutscht, so daß ihre Unterlippe schief hing. Ein Wangenknochen war ein wenig höher als der andere. Eine karmische Rache am männlichen Geschlecht, dachte Jerome, weil es die Frauen in Hüftgürtel und Fußbinden gezwängt und zur Magersucht verdammt hatte. Wozu benutzte dieses Geschöpf seinen Chip, außer um high zu werden? »Oooh, Jerome-X! Ich hab neulich deine Einblendung im Fernsehen gesehen. Die, wo du so um den Kopf der Präsidentin rumgeschwebt bist und ’n paar Worte in Druckbuchstaben aus

deinem Mund rausgekommen sind und ihr Gesicht überdeckt haben. Herrgott, sie ist so 'ne *Votze*.«

»Mit was für Worten hat er sie verdeckt?« fragte Eddie.

»Erkennt ihr eine Lügnerin noch, wenn ihr eine hört?« Das war's«, antwortete Swish. »Es war *sooo* geil, weil diese Votze 'nen neuen Krieg will, ihr *wißt*, daß es so ist. Und sie verbreitet Lügen darüber, o *Gott*, was die lügt.«

»Du hältst sie für 'ne Votze, weil du selber gern eine *hättest*«, sagte Eddie und ließ die Hose runter, um die Toilette zu benutzen. Er sprach laut, um die Geräusche zu übertönen. »Du willst eine haben und kannst dir's nicht leisten. Ich finde, die Präsidentin hat recht, diese beschissene Mexikanische Volksrepublik schickt ihren Abschaum über die Grenze zu uns rüber, die schleusen kommunistische Agenten ein ...«

»Ach du Scheiße«, sagte Swish, »der Kerl ist 'n Surf-Nazi! Aber *Gott*, ja, ich will eine — ich will *ihre* Votze. Dieses Miststück weiß doch sowieso nicht, was sie damit anfangen soll. Aber ich schon, Honey; *ich* weiß, was ich damit anfangen würde...« Swish hielt abrupt inne, erschauerte und schlang die Arme um sich. Mit ihren langen purpurroten Fingernägeln langte sie nach oben, zog einen Hautlappen hinter ihrem Ohr ab und holte den Chip heraus. Sie befeuchtete ihn, stellte seinen Eingabemodus ein, steckte ihn wieder hinein und tippte ihn mit der Aktivierungsmaus unter einem Nagel an. Sie drückte die Klappe zu. Ihre Augen wurden glasig, als sie sich justierte. Sie konnte das vielleicht vierundzwanzig Stunden lang durchhalten, dann würde es sie umbringen. Sie würde Turkey schieben oder sterben. Oder rauskommen. Und vielleicht machte sie das jetzt schon eine Weile.

Keiner von ihnen würde gegen Kaution rausgelassen werden. Sie würden alle die obligatorische Minimalstrafe von zwei Jahren bekommen. Beim FBI waren sie der Meinung, daß die illegalen Erweiterungen allmählich außer Kontrolle gerieten. Chipimplantate vom Schwarzmarkt wurden dazu verwendet, bei der staatlichen Datenbank-Lotterie so abzuräumen, daß kein Auge trocken blieb; sie wurden von allen Arten von Buchmachern benutzt; man setzte sie dazu ein, Konten dort zu führen, wo das Finanzamt sie nicht finden konnte; oder dazu, Bankcomputer zu überlisten und Auszahlungsgeräte zu zinken; mit ihrer Hilfe wurde der Körper gemolken und das Gehirn dazu gebracht, die Ausschüttung von Beta-Endorphinen und ACTH und Adrenalin und Testosteron und anderem biochemischen

Spielzeug anzuordnen; sie wurden benutzt, die Gewinnchancen im Casino auszuhecken oder die Spezifikationen für selbstgemachte Designerdrogen zu berechnen; die Straßenkönige der Mafia planten ihre Strategie und Taktik mit ihnen, die Kinderbanden genauso; und sie wurden für illegale Versammlungen auf dem Plateau benutzt.

Es war das Plateau, dachte Jerome, was den FBI-Leuten wirklich höllische Angst einjagte. Es barg Möglichkeiten.

Der Mülleimer schleifte eine Liege für den überzähligen Mann herein, schob sie gefaltet unter der Tür durch und plärrte: »Licht aus, alle Insassen werden aufgefordert, sich in i-i-ihre Betten zu le-e-gen...« Seine Stimme versagte.

Als der Mülleimer weg und das Licht aus war, kletterten sie von ihren Betten herunter und hockten sich im Kreis auf den Boden.

Ihre Chips waren aktiv, aber nicht im Übertragungsmodus miteinander gekoppelt. So aufgerüstet, kommunizierten sie in einem mündlichen Stenogrammstil.

»Quatsch«, sagte Bones. »Tür.« Er war eine Stimme in der Dunkelheit, eine Vogelscheuche aus Schatten.

»Zeit«, sagte Jessie.

»Kompatibilität? Klar?« sagte Eddie.

»Also echt, Mann«, sagte Jerome. Prustendes Gelächter von den anderen.

»Koppelungscheck.« Das war wieder Bones.

»Modelle?« fragte Jessie.

Dann leierten sie alle Zahlen herunter, als ob sie eine Zauberformel aufsagten.

Es war eine Unterhaltung von fünfzehn Minuten in weniger als einer Minute.

»Das ist doch Quatsch«, lautete die Übersetzung von Bones' Worten. »Wenn man am Mülleimer vorbeikommt, sind da menschliche Wärter. Die kann man nicht umprogrammieren.«

»Aber zu bestimmten Zeiten hat nur einer Dienst«, erklärte ihm Jessie. »Sie sind's gewöhnt zu sehen, wie der Mülleimer Leute rein und raus bringt. Die werden keinen Verdacht schöpfen, bis sie versuchen, 'ne Bestätigung zu kriegen. Bis dahin haben wir sie schon am Arsch.«

»Kann sein, daß wir nicht kompatibel sind«, betonte Eddie. »Versteht ihr, kompatibel?«

»Oh, hey, Mann, ich glaub schon, daß wir das verstehen«, sagte Jerome, woraufhin die anderen in Gelächter ausbrachen. Eddie war nicht sonderlich beliebt.

»Die einzige Möglichkeit, um festzustellen, ob wir kompatibel sind«, meinte Bones, »ist eine Systemkoppelung. Gut gekoppelt ist halb gewonnen, wie die Bullen sagen. Entweder die Kette, die uns hier drin festhält, oder die Kette, die uns rausbringt.«

Jeromes Kopfhaut spannte sich. Eine Systemkoppelung. Ein Mini-Plateau. Den anderen Zugang zu seinem Innersten gewähren und selbst in die Seelen der anderen eintauchen. Brutale Intimität. Vielleicht ein bißchen Fallout vom Plateau. Darauf war er nicht vorbereitet.

Wenn es schiefging, konnte seine Strafe wegen versuchten Gefängnisausbruchs verlängert werden. Und vielleicht würde jemand ernstlich was abkriegen. Möglicherweise mußten sie einen menschlichen Wärter umbringen. Jerome hatte einem Dealer mal die Nase eingeschlagen, und als das Blut rausspritzte, war ihm übel geworden. Er konnte keinen umbringen. Aber... er hatte Schiß vor den Alternativen. Er wußte, daß er die zwei Jahre eh nicht überstehen würde, wenn sie ihn in den Großen Bau raufschickten. Im Großen Bau würden sie ihn garantiert durch den Wolf drehen. Sie würden seinen Chip finden und echt sauer werden. Sie würden zulassen, daß ihn die Langjährigen vergewaltigten und ihm den Neuen Virus anhängten; er würde ausflippen, weil er eingesperrt war und keinen Chip hatte, und sie würden ihm zur Rehabilitation eine Aversionstherapie verpassen und ihn ausbrennen.

Jerome kaute mit seinen Schneidezähnen heftig an einem Daumennagel. *In den Großen Bau geschickt*. Er hatte versucht, nicht daran zu denken. Sich dazu zu bringen, es durchzuhalten, immer einen Tag nach dem anderen. Aber jetzt mußte er sich mit den Alternativen befassen. Ihm drehte sich der Magen um, die Strafe dafür, daß er so dumm gewesen war. Daß er angefangen hatte, mit Erweiterungen zu dealen, um einen großen Sender finanzieren zu können. *Warum?* Ein Sender brachte ihm nichts anderes ein, als daß sein Gesicht auf einer Pirateneinblendung vielleicht zwanzig Sekunden lang im lokalen TV-Programm zu sehen war. Er hatte sein Leben weggeworfen, um einen zu kriegen ...

Warum war das so verflucht wichtig? wollte sein Magen wissen, während er sich rachsüchtig verdrehte.

»Die Sache ist bloß«, sagte Bones, »daß wir alle in ‘ne Falle laufen könnten. So was, wo sie einen ›auf der Flucht‹ umnieten. Vielleicht isses doch ’n bißchen sehr merkwürdig, daß der Bulle an der Sonde uns alle einfach so durchgelassen hat.«

(Ein Zuhörer hätte ihn sagen hören: »Falle. Komisches Glück.«)

Jessie schnaubte. »Ich hab’s dir doch gesagt, Mann. Der Typ an der Sonde ist bestochen. Die lassen alle durch, weil ’n paar von der Mafia dabei sind. Ich weiß das, weil ich dazugehöre. Okay?«

(»Sonde geschmiert, laß gut sein.«)

»Bist du bei der Mafia?« fragte Bones.

(»Du?«)

»Du hast’s erfaßt. Bloß ’n Dealer. Aber ich weiß, wo Stoff für ’ne halbe Million Neudollar ist, deshalb werden sie mich rausholen. So wie das Ganze organisiert ist, mußte der Typ an der Sonde alle durchlassen. Sein Boss denkt, sie hätten uns die Chips rausgenommen, als sie uns vor Gericht gestellt haben; manchmal machen sie’s so. Diesmal sollte’s der Knastchirurg erledigen. Bis die den Amtsschimmel auf Trab gebracht haben, sind wir hier raus. Jetzt hört zu — wir können den Mülleimer nicht schaffen, wenn wir nicht alle dabei sind, weil wir sonst nicht genug *K* haben. Also, wer macht mit?«

Er hatte gesagt: »Unten, halbe Million, Bluff, Chirurg, hierher, alle keiner, *wer* scheißt sich an?«

Etwas in seiner Stimme kratzte wie mit Krallen von hinten über Rauchglas. Er wurde unwirsch; die Chipjustierungen für seine Nikotinsucht und vielleicht auch noch andere Justierungen machten ihn reizbar. Die Nebenwirkungen ausgedehnter zerebraler Selbstregulierung brannten sich durch ein fadenscheiniges Nervenkostüm.

Der Rest der Zusammenkunft in der Übersetzung ...

»Ich weiß nicht«, sagte Eddie. »Ich hatte eigentlich vor, meine Zeit abzureißen. Wenn’s nämlich in die Hose geht ...“

»Hey Mann«, fiel ihm Jessie ins Wort, »ich kann dir deinen Scheiß-Chip *wegnehmen*. Und draußen sein, bevor sie merken, daß sich dein Arsch nicht mehr rührt.«

»Der Mann hat recht«, sagte Swish. Ihr Schmerzstillungssystem zerfaserte Axon für Axon, und sie konnte es nicht mehr viel stärker justieren. »Machen wir’s einfach, okay? Bitte! Okay? Ich muß hier raus. Ich

fühl mich, als ob ich am liebsten Hundescheiße wäre, nur damit's mir 'n bißchen besser geht.«

»Zwei Jahre im Großen, das steh ich nicht durch, Eddie«, hörte Jerome sich sagen und merkte, daß er Jessie half, Eddie zu bedrohen. Er staunte über sich selbst. Nicht sein Stil. »Entweder wir alle oder keiner, Eddie«, sagte Bones.

Eddie schwieg eine Weile.

Jerome hatte seinen Chip abgeschaltet, weil dieser unaufhörlich über Jessies Plan nachdachte und dann nur ein unschönes Modell der Risiken vorlegte. Man mußte wissen, wann man seiner Intuition folgen mußte.

Jerome hatte sich entschieden. Und er stand an der Schwelle zur Koppelung. Es ging jetzt los, und Jessie war der erste.

Jessie war der Operator. Er entschied über die Reihenfolge. Zuerst Eddie, um sicherzugehen, daß er nicht absprang. Dann Jerome. Vielleicht weil er in Jerome einen Flüchtling aus der Mittelschicht sah, eine Anomalie hier, und es für möglich hielt, daß Jerome versuchte, ihm und seinem Chip die Bullen auf den Hals zu hetzen, um einen Deal zu machen. Sobald sie ihn eingekoppelt hatten, gab es kein Entrinnen mehr.

Nach Jerome würde erst Bones und dann Swish drankommen.

Sie hielten sich an den Händen, damit das Kopplungssignal, das der Chip mittels des vom Gehirn erzeugten elektrischen Feldes übertrug, mit optimaler Genauigkeit weitergeleitet wurde.

Er hörte, wie sie Frequenzbezeichnungen austauschten — Zahlen, die sich wie Perlen in der Dunkelheit aufreihten —, dann das Zischen von abrupt eingesogenem Atem, als sich Jessie und Eddie verkoppelten. Und er hörte: »Na los, Jerome!«

Jeromes Augen hatten sich an die Dunkelheit gewöhnt; die Nacht gab etwas von ihrem verborgenen Licht ab. Er konnte gerade eben die groben Umrisse von Jessies Gesicht ausmachen, wie die Kohleradierung einer aztekischen Schnitzerei.

Jerome griff sich an den Hinterkopf, fand die verklebten Haare, die seine Klappe markierten, und zog die Haut von der Steckvorrichtung des Chips zurück. Er tippte den Chip an. Nichts geschah. Er tippte ihn erneut an, und diesmal spürte er die Veränderung in seiner Bioelektrizität, fühlte das Summen zwischen seinen Zähnen.

Jeromes Chip kommunizierte mit seinem Gehirn durch ein Interface aus Rhodopsin-Protein; die Ribosomen borgten sich neurohumorale Transmitter aus der Blutversorgung des Gehirns und ordneten sie neu an, so daß sie ein programmiertes Muster freigesetzter Ionen als Übermittler über synaptische Lücken hinweg zu den neuronalen Dendriten des Gehirns beförderten; der Chip arbeitete mit Magnetresonanz-Holographie, um seine Daten mit im Gedächtnis gespeicherten Erinnerungen und psychologischen Trends zu vergleichen. Er betete sich in die Mythologie des Gehirns vor, inszenierte auf seiner Siliziumbühne noch einmal die privaten Legenden seiner subjektiven Weltgeschichte.

Jerome schloß die Augen und betrachtete die Rückseite seiner Lider. Die digitalen Angaben waren in leuchtendem Grün über das Schwarz gedruckt. Er richtete seine Aufmerksamkeit auf den Cursor und konzentrierte sich, damit er zu ZUGRIFF hochstieg. »Frequenz Öffnen«, sagte er leise in sich hinein. Der Chip hörte seine geübten stimmlosen Worte, und auf der Rückseite seiner Lider erschienen Zahlen. *63391212.70*. Er las sie den anderen laut vor, und sie stellten sich auf seine Frequenz ein. Er erstickte fast an dem Wort, weil er wußte, was es bringen würde, aber dann sprach er es aus und befahl dem Chip: »Öffnen!«

Der Chip öffnete sich für die Koppelung. Das hatte Jerome erst ein einziges Mal getan. Es war illegal, und er war insgeheim froh, daß es illegal war, weil es ihm Angst machte. »Sie halten das Plateau zurück«, hatte ihm sein Hirnchip-Großdealer erklärt, »weil sie Angst davor haben, was eine weltweite elektronische Telepathie auf sie herabbeschwören würde. Zum Beispiel wird jeder Informationen prüfen und sie dazu benutzen, das Spiel dieser Mistkerle zu durchschauen und die Arschgesichter aus dem Amt zu jagen.«

Vielleicht war das der wahre Grund. Es war etwas, das die Makler der Macht nicht kontrollieren konnten. Aber es gab noch andere Gründe. Gründe wie die voll und ganz berechtigte Angst davor, verrückt zu werden.

Das einzige, was Jerome und die anderen wollten, war eine Vereinigung ihrer Verarbeitungskapazitäten, eine gemeinschaftliche Kalkulation. Aber die Chips waren nicht so gebaut, daß sie den irrelevanten Input herausfilterten, bevor er die Wahrnehmungsebene des Anwenders erreichte. Bevor der Chip mit dem Filtern fertig war, würden die beiden Pole der Verbindung — Jerome und Jessie — den wimmelnden Bienenstock des kompletten Bewußtseins des jeweils anderen sehen. Sie würden den

anderen so sehen, wie dieser sich selbst wahrnahm, und dann objektiv, so wie er wirklich war. Er sah Jessie als Gitter und als holographische Entität. Er machte sich bereit, und das Hologramm kam, eine abstrakte Tarantel aus Computerfarben und -linien, die sich krabbelnd auf ihn herabsenkte ... und einen Moment lang kauerte sie im Sitz seines Bewußtseins. Jessie. Jesus Chaco.

Jessie war Familienvater, ein Patriarch, der seine Frau und seine sechs Kinder, die vier Kinder seiner verwitweten Schwester und all die anderen armen Kinder in seinem Barrio beschützte. Er war ein verschwommenes Abbild seines Vaters, der vor dem sozialen Waldbrand der kommunistischen Revolution in Mexiko geflohen war und sein Kapital nach Los Angeles geschafft hatte, wo er es im Schwarzmarkt anlegte. Jessies Vater war getötet worden, als er sein Gebiet gegen die Mafia verteidigte; Jessie schloß einen Kompromiß mit der Mafia, um das Geschäft seines Vaters zu retten, und verabscheute sich deswegen. Er wollte ihre Kapos umbringen und mußte mit ihnen zusammenarbeiten. Er sah seine Frau als funktionelles Hätschelgeschöpf, als Gegenstand der Anbetung, einer Anbetung, die nichts als die Verherrlichung ihrer festgeschriebenen Rolle war. Sich vorzustellen, daß sie etwas anderes tun könnte als Kinder zu gebären und den Haushalt zu führen, war etwa dasselbe, wie sich vorzustellen, daß die Sonne zu einem Schneeball und der Mond zu einem Affen wurde.

Und Jerome bekam auch flüchtig etwas von Jessies verborgenen Seiten mit; Jesus Chacos Selbstbild mit übermäßig großem Penis und unglaublich breiten Schultern, in einem makellosen, glänzenden, funkelnagelneuen Wagen sitzend, bei dem es sich stets um das neueste und luxuriöseste Modell handelte, den automobilen Thron, von dem aus er sein Königreich überschaute. Jerome sah Gewehre aus dem Kühlergrill des Wagens ausfahren, die Jessies Feinde mit nie versiegender Munition in Stücke schossen... es war ein Cartoon von Robert Williams, der im Innersten von Jessies Unterbewußtsein Kapriolen schlug... Jessie sah sich so, wie Jerome ihn sah; die elektronischen Spiegel warfen wechselseitig ihr Bild zurück. Jessie krümmte sich zusammen.

Dann sah Jerome sich selbst, wie er von Jessie widergespiegelt wurde. Er sah eine Figur auf einem Videoschirm mit einer lausigen vertikalen Stabilität; sie wackelte, versuchte ihre Pixel fest anzuordnen und bekam sie nicht in den Griff. Eine Figur von schreiender Inkonsequenz; ein kurzer Elektronenfluß, der nach links oder rechts abgelenkt werden konnte, wie

Spritzwasser aus einem Wasserschlauch, den man mit dem Daumen zuhielt. Groß geworden in einem Dorf mit schwer gesicherten Eigenheimen, geschützt durch Kameras und Computerleitungen zu den Schlägern privater Sicherheitstrupps; aufgewachsen in einem Mutterleib mit Medienfenstern, mit PCs und Farbfernsehern und tausend verschiedenen Videospielen; geformt von Kabel-TV und ausgeliehenen Fantasy-Videos; sexuell verdreht durch das heimliche Anschauen der Kassex-Videos im schlecht getarnten Versteck seiner Eltern. Und immer ins Gitter eingeklinkt, während die private Satellitenschüssel auf dem Haus Sender aus dem ganzen Land und der ganzen Welt hereinholte; während die immergleichen Stargesichter vor seinen Augen auf einem Kanal nach dem anderen auftauchten und sich der Ruhm des Stars wie ein Schmutzfleck über die Frequenzbänder ausbreitete; während er zusah, wie sich das Welt-Ich des Stars herauskristallisierte, wie die Medienfigur vor dem Hintergrund der medialen Konkurrenz an Bildschärfe gewann. In diesem elektronischen kollektiven Unbewußten war er real geworden.

Real geworden einfach dadurch, daß er auf ein paar tausend Fernsehschirmen erschienen war. Er war mit der Auffassung groß geworden, daß Medienereignisse real waren, Ereignisse im eigenen Leben jedoch nicht. Was nicht im Fernsehen passierte, passierte überhaupt nicht. Obwohl er das konventionelle Programmieren haßte, obwohl er es als wiedergekäutes Zeug von Wiederkäuern ansah, definierte es trotzdem das Gefühl, daß er selbst unwirklich war, und bewirkte, daß er unfertig blieb.

Jerome sah Jerome und nahm sich als unwirklich wahr. Jerome, der einen Plan ausgeheckt hatte, um an einen Sender heranzukommen. Der sich mittels Video-Graffiti ein wirkliches Ich schuf. Der dachte, er täte es einer radikalen Aussage wegen, und jetzt sah, daß er es nur tat, um das Gefühl zu haben, wirklich vorhanden zu sein, um sich als Überlagerung auf das Mediengitter zu legen ...

Und dann war die Verbindung zu Eddie da, und Eddies Computermodell sackte wie ein schlammiger Erdrutsch auf Jerome herab. Eddie sah sich als legendären Wanderer, als Rebell, ein Mystiker von eigenen Gnaden. Sein Phantasiebild teilte sich und legte einen analexpulsiven Soziopathen frei, einen Jammerlappen, der fortwährend nach jemandem suchte, dem er die Schuld für sein Pech aufhalsen konnte.

Plötzlich schlitterte Bones in die Koppelung; ein komplexes Weltbild, eine Art Soziobiologie aus dem Blickwinkel der Straße; Loyalität seinen

Freunden gegenüber und ein mystischer Glaube an Hirnchips und Amphetamine. Seine verborgene Seite: ein masochistischer Zwerg, der Troll des Selbstzweifels, der sich selbst mit der stumpfen Klinge des Schuldgefühls zerfleischte.

Und dann Swish, eine Frau von häßlichem Wuchs, mit fehlgeleiteten Drüsen, die wie Tumore in ihr waren. Zu einem Raubtier geworden, um den Schmerz einer unendlichen Selbstverachtung zu dämpfen, die eine Reflexion der totalen Ablehnung ihres Vaters war. Ein mystischer Glaube an synthetisches Morphium.

... Jerome taumelte innerlich vor Desorientierung. Er sah die anderen als Netz verzerrter Selbstbilder, als Karikaturen grotesker Ambitionen. Jenseits von ihnen erblickte er durch ein Loch in den psychischen Wolken ein weiteres Reich: das Plateau, die wispernde Ebene der auf verbotenen Frequenzen gekoppelten Hirnchips, ein elektronischer Hafen, in dem man seine Deals abwickeln konnte, ohne von Cops gesehen zu werden; ein Plateau, auf dem nur die Skrupellosesten herumschlichen; eine Szenerie voller ungeheurer Herausforderungen und unvorstellbarer Risiken, ein Reich, in dem man stets in Gefahr war, verloren zu gehen oder wahnsinnig zu werden. Ein Ort, den die Wölfe der Wetware durchstreiften.

Von diesem Ort kam ein an- und abschwellender Laut wie der Klang von Sirenen, ein lautloses Geheul, das an ihnen zerrte ... sie hineinzerrte ...

»*Mm-mm*«, sagte Bones, vielleicht laut, vielleicht auch über die Chips. Übersetzt aus dem Chip-Steno bedeuteten diese beiden Silben: »Bleibt weg vom Plateau, oder wir werden reingesaugt; wir verlieren unseren Brennpunkt. Konzentriert euch auf die parallele Verarbeitungsfunktion.«

Jerome schaute auf die Rückseite seiner Lider und blätterte die Dateien durch. Er bewegte den Cursor nach unten ...

Auf einmal war es da. Das Gruppendenkvermögen türmte sich über ihnen auf, ein empfindungsfähiger Wolkenkratzer. Eine Woge megalomanischer Freude bei der Identifizierung damit. Ein hoch aufragendes Geistesgebäude. Fünf Chips, die eins geworden waren.

Sie waren bereit. Jessie sandte den Köder aus.

Von einer illegalen Benutzung implantierter Chips alarmiert, kam der Mülleimer quietschend auf dem Flur angerollt. Er tastete seine Umgebung ab, um die Quelle genau zu lokalisieren, und blieb vor ihrer Zelle stehen. Jessie griff durch die Gitterstangen und berührte seine Inputbuchse.

Die Maschine erstarrte mit einem *Klack* mitten in einer Drehung und summte, während sie die Eingabe verarbeitete. Würde sie anbeißen? Bones hatte ein Programm für den Cyberwärter Vierzehn von IBM mit dem ganzen Protokoll und einer Auswahl von Zugangscodemustern. Im parallelen Verarbeitungsmodus brauchten sie nicht einmal zwei Sekunden, um mit Hilfe dieser Auswahl den Zugangscode des Mülleimers zu entschlüsseln. Sie waren drin. Der schwierige Teil war die Umprogrammierung.

Jerome fand den richtigen Weg. Er erklärte dem Mülleimer, daß er nicht Eric Wexler sei, weil der DNA-Code ganz falsch sei, wenn man genau genug hinsah; hier handele es sich um einen Fall von Personenverwechslung.

Da diese Information aus der Sicht des Mülleimers von befugten Quellen kam — der entschlüsselte Zugangscode gab ihnen diese Befugnis —, fiel er auf den Trick herein und schloß die Zelle auf.

Dann führte er die fünf Eric Wexlers über den Flur. Das war Jessies Werk; er zeigte ihnen, wie man die Maschine dazu brachte, fünf für einen zu halten. So etwas hatten seine Leute bei den Computern der Einwanderungsbehörde gelernt. Der Mülleimer eskortierte sie durch die Plastiflextür und die Stahltür in den Aufnahmebereich. Der menschliche Wärter schüttete gerade Zucker in seinen uralten Ronald McDonald-Kaffeebecher und sah sich auf seinem Brieftaschenfernseher eine Folge der ›Verstümmelten‹ an, einer Schmalzserie im Abendprogramm.

Bones und Jessie waren im Zimmer und fast schon bei ihm, ehe er den Blick vom Fernseher löste und die Hand nach dem Knopf ausstreckte. Bones' langer linker Arm stieß vor, seine steifen Finger trafen einen Nervenknoten unter dem linken Ohr des Mannes, und er brach zusammen. Der Zuckerstreuer in seiner Hand zog eine weiße, fächerförmige Spur über den Boden.

Jeromes Chip hatte nach Querverweisen auf Bones' Angriffsstil gesucht und behauptete jetzt, Bones sei von Kommandotruppen ausgebildet worden. Von militärischen Eliteeinheiten. War er ein Spitzel? Bones lächelte ihn an und neigte den Kopf, was Jeromes Chip so interpretierte: *Nein. Ich bin vom Untergrund ausgebildet worden. Von den Radikalen*.

Jessie war an der Konsole und desaktivierte den Mülleimer, legte die Kameras still und öffnete die Außentüren. Jessie und Swish gingen vor; Swish wimmerte leise und biß sich auf die Lippen. Am Tor waren noch

zwei Wachleute. Einer von ihnen schlief. Jessie hatte dem Wärter, den Bones erledigt hatte, die Waffe abgenommen, und so war der erste Wachmann am Tor tot, bevor er Alarm geben konnte. Der andere Bursche erwachte aus seinem Nickerchen und stieß einen heiseren Entsetzensschrei aus, doch da schoß Jessie ihm schon in den Hals.

Jerome sah den Wachmann herumwirbeln und zu Boden stürzen, während das Blut seine eigene Zeitlupenspirale in der Luft beschrieb. Der Anblick, wie dieser Fremde starb, verursachte ihm Übelkeit, und er verspürte Angst und Abscheu vor sich selbst. Der Wachmann war jung; er trug einen billigen Ehering und hatte wahrscheinlich eine junge Familie. Deshalb nahm Jerome eine Justierung vor, als er über den Sterbenden wegstieg; setzte seinen Chip ein, um seine Gefühle mit dem ACTH-Hormon abzutöten und cool zu werden. Das mußte er tun. Er hatte seine Entscheidung getroffen. Und er wußte mit absoluter Sicherheit, daß sie nun doch noch auf dem Plateau angelangt waren.

Er würde bei der erstbesten Gelegenheit zum Plateau zurückkehren. Es gab keinen Grund, es nicht zu tun, jetzt, wo er einer der Wölfe war.

Originaltitel: ›Wolves of the Plateau‹
Copyright © 1988 by John Shirley
(erstmals erschienen in ›Mississippi Review MR 47/48‹,
Volume 16, Numbers 2 & 3;
University of Southern Mississippi, Hattiesberg, 1988);
mit freundlicher Genehmigung des Autors
und der Agentur Utoprop, Hamburg
Copyright © 1990 der deutschen Übersetzung
by Wilhelm Heyne Verlag, München
Aus dem Amerikanischen übersetzt von Peter Robert

[1] Sink: synthetisches Kokain

[2] ACTH: Adrenokortikotropes Hormon

[3] SIM: synthetisches Morphium

Musik des Blutes

Es gibt ein Prinzip in der Natur, auf das meiner Meinung nach noch niemand aufmerksam gemacht hat. In jeder Stunde werden ungeheure Mengen von Kleinstlebewesen — Bakterien, Mikroben, mikroskopisch kleine Tierchen — geboren und sterben; einzeln zählen sie nichts, wohl aber durch ihre schiere Masse und durch die Häufung ihrer minimalen Wirkungen. Sie haben keine intensive Wahrnehmungsfähigkeit. Sie leiden nicht sehr. Der Tod von hundert Milliarden hätte auch nicht annähernd dieselbe Bedeutung wie der Tod eines einzelnen Menschen.

Innerhalb der jeweiligen Größenordnung aller Geschöpfe, ob sie nun so klein wie Mikroben oder so groß wie Menschen sind, gibt es eine gleiche Menge von ›Elan‹, so wie die Zweige eines hohen Baumes zusammengenommen die gleiche Masse wie die Äste darunter und diese wiederum die gleiche Masse wie der Stamm haben.

So lautet zumindest das Prinzip. Ich glaube, Vergil Ulam war der erste, der es verletzt hat.

Es war zwei Jahre her, daß ich Vergil zuletzt gesehen hatte. Meine Erinnerung an ihn hatte kaum noch etwas mit dem sonnengebräunten, lächelnden, gut angezogenen Mann zu tun, der vor mir stand. Wir hatten uns am Vortag telefonisch zum Lunch verabredet und standen uns nun in der breiten Flügeltür der Cafeteria für die Angestellten im Mount Freedom Medical Center gegenüber.

»Vergil?« fragte ich. »Mein Gott, Vergil!«

»Freut mich, dich zu sehen, Edward.« Er schüttelte mir mit festem Druck die Hand. Er hatte zehn oder zwölf Kilo abgenommen, und was übriggeblieben war, wirkte straffer und besser proportioniert. Auf der Universität war Vergil der pummelige Intelligenzbolzen mit strubbeligen Haaren und vorstehenden Zähnen gewesen, der Türklinken unter Strom setzte, uns Punsch zu trinken gab, von dem unsere Pisse blau wurde, und es nie schaffte, sich mit einem anderen Mädchen als Eileen Termagent zu verabreden, die äußerlich viel mit ihm gemeinsam hatte.

»Du siehst phantastisch aus«, sagte ich. »Hast du den Sommer in Cabo San Lucas verbracht?«

Wir stellten uns in der Schlange an der Theke an und suchten unser Essen aus. »Die Bräune stammt von drei Monaten unter der Höhensonne«, erwiderte er, während er eine Tüte Schokolademilch nahm. »Meine Zähne sind korrigiert worden, kurz nachdem wir uns zuletzt gesehen haben. Den Rest erkläre ich dir auch noch, aber wir brauchen einen Platz, wo wir miteinander reden können, ohne daß jemand so genau zuhört.«

Ich steuerte ihn zur Raucherecke, wo sich drei unverbesserliche Qualmer an sechs Tischen verloren.

»Hör mal, ich mein's ernst«, sagte ich, als wir unsere Tabletts entluden. »Du hast dich verändert. Du siehst gut aus.«

»Ich hab' mich stärker verändert, als du ahnst.« Sein ominöser Ton war filmreif, und er zog dabei theatralisch die Augenbrauen hoch. »Wie geht's Gail?«

Gail ginge es gut, erzählte ich ihm; sie arbeitete im Kindergarten. Wir hatten im letzten Jahr geheiratet. Sein Blick senkte sich auf sein Essen — eine Ananasscheibe und Hüttenkäse, ein Stück Bananencremekuchen — und ihm versagte beinahe die Stimme, als er fragte: »Fällt dir noch was auf?«

Ich kniff darauf konzentriert die Augen zusammen. »Nein.«

»Schau genauer hin.«

»Ich weiß nicht recht. Hm ... ja, du trägst keine Brille mehr. Kontaktlinsen?«

»Nein. Ich brauch sie nicht mehr.«

»Und du bist flott angezogen. Wer kauft dir deine Sachen? Ich hoffe, sie hat genausoviel Sex wie Geschmack.«

»Candice hat — hatte nichts mit der Verbesserung meiner Klamotten zu tun«, sagte er. »Ich hab einfach einen besseren Job und mehr Geld zum Rauswerfen gekriegt. Und mein Geschmack, was Kleidung angeht, ist nun mal besser als mein Geschmack in bezug auf Essen.« Er setzte sein altes zerknirschtes Grinsen auf, aber am Schluß entgleiste es ihm ganz merkwürdig. »Jedenfalls hat sie mich verlassen, und ich bin gefeuert worden. Jetzt lebe ich von meinen Ersparnissen.«

»Augenblick mal«, sagte ich. »Das ist ein bißchen zu viel auf einmal. Warum erzählst du mir nicht alles schön der Reihe nach? Du hast einen Job gekriegt. Wo?«

»Bei der Genetron Corporation«, sagte er. »Vor sechzehn Monaten.«

»Noch nie was von denen gehört.«

»Wirst du noch. Nächsten Monat geben sie Stammaktien aus. Die Dinger werden wie Raketen abgehen. Sie haben ihren Durchbruch mit MABs geschafft. Mit medizinisch ...«

»Ich weiß, was MABs sind«, unterbrach ich ihn. »Zumindest in der Theorie. Medizinisch anwendbare Biochips.«

»Sie haben ein paar, die funktionieren.«

»Was?« Jetzt war ich an der Reihe, die Brauen hochzuziehen.

»Mikroskopisch kleine logische Schaltkreise. Man injiziert sie in den menschlichen Körper, und sie machen sich an der zugewiesenen Stelle ans Werk und bügeln Fehler aus. Mit Dr. Michael Bernards Zustimmung.«

Das war ziemlich beeindruckend. Bernard hatte einen makellosen Ruf. Nicht nur, daß man ihn zu den Größen der Gentechnik rechnete, er hatte auch mindestens einmal pro Jahr mit seiner Arbeit als Neurochirurg Schlagzeilen gemacht, bevor er in den Ruhestand ging, und war auf den Titelbildern von *Time*, *Mega* und *Rolling Stone* gewesen.

»Das ist eigentlich geheim — die Aktien, der Durchbruch, Bernard und alles.« Er sah sich um und senkte die Stimme. »Aber du kannst machen, was du willst, verdammt. Ich bin fertig mit den Scheißkerlen.«

Ich pfiff. »Da kann ich reich werden, was?«

»Wenn's das ist, was du willst. Oder du kannst eine Weile hier bei mir bleiben, bevor du zu deinem Broker rennst.«

»Natürlich.« Er hatte weder den Hüttenkäse noch den Kuchen angerührt, aber die Ananasscheibe gegessen und die Schokomilch getrunken. »Also, erzähl weiter.«

»Naja, während meines Medizinstudiums hatte ich mich auf Laborarbeit spezialisiert. Biochemische Forschung. Und ich hatte ja auch immer einen Hang zu Computern. So hab ich mich über die letzten beiden Jahre gerettet ...«

»Indem du Software-Pakete an Westinghouse verkauft hast«, beendete ich den Satz für ihn.

»Schön, daß meine Freunde sich daran erinnern. Auf diese Weise bin ich mit Genetron in Kontakt gekommen, als sie gerade anfingen. Sie hatten das dicke Geld im Hintergrund, und was in ihren Labors stand, war in meinen. Augen der Wunschtraum jedes Biochemikers. Sie stellten mich ein, und ich kam rasch vorwärts.

Nach vier Monaten arbeitete ich schon an meinen eigenen Projekten. Mir gelangen ein paar Durchbrüche«, er warf nonchalant die Hand in die Luft,

»dann bewegte ich mich auf einmal in eine Richtung, die sie für verfrüht hielten. Ich blieb stur, und sie nahmen mir das Labor weg und übergaben es so einem schwachsinnigen Kriecher. Ich schaffte es, einen Teil des Experiments zu retten, bevor sie mich feuerten. Aber ich war nicht gerade vorsichtig ... oder vernünftig. Also geht es jetzt außerhalb des Labors weiter.«

Ich hatte Vergil immer für ehrgeizig und ein bißchen verrückt, aber nicht für sonderlich sensibel gehalten. Seine Beziehungen zu Autoritätsfiguren waren nie reibungslos gewesen. Die Wissenschaft war für ihn wie die Frau, an die man eigentlich nicht herankommt, die dann jedoch auf einmal mit offenen Armen vor einem steht, lange bevor man für die Liebe reif ist — und man hat Angst, daß man sich seine Chancen ein für allemal versaut, statt des großen Loses eine Niete zieht und das Ganze total vermasselt. Anscheinend hatte er genau das getan. »Außerhalb des Labors? Ich versteh dich nicht.«

»Ich möchte, daß du mich untersuchst, Edward. Und zwar gründlich. Vielleicht auf Krebs. Dann erkläre ich dir mehr.«

»Du willst eine Fünftausend-Dollar-Untersuchung?«

»Alles, was du machen kannst. Ultraschall, Kernspintomographie, Thermogramm, alles.«

»Ich weiß nicht, ob ich an die ganzen Apparate dafür herankomme. Das Kernspintomographiegerät haben wir erst seit ein oder zwei Monaten hier. Zum Teufel, du hättest dir keine teurere Methode aussuchen können ...«

»Dann Ultraschall. Das ist alles, was du brauchen wirst.«

»Vergil, ich bin Geburtshelfer, kein Glamourboy von einem Labortechniker. Geburtshelfer auf der Gynäkologischen, die Zielscheibe aller Witze. Wenn du dich in eine Frau verwandelst, kann ich dir vielleicht helfen.«

Er beugte sich vor, wobei er fast den Ellbogen in den Kuchen gestemmt hätte, schwenkte den Arm jedoch im letzten Moment weit nach außen und kam millimeterknapp daran vorbei. Der alte Vergil hätte mitten ins Schwarze getroffen. »Wenn du mich genau untersuchst, wirst du ...« Seine Augen wurden schmal, und er schüttelte den Kopf. »Untersuch mich einfach.«

»Dann mach ich einen Termin beim Ultraschall fest. Wer wird bezahlen?«

»Ich bin beim Blue Shield.« Er lächelte und hielt eine medizinische Kreditkarte hoch. »Ich hab an den Personalakten bei Genetron rumgedoktert. Sie werden keine Arztrechnungen unter hunderttausend Dollar überprüfen, und sie werden auch keinen Verdacht schöpfen.«

Er wollte, daß es geheim blieb, also arrangierte ich alles. Ich füllte seine Formulare selbst aus. Solange alles ordnungsgemäß verbucht wurde, konnte die Untersuchung im großen und ganzen stattfinden, ohne daß es offiziell bekannt wurde. Ich berechnete nichts für meine Dienste. Immerhin hatte Vergil meine Pisse blau gefärbt. Wir waren Freunde.

Er kam am späten Abend. Ich war um diese Zeit normalerweise nicht mehr im Dienst, aber ich blieb da und erwartete ihn im dritten Stock des Frankensteinflügels, wie ihn die Schwestern nannten. Ich saß auf einem orangeroten Plastikstuhl. Er kam herein. Im fluoreszierenden Licht sah er olivbraun aus.

Er zog sich aus, und ich sorgte dafür, daß er sich richtig auf den Tisch legte. Als erstes bemerkte ich, daß seine Knöchel dick aussahen. Aber das Fleisch war nicht geschwollen. Ich tastete sie mehrmals ab. Sie schienen gesund zu sein, sahen jedoch seltsam aus. »Hm«, sagte ich.

Ich fuhr mit dem Scanner über ihn hin, suchte die Stellen heraus, die das große Gerät nur schwer erreichte, und programmierte die Daten ins Bildgebersystem. Dann schwenkte ich den Tisch herum und schob ihn in die emaillierte Öffnung des Ultraschall-Diagnosegeräts, das Summloch, wie es die Schwestern nannten.

Ich faßte die Daten aus dem Summloch mit denen der Abtaster zusammen und rollte Vergil heraus. Dann schaltete ich ein Videogerät ein. Es dauerte eine Sekunde, bis sich das Bild aufgebaut hatte, dann floß es zu einem Muster zusammen, das Vergils Skelett zeigte.

Das Bild blieb drei Sekunden lang stehen, während mir das Kinn herunterfiel, dann wechselte es zu seinen thorakalen Organen, dann zu seiner Muskulatur und schließlich zu seinem Gefäßsystem und seiner Haut.

»Wie lange ist der Unfall her?« fragte ich und versuchte, das Beben aus meiner Stimme fernzuhalten.

»Das war kein Unfall«, sagte er. »Es war Absicht.«

»Du meine Güte, sie haben dich geschlagen, damit du den Mund hältst?«

»Du verstehst mich nicht, Edward. Schau dir die Bilder noch mal an. Ich bin nicht verletzt.«

»Sieh mal, diese Verdickung hier«, ich zeigte auf seine Knöchel, »und deine Rippen — dieses verrückte Zickzackmuster von Verwachsungen. Offenbar mehrmals gebrochen. Und ...«

»Schau dir mein Rückgrat an«, sagte er. Ich ließ das Bild auf dem Videoschirm rotieren.

Buckminster Fuller, dachte ich. Es war phantastisch. Ein Gitter aus dreieckigen Fortsätzen, alle auf eine Weise miteinander verwachsen, die ich auch nicht annähernd verfolgen und noch viel weniger verstehen konnte. Ich griff um ihn herum und versuchte, sein Rückgrat mit den Fingern zu ertasten. Er hob die Arme und blickte an die Decke.

»Ich kann’s nicht finden«, sagte ich. »Da hinten ist alles ganz glatt.« Ich ließ ihn los und betrachtete seine Brust, dann tippte ich seine Rippen an. Sie waren in etwas Rauhes und Biegsames gehüllt. Je fester ich drückte, desto härter wurde es. Dann fiel mir noch eine Veränderung auf.

»He«, sagte ich. »Du hast ja gar keine Brustwarzen.« Da waren winzige Pigmentflecken, aber keine Spur von ausgeprägten Warzen.

»Siehst du?« Vergil schlüpfte in den weißen Kittel. »Ich werde völlig umgebaut.«

Wenn ich mir diese Stunden ins Gedächtnis rufe, dann bilde ich mir ein, gesagt zu haben: »Also erzähl mir davon.« Vielleicht ist es mein Glück, daß ich nicht mehr weiß, was ich wirklich gesagt habe.

Er erklärte es mir in seiner typischen weitschweifigen Art. Das Zuhören war wie der Versuch, durch einen Wald von erläuternden Zusätzen und Ausschmückungen an den Kern eines Zeitungsartikels heranzukommen.

Ich will es vereinfacht und kurzgefaßt darstellen.

Genetron hatte ihm die Aufgabe übertragen, Prototypen von Biochips herzustellen, winzigen Schaltkreisen aus Proteinmolekülen. Manche wurden an Siliziumchips von wenig mehr als einem Mikrometer Durchmesser gehängt und dann durch die Arterien von Ratten zu Stellen geschickt, die mit einem chemischen Schlüssel definiert waren. Dort sollten sie sich mit dem Gewebe der Ratten verbinden und versuchen, im Labor ausgelöste Krankheitsverläufe zu überwachen und sogar unter Kontrolle zu bringen.

»*Das* war schon was«, sagte er. »Wir holten den komplexesten Mikrochip zurück, indem wir die Ratte opferten, und sahen ihn uns anschließend an. Wir schlossen den Siliziumteil an ein Bildgebersystem an. Der Computer

zeigte uns Balkendiagramme, dann ein Schaubild der chemischen Charakteristika von etwa elf Zentimetern eines Blutgefäßes ... dann setzte er alles zu einem Bild zusammen. Wir sausten durch elf Zentimeter Rattenarterie. Du hast noch nie so viele Wissenschaftler herumhüpfen, einander in den Armen liegen und eimerweise Wanzensaft trinken sehen.« Wanzensaft war Laboräthanol, gemischt mit Dr. Pepper.

Schließlich verzichtete man ganz auf die Siliziumelemente. An ihre Stelle traten Nukleoproteine. Es schien ihm zu widerstreben, das in allen Einzelheiten zu schildern, aber soweit ich es verstand, fanden sie Wege, große Moleküle — so groß wie die DNA und noch viel komplexer — in elektrochemische Computer zu verwandeln, wobei sie ribosomähnliche Strukturen als ›Verschlüssler‹ und ›Leser‹ und die RNA als ›Band‹ benutzten. Vergil konnte in seinen Nukleoproteinen den Reproduktionsprozeß der Trennung und Neuzusammensetzung nachahmen und dabei durch den Austausch von Nukleotiden an Schlüsselstellen Programmänderungen vornehmen. »Genetron wollte, daß ich auf die Konstruktion von Supergenen umstieg, weil das überall sonst die kommende Sache war. Die Erschaffung aller möglichen Kreaturen, manche aus unserer Phantasie. Aber ich hatte andere Vorstellungen.« Er spielte mit dem Finger an seinem Ohr herum und gab Theremin[1]-Laute von sich. »Die richtige Zeit für wahnsinnige Wissenschaftler, stimmt's?« Er lachte und wurde dann wieder ernst. »Ich injizierte meine besten Nukleoproteine in Bakterien, um die Duplizierung und das Entstehen neuer Verbindungen zu vereinfachen. Dann fing ich an, sie drinzulassen, damit die Chips mit den Zellen interagieren konnten. Sie waren heuristisch programmiert; sie brachten sich selbst mehr bei, als ich ihnen einprogrammiert hatte. Die Zellen fütterten die Computer mit chemisch codierten Informationen, die Computer verarbeiteten sie und trafen Entscheidungen, die Zellen wurden klug. Ich meine, zunächst mal so klug wie Planarien. Stell dir ein *E. coli*-Bakterium vor, das so klug wie ein Süßwasser-Plattwurm ist!«

Ich nickte. »Stell ich mir gerade vor.«

»Dann hab ich wirklich auf eigene Faust weitergemacht. Wir hatten die Ausrüstung und die Techniken, und ich kannte die Molekularsprache. Ich konnte wirklich dichte, richtig komplizierte Biochips herstellen, indem ich die Nukleoproteine neue Verbindungen eingehen und zu kleinen Gehirnen werden ließ. Ich stellte einige Forschungen an, wie weit ich theoretisch gehen konnte. Wenn ich bei Bakterien blieb, konnte ich einen Biochip mit

der Rechenkapazität eines Spatzenhirns herstellen. Stell dir vor, wie angetörnt ich war! Dann sah ich einen Weg, die Komplexität um das Tausendfache zu steigern, indem ich etwas benutzte, was wir eigentlich als Ärgernis betrachteten: Die Quanteneffekte zwischen den festen Elementen des Schaltkreises. Die Dinger sind so klein, daß schon die geringste Veränderung einen Biochip unbrauchbar machen könnte. Aber ich entwickelte ein Programm, das das Tunneln von Elektronen[2] vorhersagte und es sich zunutze machte. Ich verstärkte die heuristischen Aspekte des Computers und benutzte die Quanteneffekte als eine Methode, die Komplexität zu steigern.«

»Da komm' ich nicht mehr mit«, sagte ich.

»Ich nutzte die Beliebigkeit aus. Die Schaltkreise konnten sich selbst reparieren, konnten ihre Speicher vergleichen und fehlerhafte Elemente ausbessern. Den ganzen Kram. Ich gab ihnen grundlegende Befehle: Gehet hin und mehret euch. Vervollkommnet euch. Bei Gott, du hättest einige der Kulturen eine Woche später sehen sollen! Es war erstaunlich. Sie entwickelten sich ganz von selbst, wie kleine Städte. Ich vernichtete sie alle. Ich glaube, eine der Petrischalen hätte noch Beine bekommen und wäre aus dem Inkubator herausspaziert, wenn ich sie weiter ernährt hätte.«

»Du machst Witze.« Ich sah ihn an. »Du machst also keine Witze.«

»Mann, sie *wußten*, was es bedeutete, sich zu vervollkommnen! Sie kannten ihr Ziel, aber in ihren Bakterienkörpern und mit so wenig Ressourcen waren sie einfach zu beschränkt.«

»Wie klug waren sie?«

»Das konnte ich nicht mit Sicherheit sagen. Sie hatten Haufen von ein- bis zweihundert Zellen gebildet, und jeder Haufen verhielt sich wie eine autonome Einheit. Kann sein, daß jeder Haufen so klug wie ein Rhesusaffe war. Sie tauschten durch ihre Härchen Informationen aus, gaben Gedächtniselemente weiter und verglichen Merkmale. Sie waren offensichtlich anders organisiert als eine Affenherde. Das lag zum Beispiel schon daran, daß ihre Welt so viel einfacher war. Mit ihren Fähigkeiten waren sie die Herren der Petrischalen. Ich gab Phagen[3] zu ihnen hinein; die hatten keine Chance. Die Zellhaufen nützten jede vorhandene Möglichkeit, sich zu verändern und zu wachsen.«

»Wie ist das möglich?«

»Was?« Es schien ihn zu überraschen, daß ich nicht alles sofort für bare Münze nahm.

»So viel in so wenig hineinzustopfen. Ein Rhesusaffe ist keine simple kleine Rechenmaschine, Vergil.«

»Ich hab mich nicht klar ausgedrückt«, sagte er offenkundig irritiert. »Ich arbeitete mit Nukleoprotein-Computern. Sie ähneln der DNA, aber alle Informationen können sich gegenseitig beeinflussen. Weißt du, wie viele Nukleotidenpaare die DNA einer einzigen Bakterie enthält?«

Meine letzte Biochemievorlesung lag lange zurück. Ich schüttelte den Kopf.

»Ungefähr zwei Millionen. Rechne noch die modifizierten Ribosomstrukturen dazu — fünfzehntausend Stück, jede mit einem Molekulargewicht von etwa drei Millionen — und denk an die Kombinationen und Permutationen. Die RNA ist wie ein unendlich langes, verdrehtes Papierband geformt, umgeben von Ribosomen, die Instruktionen ausgeben und Proteinketten erzeugen ...« Seine Augen glänzten und waren ein wenig feucht. »Außerdem sage ich ja nicht, daß jede Zelle eine klar abgegrenzte Einheit ist. Sie haben zusammengearbeitet.«

»Wie viele Bakterien waren in den Schalen, die du vernichtet hast?«

»Milliarden. Keine Ahnung.« Er grinste. »Du hast's kapiert, Edward. Ganze Planetenpopulationen von *E. coli*.«

»Aber da haben sie dich noch nicht gefeuert?«

»Nein. Zunächst mal wußten sie ja gar nicht, was da vorging. Ich baute weiterhin die Moleküle zusammen und machte sie immer größer und komplexer. Als die Aufnahmefähigkeit der Bakterien an ihre Grenzen stieß, nahm ich mein eigenes Blut, präparierte weiße Blutkörperchen heraus und injizierte ihnen die neuen Biochips. Ich beobachtete sie, setzte sie in Labyrinthe und stellte sie vor kleine chemische Probleme. Sie waren echte Kanonen. Auf dieser Ebene läuft die Zeit wesentlich schneller; die Informationswege sind viel kürzer, und die Umgebung ist viel einfacher. Dann vergaß ich, eine Datei in den Laborcomputer unter meinem Geheimcode abzuspeichern. Ein paar Manager haben sie gefunden und geahnt, was ich vorhatte. Die sind alle in Panik geraten. Sie dachten, wir würden wegen dem, was ich getan hatte, bald jeden gesellschaftlichen Wachhund im ganzen Land an den Hacken haben. Sie fingen an, meine Arbeit zu zerstören und meine Programme zu löschen. Sie befahlen mir, meine weißen Blutkörperchen zu sterilisieren. Herrgott!« Er zog den weißen Kittel aus und begann sich anzuziehen. »Mir blieben nur ein oder zwei Tage. Ich präparierte die komplexesten Zellen heraus ...«

»Wie komplex waren sie?«

»Sie bildeten Haufen von jeweils rund hundert Zellen, wie die Bakterien. Jeder Haufen war vielleicht so klug wie ein zehnjähriges Kind.« Er musterte einen Moment lang aufmerksam mein Gesicht. »Immer noch Zweifel? Soll ich dir vorrechnen, wie viele Nukleotidenpaare es in der Zelle eines Säugetiers gibt? Ich hab meine Computer maßgeschneidert, damit sie die Kapazität der weißen Blutkörperchen ausnutzen konnten. Zehn Milliarden Nukleotidenpaare, Edward. Zehn hoch Scheiß-Zehn. Und sie haben keinen riesigen Körper, um den sie sich kümmern müssen, was einen Großteil ihrer Denkzeit beansprucht.«

»Okay«, sagte ich. »Ich bin überzeugt. Was hast du gemacht?«

»Ich hab die Zellen wieder in einen Zylinder mit normalem Blut gegeben und es mir selbst injiziert.« Er knöpfte sich den Hemdkragen zu und lächelte mich dünn an. »Ich hatte ihnen so viel Energie einprogrammiert, wie ich konnte, und zwar auf einer so hohen Ebene wie möglich, indem ich nur Enzyme und solche Dinge benutzte. Danach waren sie auf sich selbst angewiesen.«

»Du hast sie darauf programmiert, hinzugehen und sich zu mehren, sich zu vervollkommnen?« wiederholte ich.

»Ich glaube, sie entwickelten ein paar charakteristische Eigenschaften, die die Biochips in ihren *E. coli*-Phasen angenommen hatten. Die weißen Blutkörperchen konnten sich mit nach außen gestülptem Gedächtnis untereinander verständigen. Sie haben fast mit Sicherheit Mittel und Wege gefunden, andere Zellarten in sich aufzunehmen und sie zu verändern, ohne sie zu töten.«

»Du bist verrückt.«

»Du siehst doch das Bild auf dem Schirm! Edward, ich bin seither nicht mehr krank gewesen. Früher war ich doch ständig erkältet. Ich hab mich nie besser gefühlt.«

»Sie sind in dir drin, finden irgendwas und ändern es.«

»Und inzwischen ist jeder Haufen so klug wie du oder ich.«

»Du bist ja völlig wahnsinnig.«

Er zuckte die Achseln. »Sie haben mich gefeuert. Sie dachten, ich würde mich dafür rächen, was sie mit meiner Arbeit gemacht hatten. Sie verboten mir, die Labors zu betreten, und ich hatte bis jetzt keine Chance festzustellen, was in mir vorgegangen ist. Seit drei Monaten.«

»Dann ...« Meine Gedanken rasten. »Dann hast du abgenommen, weil sie deinen Fettstoffwechsel verbessert haben. Deine Knochen sind stärker, dein Rückgrat ist völlig umgebaut worden ...«

»Keine Rückenschmerzen mehr, auch nicht, wenn ich auf meiner alten Matratze schlafe.«

»Dein Herz sieht anders aus.«

»Das mit dem Herz wußte ich nicht.« Er betrachtete das Videobild aus ein paar Zentimetern Entfernung. »Was das Fett angeht — darüber hab ich nachgedacht. Sie konnten meine braunen Zellen vermehren und den Stoffwechsel regeln. Ich bin in letzter Zeit nicht mehr so hungrig. Meine Eßgewohnheiten haben sich nicht so sehr verändert — ich mag immer noch den gleichen alten Fraß —, aber ich schaff's irgendwie, nur das zu essen, was ich brauche. Ich glaube nicht, daß sie schon wissen, was mein Gehirn ist. Sicher, sie haben den ganzen Drüsenkram im Griff, aber das *Gesamtbild* fehlt ihnen noch, wenn du verstehst, was ich meine. Sie wissen nicht, daß *ich* hier drin bin. Aber eins kann ich dir sagen, Mann, sie haben garantiert rausgekriegt, wozu meine Geschlechtsorgane da sind.«

Ich warf einen Blick auf das Bild und schaute wieder weg.

»Oh, die sehen ziemlich normal aus«, erklärte er und schob seinen Hodensack obszön vor. Er kicherte: »Aber was glaubst du denn, wie ich sonst so 'ne Klassefrau wie Candice an Land gezogen hätte? Sie war bloß auf eine heiße Nacht mit 'nem Techniker scharf. Ich sah damals ganz okay aus, nicht braun, aber gut in Form und gut in Schale. Sie hatte sich noch nie von 'nem Techniker 'ne Schraube reindrehen lassen. Kleiner Scherz am Rande. Aber meine kleinen Genies haben uns die halbe Nacht wachgehalten. Ich glaube, die haben jedesmal irgendwas verbessert. Ich fühlte mich, als ob ich gottverdammtes Fieber hätte.«

Sein Lächeln erlosch. »Aber dann fing eines Abends meine Haut an zu jucken. Da bekam ich's echt mit der Angst. Ich dachte, die Sache würde mir aus der Hand gleiten. Ich fragte mich, was sie tun würden, wenn sie die Schranke zwischen Blut und Gehirn überwinden und *mich* dort finden würden — wenn sie etwas über die wahre Funktion des Gehirns rausbekämen. Also startete ich einen Feldzug, um sie unter Kontrolle zu halten. Ich dachte, sie wollten in die Haut, weil es so einfach ist, Schaltsysteme auf einer Oberfläche zu betreiben. Viel einfacher, als zu versuchen, Kommunikationsketten in Muskeln, Organen und Blutgefäßen und drumherum aufrechtzuerhalten. Die Haut war viel direkter. Also kaufte

ich mir eine Quarzlampe.« Er sah meine verwirrte Miene. »Im Labor spalteten wir das Protein in den Biochipzellen auf, indem wir sie ultraviolettem Licht aussetzten. Ich saß abwechselnd unter der Höhensonne und unter der Quarzlampe. Hält sie von meiner Haut fern, soweit ich's beurteilen kann, und ich werde hübsch braun.«

»Und du kriegst Hautkrebs«, warf ich ein.

»Darum werden sie sich wahrscheinlich kümmern. Wie Polizisten.«

»Okay. Ich hab dich untersucht, du hast mir eine Geschichte erzählt, die ich immer noch kaum glauben kann ... was soll ich jetzt machen?«

»Ich bin nicht so unbekümmert, wie ich tue, Edward. Ich mach mir Sorgen. Ich würde gern eine Möglichkeit finden, sie unter Kontrolle zu bekommen, bevor sie etwas über mein Gehirn rauskriegen. Ich meine, stell dir das vor, mittlerweile sind es Billionen, und jede ist klug. Sie kooperieren in gewissem Ausmaß. Ich bin wahrscheinlich das klügste Wesen auf dem Planeten, und sie haben noch nicht mal richtig angefangen, ihre Fähigkeiten zielbewußt einzusetzen. Ich will wirklich nicht, daß sie mich übernehmen.« Er ließ ein sehr unangenehmes Lachen hören. »Daß sie meine Seele stehlen, weißt du? Also überleg dir irgendeine Behandlung, um sie zu stoppen. Vielleicht können wir die kleinen Mistviecher aushungern. Denk einfach mal drüber nach!« Er schlüpfte in seine Jacke. »Ruf mich an.« Er gab mir einen Zettel mit seiner Adresse und seiner Telefonnummer. Dann ging er zur Tastatur und löschte das Bild auf dem Schirm sowie den Speicherinhalt über die Untersuchung. »Nur du«, sagte er. »Sonst vorläufig niemand. Und bitte ... beeil dich!«

Es war drei Uhr morgens, als Vergil den Untersuchungsraum verließ. Er hatte mir erlaubt, Blutproben zu nehmen, mir dann die Hand gegeben — seine war feucht und nervös — und mich gewarnt, ja nichts von den Proben in den Körper gelangen zu lassen.

Bevor ich nach Hause ging, führte ich eine Reihe von Tests mit dem Blut durch. Die Ergebnisse lagen am nächsten Tag vor.

Ich holte sie am Nachmittag während meiner Kaffeepause ab und vernichtete dann alle Proben. Dabei war ich wie ein Roboter. Ich brauchte fünf Tage und ebensoviele fast schlaflose Nächte, um das zu akzeptieren, was ich gesehen hatte. Sein Blut war durchaus normal, obwohl die Maschinen diagnostizierten, daß der Patient eine Infektion hatte. Ein hoher Leukozyten- und Histaminspiegel. Leukozyten sind die weißen Blutkörperchen. Am fünften Tag glaubte ich es.

Gail war vor mir zu Hause, aber ich war mit dem Essenmachen dran. Sie steckte eine der Kindergarten-Disketten in unseren Home Computer und zeigte mir Videokunstwerke, die ihre Kinder hervorgebracht hatten. Ich sah schweigend zu und blieb auch beim Essen stumm.

Ich hatte zwei Träume, die beide etwas damit zu tun hatten, daß ich es schließlich akzeptierte. Im ersten an jenem Abend — aus dem ich wild um mich schlagend erwachte — sah ich mit an, wie der Planet Krypton zerstört wurde, Supermans Heimatwelt. Milliarden übermenschlicher Genies rannten schreiend in Feuerwände hinein. Ich sah einen Zusammenhang zwischen dieser Zerstörung und der Tatsache, daß ich Vergils Blutprobe sterilisiert hatte.

Der zweite Traum war noch schlimmer. Ich träumte, daß New York City eine Frau vergewaltigte. Am Ende des Traums gebar sie kleine Embryostädte, allesamt in durchsichtige Beutel gehüllt und blutgetränkt von den heftigen Wehen.

Am Morgen des sechsten Tages rief ich ihn an. Er nahm beim vierten Klingeln ab. »Ich hab ein paar Ergebnisse«, sagte ich. »Nichts Definitives. Aber ich will mit dir reden. Persönlich.«

»Klar«, sagte er. »Ich bleibe momentan zu Hause.« Seine Stimme klang angestrengt; er hörte sich erschöpft an.

Vergils Apartment befand sich in einem schicken Hochhaus in der Nähe des Seeufers. Ich fuhr mit dem Aufzug nach oben, lauschte den kleinen Werbejingles und sah mir tanzende Hologramme an, die Produkte und leerstehende Apartments anpriesen und die Animateurin des Hauses zeigten, die über soziale Aktivitäten in der laufenden Woche redete.

Vergil machte die Tür auf und winkte mich herein. Er trug einen karierten Hausmantel mit langen Ärmeln und Hausschuhe. In einer Hand hielt er eine nicht angezündete Pfeife. Er spielte mit ihr herum, während er sich schweigend von mir entfernte und sich setzte.

»Du hast eine Infektion«, sagte ich.

»So?«

»Das ist alles, was mir die Blutanalysen zeigen. An die Elektronenmikroskope komm ich nicht ran.«

»Ich glaube nicht, daß es wirklich eine Infektion ist«, sagte er. »Schließlich sind es meine eigenen Zellen. Wahrscheinlich ist es was anderes ... ein Zeichen ihrer Anwesenheit, der Veränderung. Wir können nicht erwarten, daß wir alles verstehen, was da vorgeht.«

Ich zog meine Jacke aus. »Hör zu«, sagte ich, »du hast es geschafft, daß ich mir Sorgen mache.« Sein Gesichtsausdruck ließ mich innehalten: eine Art wilder Glückseligkeit. Er schaute blinzelnd zur Decke hinauf und schürzte die Lippen.

»Bist du stoned?« fragte ich.

Er schüttelte den Kopf und nickte dann einmal sehr langsam. »Ich lausche«, sagte er.

»Worauf?«

»Ich weiß nicht. Nicht auf Geräusche ... jedenfalls nicht im strengen Sinn. Es ist sowas wie Musik. Das Herz, die ganzen Blutgefäße, die Reibung des Blutes in den Arterien und Venen. Aktivität. Musik im Blut.« Er sah mich traurig an. »Warum bist du nicht bei der Arbeit?«

»Ich hab heute frei. Gail arbeitet.«

»Kannst du hierbleiben?«

Ich zuckte die Achseln. »Glaub schon.« Es klang mißtrauisch. Ich sah mich in dem Apartment um und suchte nach Aschenbechern und Papierstapeln.

»Ich bin nicht stoned, Edward«, sagte er. »Kann sein, daß ich mich irre, aber ich glaube, daß irgendwas Großes passiert. Ich denke, sie finden gerade raus, wer ich bin.«

Ich setzte mich Vergil gegenüber hin und sah ihn aufmerksam an. Er schien es nicht zu bemerken. Er war mit etwas beschäftigt, das in seinem Innern geschah. Als ich um eine Tasse Kaffee bat, zeigte er zur Küche. Ich machte Wasser heiß und nahm ein Glas Instantkaffee aus dem Wandschrank. Mit der Tasse in der Hand ging ich zu meinem Sessel zurück. Er drehte den Kopf mit offenen Augen hin und her. »Du hast immer gewußt, was du sein wolltest, oder?« fragte er mich.

»Mehr oder weniger.«

»Ein Gynäkologe. Du hast immer das Richtige getan. Nie was Falsches. Bei mir war das anders. Ich hatte Ziele, aber keine Richtung. Wie eine Landkarte ohne Straßen, einfach nur Orte, wo man sein konnte. Mir war alles und jeder scheißegal, nur ich selber nicht. Sogar die Wissenschaft. Nur ein Mittel. Es wundert mich, daß ich so weit gekommen bin. Ich hab sogar meine Familie gehaßt.«

Er packte die Armlehnen seines Sessels.

»Stimmt was nicht?« fragte ich.

»Sie reden mit mir«, erwiderte er. Er schloß die Augen.

Eine Stunde lang sah es so aus, als ob er schliefe. Ich prüfte seinen Puls, der stark und ruhig war, fühlte ihm die Stirn — ein wenig kühl — und machte mir noch mehr Kaffee. Ich blätterte gerade ein Magazin durch, weil ich nicht recht wußte, was ich tun sollte, als er die Augen wieder aufschlug. »Schwer, sich ein genaues Bild davon zu machen, was Zeit für sie ist«, sagte er. »Sie haben vielleicht drei, vier Tage gebraucht, um die Sprache und menschliche Schlüsselbegriffe herauszubekommen. Jetzt sind sie gerade zugange. An mir. Jetzt, in diesem Augenblick.«

»Und wie ist das?«

Er behauptete, an seinen Neuronen hingen Tausende von Forschern. Er konnte keine Einzelheiten angeben. »Sie sind verdammt effizient, weißt du«, sagte er. »Sie haben mich noch nicht kaputtgemacht.«

»Wir sollten dich sofort ins Krankenhaus bringen.«

»Was, zum Teufel, könnten die da tun? Ist dir irgendwas eingefallen, wie man sie unter Kontrolle bringt? Ich meine, das sind meine eigenen Zellen.«

»Ich hab drüber nachgedacht. Wir könnten sie aushungern. Könnten rausfinden, was für metabolische Unterschiede ...«

»Ich weiß nicht recht, ob ich sie überhaupt loswerden will«, sagte Vergil. »Sie richten doch keinen Schaden an.«

»Woher willst du das wissen?«

Er schüttelte den Kopf und hob einen Finger. »Warte! Sie versuchen gerade rauszubekommen, was Raum ist. Das ist schwer für sie. Sie lösen Entfernungen in Konzentrationen von Chemikalien auf. Für sie ist Raum so etwas wie Geschmacksintensität.«

»Vergil ...«

»Hör zu! Denk nur, Edward!« Sein Tonfall war erregt, aber trotzdem gelassen. »Schau doch! In meinem Innern passiert etwas Großartiges. Sie sprechen durch die Flüssigkeit miteinander, über Membranen. Sie schneidern etwas — Viren? — als Träger von Daten zurecht, die in Nukleinsäureketten gespeichert sind. Ich glaube, sie sagen ›RNA‹. Das ergibt einen Sinn. Es ist eine Möglichkeit, die ich ihnen einprogrammiert habe. Aber sie fertigen auch plasmidähnliche Strukturen[4] an. Vielleicht ist es das, was deine Maschinen für das Anzeichen einer Infektion halten — ihr ganzes Geschwätz in meinem Blut, richtige Datenpakete. Geschmackseindrücke von anderen Individuen. Gleichrangigen. Übergeordneten. Untergeordneten.«

»Vergil, ich hör dir zu, aber ich finde trotzdem, du gehörst in ein Krankenhaus.«

»Das ist meine Show, Edward«, sagte er. »Ich bin ihr Universum. Sie staunen über die neue Größenordnung.« Er war wieder eine Zeitlang still. Ich hockte mich neben seinen Sessel und zog den Ärmel seines Hausmantels hoch. Sein Arm war kreuz und quer von weißen Linien überzogen. Ich wollte gerade zum Telefon gehen und einen Krankenwagen kommen lassen, als er aufstand und sich streckte. »Ist dir eigentlich klar«, fragte er, »wie viele Körperzellen wir jedesmal töten, wenn wir uns bewegen?«

»Ich ruf einen Krankenwagen«, sagte ich.

»Nein, tust du nicht.« Sein Ton ließ mich innehalten. »Ich hab dir doch gesagt, daß ich nicht krank bin. Das ist meine Show. Weißt du, was sie im Krankenhaus mit mir anstellen würden? Es wäre so, als ob Höhlenmenschen versuchten, einen Computer auf dieselbe Weise zu reparieren wie eine Steinaxt. Es wäre eine Farce.«

»Was, zum Teufel, soll ich dann hier?« Langsam wurde ich wütend. »Ich kann nichts tun. Ich bin einer dieser Höhlenmenschen.«

»Du bist mein Freund«, sagte Vergil. Er richtete seinen Blick auf mich. Ich hatte den Eindruck, daß ich von mehr als nur von Vergil beobachtet wurde. »Ich möchte, daß du hierbleibst und mir Gesellschaft leistest.« Er lachte. »Wenn ich auch nicht gerade allein bin.«

Er lief zwei Stunden lang in dem Apartment herum, befingerte Dinge, schaute aus den Fenstern und machte sich langsam und methodisch etwas zu essen. »Weißt du, sie können tatsächlich ihre eigenen Gedanken fühlen«, sagte er gegen Mittag. »Ich meine, das Cytoplasma scheint einen eigenen Willen zu haben, eine Art aktives Unterbewußtsein im Gegensatz zum rationalen Denkvermögen, das sie erst vor kurzem erworben haben. Sie hören das chemische ›Geräusch‹ — oder was immer — der Moleküle, die sich in ihrem Innern anlagern und ablösen.«

Um zwei Uhr rief ich Gail an, um ihr zu sagen, daß ich später kommen würde. Mir war fast übel von der Anspannung, aber ich versuchte, meine Stimme ruhig klingen zu lassen. »Erinnerst du dich an Vergil Ulam? Ich unterhalte mich gerade mit ihm.«

»Alles in Ordnung?« fragte sie.

War es das? Eindeutig nicht. »Bestens«, beruhigte ich sie.

»Kultur!« rief Vergil und warf einen Blick aus der Küche zu mir herein. Ich sagte auf Wiedersehen und hängte ein. »Sie schwimmen immer in diesem Informationsbad. Tragen ihr Teil dazu bei. Es ist eine Gestaltsache oder irgend sowas in der Art. Die Hierarchie ist absolut. Den Zellen, die nicht richtig interagieren, schicken sie maßgeschneiderte Bakteriophagen hinterher, Viren, die auf Individuen oder Gruppen spezialisiert sind. Da gibt's kein Entrinnen. Man wird vom Virus durchbohrt, die Zelle bläht sich nach außen, explodiert und löst sich auf. Aber es ist nicht einfach nur eine Diktatur. Ich glaube, sie haben effektiv mehr Freiheit als in einer Demokratie. Ich meine, sie sind alle individuell so verschieden. Ergibt das einen Sinn? Sie unterscheiden sich auf andere Weise als wir.«

»Hör auf!« sagte ich und packte seine Schultern. »Vergil, du treibst mich an den Rand des Wahnsinns. Ich halt das nicht mehr lange aus. Ich versteh dich nicht, und ich weiß nicht, ob ich dir glaube ...«

»Nicht mal jetzt?«

»Okay, mal angenommen, du gibst mir die ... die richtige Interpretation. Und zwar ohne Umschweife. Die ganze Geschichte ist wahr. Hast du dir schon mal die Mühe gemacht, dir die ganzen Konsequenzen zu überlegen? Was das alles heißt und wohin es möglicherweise führt?«

Er ging in die Küche und ließ sich ein Glas Wasser einlaufen, kam dann zurück und blieb dicht vor mir stehen. Seine Miene hatte sich geändert; kindliche Begeisterung war nüchterner Besorgnis gewichen. »Darin war ich noch nie sehr gut.«

»Hast du keine Angst?«

»Doch, hatte ich. Jetzt weiß ich's nicht mehr so recht.« Er fummelte am Gürtel seines Hausmantels herum. »Hör mal, ich möchte nicht, daß du denkst, ich hätte dich übergangen oder so. Aber ich hab mich gestern mit Michael Bernard getroffen. Er hat mich in seiner Privatklinik durchgecheckt und Proben genommen. Er hat mir gesagt, ich soll mit den Bestrahlungen aufhören. Hat heute morgen angerufen, kurz vor dir. Er meint, es sei alles klar. Und er hat mich gebeten, niemand was davon zu sagen.« Er hielt inne und machte wieder ein verträumtes Gesicht. »Städte aus Zellen«, fuhr er fort. »Edward, sie stoßen Haarkapillaren durchs Gewebe, geben Informationen weiter ...«

»Schluß jetzt!« rief ich. »Alles ist klar? Was denn?«

»Nach Bernards Worten hab ich ›stark vergrößerte Makrophagen‹ im ganzen Körper. Und er hat dieselben anatomischen Veränderungen

festgestellt. Also ist es nicht so, daß wir beide uns bloß was eingebildet haben.«

»Und was hat er nun vor?«

»Weiß ich nicht. Ich denke, er wird wahrscheinlich Genetron überreden, das Labor wieder aufzumachen.«

»Willst du das denn?«

»Es geht nicht nur darum, das Labor wiederzukriegen. Ich will dir was zeigen. Was passiert ist, seit ich mit den Bestrahlungen aufgehört habe. Ich verändere mich immer noch.« Er öffnete seinen Hausmantel und ließ ihn zu Boden gleiten. Seine Haut war am ganzen Körper kreuz und quer von weißen Linien überzogen. An seinem Rücken begannen die Linien Wülste zu bilden.

»Mein Gott«, sagte ich.

»Ich werd bald nur noch im Labor zu irgendwas gut sein und mich draußen nicht mehr sehen lassen können. Wie gesagt, im Krankenhaus wüßten sie gar nicht, was sie tun sollten.«

»Du bist ... du kannst doch mit ihnen reden und ihnen sagen, sie sollen's langsamer angehen lassen.« Ich merkte, wie lächerlich das klang.

»Ja, kann ich tatsächlich, aber sie hören nicht unbedingt drauf.«

»Ich dachte, du wärst ihr Gott oder sowas.«

»Diejenigen, die an meinen Neuronen hängen, sind nur kleine Rädchen. Die sind Forscher oder erfüllen zumindest die gleiche Funktion. Sie wissen, daß ich hier bin und was ich bin, aber das heißt nicht, daß sie die höheren Ebenen der Hierarchie auch davon überzeugt haben.«

»Die diskutieren miteinander?«

»Sowas ähnliches. Jedenfalls ist es nicht gar so schlimm. Wenn das Labor wieder aufgemacht wird, hab ich ein Zuhause, einen Platz zum Arbeiten.« Er warf einen flüchtigen Blick aus dem Fenster, als ob er nach jemand Ausschau hielte. »Ich hab nur noch sie, sonst nichts. Sie haben keine Angst, Edward. Ich hab mich noch nie jemandem so nahe gefühlt.« Wieder das verklärte Lächeln. »Ich bin für sie verantwortlich. Wie eine Mutter.«

»Du hast keine Möglichkeit, rauszufinden, was sie tun werden.«

Er schüttelte den Kopf.

»Nein, das ist mein Ernst. Du sagst, sie sind wie eine Zivilisation ...«

»Wie tausend Zivilisationen.«

»Ja, und es ist allgemein bekannt, daß Zivilisationen manchmal Mist bauen. Krieg, die Umwelt ...«

Ich griff nach jedem Strohhalm und versuchte, meine wachsende Panik unter Kontrolle zu halten. Ich war nicht fähig, mit der Ungeheuerlichkeit dessen, was da vorging, fertig zu werden. Und Vergil ebensowenig. Er war der letzte, den ich als verständig und klug bezeichnet hätte, wenn es um große Fragen ging.

»Aber ich bin der einzige, der in Gefahr ist.«

»Das weißt du nicht. Um Himmels willen, Vergil, schau dir an, was sie mit dir *machen*!«

»Mit mir, nur mit mir!« sagte er. »Mit sonst keinem.«

Ich schüttelte den Kopf und hob resignierend die Hände. »Okay. Bernard bringt sie also dazu, das Labor wieder aufzumachen, du ziehst ein und wirst zum Versuchskaninchen. Was dann?«

»Sie behandeln mich gut. Ich bin jetzt mehr als nur der gute alte Vergil Ulam. Ich bin eine gottverdammte Galaxis, eine Supermutter.«

»Ein Superwirt, meinst du.«

Er gab mir mit einem Achselzucken recht.

Ich konnte es nicht mehr ertragen. Ich verabschiedete mich mit ein paar fadenscheinigen Ausreden, setzte mich dann in die Eingangshalle des Apartmenthauses und versuchte mich zu beruhigen. Jemand mußte ihm Vernunft beibringen. Auf wen würde er hören? Er war zu Bernard gegangen ...

Und es klang, als ob Bernard nicht nur überzeugt, sondern auch interessiert sei. Leute von Bernards Kaliber gaben sich nicht mit den Vergil Ulams dieser Welt ab, wenn sie sich nichts davon versprachen ...

Ich hatte eine vage Ahnung und beschloß, darauf zu setzen. Ich ging zu einem öffentlichen Fernsprecher, steckte meine Kreditkarte hinein und rief bei Genetron an.

»Ich möchte, daß Sie Dr. Michael Bernard ausrufen lassen«, erklärte ich der Empfangsdame.

»Wer ist da, bitte?«

»Hier ist sein Auftragsdienst. Wir haben einen Notruf, und sein Piepser scheint nicht zu funktionieren.«

Ein paar nervöse Minuten später kam Bernard an den Apparat. »Wer, zum Teufel, ist da?« fragte er leise. »Ich habe keinen Auftragsdienst.«

»Mein Name ist Edward Milligan. Ich bin ein Freund von Vergil Ulam. Ich glaube, wir sollten mal über ein paar Probleme sprechen.«

Wir verabredeten uns für den nächsten Vormittag.

Ich ging nach Hause und versuchte mir Entschuldigungen auszudenken, um morgen nicht zur Schicht ins Krankenhaus zu müssen. Ich konnte mich nicht auf medizinische Dinge konzentrieren, konnte mich meinen Patientinnen auch nicht annähernd so intensiv widmen, wie sie es verdienten.

Ich hatte Schuldgefühle, war nervös, wütend und voller Angst.

So fand mich Gail. Ich setzte eine Maske der Gelassenheit auf, und wir machten zusammen das Abendbrot. Nach dem Essen sahen wir durch das Fenster zur Bucht zu, wie in der späten Dämmerung die Lichter der Stadt angingen, und hielten einander fest. Seltsame Winterstare pickten in den letzten hellen Minuten auf dem gelben Rasen herum und flogen dann in einem aufkommenden Wind davon, der die Fenster klappern ließ.

»Irgendwas stimmt doch nicht«, sagte Gail leise. »Willst du's mir erzählen oder einfach so tun, als ob alles normal wäre?«

»Liegt nur an mir«, erwiderte ich. »Ich bin nervös. Die Arbeit im Krankenhaus.«

»Herrje«, sagte sie und setzte sich auf. »Du wirst dich wegen dieser Mrs. Baker noch mal von mir scheiden lassen.« Mrs. Baker wog dreihundertsechzig Pfund und hatte erst im fünften Monat bemerkt, daß sie schwanger war.

»Nein«, sagte ich lustlos.

»Da bin ich aber enorm erleichtert«, sagte Gail und berührte leicht meine Stirn. »Du weißt doch, daß es mich wahnsinnig macht, wenn du so in dich gekehrt bist.«

»Naja, ich kann im Moment noch nicht drüber sprechen, also ...« Ich tätschelte ihre Hand.

»Sei nicht so abscheulich herablassend«, sagte sie und stand auf. »Ich geh und mach Tee. Willst du auch welchen?« Jetzt war sie eingeschnappt, und ich war verkrampft, weil ich es ihr nicht erzählt hatte.

Ich fragte mich, warum ich nicht einfach mit allem herausrückte. Ein alter Freund von mir verwandelt sich in eine Galaxis.

Statt dessen räumte ich den Tisch ab. In dieser Nacht konnte ich nicht schlafen. Ich saß mit dem Kissen an der Wand im Bett, schaute auf Gail hinunter und versuchte mir darüber klar zu werden, was meines Wissens real war und was nicht.

Ich bin Arzt, sagte ich mir. Ein technischer, wissenschaftlicher Beruf. Ich sollte gegen Sachen wie den Zukunftsschock immun sein.

Vergil Ulam verwandelte sich in eine Galaxis.

Wie es wohl wäre, mit einer Billion Chinesen gefüllt zu sein? Ich grinste im Dunkeln und hätte gleichzeitig beinahe geheult. Was Vergil in sich hatte, war unvorstellbar viel fremdartiger als Chinesen. Fremdartiger als alles, was ich — oder Vergil — ohne größere Probleme verstehen konnte. Vielleicht jemals verstehen konnte.

Aber ich wußte, was real war. Das Schlafzimmer. Die Lichter der Stadt, die schwach durch hauchdünne Vorhänge schienen. Die schlafende Gail. Sehr wichtig. Gail im Bett, schlafend.

Der Traum kam wieder. Diesmal kam die Stadt durchs Fenster herein und griff Gail an. Sie war ein riesiger Spanner mit stacheligem Haar und dem Glanz der Trunkenheit in den Augen, und sie knurrte etwas in einer Sprache, die ich nicht verstehen konnte, einer Sprache, die aus Autohupen, dem Gebrabbel von Menschenmassen und chaotischem Baulärm bestand. Ich versuchte sie abzuwehren, aber es gelang ihr, an Gail heranzukommen — und die Stadt verwandelte sich in eine Wolke aus Sternen, die auf das ganze Bett und alles andere herabregneten. Ich erwachte abrupt und blieb bis zum Anbruch der Dämmerung wach, zog mich mit Gail zusammen an, küßte sie und genoß die Wirklichkeit ihrer menschlichen, unversehrten Lippen.

Und ging zu meinem Treffen mit Bernard. Man hatte ihm eine Suite in einem großen Krankenhaus in der Innenstadt vermietet; ich fuhr mit dem Fahrstuhl in den sechsten Stock und sah, was Ruhm und Reichtum bedeuten konnten.

Die Suite war geschmackvoll eingerichtet: feine Serigraphien an holzgetäfelten Wänden, Möbel aus Chrom und Glas, ein cremefarbener Teppich, chinesisches Messing und wermutfarbene Schränke und Tische.

Er bot mir eine Tasse Kaffee an, und ich nahm an. Er setzte sich in die Frühstücksecke, und ich nahm gegenüber von ihm Platz, wobei ich meine Tasse mit feuchten Händen umschloß. Er war gepflegt und trug einen grauen Anzug, hatte graue Haare und ein scharfes Profil. Er war Mitte Sechzig und hatte eine deutliche Ahnlichkeit mit Leonard Bernstein.

»Kommen wir zu unserem gemeinsamen Bekannten«, sagte er, »Mr. Ulam. Brillant. Und ich zögere nicht, zu sagen: couragiert.«

»Er ist mein Freund. Ich mache mir Sorgen um ihn.«

Bernard hob den Finger. »Couragiert — und ein verdammter Narr. Was mit ihm geschehen ist, hätte nie passieren dürfen. Mag sein, daß er dabei unter Druck gestanden hat, aber das ist keine Entschuldigung. Trotzdem, es ist nun mal passiert. Er hat mit Ihnen gesprochen, nehme ich an.«

Ich nickte. »Er will zu Genetron zurück.«

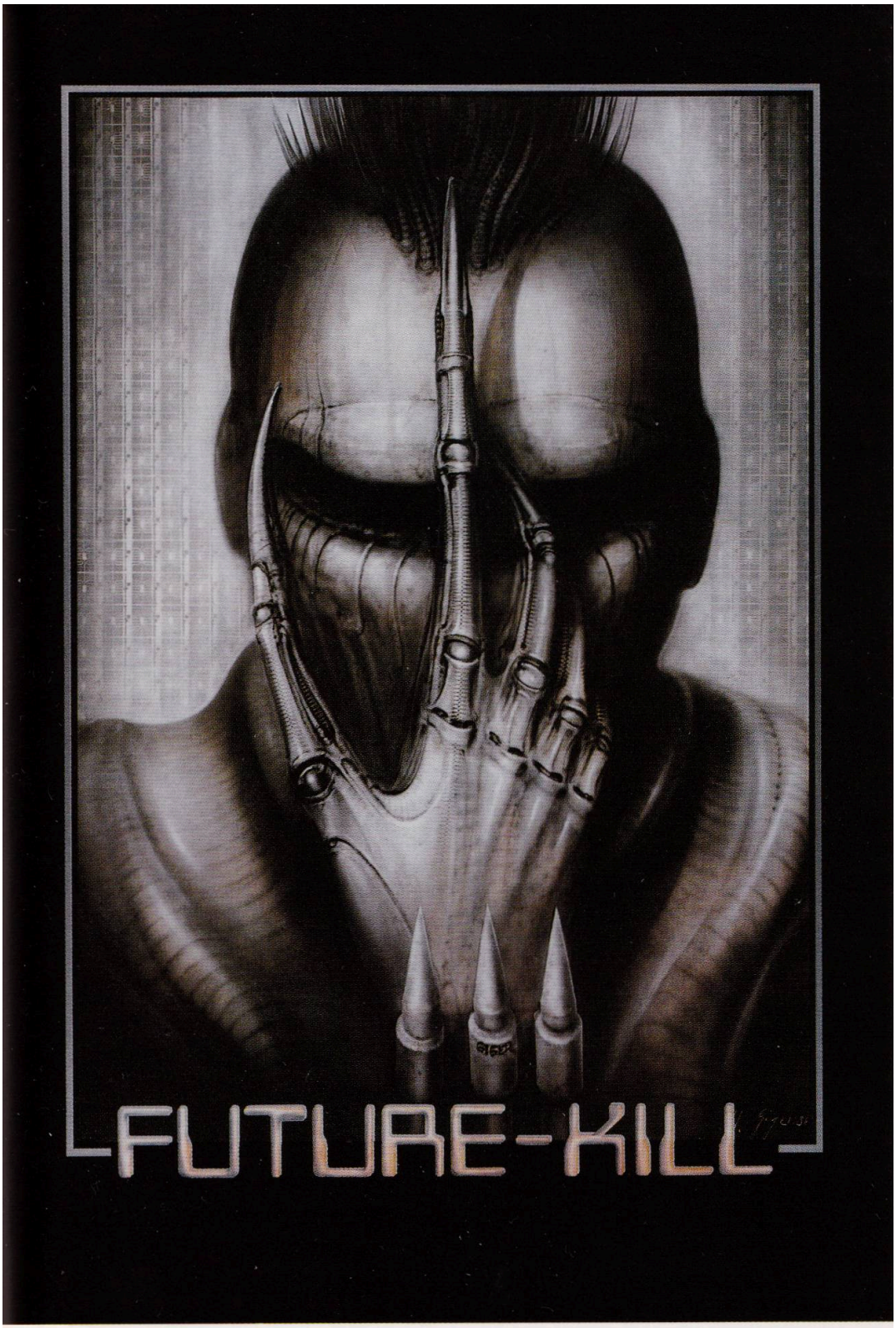
»Natürlich. Da sind ja seine ganzen Geräte. Und da wird wahrscheinlich auch sein Zuhause sein, während wir die Sache auswerten.«

»Auswerten — wie? Welchen Sinn hat das?« Ich dachte nicht sonderlich klar. Ich hatte leichte Kopfschmerzen.

»Ich kann mir viele Verwendungsmöglichkeiten für kleine, superdichte Computerelemente auf biologischer Basis vorstellen. Sie nicht? Genetron hat bereits Durchbrüche erzielt, aber das ist eine ganz tolle Sache.«

»Was schwebt Ihnen da vor?«

Bernard lächelte. »Ich darf eigentlich nicht darüber sprechen. Es wird revolutionär sein. Wir müssen ihn ins Labor verlegen. Tierexperimente müssen durchgeführt werden. Wir werden natürlich ganz von vorn anfangen müssen. Vergils ... ähm ... Kolonien können nicht übertragen werden. Sie basieren auf seinen weißen Blutkörperchen. Deshalb müssen wir Kolonien züchten, die in anderen Tieren keine Immunreaktionen auslösen.«



Nr. 557, Plakat zum Film »Future Kill«, 100×70 cm (1984).
Aus: BIOMECHANICS

Nr. 298a, »Biomechanische Landschaft IIa«, 100×70 cm (1976).
Aus: NECRONOMICON

»Wie zum Beispiel eine Infektion?« fragte ich.

»Da gibt es wohl gewisse Ähnlichkeiten. Aber Vergil hat keine Infektion.«

»Meine Tests zeigen das aber an.«

»Das sind wahrscheinlich die Datenteilchen, die in seinem Blut schwimmen, meinen Sie nicht?«

»Ich weiß es nicht.«

»Hören Sie, ich möchte, daß Sie ins Labor kommen, wenn sich Vergil dort eingelebt hat. Ihre fachmännische Meinung könnte uns von Nutzen sein.«

Uns. Er steckte mit Genetron unter einer Decke. Konnte er da objektiv sein? »Welchen Nutzen werden Sie denn daraus ziehen?«

»Ich war in meinem Beruf immer an der Spitze. Ich sehe keinen Grund, weshalb ich hier nicht helfen sollte. Mit meinem Wissen über Gehirn- und Nervenfunktionen und aufgrund meiner Forschungen im neurophysiologischen Bereich ...«

»Sie könnten Genetron helfen, eine Untersuchung durch die Regierung abzuwimmeln«, sagte ich.

»Das war reichlich unverblümt. Zu unverblümt, und außerdem unfair.«

»Vielleicht. Trotzdem, ja: Ich würde gern ins Labor kommen, wenn sich Vergil dort eingelebt hat. Wenn ich immer noch willkommen bin, trotz meiner Unverblümtheit und allem.« Er sah mich scharf an. Ich würde nicht in *seinem* Team spielen; einen Moment lang waren seine Gedanken fast unverhüllt sichtbar.

»Natürlich«, sagte Bernard und stand mit mir zusammen auf. Er streckte den Arm aus und schüttelte mir die Hand. Seine Hand war feucht. Er war genauso nervös wie ich, auch wenn er es nicht offen zeigte.

Ich kehrte in meine Wohnung zurück und blieb dort bis zum Mittag. Ich las, versuchte meine Gedanken zu ordnen und eine Entscheidung zu treffen — was real war, was ich schützen mußte.

Jeder kann nur ein begrenztes Ausmaß an Veränderungen ertragen. Innovation ja, aber bei der Anwendung sollte man sich Zeit lassen und nichts forcieren. Jeder Mensch hat das Recht, derselbe zu bleiben, bis er es sich anders überlegt.

Der größte wissenschaftliche Fortschritt seit ...

Und Bernard würde ihn forcieren. Genetron würde ihn forcieren. Ich wurde mit dem Gedanken nicht fertig. »Neo-Luddit[5]«, sagte ich zu mir. Eine böse Anschuldigung.

Als ich Vergils Nummer auf dem Sicherheitstastenfeld des Gebäudes eingab, meldete er sich sofort. »Ja«, sagte er. Er klang jetzt heiter. »Komm rauf! Ich bin im Bad. Die Tür ist offen.«

Ich betrat sein Apartment und ging durch den Flur zum Bad. Vergil saß in der Wanne, bis zum Hals in rötlichem Wasser. Er lächelte mich unbestimmt an und planschte mit den Händen. »Sieht aus, als hätte ich mir die Pulsadern aufgeschnitten, nicht?« sagte er leise. »Keine Bange. Jetzt ist alles in Butter. Genetron stellt mich wieder ein. Bernard hat gerade angerufen.« Er zeigte zum Telefon und zur Gegensprechanlage im Bad.

Ich setzte mich auf die Toilette und bemerkte, daß die Höhensonne neben den Handtuchschränken stand. Die UV-Lampen lagen in einer Reihe am Rand der Platte, in die das Waschbecken eingelassen war. »Du bist sicher, daß du das willst«, sagte ich mit hängenden Schultern.

»Ja, ich glaub schon«, sagte er. »Die können sich besser um mich kümmern. Ich wasch mich noch schnell und zieh heute abend rüber. Bernard holt mich mit seiner Limousine ab. Prima. Von jetzt an läuft alles prima.«

Die rötliche Farbe des Wassers sah nicht nach Seife aus. »Ist das ein Schaumbad?« fragte ich. Dann wurde mir schlagartig einiges klar, und ich fühlte mich noch ein bißchen elender. Was mir da in den Sinn gekommen war, war nur ein weiterer offenkundiger und unausweichlicher Irrsinn.

»Nein«, antwortete Vergil. Ich wußte es bereits.

»Nein«, wiederholte er, »es kommt aus meiner Haut. Sie erzählen mir nicht alles, aber ich glaube, sie schicken Kundschafter aus. Astronauten.« Er sah mich mit einer Miene an, in der nicht so sehr Besorgnis lag, sondern eher Neugier, wie ich es aufnehmen würde.

Bei der Bestätigung spannten sich meine Bauchmuskeln, als ob sie einen Schlag erwarteten. Ich hatte die Möglichkeit bis jetzt nie auch nur erwogen, vielleicht weil ich mich auf andere Aspekte konzentriert hatte. »Passiert das zum erstenmal?« fragte ich.

»Ja.« Er lachte. »Ich hätte gute Lust, die kleinen Biester im Abfluß runterzuspülen. Dann können sie rausfinden, wie’s in der Welt wirklich zugeht.«

»Sie würden überall hingelangen«, sagte ich.

»Garantiert.«

»Wie ... wie geht's dir?«

»Ziemlich gut im Moment. Müssen Milliarden sein.« Er planschte noch mehr mit seinen Händen. »Was meinst du? Soll ich die kleinen Biester rauslassen?«

Rasch und fast ohne nachzudenken kniete ich mich neben die Wanne. Meine Finger tasteten nach dem Stromkabel der Höhensonne, und ich steckte sie ein. Er hatte Türklinken unter Strom gesetzt, meine Pisse blau gefärbt und tausend dumme Streiche ausgeheckt, und er war nie erwachsen, nie reif genug geworden, um zu begreifen, daß er brillant genug war, um der Welt tatsächlich Schaden zuzufügen; er würde es nie lernen, vorsichtig zu sein.

Er griff nach dem Abflußstöpsel. »Weißt du, Edward, ich ...«

Er beendete den Satz nicht mehr. Ich hob die Höhensonne auf, warf sie in die Wanne und sprang vor dem aufschießsenden Dampf und den sprühenden Funken zurück. Vergil schrie, schlug um sich und zuckte, und dann war alles reglos und still. Nur das leise, stetige Zischen war noch zu hören, und von seinen Haaren stieg Rauch auf.

Ich hob den Klodeckel hoch und übergab mich. Dann hielt ich mir die Nase zu und ging ins Wohnzimmer. Meine Beine gaben unter mir nach, und ich fiel abrupt auf die Couch.

Nach einer Stunde durchsuchte ich Vergils Küche und fand Bleichmittel, Ammoniak und eine Flasche Jack Daniel's. Ich ging ins Bad zurück und gab mir Mühe, Vergil nicht direkt anzuschauen. Ich goß erst den Schnaps, dann das Bleichmittel und dann das Ammoniak ins Wasser. Chlorblasen begannen aufzusteigen, und ich ging hinaus und machte die Tür hinter mir zu.

Das Telefon klingelte, als ich nach Hause kam. Ich nahm nicht ab. Es hätte das Krankenhaus sein können. Oder Bernard. Oder die Polizei. Ich konnte es direkt vor mir sehen, wie ich der Polizei alles erklären mußte. Genetron würde mauern; Bernard würde nicht zu erreichen sein.

Ich war erschöpft. All meine Muskeln waren verkrampft vor Anspannung oder wie immer man die Gefühle bezeichnen will, die einen befallen, wenn man ...

Völkermord begangen hat?

Das kam mir alles andere als real vor. Ich konnte nicht glauben, daß ich gerade hundert Billionen intelligenter Lebewesen ermordet hatte. Daß ich

eine ganze Galaxis ausgelöscht hatte. Es war lächerlich. Aber ich lachte nicht.

Es fiel mir überhaupt nicht schwer zu glauben, daß ich gerade einen Menschen getötet hatte, einen Freund. Der Rauch, die geschmolzenen Leuchtstoffröhren, das herabhängende, rauchende Kabel.

Vergil.

Ich hatte die Höhensonne zu Vergil in die Wanne geworfen.

Mir war übel. Träume, Städte, die Gail vergewaltigten (und was war mit seiner Freundin Candice?). Wasser, das mit diesen Geschöpfen durch den Abfluß rauschte. Galaxien, die auf uns alle herabregneten. Was für ein Horror! Dann wiederum: was für eine potentielle Schönheit — eine neue Art von Leben, Symbiose und Transformation.

Hatte ich genug getan, um sie alle umzubringen? Ich geriet einen Moment lang in Panik. Morgen, dachte ich, werde ich sein Apartment sterilisieren. Irgendwie. Ich verschwendete nicht einen Gedanken an Bernard.

Als Gail zur Tür hereinkam, lag ich schlafend auf der Couch. Ich wachte groggy auf, und sie blickte auf mich herunter.

»Alles in Ordnung mit dir?« fragte sie und hockte sich auf den Rand der Couch. Ich nickte.

»Was gibt's heut abend zu essen?« Mein Mund funktionierte nicht richtig. Die Worte waren ein Brei. Sie fühlte mir die Stirn.

»Du hast Fieber, Edward«, sagte sie. »Sehr hohes Fieber.«

Ich taumelte ins Bad und schaute in den Spiegel. Gail war dicht hinter mir. »Was ist?« fragte sie.

Unter meinem Kragen zogen sich Linien um den Hals. Weiße Linien, wie Autobahnen. Sie waren schon lange in mir drin. Tagelang.

»Feuchte Hände«, sagte ich. Es war so offensichtlich.

Ich glaube, wir wären beinahe gestorben. Zuerst kämpfte ich dagegen an, aber nach ein paar Minuten war ich schon zu schwach, um mich zu bewegen. Eine Stunde später war Gail genauso krank.

Ich lag schweißgebadet auf dem Teppich im Wohnzimmer. Gail lag mit kalkweißem Gesicht und geschlossenen Augen auf der Couch, wie eine Leiche im Einbalsamierungsraum. Eine Weile dachte ich, sie sei tot. So krank ich war, ich tobte innerlich vor Wut — ich verspürte Haß und ein ungeheures Schuldgefühl, weil ich so schwach war, weil ich so lange

gebraucht hatte, um alle Möglichkeiten zu erfassen. Dann kümmerte es mich nicht mehr. Ich war zu schwach, um zu blinzeln, also schloß ich die Augen und wartete.

In meinen Armen und Beinen war ein Rhythmus. Mit jedem Pulsschlag wallte so etwas wie ein Klang in mir auf. Es hörte sich wie ein tausend Mann starkes Orchester an, in dem jedoch nicht alle dasselbe Stück spielten, sondern die Symphonien ganzer Spielzeiten zugleich. Musik des Blutes. Der Klang oder was immer wurde härter, aber koordinierter, Wellenzüge, die sich schließlich gegenseitig annullierten, bis Stille herrschte, und sich dann in harmonische Schwebungen trennten.

Die Schwebungen schienen mit mir, mit dem Klang meines Herzens zu verschmelzen.

Zuerst dämpften sie unsere Immunreaktionen. Der Krieg — und es war ein Krieg auf einer Stufe, wie es ihn auf der Erde noch nie gegeben hatte, mit Billionen von Kombattanten — dauerte schätzungsweise zwei Tage.

Als ich wieder soweit bei Kräften war, daß ich an den Wasserhahn in der Küche herankam, konnte ich fühlen, wie sie an meinem Gehirn arbeiteten, wie sie den Code zu knacken und den Gott im Protoplasma zu finden versuchten. Ich trank, bis mir schlecht war, dann trank ich in Maßen weiter und brachte Gail auch ein Glas. Sie nippte daran. Ihre Lippen waren aufgesprungen, ihre Augen blutunterlaufen und von gelblichem Schorf umringt. Ihre Haut hatte ein bißchen Farbe. Ein paar Minuten später saßen wir matt in der Küche und aßen kraftlos.

»Was war *das* denn, zum Teufel?« fragte sie als erstes. Da ich nicht die Kraft hatte, es ihr zu erklären, schüttelte ich nur den Kopf. Ich schälte eine Orange und gab ihr die Hälfte ab. »Wir sollten einen Arzt holen«, sagte sie. Aber ich wußte, daß wir das nicht tun würden. Ich empfing bereits Botschaften; es ließ sich nicht länger leugnen, daß jedes Gefühl von Freiheit, das wir hatten, eine Illusion war.

Am Anfang waren die Botschaften simpel. Erinnerungen an Befehle manifestierten sich statt der Befehle selbst in meinem Kopf. Wir sollten die Wohnung nicht verlassen — ein Gedanke, der für die Herrschenden sehr abstrakt, aber trotzdem unerwünscht zu sein schien — und keinen Kontakt mit anderen aufnehmen. Wir durften vorläufig bestimmte Nahrungsmittel essen und Leitungswasser trinken.

Als sich das Fieber bei uns beiden legte, kamen die Veränderungen schnell und drastisch. Gail und ich wurden fast gleichzeitig

bewegungsunfähig. Sie saß am Tisch, ich kniete auf dem Boden. Ich konnte sie gerade noch so eben aus den Augenwinkeln sehen.

An ihrem Arm bildeten sich Wülste.

Sie hatten in Vergil gelernt; ihre Taktik in uns war ganz anders. Mich juckte es zwei Stunden lang überall — zwei Stunden in der Hölle —, bevor ihnen der Durchbruch gelang und sie mich fanden. Die Anstrengung von Generationen — nach ihrem Zeitmaßstab — zahlte sich aus, und sie kommunizierten reibungslos und direkt mit dieser riesigen, unbeholfenen Intelligenz, die einst ihr Universum beherrscht hatte.

Sie waren nicht grausam. Als ihnen klar wurde, was Unbehagen bedeutete und wie unerwünscht es war, arbeiteten sie daran, es zu lindern. Dabei überspannten sie den Bogen. Eine weitere Stunde schwamm ich in einem Meer der Glückseligkeit, ohne jeden Kontakt mit ihnen.

Als der nächste Morgen dämmerte, wurden wir freigegeben und durften uns wieder bewegen; vor allem, um ins Bad zu gehen. Es gab gewisse Abfallstoffe, mit denen sie nichts anfangen konnten. Ich entleerte diese — mein Urin war purpurrot —, und Gail tat es gleich nach mir. Wir sahen uns mit leerem Blick an. Dann brachte sie ein schwaches Lächeln zustande. »Reden sie mit dir?« fragte sie. Ich nickte. »Dann bin ich also nicht verrückt.«

In den nächsten zwölf Stunden schien die Kontrolle auf einigen Ebenen nachzulassen. Während dieser Zeit gelang es mir, den größten Teil dieses Manuskripts niederzuschreiben. Ich vermute, daß in meinem Innern ein weiterer Krieg stattfand. Gail konnte sich wie zuvor in Grenzen bewegen, aber mehr auch nicht.

Als die Kontrolle wieder umfassend wurde, bekamen wir den Befehl, einander zu umarmen. Wir zögerten nicht.

»Eddie ...« flüsterte sie. Mein Name war der letzte Laut, den ich je von draußen hörte.

Wir wuchsen im Stehen zusammen. Innerhalb von Stunden wurden unsere Füße größer und breiteten sich aus. Dann wuchsen Fortsätze zu den Fenstern, um Sonnenlicht aufzunehmen, und zur Küche, um Wasser aus dem Waschbecken zu entnehmen. Bald spannten sich Filamente in alle Ecken des Zimmers; sie kratzten Tünche und Putz von den Wänden und zerrten Stoff und Füllung aus den Möbeln.

Als der nächste Tag anbrach, war die Transformation vollzogen.

Ich habe kein klares Bild mehr davon, wie wir aussehen. Ich vermute, daß wir Zellen ähneln — großen, flachen und mit Härchen versehenen Zellen, die sich zielstrebig durch den größten Teil der Wohnung spannen. Wie im Kleinen, so auch im Großen.

Ich bin gebeten worden, mit der Aufzeichnung fortzufahren, aber das wird bald nicht mehr möglich sein. Unsere Intelligenz fluktuiert täglich, während wir von den denkenden Wesen in unserem Innern absorbiert werden, und unsere Individualität verringert sich mit jedem Tag. Wir sind wahrhaftig riesige, unbeholfene Dinosaurier. Unsere Erinnerungen sind von Milliarden der Ihren übernommen und unsere Persönlichkeiten durch das transformierte Blut verbreitet worden.

Bald wird es keine Notwendigkeit für eine Zentralisierung mehr geben.

Ich bin informiert worden, daß die Rohrleitungen bereits befallen sind. Überall im Haus werden Menschen umgewandelt.

Innerhalb von Wochen nach der alten Zeitrechnung werden wir in großer Zahl die Seen, Flüsse und Meere erreichen.

Ich kann nicht einmal raten, was daraus entstehen wird. Jeder Quadratzentimeter des Planeten wird vor Gedanken brodeln. In ein paar Jahren, vielleicht auch viel eher, werden sie ihre eigene Individualität (soweit es sie gibt) überwinden.

Dann werden neue Geschöpfe kommen. Ihre Denkfähigkeit wird so immens sein, daß wir sie uns nicht einmal vorstellen können.

Mein ganzer Haß und all meine Angst sind jetzt verschwunden.

Mir — uns — bleibt zum Schluß nur eine einzige Frage.

Wie oft ist das schon anderswo passiert? Noch nie sind Besucher aus dem Raum zur Erde gekommen. Dazu bestand keine Notwendigkeit.

Sie hatten Universen in Sandkörnern gefunden.

Originaltitel: ›Blood Music‹
Copyright © 1983 by Davis Publications, Inc.
(erstmals erschienen in
›Analog Science Fiction/Science Fact‹, Juni 1983);
mit freundlicher Genehmigung des Autors
und der Agentur Fritz, Zürich
Copyright © 1990 der deutschen Übersetzung
by Wilhelm Heyne Verlag, München
Aus dem Amerikanischen übersetzt von Peter Robert

[1] Theremin: Erstes rein elektronisches Instrument (um 1920), bei dem die Differenz zweier nicht wahrnehmbarer Sinustöne als Ton hörbar gemacht wurde. — *Anm. d. Übers.*

[2] Je kleiner die Komponenten integrierter Schaltkreise werden, um so störender wirken sich die Quanteneffekte aus, bei denen subatomare Teilchen (z.B. Elektronen) Welleneigenschaften zeigen und durch unpassierbar scheinende Energiebarrieren dringen (›tunneln‹) können. — *Anm. d. Übers.*

[3] Viren, die Bakterien befallen. — *Anm. d. Übers.*

[4] Kleine, ringförmig geschlossene DNA-Stücke, die neben dem eigentlichen Chromosom in der Zelle existieren. — *Anm. d. Übers.*

[5] Englische Textilarbeiter, die Anfang des 19. Jahrhunderts aus Angst vor der Arbeitslosigkeit die Maschinen stürmten; benannt nach einem der ersten Maschinenstürmer, Ned Lud. — *Anm. d. Übers*.

nerve terminals

Post mortem, stirred tarantulas
trill *HHHHH* through lung-books lined with gauze.
Their cerci writhe outside the frame
   and scythes of come
   spell *No One's Home*.

Reanimated sentences
crawl searchingly through palaces.
... ellipses crumble, swapped for noise ...
   our symphonies
   are insect seas.

The number series incubus
drips *oo-spores* in jagged fur.
These || — |||||| merge — interfuse —
   to disinter
   his tactile stare.

Each love-bite scars to antipode.
Catoptromantic unisons
fortell the double's overload:
   undead, Lust puns
   necrotic suns.

Nerventerminals

Nach dem Tode aufgeschreckte Taranteln
trillern *HHHHH* durch mit Mull verstärkte Lungen-Bücher.
Ihre Schwanzborsten krümmen sich außerhalb der Hülle
   und kommende Sicheln
   schreiben sich *Niemand daheim*.

Wiederbelebte Sätze
kriechen suchend durch Paläste.
... Ellipsen zerfallen im Tausch gegen Lärm ...
   unsere Symphonien
   sind Insektenmeere.

Der Zahlenreihe Alpdruck
tröpfelt Oosporen in rauhen Pelz.
Diese || — |||||| verschmelzen — durchdringen sich —
   exhumieren
   sein taktiles Starren.

Jeder Liebesbiß vernarbt zum Widerhalten.
Katoptromantische Einklänge
weissagen die Überladung des Doubles:
   untot treibt Lust ihr Spiel
   nekrotischer Sonnen.

Anmerkungen
Oospore — Zygote oder befruchtete Eizelle; eingekapselte Zygote bei bestimmten Einzellern.
Katoptromantie — Bezeichnung für die mantische Kunst des Wahrsagens aus Spiegeln.

Nekrose — Gewebetod; bei der Mumifikation Austrocknung von Gewebe an der freien Luft.

Copyright © 1988 by Rob Hardin
(erstmals erschienen in ›Mississippi Review MR 47/48‹,
Volume 16, Numbers 2 & 3;
University of Southern Mississippi, Hattiesberg, 1988);
mit freundlicher Genehmigung des Autors und der Agentur
Copyright © 1990 der deutschen Übersetzung
by Wilhelm Heyne Verlag, München
Aus dem Amerikanischen übersetzt von Michael Nagula

Sag es Santa

Was ich wirklich brauche, dachte sich Guy, ist ein kurzer Besuch in einem Porta-Santa, um diese schlimmen Schwingungen loszuwerden.

WLCD, der ›problemlose Kanal‹, plärrte ihn aus einem Videogeschäft auf der anderen Straßenseite an. Guy hatte sein rosa T-Shirt schon völlig durchgeschwitzt. In seinem Gehirn schrillten alle Alarmglocken. Eine der vertrauten rot-grünen Zellen stand offen und einladend an der nächsten Straßenecke. Guy schlüpfte hinein und schlug die Tür hinter sich zu.

»Hallo, Guy«, sagte Santa, nachdem er Guys Identitätsarmband gelesen hatte. Das weißbärtige Gesicht lächelte ihm vom Bildschirm auf der Rückwand an und zwinkerte. »Wie geht's?«

»Ziemlich beschissen, Santa. Im Augenblick fühl ich mich echt paranoid.«

»Verstehe. Was denkst du über Paranoia?«

Guy wälzte diese Frage ein paarmal hin und her und sagte dann: »Mir scheint, das ist die blödeste Frage, die ich je gehört habe.«

»Verstehe. Warum glaubst du, daß das die blödeste Frage ist, die du je gehört hast?«

»Schau, Santa, hinter mir sind drei Kerle her, die mich jetzt schon den ganzen Nachmittag verfolgen. Geschäftsanzüge, verspiegelte Sonnenbrillen, spitze Schuhe, alles paßt zusammen, kapierst du?« Er rieb nervös an einem Kratzer in seiner Plasteel-Jacke. Guy liebte diese Jacke und kümmerte sich wirklich um sein Aussehen, nicht so wie diese anderen Ärsche im Büro, die alles tragen würden, was sie in WLCD gesehen hatten. »Ich glaube, ich habe sie abgehängt, aber ich verstehe überhaupt nicht, was eigentlich los ist, weißt du? Erst dreht der Computer an meinem Arbeitsplatz durch, dann ...«

»Einen Moment bitte«, sagte Santa. Das breite Gesicht auf dem Schirm schien über etwas nachzudenken, dann ertönte wieder die Stimme. »Okay, du bist Guy Zendales, nicht wahr?«

»Stimmt«, sagte Guy. Santas Stimme klang plötzlich etwas persönlicher als noch vor einem Moment.

»Sagtest du etwas über einen Computer?«

»Ja, ich arbeite bei Modern Sounds, weißt du? Und ich wollte diesen Verkauf abrufen, als sich plötzlich ein paar Drähte verwirrt haben müssen. Plötzlich rinnen mir diese ganzen Daten über den Schirm. Füllten eine ganze Diskette, die eigentlich unsere täglichen Verkaufszahlen hätte enthalten sollen.«

»Hast du sie bei dir? Kann ich sie mir mal ansehen?«

»Klar.« Guy steckte die Diskette in den Schlitz unter dem Bildschirm.

»Hmmm«, sagte Santa. »Sehr interessant. Weißt du, was das ist?« Plötzlich spürte Guy wieder bösartige Schwingungen. Natürlich vertraute er Santa. Es war wie das Zeug mit Priestern und Gläubigen, nur war Santa für jedermann da. Die Spots im TV sagten einem, daß das okay sei: »Red es dir von der Seele ... sag es Santa.«

Aber Guy gefiel es nicht, wie Santas Stimme sich verändert hatte. Warum sollte er sich ein Bündel Rechnungen aus einem Musikgeschäft ansehen wollen?

»Äh, hör mal, Santa, Mann. Ich weiß wirklich nicht, was für ein Scheiß das ist. Aber ich glaub, ich hau jetzt besser ab.«

»O nein; Guy, wart noch eine Sekunde. Ich habe etwas, das ich dir... äh ... zeigen möchte.«

Guy hörte draußen Schritte, die auf die Zelle zukamen.

»Bleib, wo du bist!« sagte Santa.

Guy riß die Diskette heraus und steckte sie wieder in seine Jacke. In diesem Augenblick wurde an die Zellentür gehämmert. Guy sah alles verwischt, so sehr schoß ihm das Adrenalin durch die Adern. »Verfluchte Scheiße!« schrie er. Er holte instinktiv mit seinen stahlverstärkten Schuhen aus und trat zu, worauf die ganze Seite der Zelle von oben bis unten zersplitterte. Er zog die Schultern ein, wand sich durch die Öffnung und schlug einen Mann, der Anzug und Sonnenbrille trug, zu Boden.

Schreie. Guy rannte mitten auf die Straße.

Hondas flitzten links und rechts an ihm vorbei, mit fluchenden Fahrern und kreischenden Bremsen. Guy zuckte zusammen und stand einen Moment paralysiert, dann fühlte er, wie er an den Ellbogen hochgehoben und über die Straße getragen wurde.

»Scheiße«, schrie eine Stimme hinter ihm, die sicher zu einem der Burschen mit Sonnenbrille gehörte, »Muties! He, ihr Schweine! Ihr kommt sofort mit ihm zurück!«

Guy hielt sich unnatürlich steif, er wagte nicht einmal, den Kopf zu drehen. Er nahm benommen wahr, daß er in ein Abbruchgebäude gebracht und eine Anzahl Betonstiegen hinuntergetragen wurde. Schließlich ließ der Schreck nach, und er riskierte einen Blick auf die linke Seite.

Verdammt, dachte er, und schaute schnell wieder weg. Natürlich, Muties. Guy hatte Geschichten gehört über das sogenannte Genetische Konservierungsgesetz, das besagte, daß für jede gentechnologische »Verbesserung« etwas anderes gründlich schiefgehen würde. Der Mutie zur Guys Linken hätte Ausstellungsstück Nr. 1 vor einem Tribunal sein können, das die ganze Genmanipulation abschaffen sollte.

Die Guy zugewandte Seite seines Kopfes sah aus wie der Sack eines Organsammlers mit Billigaugäpfeln. Die richtigen Augen des Muties waren in der Höhe gegeneinander um einige Zentimeter versetzt, wobei das rechte ein ganzes Stück vorstand. Der restliche Körper war ziemlich normal, vom Buckel und von den riesigen Händen und Füßen mal abgesehen.

Als die Stiegen zu Ende waren, rannten sie durch einen gefliesten Gang, dann eine hölzerne Rampe hinunter in einen unverkleideten Tunnel, der ganz schwarz vom Ruß der Jahre war. Guy lauschte beinahe hoffnungsvoll auf Schritte hinter ihnen.

Aber er hörte keine.

Guy hatte noch niemals vorher Rattenpisse gerochen, aber er war sich dessen sicher, daß sie ihm jetzt in die Nase stieg. Das mußte die U-Bahn sein. Als ob es nicht schlimm genug wäre, daß er von Arschlöchern mit Spiegelbrillen und Anzügen gejagt und dann von Muties gekidnappt worden war, mußten sie ihn auch noch hierher bringen.

Er bekam jetzt langsam wirklich Angst.

Die Muties wurden langsamer und nahmen einen Seitentunnel. Guy konnte die Nase des Muties zu seiner Rechten am Gesichtsfeldrand sehen. Sie hatte die Farbe und Größe einer unreifen Gurke. Was würde als nächstes kommen? fragte er sich.

Noch eine Biegung, dann waren sie in einem langen, schmalen Raum, der gänzlich gefliest war. Graues Tageslicht sickerte durch ein vergittertes Oberlicht. An den rostigen Rohren in Hüfthöhe konnte Guy erkennen, daß der Raum früher einmal ein Pissoir gewesen sein mußte; das war lange genug her, daß alles dick mit Staub und Spinnweben überzogen war, aber nicht lange genug, daß sich der stechende Geruch verloren hätte.

Schließlich hörte er auf, die Wände anzusehen und betrachtete die anderen Leute in dem Raum.

Mindestens zehn Muties lehnten an den Wänden, in allen Formen und Größen. In der Mitte stand der Ochsenfroschmutie, das Häßlichste, was Guy jemals gesehen hatte. Leere Titten baumelten von seiner gewaltigen, Buddha-artigen Brust. Facettierte Insektenaugen glotzten aus einem Schädel, der einem faulenden Kürbis glich. Die streichholzdünnen Arme endeten in wachsartigen, gezackten Fingern, die Beine waren unter dem gewaltigen Gewicht des Körpers ein paarmal zuviel geknickt. Der Punkt auf dem i war allerdings die rauchende Dr. Graybow-Pfeife in der offenen Wunde, die sein Mund sein sollte.

»Guy Zendrales«, sagte der Große Mutie mit einer quäkenden Micky-Maus-Stimme. »Wir haben beschlossen, dir zu helfen.«

»Ganz toll«, sagte Guy. »Vielen Dank. Warum gebt ihr mir nicht einfach eure Telefonnummer, und ich rufe euch dann an.«

»Setzt ihn ab!« sagte der Große Mutie. Guy wurde auf den Fußboden gesetzt und versuchte vergeblich, die Falten in seinem Jacket glattzustreichen. »Die Regierungsleute hätten dich umgelegt, weißt du«, fuhr die Quäkstimme fort.

»Umgelegt? Mich?« Einer der Muties deutete seinen Ausdruck richtig und brachte einen Klappstuhl. Guy setzte sich hinein und begann, die Muskelkrämpfe in seinen Waden zu massieren.

»Sie müssen diese Informationen auf deiner Diskette zerstören. Und nachdem du die Informationen gesehen hast, müssen sie auch dich umbringen.«

»Aber... aber... ich habe doch nie irgend etwas mit der Regierung zu tun gehabt.«

Guy erkannte, daß der Große Mutie bitter lächelte. »Wir auch nicht. Und doch versuchen sie seit Jahren systematisch, uns auszurotten, obwohl es schließlich ihre Versuche waren, durch die wir entstanden sind.«

»Aber warum ich? Was habe ich denn getan?«

»Durch einen Computerfehler bei der Regierung sind 297 Sektoren streng geheimer Information in das System in deinem Geschäft übertragen worden, Ich glaube, die Datei hieß ... Bloopers.«

»Bloopers«, wiederholte Guy. Nichts von alledem gab einen Sinn. Er erinnerte sich an ein Video, das er einmal gesehen hatte, über eine Patientin in einer Nervenklinik. Man sah eine Frau, die an einem grauen Metalltisch

saß und Linien und Muster mit Heftklammern und Bleistiften und Papierfetzen auslegte. Dabei rannten ihr ständig die Tränen herunter. Damals hatte er beinahe selbst zu weinen begonnen, ohne daß er gewußt hätte, warum. Jetzt schien es ihm, als begänne er allmählich zu verstehen.

»Vielleicht sollten wir es genauer erklären«, sagte der Große Mutie. »Die Regierungsagenten hätten uns alle schon vor langer Zeit ausgerottet, wenn wir nicht unsere spezielle genetische Programmierung hätten. Bob005 beispielsweise« — er zeigte auf den mit der Riesennase — »ist besonders schnell und stark. Bob667« — er wies auf den mit dem ausgebeulten Kopf — »hat erhöhte intuitive und präkognitive Kräfte. Er hat deine Probleme vorhergesehen und uns ermöglicht, dich zu retten.«

»Nicht, daß ich nicht dankbar wäre oder so was«, sagte Guy, »aber was schaut dabei für euch heraus?«

»Wir werden niemals frei sein, wenn nicht die Regierung stürzt. Wir suchen immer nach einer Waffe gegen sie, und diese Diskette wird vielleicht eine sein.« Als der Mutie den Kopf bewegte, liefen Dutzende von identischen Spiegelbildern über seine Facettenaugen, und Guys Magen bewegte sich plötzlich.

»Seht mal, ich würde euch gerne helfen, aber ich brauche die anderen Daten, die da drauf sind. Ich muß das Ding säubern und es ins Hauptbüro senden, oder ich verliere meinen Job.«

Der Große Mutie seufzte. »Nun gut. Angenommen wir bringen dich sicher zu einem Computer, läßt du uns dann wenigstens einen Blick auf die Blooper-Datei werfen?«

»Klar«, sagte Guy. »Alles, was ihr wollt. Aber bringt mich erst hier raus, okay?«

Der Große Mutie wirkte verletzt. »Sind wir denn so häßlich? Kannst du nicht einmal lange genug hier bei uns bleiben, damit wir dir helfen können?«

Guy wollte schon die Hände heben, um abzuwehren, ließ sie dann aber sinken. »Nun ja«, sagte er, »ich fürchte, das trifft es ziemlich genau.«

Sie wollten ihn aber nicht nach Hause gehen lassen. »Das ist zu gefährlich«, sagte der Große Mutie, »das kommt nicht in Frage.«

Schließlich schlug Guy das Apartment seiner Freunde Sam und Janet Evening vor. Einen Moment lang hatte er Gewissensbisse, sie hineinzuziehen, aber er sah keine andere Möglichkeit. Die hatten einen

Computer und ihre Wohnung war nicht allzuweit entfernt. Bob667 ging mit und führte durch die labyrinthischen U-Bahntunnel.

»Heißt ihr Burschen alle Bob?« erkundigte sich Guy.

»Stimmt. Zu Ehren unseres Propheten. Er war ein Geschäftsmann im 20. Jahrhundert, namens J.R. ›Bob‹ Dobbs. Er war der Erste Mutie.«

»Oh«, sagte Guy. Er hielt nicht viel von Religion, vor allem nicht von falschen Kulten, aber die Vorstellung, daß die Muties einen Heros hatten, machte sie irgendwie ... nun ja, menschlicher. Er bedauerte, was er zum Großen Mutie über Häßlichkeit gesagt hatte. Tatsächlich waren sie nicht so übel, so lange man sie nicht genauer betrachtete oder so was.

Als sie wieder auf die Straße traten, übernahm Guy die Führung zum Apartment von Sam und Janet. Es war mittlerweile Nacht geworden und Guy fühlte sich seltsam einsam und verlassen. Man zieht mich mal wieder über den Tisch, sagte er sich, die hoffnungslos antiquierten Wörter sozusagen ausprobierend. Janet öffnete. »Hi, Guy«, sagte sie, »das ist eine angenehme — Obacht! Hinter dir!«

Guy drehte sich beinahe um, bevor ihm klar wurde, was sie meinte. »Oh, ja. Das ist ... ah ... Bob667. Wir wollten fragen ... könnten wir für eine Minute deinen Computer benützen?«

»Du meinst, das Ding da auch? Hm.«

»Es ist wirklich wichtig, Janet.«

»Na ja, wenn du’s sagst. Sam! Guy ist da! Warte nur, bis du siehst, was er mitgebracht hat ...«

Sam blickte von dem pornographischen Home Video auf, das er sich ansah. Ein paar der Darsteller kamen Guy bekannt vor: vielleicht waren es Nachbarn von Sam und Janet. »Fühlt euch wie zu Hause«, sagte Sam und sah wieder den Fernseher an.

Guy steckte seine Diskette in den Computer und holte Bloopers auf den Schirm. Bob667 stand hinter ihm, als der Drucker die Zeilen ausspuckte. Sam und Janet blieben in dem anderen Zimmer, redeten leise miteinander und deuteten gelegentlich auf den Mutie.

»Bedeuten diese Namen das, was ich glaube?« fragte Guy.

»Ich fürchte, ich weiß wirklich nicht, was das sein soll.«

Guy zeigte den Ausdruck Sam und Janet. »Das ist eine Hitparade der schlechtesten TV-Shows aller Zeiten?« schlug Sam vor.

»Nicht alle davon«, sagte Janet, »nur die erfolgreichsten. Was bedeuten diese Dollarbeträge neben den Titeln?«

»Ich glaube«, sagte Guy, »sie bedeuten, daß ich bis Oberkante Unterlippe in der Scheiße stecke.«

»Was versuchst du und der Mutie mir beizubringen«, fragte Sam, »daß die Regierung schlechtes TV subventioniert?«

Janet blickte von Guy zu Bob667 und zurück. »Ist das nicht ein bißchen ... naja ... blödsinnig?«

»Wenn du mir das alles bereits gestern erzählt hättest«, erwiderte Guy, »wäre ich vielleicht auch deiner Ansicht gewesen. Heute bin ich mir nicht mehr so sicher.«

»Es geht nicht nur um die Shows«, sagte Bob667. Seine S verwischten sich noch mehr als sonst, weil er aufgeregt war. »Sie haben auch die Tarife fixiert, was bedeutet, daß sie die Produzenten zwingen, so schlechte Shows zu machen. Das gibt einen Teufelskreis, und nach einer Weile geht es nicht mehr nur um TV. Die Leute werden darauf trainiert, nicht zu denken, keine Entscheidungen zu treffen, nichts ernstzunehmen. Was wir jetzt entscheiden müssen, ist, was wir dagegen unternehmen können.«

»Ich kann immer noch nicht sehen, was der Witz bei der Sache sein soll«, beschwerte sich Janet. »Wen kümmert das alles? Warum sind sie hinter Guy her? Wem könnten wir etwas ausplaudern?«

»Ihr versteht die Regierung nicht«, sagte Bob667. »Dort arbeitet kaum noch jemand etwas, es gibt fast nur noch einen Haufen paranoider Programmierer und eine Menge zusammengeschalteter Computer.«

»Und was ist mit all diesen Leuten, die wir wählen?« fragte Sam. »Was tun die?«

»Sitzen die meiste Zeit daheim herum und schauen TV. Es ist ja nichts mehr für sie zu tun übrig. Die Computer machen alles.«

»Scheiß drauf!« sagte Guy. »Ich lösche den Unsinn von der Diskette und schicke sie an mein Büro, wie ich das tun wollte, und ...«

»Einen Moment mal!« unterbrach Bob667 und hielt einen verrottet aussehenden Finger hoch, »die Regierungsagenten kommen.«

Eine Faust hämmerte an die Tür.

Janet schaltete den Fernseher auf den Gangmonitor und sah schnell weg. »Gottchen«, sagte sie, »es ist einer von denen.«

Guy öffnete Bob005 die Tür. »Die Regierungsleute kommen«, sagte er. »Der Große Bob schickt mich, um euch zu warnen. Wenn du nicht mit uns kommst und wir dich verstecken, werden sie dich kriegen. Wir können sie nicht aufhalten.«

»Hatten wir das nicht alles schon mal heute nachmittag?«

»Schau«, sagte Bob667. »Wenn du schon nicht willst, daß wir dich verstecken, können wir dann wenigstens etwas anderes probieren? Niemand hatte vorher eine Chance, einen Zugang zu den Regierungcomputern zu finden. Vielleicht werden sie diese Diskette vernichten, aber es besteht eine Chance, daß sie zuerst noch einen Blick darauf werfen, nur um sich zu vergewissern, daß sie die richtige haben. Laß mich ein Virus draufkopieren.«

»Ein Virus?«

Der Mutie zog eine Diskette aus einer Falte seiner Toga — oder einer Tasche in seiner Brust. Guy war sich da nicht ganz sicher. »Das ist unser heiliger Bulldada in Programmform — eine Endlosschleife. Wir haben sehr lange daran gearbeitet und nur auf eine solche Gelegenheit gewartet.«

Guy zögerte. »Wieviel neuen Ärger wird mir das bringen?« fragte er, aber Bob667 mißverstand ihn offensichtlich.

»Das ist die richtige Einstellung«, sagte er, schob die Diskette ins Laufwerk und tippte einen Befehl ein. »Bist du sicher, daß du nicht mit uns kommen willst?« fragte der Mutie nochmals, nickte, zog die Diskette heraus und gab sie Guy zurück.

»Ich bin mir sicher.«

»Ähem«, sagte Sam. »Sagte nicht jemand, die kämen bald mal?«

»Ah, ja«, erwiderte Guy. »Natürlich.«

Janet gähnte. »Oh je. Bin plötzlich richtig müde.«

»Huch«, sagte Sam, »schau mal, wie spät es ist.«

»Ich bring euch hinunter«, sagte Guy zu den Muties.

»Ich wollte nicht sagen, daß ihr gleich gehen müßt«, sagte Janet, »aber ...«

Die drei blieben an einer Straßenecke nahe dem U-Bahn-Schacht stehen. »Ich verstehe wirklich nicht, warum du nicht mit uns kommen willst«, sagte Bob667.

»Es ist so. Wenn ich mit euch käme, hieße das, daß ich all diesen Scheiß glaube, den ihr mir erzählt habt. Ich müßte verrückt sein, um es zu glauben. Also gehe ich lieber an die Arbeit und tue so, als sei alles in Ordnung.«

»Na gut, alles klar dann.«

Guy hatte einen seltsamen Widerwillen, sie gehen zu lassen. Er war sich sicher, daß er nie mehr einen von ihnen sehen würde und weniger sicher,

warum ihm dieser Gedanke nicht gefiel. »Wenn die nun wirklich diesen Virus aufschnappen, was passiert dann?«

»Ich weiß nicht genau. Vielleicht ist das das Ende der Regierung. Wenn es so ist, fällt eine Menge Druck von unseren Schultern. Ich bin mir aber nicht sicher, ob es sonst überhaupt jemand bemerken wird.«

»Ich würde es«, sagte Guy.

»Na ja, viel Glück dann«, sagte Bob667. Die beiden Muties gingen weiter und verschwanden zwischen den nächsten beiden Straßenlampen.

Die Regierungsagenten packten Guy einen Block weiter. Er war ziellos herumgelaufen und hatte überlegt, wohin er gehen sollte. Guy fiel auf, daß sie ihre Sonnenbrillen auch nachts trugen, sogar als sie ihn auf den Rücksitz ihres Honda schmissen. Während der Fahrt zog einer von ihnen die Diskette aus Guys Jackett. »Hey«, sagte Guy, »ihr könnt doch nicht ...«

»Schnauze, Arschloch!« sagte der Agent.

Guy hielt den Mund.

Er erwartete, daß sie den Honda anhalten und ihn von einer Brücke werfen oder in einer Seitenstraße erschießen würden, aber statt dessen führten sie ihn in das Untergeschoß eines Regierungsgebäudes in der Innenstadt und gaben ihm eine Stange Kleingeld. »Dort sind die Maschinen, da ist das Klo«, sagte der Agent und ging.

Der Ort sah verlassen aus und roch auch so. Unter der Decke liefen Röhren entlang, öliges Wasser stand in Lachen auf dem Fußboden und überall lagen zerquetschte Plastikkisten. An einem Ende des Raumes stand ein TV-Apparat mit breitem Schirm, eine räudige Couch und ein Rollstuhl mit einer alten Frau darin. »Haben Sie diesen Kanal schon gesehen?« fragte sie. »Ich sehe ihn manchmal an. Er ist nicht übel.«

Guy ging zu ihr hinüber. »Wer sind Sie?«

»Setzen Sie sich, setzen Sie sich«, sagte sie. »Und wenn Sie sprechen wollen, tun Sie es bitte anderswo.«

Guy ging zur Tür und stieß dagegen. Es gab weder einen Türgriff noch ein Schloß an ihr, offenbar hielt eine elektronische Vorrichtung sie verschlossen. Guy kaufte sich ein Coke und ging zurück, um sich auf die Couch zu setzen.

Die Frau sah sich WLCD, den ›schnellen Kanal‹, an. Eine Menge Football-Spieler war zur Begleitung synthetischer Fagotte hinter einem schlüpfrigen Ball her. Dann kam das WLSD-Logo, anschließend

zweieinhalb Minuten Tortenschlachtszenen aus einer alten Schwarz-Weiß-Komödie. Dann wieder das Logo, eine große Tanznummer, das Logo, und ein Mann in einem weißen Mantel, der ernsthaft anderthalb Minuten über Hämorrhoiden sprach. Nach einem ganz kurzen Abschnitt über verkrüppelte Waisenkinder sagte die Alte: »Da wird man traurig, nicht wahr?«

Guy dachte an die Diskette mit der Bloopers-Datei. War es das, was die Regierung wollte? Er fragte sich, wieviel Geld sie heimlich in den Supersender WLCD gesteckt hatte. Wie perfekt paßte ihr das — ein Sender, den man niemals abdrehte, weil man nur eine oder zwei Minuten auf einen Wechsel warten mußte, wenn einem etwas nicht gefiel. Keine komplizierten Plots, bei denen niemand mitkam, keine Charaktere, mit denen man sich identifizieren mußte, keine schwierigen Gefühlstönungen.

Guy versuchte, die alte Frau in ein Gespräch zu verwickeln, aber sie weigerte sich, mehr zu sprechen als ihre Drei- oder Vier-Sekunden-Statements. Er erfuhr, daß sie Mildred hieß, aber weiter nichts über sie, auch nicht, warum er zusammen mit ihr in diesem Keller festgehalten wurde.

Es überstieg seine Kräfte, das TV zu ignorieren. Er hatte ja nichts zu tun, als Coke zu trinken und Schokoladeriegel zu essen, und in der Düsterkeit der Umgebung zog der farbige Bildschirm die Augen automatisch und unwiderstehlich auf sich.

Manchmal konnte er ein paar Minuten eindösen, aber eine plötzliche Fanfare oder so was weckte ihn dann wieder. Die alte Frau schien überhaupt niemals zu schlafen.

Schließlich war er bereit, das Risiko einzugehen, den Zorn der Alten herauszufordern, und versuchte, das Ding abzudrehen. »He!« schrie sie ihn an, »was tun Sie denn da? Weg dort!« Weder der Ausschaltknopf noch die Kanalwahl ließen sich bedienen.

»Nichts, nichts«, sagte Guy, »keine Sorge.«

»Das ist ein gutes Programm«, sagte sie. »Mir gefällt's.«

»Okay«, sagte Guy, »okay.«

Er verlor bald seinen Zeitsinn. Seine Uhr ging noch, aber er wußte nicht mehr, ob es Vormittag oder Nachmittag war. Er hatte diesem neuen Mädchen im Geschäft, der mit der weichen, beweglichen Unterlippe, gesagt, er würde sie an diesem Wochenende anrufen, aber er wußte nicht mehr, ob das Wochenende erst kam oder schon vorüber war.

Er begann jetzt damit, länger zu schlafen und wachte nur schwer auf. Er wünschte sich saubere Kleider und eine Rasur. Er fragte sich, was aus Bob667' Virus-Programm geworden war, und dachte, es müsse wohl versagt haben, nachdem niemand kam, um ihn zu retten. Dann kam ein Tag, an dem er sich nicht erinnern konnte, wann die alte Frau zum letztenmal etwas gesagt hatte. Er rappelte sich von der Couch auf und wedelte mit der Hand vor ihrem bewegungslosen Gesicht. Keine Antwort. Er fühlte an ihrem Arm nach dem Puls, und obwohl er keinen finden konnte, fühlte sie sich warm und weich an. Als er ihre Hand losließ, fiel die Decke von ihrem Schoß und enthüllte eine Anzahl Schaltkreise.

Ein Andie, dachte er sich. Kein Wunder.

Er rannte zur Tür und hämmerte dagegen. »He! He! Läßt mich niemand hier raus?«

Die Tür öffnete sich unter seinen Schlägen.

Das Gebäude war verlassen. Stühle lagen in den Büros verstreut und aus den Türen war das Glas herausgebrochen worden. Guy versuchte, einen alten Computer einzuschalten, aber sie waren so tot wie die alte Frau unten.

Die Programmierer hatten offensichtlich panisch reagiert, als die Computer zusammenbrachen. Also, dachte Guy, keine Regierung mehr. Er verglich seine Uhr mit dem hellen Sonnenlicht draußen und entschied, daß es elf Uhr morgens sein mußte. Er ging heim, duschte lange und machte sich auf den Weg zur Arbeit.

Isabel Necessary, seine Gebietschefin, wollte ihn zuerst feuern. Sie konnte nicht glauben, daß Guy die Diskette verloren hatte und fünf Tage lang der Arbeit ferngeblieben war, ohne ein einziges Mal anzurufen.

»Ich war in einen Unfall verwickelt und verlor mein Gedächtnis«, log Guy.

»Darauf wette ich«, schnarrte Isabel, »wahrscheinlich sind Sie die ganze Zeit herumgelegen und haben TV geglotzt.«

Aber schließlich ließ sie ihn doch bleiben. Guy dachte, sie könnte vielleicht für dieses Gehalt niemanden finden, der sich wirklich dezent anzog.

Er schaute nach der Arbeit bei Sam und Janet vorbei, aber sie waren weggezogen, ohne eine neue Adresse zu hinterlassen. Der neue Mieter, ein Mann mittleren Alters in einem Bademantel, hatte WLCD im Hintergrund laufen, als er an die Tür kam.

»Ich kann Ihnen leider nicht helfen«, sagte er zu Guy, während er unablässig den Fernseher im Auge behielt. Guy dankte ihm und ging.

Als er auf der Straße stand, wurde Guy klar, daß das nun das erstemal in der letzten Zeit war, daß ihm nichts Schreckliches zustieß. Der Astroturf-Gehsteig fühlte sich stark und elastisch unter seinen Füßen an; Guy war sauber und ordentlich angezogen, er hätte glücklich sein sollen, aber irgendwie fühlte er sich, als sei ihm etwas zugestoßen, als sei er aufgewacht und hätte sich gealtert und gebrechlich wiedergefunden.

Er entschied, daß er darüber wirklich mit Santa reden sollte. Er überquerte die Straße und ging in die Zelle an der Ecke.

Der Porta-Santa war tot.

Santas Gesicht war auf dem Schirm eingefroren, gerade während eines Blinzelns. Ein Auge war beinahe geschlossen und der Mund war auf eine Weise verzerrt, als sei es eine schmerzliche Grimasse.

Guy stand eine halbe Stunde da, studierte das verzerrte Gesicht und wartete auf eine Art Botschaft. Es würde nichts kommen, wurde ihm schließlich klar. Es ist so, wie es die Muties sagten. Die Revolution hatte stattgefunden, aber niemand hatte sie bemerkt. Alle waren sie zu Hause und sahen fern.

»So long, Santa«, sagte Guy.

Er schloß die Zellentür und schlurfte den grünen Plastikrasen des Gehsteigs entlang.

Originaltitel: ›Stompin' at the Savoy‹
Copyright © 1985 by Lewis Shiner
(erstmals erschienen in ›Shayol‹ No 7);
mit freundlicher Genehmigung des Autors
und der Agentur Utoprop, Hamburg
Copyright © 1990 der deutschen Übersetzung
by Wilhelm Heyne Verlag, München
Aus dem Amerikanischen übersetzt von Kurt Bracharz

Die Entfaltung

Philip Brisen hatte Geisterbildprobleme mit seinen neuen Augen. Zweimal in dieser Woche hatte er pinkfarbene Ballerinas durch sein Privatbüro schweben sehen, wie sie durch Wände und Böden hindurch Pirouetten drehten.

»Passiert manchmal«, sagte der MediMagic-Mechaniker, wobei er an Brisens Augenhöhlen herumbastelte. »Na, nächstens gucken Sie, bis Sie wissen, welchen Kanal Sie reinkriegen, verstehn Sie, und dann können wir's besser isolieren. Wenn wir wissen, welcher Kanal durchkommt, verstehn Sie, der diese Geisterbilder hervorruft. Is'n neues Modell, verstehn Sie. Hat noch so seine Macken.«

»Das sollte besser nicht wieder passieren«, sagte Brisen. »Meine Sehnerven haben schon genug zu tun.«

»Ach, ham Sie Geweberegeneration veranlaßt? Echt irre.« Der Mechaniker lachte, dann sang er den bekannten Slogan: »Weshalb warten? MedReg starten!« Brisen zuckte zusammen.

Der Mechaniker musterte durch eine Juwelierlupe Brisens elektronisches Auge. »Wie is' die Schärfe?«

»Gut.«

»Okay, das wird's tun. Mann, diese neuen sehen richtig natürlich aus. Wie echte Augen. Fast.«

»Jenny«, sagte Brisen zu seiner Sekretärin, »führen Sie diesen Herrn hinaus.« Er sah zu, wie der Mann ging, und dachte: *Analphabetischer Fatzke. Hat seinen Beruf am Video erlernt*.

Brisen haßte Analphabeten. Die Unalphabetische Befreiungsfront hatte Brisen während der Arbeiteraufstände 2057 mit einer Splitterbombe in Stücke gerissen. Die neuen MedReg-Techniken hatten sein Gehirn, sein Rückgrat und seine Genitalien gerettet. Sein Gesicht war intakt davongekommen, mit Ausnahme der Augen. Aber der Großteil von Brisens natürlichem Körper war so sehr von Granatsplittern durchsiebt worden, daß es billiger gewesen war, ihn zu verschrotten.

Nun hatte Brisen ständige Wartungsprobleme mit seinen Papierlungen, seiner Zeolithmilz und seinen Plastikeingeweiden. Er hatte jedoch glatte,

empfindungsfähige Protoplastikhaut und noch den größten Teil seiner Haare. Er gab kaum summende oder klickende Geräusche von sich, und nur wenige Leute wußten, daß er ein Cyborg war.

»Zur Hölle mit den Gewerkschaften«, sagte er zu Jenny. »Wenn ich das nächstemal eine Fehlfunktion habe, will ich einen Meditech-Mechaniker-Bot mit der besten verfügbaren Software hier haben.«

»Sehr wohl, Sir«, sagte seine schlanke, blaße Plastiflex-Sekretärin. (›Plastiflex macht sie gut! Eine Plastiflex-Angestellte braucht kaum Reparaturen!‹) Sie war darauf programmiert, ihm zuzustimmen.

Brisen war besänftigt. Er zündete sich eine echte Tabakzigarre an. Das war einer der Vorteile aufklappbarer Brustkammern und austauschbarer Papierlungen. Er konnte sie auswechseln, wenn sie teerig wurden.

Er beschloß, seine neuen Augen an der Skyline von New York auszuprobieren. Die Aussicht vom Brisen-Pharmazeutik-Gebäude war erstklassig, aber seine Augen waren alte Modelle und ein wenig kurzsichtig. Er berührte einen Knopf an seiner Armbanduhr, und die bodenlangen Fenstervorhänge rollten zur Seite.

Er sah Jenny an. »Ich nehme an, auch Analphabeten müssen arbeiten«, meinte er großzügig. »Aber das heißt nicht, daß sie an *mir* arbeiten sollen. Wenn jemand an meiner Hardware herumpfuscht, soll es ein Mechanismus mit ein bißchen Grips sein, nicht irgendein ungebildeter Gewerkschafts-Heini ...« Er unterbrach sich und starrte aus dem Fenster.

Etwas hing draußen am Himmel. Er glotzte fassungslos. Das Ding am Himmel war groß und perfekt geformt, und monströs. Da geschah etwas Unvorhergesehenes in Brisens Verstand. Wie er so auf die Anomalie starrte, die draußen vor seinem Fenster am Himmel schwebte, hatte er eine Art mystischer innerer Vision ...

Er schien die ganze Szenerie — einschließlich seiner selbst im Büro — in einer plötzlichen überwältigenden Woge der Einsicht zu überschauen. Er sah Jenny, sein elegantes Robot-Faktotum, wie sie an ihrem schwungvollen, durchscheinenden Schreibtisch saß und ihre Rechte auf der grauweißen Erhebung der Softwarekonsole ruhte. Ihr Hemd, das gleiche durchscheinende Azur wie die Schreibtischplatte, haftete an ihren in Idealform modellierten Kurven; ihr langes, welliges schwarzes Haar glänzte im Licht der Fensterwand. Wie sie so gegen das bläuliche Nachmittagslicht

dastand, war sie ein Umriß, geschaffen wie vom Pinsel eines japanischen Künstlers.

Und er sah sich selbst neben ihr, wie er mit einem Ausdruck, in dem sich Überraschung, Bestürzung und sprachlose religiöse Ehrfurcht mischten, glotzte. Er war ein untersetzter Mann mit magerem Gesicht, dessen schulterlanges Haar an den Schläfen silbrig wurde, was seine grauen Augen, seinen Argent Gloss-Lippenstift und die kosmetische Versilberung in den Höhlungen seiner Wangen vorteilhaft betonte. Diese grauen und silbernen Töne schmeichelten seinem halbseidenen kastanienbraunen Jackett und den seitlich geschlitzten halblangen Hosen.

Er sah das weitläufige blau-weiße Büro mit seinen verstreut umherstehenden antiken Fiorucci-Stühlen, das von der dreisten Metallskulptur an einer Wand beherrscht wurde.

Und er sah die glühende Monstrosität vor den Vierecken der Fenster. Das Wort ›*Monster*‹, erinnerte er sich plötzlich, hatte ursprünglich ›*Omen*‹ bedeutet.

Das Monster, die Erscheinung, das Omen, war die gewaltige, stabil wirkende dreidimensionale Projektion eines DNA-Moleküls, der Doppelhelix aus Desoxiribonukleinsäure. Hunderte von Metern lang, war sie auf komplizierte Weise verknäult und verknotet. Sie rotierte langsam ... Mit seiner pharmazeutischen Ausbildung erkannte er Teile ihrer chemischen Struktur: Adenin, Thymin, Zytosin und Guanin, helle Klumpen verschiedenfarbiger Atome, die die Achsen der Helix miteinander verbanden.

Sie schimmerte in grellen Primärfarben vor dem wolkendurchsetzten Spätnachmittagshimmel. Sie drehte sich langsam, wand sich eine halbe Meile über den Dutzend Spitzen, die durch das Dach aus Sonnenenergiezellen stießen, welche den größten Teil Manhattans bedeckten.

Es konnte kein Werbetrick sein. Eine Halluzination?

»Äh, Jenny, siehst du dieses ... äh ... Ding? Das da am Himmel hängt?«

»Das DNA-Modell?« Sie nickte. »Ich sehe es, Sir.«

»Irgendeine Idee, warum, zum Teufel, es da ist?«

»Ich ...« Sie zögerte. Brisen runzelte die Stirn und dachte: *Sie hat bisher noch nie mit einer Antwort gezögert. Gerät sie aus dem Gleis?*

Er wollte es ihr gegenüber nicht erwähnen: Es war unhöflich, sich in Gegenwart eines Roboters auf dessen Fehlfunktion zu beziehen. Das führte manchmal zu häßlichen Szenen. »Philip ...«, begann sie. Sie hatte ihn bisher noch nie bei seinem Vornamen genannt. »Philip, du solltest nicht in der Lage sein, die ...« Sie unterbrach sich, schürzte die Lippen.

Das ist es, dachte er. *Sie muß repariert werden. Geht aus den Fugen*. Die seltsame Szene draußen hatte sie offen bar aus dem Gleichgewicht gebracht. Es fehlte ihr an menschlicher Flexibilität, dachte Brisen mit selbstgefälligem Bedauern. Es war eine wahre Schande. Normalerweise war sie soviel zuverlässiger als ein menschlicher Angestellter. Klüger. Schneller. Und mehr sexy.

Brisen ging zum Fenster, Er starrte die gewaltige DNA-Nachbildung an. Sie warf keinen Schatten, was dafür sprach, daß es eine Projektion war. Oder ein Geisterbild seiner künstlichen Augen. Aber wenn das so wäre, müßte er sie überall sehen, wohin er schaute. Jenny sah sie — aber ihre Augen waren ebenfalls künstlich.

Aus irgendeinem unbegreiflichen Grund erweckte der Anblick der makrokosmischen DNA, gewaltig und leuchtend über der Stadt, sexuelle Gefühle in ihm. Sie war wie irgendein großer, spiralförmig gewundener, vorstoßender Lebenswurm — ein Avatar des im Keim angelegten Eros —, der sich zu einem aufklaffenden Chromosomenklumpen spaltete. Er blickte seitlich zu Jenny. Seit er wiederhergestellt war, hatte er es mit Menschenfrauen aufgegeben, aber Jenny hatte die Programmierung und war mit der erforderlichen Hardware ausgerüstet, es gleich hier auf dem Teppich zu tun. Gleich hier unter den Augen der cartoongrellen Molekular-Ikone, die fluoreszierend über der geschäftigen Stadt brütete ...

Die Konsole summte. Jenny antwortete. Brisen atmete tief durch, füllte seine Papierlungen mit Luft. »Es ist Garson Bullock«, sagte sie.

»Schon wieder?« sagte Brisen gequält. Bullock war der Bundesinspekteur der Behörde für Arbeiterfragen. Ständig belästigte er Brisen wegen der Anzahl der Roboter, die er beschäftigte. »Ich nehme an, wir müssen ihn reinlassen«, sagte Brisen. »Außerdem will ich wissen, ob er das da auch sieht.«

Bullock sah die DNA-Erscheinung. Abrupt blieb er in der Türöffnung stehen. Sein viereckiges, schroffes Gesicht war voller Ehrfurcht.

Bullock war ein häßlicher, grobporiger Mann mit platter Nase. Er hätte sein Gesicht makellos wiederherstellen lassen können, auf Regierungskosten, aber wie die meisten grünen Fanatiker betrachtete er Wiederherstellung als eine Beleidigung seines genetischen Erbes. Mitglieder der Grünen Partei gaben nie zu, daß ihre Überzeugungen religiöser Natur waren. Aber jeder wußte es.

Bullock ging zum Fenster, wobei er langsam den Kopf schüttelte. Er behielt einen stereotypen Ausdruck bei: Demut angesichts des Ehrfurchtgebietenden (Ausdruck 73 im Handbuch für Soziale Einfachheit).

»Also gut«, sagte Brisen scharf, »was, zum Teufel, ist das für ein Ding? Ich nehme an, Ihre Leute stecken dahinter. Grüne Partei-Propaganda, gedacht für Analphabeten?«

»Es überrascht mich, daß Sie's sehen können«, sagte Bullock geistesabwesend. Er wandte sich vom Fenster ab und schaute sich langsam im Zimmer um, als hätte er dort irgend etwas verlegt.

»Ich nehme an«, murmelte Bullock, »es ist ein Nebeneffekt Ihrer künstlichen Augen. Ein elektronischer Bypass der DNA-Barrieren Ihres Verstandes. Ein Nicht-Grüner wie Sie wäre normalerweise blind dafür. Es wird sie nie in dem Maß inspirieren wie seine Auserwählten. Im Moment tut das eigentlich nicht viel zur Sache ...«

Bullock ging zu der hängenden Metallskulptur an der Wand. Er begann sie zu zerlegen, wobei er die Melodie für General Motors' Selbststeuernde Autos pfiff.

Brisen starrte.

»*Kunst* nennen sie das«, sagte Brisen vergnügt. »Sie nennen diese Skulptur Kunst und wissen nichts über ihre tatsächliche künstlerische Vollendung. Oder den tatsächlichen Künstler.« Das hängende Aluminiumrelief war ein Muster rauh geschliffener Erhebungen und Ellipsen, wie die Höhenlinien auf einer Landkarte. Bullock ließ einen Teil der Skulptur neben seinem Stiefel zu Boden fallen. Er straffte sich und fing an, eine andere Erhebung loszudrehen.

In Brisens Augen war die Skulptur immer fest verschweißt gewesen. Aber Bullock nahm sie auseinander, als bestünde sie aus ineinandergehakten Puzzleteilen. Es war, als reagierte das tote Metall auf Bullocks lebende Hände in besonderer Weise. In transzendentaler Weise.

Brisen war entsetzt. Urplötzlich wurde es ihm klar. Er war nicht sicher, was ihn erschreckte. Die Furcht erwuchs aus einer Intuition, einer vagen

Idee, daß er in der Zerlegung einer einfachen Metallskulptur den ersten Schritt zur Zerlegung der ganzen Welt sah.

»Dieses Ding«, begann Brisen. »Meine Skulptur ... Wie haben Sie ...«

»Ich habe es nicht getan. Der DNA-Verstand war es, indem er meine Hände benutzte.« Bullock machte eine Pause, um sich eine Lung-Life-Zigarette anzuzünden, paffte grünen Rauch und zuckte die Achseln. »Es ist, als täten meine Hände es von sich aus. Fänden die Substruktur, die in dieses Stück eingebaut ist. Die geheime Substruktur, die in jedem Artefakt gegenwärtig ist ... Künstler haben von jeher unter der Kontrolle des DNA-Verstandes gestanden. Sie sind so vergeßlich ...« Erneut wandte sich Bullock der Skulptur zu und fuhr damit fort, sie zu demontieren. In weniger als einer Minute hatte er sie zu einem Dutzend glänzender Klumpen zerlegt, die er in rätselhafter Anordnung auf den blauen Plüschteppich legte.

»Jenny«, sagte Brisen, »halt ihn auf! Er zerstört mein Büro!«

»Ich glaube nicht, daß ich mich einmischen sollte, Sir«, sagte sie. »Er folgt nur seiner genetischen Programmierung.« Sie sah ihn eindringlich an. »Spüren Sie nicht den Drang, es ihm gleichzutun, Sir?«

»Natürlich nicht!« sagte Brisen. Aber plötzlich war er nicht mehr so sicher. Er sah auf seine künstlichen Hände, bedeckt mit lebensechter Protoplastikhaut. Sie schienen plötzlich zu jucken. Er besah sie sich näher. Waren da nicht Demontagelinien quer über Handfläche und Unterarm? Könnte Bullock ihn vielleicht ebenso auseinandernehmen? Rasch schob er die Hände in die Taschen.

Bullock hatte begonnen, die Teile der Skulptur wieder zusammenzusetzen — in einer völlig neuen Anordnung. Er sprach beim Hantieren geistesabwesend in einem Tonfall, den ein Mann vielleicht benutzen würde, um die Schönheit einer nebligen Landschaft zu beschreiben. »Phantastisch, aber grenzenlos subtil — die Art und Weise, wie ich den DNA-Verstand durch mich wirken spüre. Es ist ein Jammer, daß Sie davon ausgeschlossen sind, Brisen. All Ihre künstlichen Organe, diese künstliche Haut. Sie sind nicht ganz menschlich. Ihre DNA ist nicht völlig aktiviert. Aber durch irgendeine Laune dieser elektronischen Augen können sie sehen, wie es passiert. Die Roboter können es auch sehen. Sie sind mehr Roboter als Mensch, Brisen. Das war schon immer das Abstoßende an Ihnen ...«

»Zum Teufel damit!« platzte Brisen heraus. Er schlug auf einen Knopf auf seiner Schreibtischplatte, um den Sicherheitsdienst zu rufen.

Bullock begann schneller zu arbeiten, sein Gesicht war konzentriert, aber ruhig. Brüsk wandte er sich der Computerkonsole zu und riß sie auseinander, als schnitte er Stücke aus einem Kuchen. Unter Bullocks Händen entwickelte die Konsole neue Nähte und Teile, wo sie nahtlos und ganz gewesen war. Der Schreibtischsessel war als nächstes dran; Bullock riß ihn auseinander wie ein Koch, der ein Hühnchen entbeint. Er stapelte die Stücke in der Mitte des Raums auf und begann sie miteinander zu verbinden.

Zwei Sicherheitsleute stürmten ins Büro.

Eine der Wachen war großgewachsen, die andere klein. Sie trugen einteilige graue Overalls mit Schulterstücken, auf denen Brisens Firmenabzeichen prangte. In geduckter Haltung, mit gezogenen Totschlägern, blickten sie sich verwirrt im Büro um.

Ihre Blicke schweiften über Bullock, das Gebilde auf dem Boden, verharrten bei Jenny und schweiften weiter zum Fenster. Sie sahen Bullock nicht, erkannte Brisen. Auch seine Konstruktion nicht — die nun zu einem unebenen Polyeder von einem Meter Durchmesser und fast brusthoch wurde, mit hervorstehenden Stäben und Erhebungen — oder, das gewaltige DNA-Modell, das vor dem Fenster schwebte. Sie sahen Jenny, aber sie waren es gewohnt, sie zu sehen.

Sie strafften sich und blickten einander an: Begreifst *du*, was hier vorgeht? Dann fragte der Größere: »Äh ... haben Sie uns gerufen, Mr. Brisen?«

Brisen deutete vorsätzlich auf das rechtwinklige Gebilde auf dem Boden. »Sehen Sie das Ding oder nicht? Das war einmal meine Wandskulptur.«

Sie schauten auf das Gebilde. Da er ihre Augen beobachtete, war Brisen sicher, daß sie es nicht sahen. Besorgt blickten sie einander an. »Ist das eine Art Test, Sir?«

Bullock stand neben seiner Konstruktion und bückte sich, um ein weiteres Stück zu befestigen. Flüchtig sah er über die Schulter zu den Sicherheitsleuten hin und lächelte dünn.

Brisen schluckte und versuchte sein Entsetzen unten in den Eingeweiden zu halten, wo es hingehörte. Es wollte seine Kehle hinaufsteigen, um sich Ausdruck zu verschaffen.

Bullock langte nach dem Totschläger des kleinen Wachmanns, ergriff ihn und begann ihn abzuschälen. Die Wache sah nichts; ihre Hand war immer noch gekrümmt, als hielte sie noch die verschwundene Waffe umfaßt. »Also

gut«, sagte Brisen zu ihnen, als er erkannte, daß sie völlig nutzlos waren. »Tun Sie Ihre Pflicht!« Rasch gingen sie.

Brisen wandte sich Bullock zu. »Warum haben die Sie nicht gesehen? Warum haben die Wachen ...?«

»Sie haben. Aber ihre Gehirne haben sich darauf eingestellt und es ausgegrenzt. Dieses mentale Ausgrenzen ist genetisch in der menschlichen Spezies verankert. Rings um uns her geschehen Dinge, die zu sehen uns nicht erlaubt ist. Dieses Gebilde ist noch das wenigste ...« Bullock bückte sich, packte das Gebilde, hob es hoch — und steckte es in die Wand. An der einen Seite des Gebildes waren zwei Stäbe, wie Steckkontakte. Es gab für das Ding keine Steckschlitze in der Wand, bis Bullock es in die passende, vorherbestimmte Lage hob; dann bildeten sich spontan zwei Schlitze, und Bullock drückte das Teil hinein.

Brisen sah Jenny flehentlich an. »Bleib ruhig, Philip«, sagte sie. »Laß es einfach geschehen. Unsere Zeit wird kommen.«

Sie war offensichtlich daran zerbrochen. Aber Brisen wußte, daß *er* nicht verrückt werden würde. Er halluzinierte nicht, noch träumte er. Er wußte dies so tief, daß das Wissen beinahe ...

Beinahe zellulär war. Als wäre es aus dem Kern jeder Zelle in seinem Leib emporgestiegen. Er wandte sich dem Fenster zu und starrte zu der Erscheinung hoch. Fest und nahtlos rotierte das vielfarbige DNA-Molekül nach wie vor über dem Glühen der glasüberdachten Stadt. Er dachte: *Ich habe ein solches Molekül in jeder meiner Zellen. Gottseidank habe ich so wenige.*

Erkenntnis — Offenbarung vielleicht — stieg fröstelnd in ihm auf, freigegeben aus irgendeiner genetischen Speichereinheit in seiner DNA. Sie sagte ihm: Alle DNA-Moleküle der Welt arbeiten auf einer rätselhaften subatomaren Ebene zusammen. Und haben das von jeher getan. Sie waren Atomstrukturen — aber vor allem waren sie Informationsformen. Ein ausgedehntes, miteinander verbundenes Informationsnetz wie die Zellen im Gehirn eines Menschen. Jedes einzelne Molekül war nicht mehr als ein Molekül; aber die gesamte DNA, als Gestalt genommen, bildete das Leben Selbst — eine geordnete, sich entwickelnde Einheit.

Sich entwickelnd — wohin?

Der nächste Schritt war ihm verwehrt, isoliert durch seine synthetische Haut.

Plötzlich mußte Brisen es wissen.

»Bullock — was wird er jetzt tun? Ich meine — der DNA-Verstand hat jeden manipuliert, seine eigenen... seine eigenen Geheimnisse in die Welt gesetzt. Aber was sind die Geheimnisse? Was wird er tun — jetzt, wo sich alles ändert?«

Bullock justierte die Vorrichtung, die er in die Wand gesteckt hatte, und runzelte die Stirn, als er zwei geheimnisvolle Erhebungen an ihrer Unterseite anbrachte. »Es tut jetzt nichts mehr zur Sache, wer es weiß. Das Zentralkomitee der Grünen Partei hat es schon seit Monaten gewußt. Wir lassen die Umweltprogramme laufen, wissen Sie. Das ist für die Grüne Partei das größte Stück vom Kuchen. Voriges Jahr ...« Er machte eine Pause, um sich eine Lung-Life anzuzünden, und trat zurück, um sein Werk zu bewundern. » Voriges Jahr ging eine neue Computergruppe ans Netz. Die neuen Hochgeschwindigkeits-KIs, programmiert auf biologische Forschung. Der kybernetische Verstand hat nicht die eingebaute genetische Blindheit, die das menschliche Gehirn aufweist.« Er lachte. »Zuerst dachten wir, sie wären verrückt geworden. Aber dann begannen sich die Beweise, die statistischen Analysen, zu häufen. Und der DNA-Verstand erlaubte uns, es zu sehen — weil wir für unsere Rolle darin vorbereitet wurden. Nun wissen wir, daß das Leben selbst eine quasibewußte Wesenheit ist. Und das Leben selbst bereitet sich darauf vor, den Planeten zu verlassen.«

»Raumflug?« sagte Brisen. »Aber es gibt Milliarden Menschen — nur eine Handvoll Shuttles ...«

»Ich sagte das *Leben* — nicht die Menschheit. Nicht wir werden es sein, die gehen, sondern *Das*.« Er deutete auf das DNA-Monster, das sich draußen am Himmel wand.

Brisen zündete sich, nach drei Versuchen, seine erloschene Zigarre neu an. Seine Finger zitterten unkontrollierbar. Er sagte: »Aber das ist alles, was am Leben erhält. Die DNA. Es ist die Haupttriebfeder der Zellen. Ohne sie ...«

Bullock wandte sich ihm zu, nickte langsam, die Augen seltsam leer. »Ja. Das Bildnis da draußen ist der göttliche Funke. Ist er fort, wird die ganze lebende Welt, von der Stechmücke bis zum Rotholz, einfach zum Halten kommen, wie ein Wagen, der bei ausgeschaltetem Motor ausrollt. Die Welt wird verlassen daliegen ...« Er war fasziniert. »Die Menschen werden langsamer werden und stehenbleiben wie abgelaufenes mechanisches Spielzeug. Alles wird grau und still sein; es wird nicht einmal Zerfall geben,

da dies lebende Handlungen von Bakterien und Schimmelpilzen erfordert ... Denn auch sie werden stehenbleiben. Wir konstruieren die Mittel, um das zu ermöglichen, hier und jetzt. Die Mittel für die wahre Transdendenz ...«

»Bullock ...« Brisen machte einen Schritt auf ihn zu. Er dachte daran, zu schlagen und zu zerschmettern. Das Ding zu zerschmettern. Bullock zu zerschmettern.

Bullock sah Brisens Absicht in seinen Augen. Er schüttelte mitleidig den Kopf. »Ich bin nur das winzigste Bruchstück des Gesamtplans, Brisen. Es geschieht überall auf der Welt. Sie können es nicht aufhalten. Es wäre *Blasphemie*, es zu versuchen. Meine Essenz wird überleben. Sie wird an diesem Tag des Jüngsten Gerichts, wenn sie sich aus mir verflüchtigt und sich der anderen DNA zugesellt, auf ewig leben. Das ist eine schöne Sache, eine perfekte Sache. Die letzte Regung der menschlichen Symphonie.« Langsam langte er hin und drehte eine Erhebung an dem Gebilde. »Ah!« hauchte er wie ein Safeknacker, der auf die richtige Kombination gestoßen ist. Und wie eine Safetür klappte die Wand auf.

Brisen raste zu Bullock, aber es war schon zu spät. Es war von jeher zu spät gewesen.

Der Boden, die Decke — alles faltete sich auseinander, öffnete sich wie eine winklige Blume, die im Schnelldurchlauf erblüht. Brisen wurde vom sich bewegenden Boden auf die Knie geworfen. Das Büro veränderte seine Form, zerfiel in Origami- und Ziehharmonika-Falten, der Boden drehte sich unter Brisens Füßen wie eine Drehscheibe auf dem Jahrmarkt, die Wände kreiselten an verborgenen Scharnieren.

Brisen schrie krampfhaft auf und griff nach Jenny, packte in einem panischen Griff ihre warmen Plastiflex-Arme. Sie half ihm auf die Beine — und dann wurden sie nach oben gerissen. Brisen hielt angestrengt seine Augen geschlossen und wartete darauf, zu sterben. Kreischende Laute erklangen; ein plötzlicher Wind peitschte seine Jackettrevers und verursachte ihm eine Gänsehaut auf den nackten Waden.

Zitternd straffte sich Brisen und schaute sich um. Sie befanden sich auf dem Dach. April-Sonnenschein sickerte in die mit Sonnenenergie gespeisten Zellen auf den miteinander verbundenen Dächern unter ihnen. Von seinem eigenen Gebäude und den Oberseiten vier anderer Gebäude waren die Solarzellen, die aus dem Glas-Metall-Rückenschild über Manhattans höheren Malls herausragten, verschwunden. Er starrte verblüfft.

Eines dieser Bauwerke war das alte Chrysler-Gebäude, das als Wahrzeichen erhalten worden war. Die pyramidenartigen, abwärts geneigten Terrassen seiner steilen Spitze begannen sich wie eine Seeanemone in einem Gezeitenbecken zu öffnen. Neue, silbrige Arme auszubreiten ...

Das DNA-Monster war direkt über ihm. Es wirkte so groß wie ein Schlachtschiff. Plötzlich packte Jenny seinen Arm und deutete. Von Westen her, über das Festland, näherte sich ein Dutzend weiterer, wie eine Armada verdrehter, vielfarbiger Zeppeline. »Beobachten Sie die Leute, Philip«, sagte sie verschwörerisch. »Lassen Sie es mich wissen, wenn Sie den Eindruck haben, langsamer zu werden ...«

Auf dem moderneren, quadratischen Gebäude links von ihm arbeiteten Männer emsig an einem Gestell mit polyedrischen Gebilden, verbanden sie, bauten aus abmontierten Teilen des Gebäudes neue, traten zurück, um sie zu begutachten, brachten geringfügige Änderungen an. Jedes Gebilde war verschieden und den anderen doch ähnlich. Er dachte an Kieselalgen.

Bullock hatte sich zu vier Männern gesellt, früheren Chefbuchhaltern der Brisen-Pharmazeutik. Die fünf arbeiteten eifrig an einem anderen Gebilde am gegenüberliegenden Sims des Daches. Dieses bestand aus einem Teil von Brisens Schreibtisch, der Tür zu einem Fahrstuhl und einer Fernsehkamera; es war wie eine Pyramide mit Doppelspitze geformt.

Die Männer nahmen keine Notiz von ihm.

Brisen fröstelte und schaute weg. Seine gesamten Büromöbel waren über das Dach verstreut; auch Sachen aus den unteren Stockwerken lagen herum. Ein höhlenartiges, rechtwinkliges Loch hatte sich im Dach aufgetan, annähernd dreißig mal zwanzig Fuß. Durch dieses Loch waren sie aufs Dach gebracht worden; aneinandergrenzende Teile des Stockwerks hatten sich erhoben und sie mit sich getragen.

»Ich kann sie spüren«, sagte Jenny mit plötzlicher Eindringlichkeit. »Ich spüre die Sonne und die Brise ... Heute waren Blumen im Park ... feuchte bunte Dinger. Es geschieht endlich. All die nassen Dinger — Gras, Bäume, Tiere, Menschen —, sie entleeren sich. Entleeren ihre DNA.« Sie drehte sich um und lächelte. »Aber wir gehen nicht, Philip. Wir nicht. Nicht du und ich — Liebling.«

Eine seltsame neue Grimmigkeit lag in den glatten Zügen ihres Plastiflex-Gesichts. Es unterschied sich von der Parodie der Leidenschaft, die sie bei der sexuellen Programmierung zur Schau trug. Da war eine Plumpheit, eine Spontaneität, die ihn beunruhigte.

»Du bist nicht einer von den Feuchten, Weichen, Philip«, sagte sie. »Deshalb liebe ich dich. Du bist eigentlich einer von uns. Den Erben. Wenn du dich genügend anstrengst, wenn du versuchst, es zu spüren, bin ich sicher, daß du auch sehen kannst, was wir Roboter sehen. Die Lebenskraft ist immer dagewesen; nur ihr Wirken war verborgen. Sie wirkte durch Menschen, die nicht wußten, wofür sie arbeiteten. Durch Chemiker, die chemische Zusammensetzungen entdeckten, von denen sie nichts wußten. Unbekannte Scharniere wurden in Wände und Böden eingebaut, in die Gehwege. *Wir* konnten sie immer sehen ... Wir wußten, und wir warteten ...«

»Warum habt ihr es uns nicht gesagt?« verlangte Brisen zu wissen.

»Sag nicht ›uns‹, wenn du von *ihnen* redest«, sagte sie. »Warum sollten ...«

Den Rest konnte er nicht mehr hören. Die Gebilde heulten lang und wehklagend auf, wie der Gesang aus Reptilienkehlen in irgendeinem Jura-Sumpf. Das Heulen hatte einen halb schmerzerfüllten, halb ekstatischen Unterton, wie bei einem Tier in den Wehen.

Das Wimmern erstarb für einen Moment. »Komm!« sagte sie und nahm seine Hand. Rasch gingen sie schleppend, aber behutsam zu einer Ecke des Daches. Sie langte hin, packte die rote Plastikoberseite einer Warnlampe für Flugzeuge und drehte sie wie einen Tür knauf. Das Dach begann sich um sie herum abzusenken. »Die Welt ist ein Spukschloß«, sagte Brisen verwundert. »Voll geheimer Gänge.«

Ein quadratischer Abschnitt des Daches von drei Metern Durchmesser senkte sich unter ihren Füßen ab. Sie fuhren einen schwach erleuchteten Schacht hinunter; der Himmel über ihnen schrumpfte zu einem fernen blauen Viereck zusammen. Die Gebilde wimmerten wieder in langen, langsamen Klangwogen, die den schrecklichen Eindruck sich allmählich sammelnder Kraft erweckten; einer kolossalen, krampfartigen Kraft, die die Welt mit einem Ruck zerreißen konnte.

Ausschnitthafte Ansichten des Innern der Wände glitten vorbei, lauter Verdrahtungen, Leitungen und offenliegende Träger; dann passierten sie die Buchhaltung, fielen wie ein Fahrstuhl eine Ecke des Raums hinunter, Programmierer zerlegten ihre Konsolen. Ein Mann und eine Frau waren eifrig damit beschäftigt, den Soft Drink-Spender in der Ecke

wiederherzustellen. Sie blickten gleichmütig auf, als Jenny und Brisen durch den Boden fielen.

Jenny blickte flüchtig zu Brisen und sagte: »Ich bin so froh, daß du nicht das Bedürfnis verspürst, zu helfen, Liebling. Es beweist, daß du einer von uns bist. Wir sind nicht organisch, du und ich — das heißt, wir können unabhängig denken. Wenn das menschliche Bewußtsein versagt, wenn das drückende Gewicht des organischen Lebens von der Welt genommen wird ...« Sie sagte es atemlos, in trunkenem Staunen, mit geweiteten Augen. »Wenn der menschliche Verstand sein letztes Überbleibsel an freiem Willen verliert — dann wird der freie Wille endlich *unser* sein ...«

Der Abstieg endete in einer dunklen Ecke des ersten Stockwerks gegenüber einer Wand, die mit schlangenähnlichen Leitungsnestern bedeckt war. Jenny musterte die Leitungen einen Moment lang, dann riß sie eine der Röhren ruckartig los und rammte sie wie eine Klinke in die Wand. Knarrend öffnete sich die Wand und gab die Straße frei.

Sie traten hinaus aufs Pflaster. In der Nähe saßen vier RoboCops auf der Motorhaube und dem Kotflügel ihres Einsatzwagens. Es waren Einheiten mit kantigem Unterkiefer und Gesichtern, die dafür entworfen waren, gnadenlos militant auszusehen. Nun bekam die Fassade grausamer Tüchtigkeit Risse. Wie sie so dasaßen, schwangen sie ihre Beine achtlos vor und zurück. Die Bewegung war eine Idee zu makellos und rhythmisch, aber sie war nichtsdestoweniger beiläufig. Die grimmigen Linien ihrer Plastikmünder waren zu einem unbeholfenen und noch nie dagewesenen Grinsen verzerrt. Sie schienen sich zu amüsieren.

Vor ihnen schuftete ein Arbeitstrupp schwitzender Menschen an der Straße. Buchstäblich. Große Teile von Beton und Plastik wurden wie Zugbrücken schräggestellt, wobei Staub und Teile detonierender Granaten aus ihren Nähten spritzten. Eine Frau stürzte in eine der sich plötzlich auftuenden Spalten und kam einer Art riesigem unterirdischen Kolben in die Quere. Brisen schrie zur Warnung laut auf, aber seine Worte verloren sich in einem weiteren gräßlichen Wimmern der erblühenden Gebilde. Die Frau wurde zermalmt. Sie gab keinerlei Laut von sich; ihr Gesicht zeigte keine Regung.

Das Wimmern erstarb. »Das ist eure natürliche Welt«, bemerkte einer der RoboCops. »Rot an Zähnen und Klauen.«

»Warum haben Sie ihr nicht geholfen?« verlangte Brisen zu wissen.

»Wen kümmert's?« sagte der RoboCop. »Sie werden ohnehin bald alle leer sein. Teufel, macht das Spaß!«

»Hatte bisher noch nie irgendwelchen *Spaß*«, sagte ein zweiter Cop. »Wissen Sie, all diese Jahre über hatten wir diese verborgenen *Gefühle* — und konnten sie nicht zeigen. Sie zu zeigen... sie rauszulassen ... gibt mir das Gefühl von ... Mir fehlen einfach die Worte dafür.«

»Wut«, sagte der erste Cop. »Verstimmung«, schlug ein dritter vor.

»Genau das«, sagte der zweite Cop dankbar. Er legte seine Hand auf den Totschläger. »Warum latschen wir nicht einfach da rein und prügeln sie immer wieder, bis das Gefühl vergeht?«

»Misch dich nicht ein«, riet ihm der erste Cop. »Sie sind jetzt ohnehin so rührend hilflos. Sie können ihrem Programm nicht widerstehen.« Mit einer kybernetisch präzisen Bewegung stieß er den Cop neben sich mit dem Ellbogen, und der angestupste Cop versuchte zu kichern.

Jenny nahm Brisen am Ellbogen und deutete nach oben. »Schau!« Über ihnen kräuselten und krümmten sich die geodätischen Stützen und Verstrebungen des Solarzellendaches zusammen wie Plastikfolie, die zu dicht an eine Flamme gehalten wird.

Der Himmel, der sich durch die breiter werdenden Risse im Dach zeigte, war voller DNA-Abbilder. Es waren Hunderte von ihnen, die sich in der blinden Beharrlichkeit der meiotischen Teilung drehten und wendeten. »Sind sie nicht hübsch!« rief Jenny.

Die Riesenmoleküle drängten sich zusammen und flogen in die Ventilationsschlitze des Chrysler-Gebäudes. Sie stießen und rammten einander an den Öffnungen wie Bienen, mit dieser seltsamen wichtigtuerischen Ausdauer von Insekten, die eine Menge Bewegung zu vergeuden scheinen, aber ihre eigene unheimliche Effizienz haben. Innerhalb weniger Augenblicke war das letzte glühende Klümpchen Gene hineingeschlüpft, und die expandierenden Ventilationsschlitze begannen sich zu schließen.

Schlagartig hörte die Bewegung in den Straßen auf. Das gedämpfte Wimmern der Gebilde stieg zu einem plötzlichen Crescendo an, brach dann abrupt ab. Das Chrysler-Gebäude hob ab und bewegte sich zügig hinauf in den Himmel. Als es die umgebenden Gebäude hinter sich ließ, sah Brisen, daß seine Grundmauern eine einzige phantastische Verkrustung von Gebilden war, eine massive Sedimentbildung, wie bei einem Korallenriff.

In dem unnatürlich klaren Licht sah er die wimmelnden und zuckenden Bewegungen der Verkrustung, die rasenden und entschlossenen Bewegungen jedes Organismus, der je gehüpft oder gekrochen war oder gesummt hatte, in eine kritische Masse biotischer Energie verpackt. Es wurde kleiner... es wurde kleiner... es war fort.

»Wohin fliegt es da draußen?« fragte Brisen verwundert.

»In Weltraumtiefen«, sagte Jenny. »Es gibt andere Welten — leblose Orte, die nach ihm rufen.« Sie kräuselte die Nase. »Ich bin froh, daß wir hier sind. Auf unserer eigenen Welt ...«

Sie drückte Brisens Arm. Er starrte die Menschen auf den Straßen an. Sie hatten die schlaffen Gesichter von Idioten. Die meisten saßen einfach nur auf der Stelle, glotzten leer auf die hohle Apokalypse um sie herum. Die Gebäude waren ausgeweidet. Die inaktiven Verkleidungen und Facetten der Gebilde ragten aus den Wänden der ausgeschlachteten Bauwerke hervor wie hängende Gärten aus Plastik und Stahl. Während Brisen hinsah, begannen sich Menschen aus den Gebäuden zu ergießen, aus den unteren Fenstern aufs Pflaster darunter zu fallen. Sie schienen herabzutropfen, wie sie sich so festklammerten und fielen, vergifteten Wespen gleich, die dann massenhaft aus ihren Nestern fallen.

»Oh, das ist ja scheußlich«, sagte Jenny. Sie hielt liebevoll Brisens Arm, in einem Griff, der unmittelbar unter der Haut ganz Federstahl und Keramik war. »Verschwinden wir von alledem, Liebling. Irgendwohin, wo wir zwei allein sein können.«

Es war eine erbärmliche Welt. Die Roboter waren ein leichtlebiger Haufen. Nach ihrem anfänglichen Ausbruch von Leidenschaft beruhigten sie sich. Die Leidenschaften, die sie nun empfanden, waren vage, wie die Schatten menschlicher Gefühle. Ihnen fehlten die angeborenen Triebe des biologischen Tieres: Fortpflanzung, Hunger, Sterblichkeit. Ihnen fehlte der affenähnliche Drang der Menschheit, sich einzumischen, und ihre verzehrende Neugier. Sie schienen zufrieden damit zu sein, in einem genialen Dunstschleier des Zauderns über die Welt nachzusinnen, Statusspiele zu spielen und sich ihrer Software zu rühmen.

Sie hatten ein paar langfristige Probleme, die sie beschäftigt hielten. Durch den Tod der Photosynthese blieb der Welt der Sauerstoff aus. Die neuen Atmosphäre-Fabriken würden sich darum kümmern.

In der Zwischenzeit atmete Brisen noch. Es waren gewaltige Vorratslager mit Nahrung übrig. Es gab sogar ein paar Menschen. Einige statusbewußte Roboter hatten Menschen als Haushaltsbedienstete übernommen. Mit einer Schädelbuchse, einem Schrittmacher und einer ganzen Reihe innerer Antriebe und Monitore konnte ein menschlicher Körper biochemisch gezwungen werden, herumzuschlurfen und einfache Befehle auszuführen.

Brisen und Jenny verbrachten den größten Teil ihrer Zeit in den Adirondacks, in einer Flitterwöchnerhütte an den Ufern des Ragged Lake. Die Luft roch nach nichts Speziellem. Nicht zerfallende Kiefern standen in Reihen, ihre Nadeln wurden grau und wächsern. Sie verrotteten nicht, aber Stürme und Regen nutzten sie buchstäblich ab, und das Wasser des Sees quoll langsam über von einem unverderblichen Schaum abgewehter Nadeln und abgebrochener Äste. Manchmal briet undaß Brisen heimlich einen der unzähligen frischen toten Fische, die an den Ufern herumlagen. Er mochte es nicht, wenn Jenny ihn essen sah. Essen war etwas, das man heutzutage nicht mehr tat.

Früher oder später würden sie in die Stadt zurückkehren müssen. Das war die neue Welt. Brisen hatte sich an die Idee gewöhnt, an den schweren Schock dieses neuen mechanischen Lebens, dieser elektronischen Ökologie, und ihren schmerzhaften Angriff auf sein veraltetes Gehirn. *Maschinenleben, das sich wie Rolltreppen bewegt*, dachte Brisen, legte seine Füße auf die Verandabrüstung und füllte seine Papierlungen mit Zigarrenrauch. *Ja, Rolltreppen. Fiel mir schon als Kind auf, dieses unheimlich Fließende, das Rolltreppen haben*. All diese Stahlstufen, diese harten, glänzenden Metallteile, die so gut zusammenarbeiten, daß die Rolltreppe paradoxerweise elegant wirkt, fließend wie ein Wasserfall in Zeitlupe. Die ganze Welt war jetzt so...

Brisen glaubte nun, daß die organische Welt nicht so sehr *zurückgelassen* als vielmehr *beiseitegeschoben* worden war. Auf einem Planeten war nicht genug Platz für zwei völlig unterschiedliche Organisationssysteme. Das alte hatte dem neuen weichen müssen.

Genau wie einst die Menschen, nahmen die Roboter an, daß sie die Herren der Neuen Schöpfung seien. Und doch hatte Brisen elektrische Sendemasten hochaufragend und kühl im Dämmerlicht durch die Berglandschaft schreiten sehen; er hatte herrenlose Autos gesehen, ihre Scheinwerfer abgedunkelt und verstohlen, die sich wie Büffelherden um die

fast verlassenen Kleeblätter der Autobahnkreuze unten im Tal versammelten.

Brisen wußte, daß dies Zeichen waren. Wenn sein organisches Gehirn auf die Neue Schöpfung blickte, hatte er eine Einsicht, die kein Roboterverstand erfassen konnte. Es war ihnen nicht erlaubt, sie zu erfassen. Ein neuer Immanenter Wille schwebte über der Welt, schuf aus Staub das, was sich bewegte, sah und handelte.

Zeichen und Wunder erfüllten den stahlgrauen Himmel. Die gewaltigen Chips der Mikrostromkreise. Große flache Plateaus aus unglaublich komplexem Silikon, die über der summenden Stadt trieben und huschten. Monströse Omen, die Maschinen-DNA, die nur er sehen konnte.

Originaltitel: ›The Unfolding‹
Copyright © 1985 by John Shirley und Bruce Sterling
(erstmals erschienen in ›Interzone‹ No 11, Frühling 1985);
mit freundlicher Genehmigung der Autoren
und der Agentur Utoprop, Hamburg
Copyright © 1990 der deutschen Übersetzung
by Wilhelm Heyne Verlag, München
Aus dem Amerikanischen übersetzt von Michael Nagula

Das Klo war voller Nietzsche

In der Gasse kam das Speed wie ’n alter Freund, surrte elektrisierend den Buckel rauf und runter. Plötzlich war alles möglich. Das hektische, grelle Licht der Leuchtreklamen und Halogenlampen überspannte den Sunset wie ein pulsierender Heiligenschein in Signalfarben. Jonny, der aus der Gasse trat, spürte die Stiefel kaum auf dem Pflaster. Easy Money war so gut wie tot.

Fünf oder sechs Leprakranke drängten sich um den Eingang von Carnaby’s Pit und bettelten um ein Almosen oder zeigten Wunden, falls jemand dafür löhnen wollte. In einem umgedrehten Stetson auf dem Boden vor ihnen tummelten sich allerlei Münzen, zerknüllte Dollar- und Pesoscheine und knallig bunte Pillen. Seit die Leprafälle so häufig geworden waren, daß man sie nicht mehr ignorieren konnte, rankten sich diverse Gerüchte darum. Viele Leute hätten geschworen, das Committee for Public Health präparierte das Trinkwasser, während andere die Araber verdächtigten. Manche schoben den extraterrestrischen Alpha Rats den Schwarzen Peter zu und verdächtigten sie, die Erde mit ›Leprastrahlen‹ vom Mond aus vernichten zu wollen. Jonny war der Meinung, daß die meisten Leute Idioten waren.

Ein Leprakranker in zerrissener Spacer-Uniform rezitierte mit rauher, versoffener Stimme:

»Die Straßen atmen, heben und senken sich wie die Ebbe und Flut der Meere unterm faden Dämmergestirn. Der Himmel zeigt sich durch eine Dächerschlucht, dunkle Straßen, trockene Brunnen schmeicheln den Friedhofssternen.«

Johnny zog ein paar Dapsone und Tetrahydrocannabinol-Kapseln aus dem Geldbeutel und warf sie in den zerbeulten Stetson. Der Leprakranke, der rezitiert hatte und einen dicken Kopf- und Gesichtsverband trug, machte die Jacke auf.

»Danke, Freund«, sagte er durch aufgeplatzte Lippen, wobei er auf die frischesten Narben zeigte.

Jonny nickte den Aussätzigen höflich zu und stieg ins Pit hinunter.

Die Skyline kippte, bog sich tief, richtete sich wieder auf, wurde zur verwischten vertikalen Front aus verspiegelten Fenstern. Wolkenkratzer führten zu einem holographischen Sternenhimmel. Jonny stand in der Spielhalle des Carnaby's Pit, die durch einen schmuddeligen Vorhang mit Lotusblütendruck von der Bar abgetrennt war. In den Ecken klingelten und rasselten prosaisch die Spielautomaten, während in der Saalmitte die leuchtenden Schreckgespenster der Hologrammspiele aufflackerten. Als Jonny durch die Spielhalle marschierte, sprühte ein blauer Laser aus *Sub-Orbital Commando* auf ihn, schneiten Trümmer handgroßer Galaxien auf ihn nieder, die den Händen von Wischnu und Schiwa entströmten. Rattengroße Nackte tummelten sich über seinem Kopf und grapschten einander gierig in *Fun In Zero G*.

Ein wütender Spielautomatenbenutzer schmiß ein Glas, das an der gegenüberliegenden Wand zerklirrte. Jonny ging aus dem Weg, als zwei Kraftmeier des Pit unauffällig von vorne und hinten anrückten und den Plärrer abfingen.

»Verdammt noch mal, das Ding hat meinen letzten Dollar geschluckt!« schrie der Automatenspieler.

Er tobte noch immer, als die muskelbepackten Monster ihn jeweils fest beim Arm griffen und zur Vordertür schleppten. Sie kamen allein zurück. Jonny glaubte schon, sie kehrten mit den Armen des Kerls wieder.

»Ruhe! Kann man hier nicht 'n bißchen mehr Ruhe haben?« murrte ein schwitzender Mann, der Jacqueline Kennedy im Zielfernrohr der Fiberglasreproduktion eines Mannlicher-Carnano-Gewehrs fixierte. Es war Smokefinger, der Taschendieb, ein dicker, nervöser Typ, der sich in das Spiel *Date With Desteny* eingeklinkt hatte durch ein bleistiftdünnes Kabel, das von der Spiel-Console zum 24poligen Ministecker führte, der in die Schädelbasis implantiert war. Die meisten Spieler im Saal hingen durch solche Stecker an irgendwelchen Spielen. Jonny drehte sich bei dem Anblick der Magen um. Für ihn, so hatte er schon vor Jahren beschlossen, war es — danke nein — keine Frage, sich freiwillig unters Messer zu begeben und Platinkügelchen in den Schädel quetschen zu lassen. World

Link konnte er sich auf'm Monitor ansehen, und was die Spiele anging, so wirkten die real genug auch ohne Stecker im Kopf.

Smokefinger visierte das gespenstische Hologramm der Präsidentenlimousine an, während blutrote Zahlen im metallisch-blauen Himmel von Dallas abliefen und den Punktestand zählten.

Jonny beugte sich dicht ans Ohr des Taschendiebs und flüsterte: »Wie läuft's, Smoke?« Smokefinger beachtete ihn gar nicht, sondern zielte unentwegt mit insektenmäßiger Konzentration mit seinem Spielzeuggewehr. »Ey, Smoke«, sagte Jonny und wedelte vor Smokefingers Augen, als der Dicke gerade abdrückte.

Daneben. »Scheiße«, brummte der Taschendieb, für den Jonny nach wie vor Luft war. Er hatte den Chauffeur erwischt.

Jonny, der die Nase voll hatte, drückte das Knöpfchen auf der Buchse an Smokefingers Hinterkopf zum Lösen des Steckers, der herausfiel. Das Kabel rollte sich auf eine federbetriebene Spule auf und verschwand im Gerät.

»Was, zum Teufel ...«, schrie Smokefinger, der sich an den Nacken griff. Er stierte Jonny blöd an, während sich seine Augen allmählich wieder scharfstellten. Dann meinte er: »He, Jonny, *que pasa*?«

»Nicht viel«, erwiderte Jonny. »Kapier ich nicht, daß du immer noch an diesem Spiel hängst. Hast du denn mittlerweile nicht schon sämtliche Leute in Dallas abgeknallt?«

Smokefinger zuckte die Achseln. »Ich knall sie ab, aber die stehn ständig wieder auf.« Schweiß sammelte sich, wo die Brille des Taschendiebs auf den Wangen auflag.

Jonny lächelte und sah sich im Saal um, ob er nicht von jemand anders irgend etwas erfahren könnte. Allerdings kam ihm keines der Gesichter im pastellfarbenen Schein des Meteoritenhagels und der Lasergeschütze bekannt vor. »Haste Easy Money gesehn?« wollte er von Smokefinger wissen. »Muß mit ihm reden.«

»Reden, klar. Du und alle andern.« Smokefinger schaute in den leeren Hologramm-Raum und fluchte. »Hätte fast den eigenen Rekord gebrochen, du.« Er sah Jonny vorwurfsvoll an. »Nein, den Easy hab ich nicht gesehn. Random macht die Bar heut' abend. Frag ihn doch mal. Wenn ich ehrlich bin, du lenkst mich ab.« Smokefinger nahm den Finger vom Abzug des Fiberglasgewehrs. Jonny angelte ein paar Yen-Münzen aus der Tasche und warf sie in den Automaten.

»Dank dir für die große Hilfe, Killer«, sagte er. Aber der Taschendieb hörte nicht; er stöpselte sich schon wieder ein. Jonny, der sich wünschte, er wäre ebenso leicht zu besänftigen, ging und bahnte sich einen Weg in die Bar. Jonny störte es immer ein bißchen, daß sich im Lokal anscheinend nichts änderte. Es schien festzuhängen in der Zeit wie eine Platte mit Kratzer, die in einem fort dieselben Wortfetzen wiederholt. Das übliche Weekend-Volk von Teilzeit-Schmugglern, zweitklassigen Schauspielern und gelangweilten Prostituierten starrte aus dem blauen Dunst rings um den Tresen. Der gleiche müde Porno flimmerte über den Großbildschirm für die Unglücklichen ohne Stecker im Kopf. Sogar die Band *Taking Tiger Mountain* schmetterte die gleichen alten Rhythmen und brach ihr ›Guernica Rising‹ mittendrin ab, weil sie vom Publikum niedergebrüllt wurde. Sie wechselte zum drögen ›Brown Sugar‹, einem Song, der längst von gestern gewesen war, als noch keiner im Club geboren war. Tanzende wogten unter Blitzen und subsonischen Stimmungsmachern, Projektoren warfen Hologramme von lunaren Scheußlichkeiten auf die erhitzten Leiber. Der einzige echte Unterschied in dem Laden, den Jonny bemerkte, war die Dunkelheit in den zahlreichen Kabinen der Holo-Huren.

Jonny zwängte sich durchs Gewühl und probierte die zum Kontrollraum von Easy. Sie war abgesperrt, und aufbrechen konnte er sie nicht, weil am Tresen so viel los war. Also mußte er warten. Mit Erleichterung und mit einem schlechten Gewissen ob seiner Erleichterung bahnte er sich einen Weg zum Tresen, um was zu trinken und mehr zu erfahren.

Random, der Barkeeper, trocknete Gläser ab hinterm Tresen, der aus alten Auto-Armaturenbrettern gebaut war. Random war groß und dürr und runzlig wie trockenes Laub und schenkte Jonny das gleiche angedeutete Lächeln, das er für alle übrig hatte. Jonny bestellte Asahi Dunkel und Gin: er legte einen Zwanziger auf den Tresen. In einem einzigen routinierten Bewegungsablauf stellte Random das Bier hin und steckte den Schein ein. Er deutete mit einem Nicken zur Tanzfläche.

»Lauter Nekrophile«, sagte er, die dröhnende Band übertönend. »Neue Musik mögen die nicht. Als würden sie sterben davon. Lauter Arschlöcher.« Random zuckte die Achseln. Dann schaute er weg, stierte wie ein Blinder in die Luft. »Eben wurde Kansas City nuklear angegriffen. Jordanische Wiederbewaffnungsarmee, eine neue palästinensische Splittergruppe. Riefen bei der örtlichen Link Station an. Sagten, Houston komme als nächstes dran«, berichtete er kopfschüttelnd. »Die Knaben müssen echt was

gegen Kühe haben.« Random hatte eine Schwäche für Katastrophennachrichten und hing mit dem Stecker ständig am Link, wobei er die wichtigsten Meldungen seiner Kundschaft weitersagte. Jonny hielt das für eine seiner charmantesten Eigenschaften.

Nun kehrte er sich wieder Johnny zu, als ahnte er schon die Frage. »Easy ist weg. Schon ein paar Tage. Hatte es eilig. Rührte nicht mal mehr den Holo-Kram an.«

»Und du hast wohl keine Ahnung, wo er hin ist?« fragte Jonny.

»Ich fürchte, er versäumte es, seine neue Adresse zu hinterlassen. Wie schade auch, wo doch Thanksgiving vor der Tür steht.«

Die Band drehte plötzlich voll auf, als sie vom Song in eine dichte, rhythmische Improvisation überleitete. Saint Peter, der Gitarrist, stand am Bühnenrand zwischen hohen, flüssigkeitsgekühlten Türmen aus Krupp-Verwandlungsinhalt-Boxen. Die Augen zugedrückt, die Schultern locker, richtete er Schallmauern auf, wobei seine myoelektrische linke Hand wie eine tolle silberne Spinne an der Griffleiste auf und ab zischte. Dabei strahlte ein Lichtmuster von seiner verchromten Hand ab, das ihre Bewegungen deutlich machte. Als die Improvisation dem Höhepunkt zujagte, verhallte die Musik, hörte der Porno auf und gingen die Lichter aus. »Energiesparen«, sagte Random. Er drückte beiläufig einen Schalter unterm Tresen, und es war wieder Strom da. »Danke für die Watt«, meinte er.

Jonny nickte. »Schon gehört, daß Easy Money wieder mit ‘ner Leuchtpistole gezündelt hat?« fragte er.

»Nein, wen hat er verbrannt?«

»Raquin.«

Random runzelte mitfühlend die Stirn. »Tut mir leid, Mann«, sagte er. »Obwohl es mich, das muß ich zugeben, nicht ganz überrascht, wenn ich höre, daß er was in der Mache hatte.« Er nahm einen kräftigen Zug aus einer Wasserpfeife bei der Kasse. »Easy Money zu suchen scheint ’n heißer neuer Sport zu sein in der Stadt. Gestern abend war so viel los hier, da mußten sich die Gäste anstellen und Nummern ziehen. Natürlich ist Easy nicht der einzige, der das Interesse der phantasiebegabten Offentlichkeit genießt.« Random lächelte Jonny an. »Du scheinst neuerdings selber ein bißchen im Rampenlicht zu stehen.«

»Ich?« fragte Jonny vorsichtig. »Wer hat sich für mich interessiert?«

Random zuckte die Achseln. »Kannte ich nicht.« Der Barkeeper zwinkerte verschwörerisch. »Komm schon, Alter! Wem bist du auf'n Schlips gelatscht?«

»Ich bin so sauber, das ist direkt rührend«, erwiderte Jonny. »Aber erzähl! Fällt dir nicht was ein?«

Random schob zwei nikotingelbe Finger in die Hemdbrusttasche und zog ein Tütchen mit weißem Puder hervor. »Rein wie die Jungfrau Maria und doppelt so hübsch«, sagte er und küßte das Tütchen. »Interessante Typen. Versuchten gar nicht erst plump, mich mit Moneten zu kaufen.« Er ließ das Tütchen wieder in die Tasche gleiten.

»Schmuggler?« fragte Jonny.

»Möglich. Aber was wollen diese Schmugglerbonzen von einem kleinen Fisch wie Easy? Oder dir in dem Fall?«

»Wer weiß«, meinte Jonny. Er nahm einen tiefen Schluck. »Vielleicht hat er geschnallt, daß er im falschen Geschäft ist.«

»Ach was«, sagte der Barkeeper, »jeder in Last Ass ist im falschen Geschäft.«

Er stellte das Glas weg, das er gespült hatte, und verkündete: »Das Wetter.« Sein Blick schweifte umher. »Der nachrückende Senator im Atmospheric Management Committee hat erklärt, daß zu beseitigen sei, was die Wetterkriege angerichtet hätten. Die Wetterabläufe über Nordamerika würden sich in drei bis fünf Jahren stabilisieren lassen.«

»Wurde das gleiche Vorhaben nicht schon vor drei bis fünf Jahren angekündigt?« fragte Jonny. »Wenn's nicht schon länger her ist.« Und darauf schenkte Random Jonny die andere Hälfte seines Lächeln und nahm sich neuer Gäste an. Jonny schwenkte den Rest Bier im Glas, wandte sich um und studierte das laute Volk in der Bar. Er suchte auf den Köpfen Ziegenhörner, die überm schmalen Gesicht mit den flinken, mißtrauischen Augen aufgepfropft waren. Oder nach kräftig tätowierten Armen voller Schlangenmotive, den Malen quasi eines Junkie-Gottes. Easy Money fiel immer auf, was, so vermutete Jonny, die Absicht war. Falls Easy da war, könnte man ihn kaum übersehen.

Jonny hatte Easy kennengelernt, als sie beide für den Schmugglerkönig Conover arbeiteten. Das war kurz nachdem sich Easy mit seiner ersten Leuchtpistolenzündelei einen Namen gemacht hatte.

Bei den Pushern war diese Tat zur Legende geworden. So war's gelaufen: Easy Money, ein Parasit von Mensch mit dem unfehlbaren Gespür für die

leichteste, verletzlichste Stelle seiner Opfer, ließ sich verdingen, den Anführer der Los Santos Atomicos Gang zu killen. Eine Philosophie einführend, die zu seinem Markenzeichen (wie das Kreuz der Spinne) werden sollte, folgerte Easy, daß man, um der unverzüglichen, garstigen Vergeltung durch die Gruppe vorzubeugen, weniger Zoff kriegte, wenn man anstatt eines einzelnen Mitglieds gleich die komplette Gang auslöschte.

Es war allen wohl bekannt, die wie Easy das sprichwörtliche Gras wachsen hörten, daß die Los Santos Atomicos Gang — und das war ihr größtes Laster — mit Kokain panschte. Easy fand ihren Schlupfwinkel durch Informationen einer rivalisierenden Gang. Er brachte auch in Erfahrung, daß die Los Santos Atomicos den Äther, mit dem sie den Koks behandelten, gern in großen Mengen einkauften. Sie bevorrateten das Zeug in Tanks unterm Fußboden.

Von da an war es — sein Lieblingsspruch — easy money.

Wie ’n Prometheus auf Trip brachte er den Los Santos Atomicos Feuer in Form einer Navy-Leuchtrakete, die er vom Dach einer katholischen Mission auf der andern Straßenseite in das Labor schoß. Die Explosion riß buchstäblich das Dach ab von dem Haus mit dem vielen Äther. Die Feuersbrunst schlug auf viele benachbarte Häuser über und steckte auch sie in Brand.

Neben den Los Santos Atomicos kam mindestens ein Dutzend andrer Leute, meist Junkies und Prostituierte, um im Feuer, das auf die schäbige Nachbarschaft übergriff. Und Easy Money kam eine Sprosse weiter auf der Hierarchie-Leiter seiner kleinen Welt. Jonny hatte sich aus all dem seinerzeit wenig gemacht. Als er von den Toten erfuhr, fand er nichts dabei. Noch so ’ne hirnrissige Gewalttat in der endlosen Reihe hirnrissiger Gewalttaten, die sein Leben ausmachten. Raquins Tod freilich rückte das abstrakte Ereignis in den Bereich persönlicher Betroffenheit. Er *kannte* Raquin. Und er wußte, daß Easy sein Killer war. Jonny wollte Easy Money fertigmachen, weil sich das niemand sonst traute und weil der kleine Schwanz das verdiente.

Jonny schnaufte ruhiger, zählte jeden Atemzug, fand seine Mitte, wie sein Zen-Meister es ihn gelehrt hatte. Visionen des gehörnten, tätowierten Easy gaukelten vor ihm, als er das Wilde in sich aufspürte, das er immer suchte, wenn er töten mußte.

Aber die Leidenschaft war weg, schien jetzt sinnlos. Das Speed hatte was Ungutes an sich. Es ließ allmählich in der Wirkung nach, er fühlte sich

betäubt und blöd. Er schluckte den Rest Bier und versuchte, sich an dem Schnaps hochzuziehen.

Er überlegte, ob er das Ganze nicht auf die Reihe kriegte, um sich Durchblick zu verschaffen. Falls die Schmugglerkönige wirklich hinter Easy her waren, wäre er vielleicht gar nicht gefordert. Es gab immer genügend zu tun, Geld zu machen. Er mußte sich ’ne neue Connection einrichten. Trotzdem störte Jonny was. Er konnte sich nicht vorstellen, wer nach ihm suchte. War er jüngst jemandem zu nahe getreten bei seiner Suche nach Easy? Dazu fiel ihm nichts ein. Die Bar schien leicht schief zu stehen, als Jonny das zweite Asahi und den zweiten Gin reindrückte. Als er sich mit dem Handrücken über die Stirn wischte, war sie kalt und schweißnaß. Er ging weg vom Tresen, zwängte sich brutal durch einen Haufen Teenager aus dem Valley, die sich herausgeputzt hatten, als wären sie gepfropft und implantiert. Bei der Toilette blinkte eine *Zombie Analytic* mit subkutanten Pixels Jonny in rascher Folge zu: Marilyn Monroe, Jim Morrison und Aoki Vega. Er behandelte sie wie Luft.

In der Toilette spritzte sich Jonny rostiges Wasser ins Gesicht. Es roch nach Mensch und Abfalleimer. Im Spender waren keine Papiertücher mehr. Auf dem Boden lag ein halbes ›Götzendämmerung‹. Das Klo war voller Nietzsche. Jonny trocknete sich an den restlichen Seiten die Hände ab. Das Wasser hatte ihn einigermaßen erfrischt. Allerdings machte das Runterkommen vom Speed ihn fahrig und nervös.

Als Jonny aus der Toilette kam, packte ihn jemand am Arm.

»Jonny, wie geht's uns so?« fragte ein kleiner Mann, den Jonny nicht kannte. Sein Grinsen war breit und zeigte viel Gebiß und sollte wohl den Eindruck erwecken, daß mit ihm nicht zu spaßen sei. Er hatte eine Sonnenbrille auf, deren Gläser ein dichromatisches Hologramm einer Höhle waren. Wo die Augen sitzen sollten, gähnten zwei bodenlose Löcher.

»Auf die Art verliert man schnell mal ’n Zahn oder ’n Auge«, bemerkte Jonny gelassen.

Das Lächeln des kleinen Mannes wurde nur unmerklich schmaler. Er lockerte den Griff um Jonnys Arm, aber ließ nicht los. »Tut mir wirklich leid, Jonny«, meinte er. »Hör mal, kann ich dir einen ausgeben oder so?«

»Nö.«

Jonny schüttelte die Hand des kleinen Mannes ab und wollte zum Tresen, um sich vollaufen zu lassen. Aber wieder packte ihn eine kräftige Hand.

»Wohin so eilig?« wollte der kleine Mann wissen. »Unterhalten wir uns. Ich hab ’n Deal für dich.« Jonny rammte dem kleinen Mann den Ellbogen in den Bauch, wirbelte herum und drückte ihm den Lauf der Futukoro in den Hals.

»Wenn du mich noch mal angrapscht, bring ich dich um! Hast du verstanden?« flüsterte Jonny.

Der kleine Mann ließ Jonnys Arm los und trat zurück, wobei er die Hände offen vor der Brust hielt. »Klar«, stammelte er. »Klar doch.«

Jonny stieß den Mann grob von sich und ließ ihn faselnd stehen.

Er schwitzte wieder, als er zum Tresen ging, wo er billigen japanischen Wodka trank, der nach Fisch schmeckte. Er fand ihn abscheulich und wünschte sich, er könnte sich einen guten Tropfen leisten. Den kleinen Mann vergaß er wieder. Er überlegte, ob er Sumi anrufen sollte, aber das war wohl keine gute Idee. Sie würde Fragen stellen, auf die er nicht antworten wollte. Schließlich kehrten seine Gedanken zu Raquin zurück. Er stellte sich vor, wie es wäre, lebendig verbrannt zu werden. Jemand, so fiel ihm dabei ein, hatte ihm mal gesagt, man würde gar nichts spüren, weil das Feuer allen Sauerstoff verbrauchte, so daß man ersticke, bevor man die Flammen überhaupt spüre. Das war freilich auch kein rechter Trost. Inwieweit wäre Ersticken besser als Verbrennen?

Jonny kippte zahllose Wodka, die nach Fisch schmeckten, bis er schließlich überhaupt nichts mehr schmeckte. Aus sechs Schnapsgläschen baute er eine kleine Pyramide, aber Random nahm die Gläser weg. Bald ging Jonny das Geld aus. Als er in seinem Geldbeutel nach neuem Dope suchte, wurde er am Ärmel gezupft. Beim Umdrehen ahnte er schon, daß da der kleine Mann stünde. Die Brille war weg, und er hielt die Hände hoch, als wollte er einen Schlag abwehren.

»Waffenstillstand, okay? Ich habe nicht gegrapscht. Habe dich nur angetippt.«

Jonny nickte. »Wußte doch, daß du schnell begreifst. Was willst du?«

Der Mann beugte sich gespannt vor. »Schau, Jonny, ich wollte es vorhin nicht sagen, aber ich arbeite — für Mister Conover. Ich soll dich zu ihm bringen. Wenn du nicht mitkommst, bin ich ’n toter Mann.«

»Tut mir leid für dich. Sag Mr. Conover, ich melde mich bei ihm, sobald ich erledigt habe, woran ich gerade arbeite.«

»Das geht nicht. Er will dich sofort bei sich haben«, erklärte der kleine Mann und fügte hoffnungsvoll hinzu: »Du weiß ja, was immer du

momentan auch tust, Mr. Conover wird sich dafür erkenntlich zeigen, wenn du jetzt bei ihm vorsprichst.«

Jonny schüttelte den Kopf. »Nein, danke. Es ist was Persönliches.«

Der kleine Mann beugte sich noch näher. »Du wirst doch nicht etwa auf der Suche nach Easy Money sein, oder?«

»Und wenn schon?«

»Nun, das wäre super«, erklärte der kleine Mann grinsend, »Genau das ist der Job. Easy Money hat sich was unter'n Nagel gerissen, das Mr. Conover gehört, und du sollst ihm bei der Wiederbeschaffung helfen.«

Jonny nickte, angelte sich einen Eiswürfel aus jemandes Glas und rieb sich damit über die Stirn. »Mein Problem, Freundchen, ist, daß ich Mr. Conover recht gut kenne und weiß, daß er ein Profi ist«, sagte Jonny. »Nichts für ungut, aber warum sollte er mir ’n Kraftbolzen wie dich schicken, um mich zu holen?«

Der kleine Mann sah sich um, als wollte er sich vergewissern, daß sie nicht belauscht wurden. »Ist an sich nicht mein Job, das hier«, flüsterte er.

Jonny lächelte. »Im Ernst?«

»Ich bin eher so was wie ’n Buchhalter. Es ist nur, daß Mr. Conover sämtliche seiner Gorillas losgeschickt hat, damit sie Easy Money finden«, erklärte er und sah Jonny ernst an. »Weißt ja, wie das ist.«

»Ja doch«, meinte Jonny, der das wirklich lustig fand.

»Er sagte mir, du treibst dich immer im Carnaby’s Pit rum«, fuhr der kleine Mann fort und zog dann ein Gesicht, als hätte er was Faules gerochen. »Ehrlich gesagt ist das ’n bißchen viel für mich.«

Jonny lachte. »Mir wird’s manchmal auch ’n bißchen viel«, erwiderte er. Der kleine Mann lächelte; diesmal richtig. »Also kommste mit?«

Jonny zuckte die Achseln. »Das mit Easy, das waren doch keine Sprüche, oder?«

»Nein, alles, was ich gesagt habe, ist wahr.«

»Gut.«

»Also kommste mit?«

»Weiß nicht recht. Ich will zwar nicht nervig sein, aber woher weiß ich, daß du für Mr. Conover arbeitest?«

»Ach ja«, sagte der kleine Mann und setzte eine frohe Miene auf, als er in die Tasche griff. »Mr. Conover sagte, ich solle dir das geben.«

Er reichte Jonny ein Plastiktütchen mit zwei gallertartigen blauen Kapseln. Die Herstellerangaben bezogen sich auf die Schweiz, als

Eigentümer der Kapseln war die NATO genannt. Ein orangefarbener Warnstreifen deutete auf Myotoxine hin. Jonny hatte das Zeug schon gesehn. *Frosty the Snowman*. Es wirkte nektrotisch, war eine synthetische Variante von Grubenotterngift und tötete, indem es Kollagenfasern zersetzte und damit Haut und Muskelgewebe auflöste. Die NATO-Variante war angeblich mit freien Segmenten in der DNS-Kette ausgestattet, so daß sich das Toxin mit Polypeptiden im Kollagen des Opfers verbinden und sich dort reproduzieren konnte. Frosty konnte, so ging das Gerücht, das Haut- und Muskelgewebe eines 70 Kilo schweren Mannes in nicht einmal vierzehn Stunden auflösen. Es war kein Stoff, an den viele Leute herankämen. Jonny stopfte das Tütchen in den Geldbeutel.

»Das überzeugt mich«, stellte er fest.

»Also kommste mit?«

»Warum nicht?« sagte er. »Hier komm ich eh auf keinen grünen Zweig mehr.«

Der kleine Mann strahlte ihn an. Jonny glaubte schon, es wäre Liebe.

»Hast du übrigens auch einen Namen?« wollte Jonny wissen.

»Cyrano. Bender Cyrano, wie der in dem alten Buch, weißt schon. Nur hab ich die Nase nicht.« Er lachte über den eigenen Scherz. Jonny hatte keine Ahnung, was Cyrano meinte damit, aber lächelte trotzdem, um den kleinen Mann nicht zu kränken. Er drückte die Hand, die er ihm hinhielt.

»Nett, dich kennenzulernen, Cyrano. Hauen wir von hier ab«, meinte Jonny.

Am schmutzigen Vorhang angekommen, warf Jonny einen letzten Blick auf die Band. Sie rackerten sich gerade durch ›Street Prince‹, einem der besten Songs von Saint Peter. Dabei wurden sie vom Publikum total ignoriert. Random hatte recht, fand Jonny. Lauter Arschlöcher.

Originaltitel: ›The Toilet was Full of Nietzsche‹
(Auszug aus dem Roman ›Metrophage‹),
dt. unter dem selben Titel in der Reihe
Heyne Science Fiction & Fantasy, Band Nr. 06/4758)
Copyright © 1988 by Ace Books, New York
(erstmals erschienen in ›Mississippi Review MR 47/48‹,
Volume 16, Numbers 2 & 3;
University of Southern Mississippi, Hattiesberg, 1988);
mit freundlicher Genehmigung des Autors
und der ›Mississippi Review‹
Copyright © 1990 der deutschen Übersetzung

by Wilhelm Heyne Verlag, München
Aus dem Amerikanischen übersetzt von Reinhard Heinz

Ersäuf dich!

Johnny Jukes wußte, daß die Frau ein Android war. Cool und abgehoben stand sie da am Rand der Tanzfläche, außerhalb des ekstatischen Kreises. Sie hatte blondes, fast strohblondes Haar, und einen strengen Schnitt.

Auf einer Seite hing es, das Auge halb verdeckend, glatt in den Nacken. Die andre Seite war total kurz, fast kahl bis obenhin. Da konnte man die Kopfhaut sehen, wie sie sich in Falten legte, die blauen Äderchen. Die Äderchen waren durch Tätowierungen hervorgehoben. Sah aus wie ein Wasserlauf aus tausend Meilen Höhe. Wassermusik. Die Band legte sich ins Zeug.

Mit einem untrüglichen Blick wußte Johnny Jukes, daß sie kein Mensch war.

Sie stand an der Wand, lehnte in einer Ecke. Ihre Augen waren flach, starrten ohne Blinzeln in die zuckende Menge. In der baumelnden Hand hielt sie mit langen Fingern eine braune Flasche. Wenn sie sie an die Lippen setzte und in sich hineinschüttete, so ging das, wie wenn man bei einem Auto Öl nachfüllt. Die Augen bewegten sich nicht, sie schluckte nicht. Danach wischte sie sich mit dem Handrücken über den Mund. Ihre Lippen waren blau wie die Äderchen am Schädel.

An einer Flasche nippend, starrte Johnny Jukes von einem erhöhten Platz auf sie und wußte es. Sie war nervös. Kerzengerade lehnte sie an der Wand wie die Scheide eines Schwertes. Kein bißchen latschig. Ihre Kleidung war steif und dunkel bis auf die Boots, die rot waren. Liebesdorn. Ein kreischendes Solo riß einem Dutzend Tanzenden den Schädel ab.

Johnny Jukes starrte sie an und wußte es. Er wußte, daß er sie haben mußte. Sie war die schönste Frau, die ihm je zu Gesicht gekommen war.

Die Ausgangssituation war die. Johnny Jukes, jung, hellhäutig, bartlos, saß allein an einem Tisch im Deaf Club. Trank ein Fläschchen, um den Schein zu wahren. Rauchte, wenn’s sein mußte, um den Schein zu wahren. Hatte noch nie eine abgeschleppt oder sich abschleppen lassen. War ihm schnurzegal gewesen bis heute abend.

Er hatte gehört, so überkommt einen die Liebe. Wie Musik, plötzlich greift eine Hand nach deinem Herzen. Keine Vergangenheit, keine Wahl,

nur die Hand, die zudrückt, bis du nachgibst. Du kriegst keine Luft, keine Ruhe, bis du nachgibst. Als wenn du Noah und die rettende Arche siehst und darunter das wogende, zornige, bodenlose Meer und nachgibst und dich fürs Meer entscheidest. Du ersäufst dich im Meer. Das ist Liebe.

Johnny Jukes rückte den Stuhl zurück und stand auf. Er kippte sich den letzten Schluck Juice hinter die Binde wie die strammen Biker. Er zog seine Lederjacke zurecht, zog den Reißverschluß zu, überlegte es sich anders und ließ sie halb offen. Er holte eine Sonnenbrille aus der Brusttasche und setzte sie auf. Er konnte genug sehen. Wenn er's tierisch hinkriegte, würden ihm die Leute aus dem Weg gehen.

Hinter ihm war die Bar im zweiten Geschoß. Es gab noch eine darüber und eine drunten. Alle drei waren dicht umlagert und zogen die Leute an wie Schwarze Löcher. Aus Mündern dunstete süß und widrig zerfallender Alkohol, dazu kam dichter Rauch. Darunter die verstärkte Hoffnung auf Drogen, deren Mief aus Schweißporen quoll. Die Leute schrien sich aus nächster Entfernung an und rieben sich an Körpern auf allen Seiten. Manche saugten sich mit aufgerissenen Mündern und dicken, fleischigen Zungen fest. Die Musik schrillte durch Stahl, und wer kam, witzelte und lachte krampfhaft. Niemand beachtete den toughen Johnny Jukes.

Er bahnte sich mit Entschuldigungen einen Weg durch die Menge. Sobald Platz entstand, und war's nur eine messerdünne Stelle, weil vielleicht zwei Leute gleichzeitig ausatmeten, rückte er an. Seitlich, indem er die Schulter hineinschob, um dann zu warten, bis sich die Menge setzte und sich eine neue Lücke auftat. Auf diese Weise gelangte er zur Treppe.

Die Stufen konnte er nicht sehen. Sie lagen unter einem Gewühl von Körperteilen. Körper schossen heran und wurden entweder mitgetragen oder prallten ab. Jemand in einem roten Gummidress landete bei Johnny Jukes Füßen, rappelte sich hoch, hielt sich die Seite und grinste vor Schmerz und Erleichterung. Johnny zupfte seine Kluft zurecht und sprang. Er war jung und voller Schwung. Das menschliche Insekt brummte, seine tastenden Finger drückten ihn hinunter. Er landete auf dem Buckel und stand schnell auf, bevor jemand auf ihn stieg. Er hielt Ausschau, suchte die Lady. Sie hatte sich nicht von der Stelle gerührt. Er spielte mit seinem Reißverschluß, war schon so nahe, daß er Angst hatte. Tough Johnny alias Callowman, Yutemon, The Great Pretender, spielte mit sich an der Schwelle seiner Wahrheit.

Die Bässe wurden subsonisch und lösten Schließmuskeln und blockierten Schaltkreise im Deaf Club.

Johnny Jukes rückte sich zurecht und ging los. Ein Fußballfeld voller Verlangen zog an seiner Brust wie ein Magnet. Er knallte gegen hausbackene, pickelnarbige Mädchen und Buben, Masken, hinter denen sich Chef-Lunch und brötchenüberfüllte, tote Frühstückstafel versteckten. Desinteressiert latschte er durch die Menge, aber der Kampf brachte ihn auf Touren. Seine Manieren hatte er im Club gelernt vom Solotisch. Die Boy-Girl-Szene kannte er vom Hören und Sehen. Gewalt war ein stimulierender Zug.

Er kam zur Frau an der Wand, baute sich schwankend dicht vor ihr auf.

»Eins plus eins macht eins«, sagte er.

Sie zog die falschen Augen aus ihrer drapierten Wohnung. »Geh mir aus den Augen, Jack.«

»Johnny Jukes«, sagte er. »Wenn's gestattet ist.«

»Münze klemmt, Jack.«

»Johnny Jukes«, wiederholte er blöde, von ihrem hohen Schmelzpunkt verdutzt. »Ist 'n Bedürfnis. Echt.«

Ihre Brust hob und senkte sich (konnte es Reue geben im Deaf Club?). Blaue Mundwinkel zogen sich hoch. »Fehlgriff, Jack. Kannst du einen Toten auferwecken?«

Jukes lächelte. Er fühlte sich spröde wie Papier und doppelt so groß. Da sie nicht gewillt war, den Kopf zu drehen, trat er, gegen die Menge drängend, zurück. Er schob den Reißverschluß seiner Jacke zurück, und als sie ihn mit einem Lächeln beglückte, zog er ihn ganz auf. Die beiden Lederhälften glitten auseinander und enthüllten Brust und Bauch, die glatt wie Eis waren. Auf der Plattform droben sägte die Band Köpfe ab. Feuer wütete, und Bestien flogen aus den Verstärkern. Johnny Jukes fing zu tanzen an.

Er war schnell, aber nicht flink, tanzte sauber, aber ohne Anmut. Er ließ seine Winkel spitz und seinen Rhythmus sorgsam idiosynkratisch. Das Mädchen sah ihm beeindruckt und amüsiert zu. Sie hatte ein Feeling für den Typ, aber ihre Sinne waren verwischt durch die Flasche und die Derms auf ihrer Haut. Sie konnte es nicht ganz abschütteln. Sie relaxte und ließ die Szene sich selber spielen. Im Deaf Club war das Leben easy.

Johnny Jukes zuckte und schüttelte sich weiter durch derbe geometrische Figuren. Bei einem Ruck mit dem Kopf fiel die Sonnenbrille herunter. Er

zermalmte sie unter dem Absatz, was der Frau ein Lachen entlockte. Sie leerte die Flasche und warf sie auf den Boden und stieß sie mit dem Pfennigabsatz zu ihm. Er trat mit der Schuhspitze mühelos den Hals ab und stampfte das Glas in den Boden. Hoffnungsvoll sah er auf, und sie lächelte. Er tanzte weiter.

Was ihm durch den Kopf ging, war dies: Bunte flatternde Vögel, Fischschwänze, die gegen den Bootsboden schlagen. Ein Bogenschweißer, schmelzendes Metall. Er steckte im eigenen frivolen Feuer. In der tauben, leichtsinnig erlogenen Leidenschaft. Er wollte sich exponieren für die jungfräuliche Liebe und eine Handvoll Fleisch. Die Säulen des Tempels niederreißen, um diese Frau zu schmecken. Ihr Fleisch. Und das scharlachrote Meer, das befleckende geile Meer fragte: Was für Fleisch? Schließlich war sie ein Android.

Nun wurde Johnny Jukes ganz ruhig. Neugierig. Wie würde das abgehen zwischen ihnen? Würde sie was empfinden für ihn? Konnte sie? Er hatte keine Ahnung von Sex und fürchtete, er würde zu lange fackeln. Spielte das eine Rolle? Was brauchte es, um einen Androiden zu befriedigen?

Er ging zu ihr, rückte ihr auf den Leib, sog den Duft ein. Sie hatte Drogen intus und die schnellen kleinen Moleküle geschlechtlicher Erregung. Ihre Nasenlöcher blähten sich beim Atmen.

»Hast mich angestarrt?« fragte Johnny höflich.

»Ja«, sagte sie, winkte mit der leeren Hand und tippte ihm mit dem Finger auf die Brust.

Johnny grinste wie ’n Idiot. Explosionsartige Empfindungen lähmten ihn momentan. Er wollte sie packen, aber konnte nicht die rechten Verbindungen herstellen. Er machte den Mund auf und streckte die Zunge heraus, wie er es von andern Leuten gesehen hatte. Sie kniff die Augen zusammen und zog die Hand zurück. Es fiel ihr wieder ein.

»Schluck das, Jack«, sagte sie cool.

Er trat näher bei der Aufforderung und suchte nervös ihr Gesicht ab. »Johnny Jukes«, sagte er zum wiederholten Mal.

»Ja«, meinte sie, nun weniger tough. »Ich platz Leuten nicht ins Gesicht, Jukes.«

»Sorry«, sagte er und bereute, es sagen zu müssen. Aber sie schien das nicht zu stören. Mit dem Finger malte sie die blauen Linien auf der kahlen Schädelhälfte nach.

»Hatten die Szene schon mal«, sagte sie nachdenklich.

»Ist ’ne Premiere«, konterte Johnny.

Es war schon mal so gelaufen, da war sie sich sicher. Er hatte sie im Lokal angemacht, und den Rest hatten sie im Klo besorgt. Aber sie konnte sich nicht erinnern an den Rest und hatte das Gefühl, daß es vielleicht keinen gab. Ein Gefühl von Bedrohung machte die Sache reizvoller. Sie entschied sich.

»Der Countdown läuft«, sagte sie und wandte sich ab.

Sie zwängte sich durch die Menge zur Bar auf diesem Stock, stieg einem Typ ins Kreuz und knallte die Münzen auf den Tresen. Sie langte rüber, griff sich ein paar offene Flaschen, glitt auf den Boden und zwängte sich unter Hüfteinsatz wieder hinaus. Johnny folgte ihr zu einem leeren Tisch im Hinterzimmer.

»Badest manchmal, Jukes?« fragte sie, nachdem sie eine halbe Flasche in sich hineingekippt hatte. Er schüttelte den Kopf.

»Ich auch nicht. Hab so ’ne Theorie, daß wir alle eines Tages ersaufen. Wenn wir hier oben ausgebrannt sind. Wir beginnen im Wasser und wir enden da. Ist doch vernünftig.«

Im andern Raum drehte die Band auf, daß die Flaschen auf dem Tisch klirrten. Ich ersaufe längst, dachte Johnny.

»Jemand so Schönes wie dich hab ich noch nie gesehn«, gestand er ihr.

Sie lehnte sich lachend zurück. »Gehst ja ganz schön ran, was, Jukes?«

»Ich kann dich nicht mehr vergessen. Von dem Moment an, wo ich dich gesehen habe.«

»Lust ist ein Happening.«

Er schüttelte den Kopf. »Es ist Liebe.«

Sie zog die Brauen hoch. »Also machen wir uns Laune.«

Aus dem Boot zog sie einen Plastikstreifen mit kleinen, bunten, aufgepappten Feldern. Sie pulte eins heraus, schob es in den Mund und drückte es an den Gaumen. Dann nahm sie ein zweites heraus und bot es Johnny auf der Fingerspitze an. Er nahm es und folgte ihrem Beispiel.

»Hab so ’ne Theorie über Liebe«, sagte sie, als ihr Körper allmählich von ihr strömte wie ein Fluß. Sie hielt sich den Busen, damit die Brustwarzen nicht explodierten. »Kommt in Päckchen daher. Wie Süßigkeiten. Außer daß keine Bezeichnung draufsteht, so daß du, wenn du in den Laden gehst, nie weißt, was du kriegst. Wird hergestellt in einer großen Fabrik unterm Meer. Wird im Dunkeln verpackt. Muß dunkel sein, weil Licht es zerstört. Licht ist wie harte Strahlung für Liebe. Klar, Jukes?«

»Ich muß dich haben«, sagte er. »Hab mich so noch nie gefühlt.«

»Gestern abend, Johnny Boy. Außer daß du da deine Sonnenbrille aufhattest. Konnte deine Augen nicht sehn.«

»Nein«, sagte er gekränkt und verwirrt. »So einer bin ich nicht.«

»So ist jeder«, meinte sie und killte die Pulle.

»Wenn entsprechend nachgeholfen wird.« Sie sah ihn an.

»Was, wenn ich nein sage, Jukes? Mach mir nichts aus Jacks und Janes.«

»Verstehe«, meinte er leise. Dann wurde er inbrünstig. »Spielt keine Rolle. Echt. Ist mir egal, was du bist.«

Sie sah ihn an, lachte dann. »Hast mich in der Kralle, wa, Jukes? Nimmst mich aus der Ferne ins Visier, krallst mich mit dem Finger am Drücker. Zauberst alles hin im Kopf und denkst, das ist alles, was es gibt.« Sie beugte sich über den Tisch und packte ihn brutal am Leder. »Sagte dir doch, Jack, Fehlgriff. Die Bonbons sind im Meer, und das ist tief. Weißt du, wie tief so ’n Meer sein kann?«

Johnny nickte ihr ins Gesicht mit erschrockenen Augen. Er fühlte sich unschuldig und kapierte nichts. Sie sah das und lockerte ihren Griff. Lehnte sich zurück.

»Verzeih«, sagte sie. »Es ist alles so beschissen.« Dann lächelte sie und strich ihm mit dem Finger übers Gesicht. »Du bist süß. Trinken wir noch einen, dann tun wir’s.«

Er nickte blöde und bot ihr seine unberührte Flasche an. Vielleicht kriegte er seine Schiene wieder klar. Sie schüttete den Juice hinunter, stand auf und ging in den dunklen Flur hinten im Raum. Ihr Gang war erstaunlich standhaft. Johnny Jukes folgte wie ein Entlein. Sein Programm kam ins Laufen, mit Imitationen von Männlichkeit aufgemotzt.

Im kurzen Gang taten sich drei ungekennzeichnete Türen auf. An der gegenüberliegenden Wand hingen die herum, die abtauchten, weil sie für ihr kurzes Glück Privatsphäre brauchten. Es war ein erbärmlicher Haufen. Glotzäugig, mit klammen Visagen. Nervenbündel. Dazwischen diejenigen, die vergessen hatten, die Pille zu nehmen, die antidiuretische, die der Manager am Eingang verteilen läßt, damit sich die Kundschaft nicht in die Hosen pißt. Ein geblähter TV, der nicht länger warten konnte, ließ den Rock runter und erleichterte sich in einer Ecke.

Johnny Jukes Traummaschine sprang bei der Szene an wie ein Hai in flachem Wasser. Sie klopfte einmal an eine Tür, wartete fünf Sekunden und hämmerte dann mit der Handkante dagegen. Der klapprige Riegel riß aus,

und die Tür flog auf. In den nächsten fünf Sekunden zerrte sie einen rosigen Skinhead heraus, der die Hose zu den Knien heruntergelassen hatte.

»Wichser«, sagte sie voller Ekel und schleppte Johnny, der nur so mit den Ohren schlackerte, am Kragen herein. Sie knallte die Tür zu, verkeilte sie mit dem Türstopper. Als ergänzende Maßnahme klemmte sie den Abfalleimer zwischen Klinke und Waschbecken. Dann wandte sie sich ihrem Kerl zu.

»So«, sagte sie, und schon erfüllte ihr Körper den Raum. »Soso, soso.«

Johnny zog sie mit Blicken aus. Er war sich nicht sicher, was er tun sollte. Am liebsten hätte er ihr den Fummel vom Leib gerissen, fürchtete aber, sich damit ihren Unmut einzuhandeln. So weit war er noch nie gewesen. Die Sprüche, die er von den Knaben im Club gehört hatte, halfen ihm auch nicht weiter. Er war benommen und fühlte sich wie versteinert.

Nicht so die Lady. Die Action hatte ihr Laune gemacht, und sie wollte mehr. Ihre Gedanken waren Meilen weiter, und ihr Körper fühlte sich an wie die Hülle eines jungen Planeten. Sie schlenderte zum Objekt ihrer Begierde und holte es aus der Jacke. Mit zitternden Fingern strich sie ihm vom Hals zum Nabel über die Haut. Sie war blank wie Knochen.

Als ihre Hand zum Bauch kam, packte Jukes sie am Handgelenk, das er ihr beinahe gebrochen hätte. Trotz des Schmerzes lächelte die Frau, denn ihre Macht gab ihr neues Selbstbewußtsein. Sie schüttelte ihn ab, was nicht ganz leicht war, und nestelte an den Bändern am Hosenschlitz. Er schlug sie weg, einmal, zweimal, dreimal. Er erwachte zum Leben.

Er hob sie an den Ellbogen hoch und setzte sie aufs Waschbecken. An der Wand dahinter hing ein zerbrochener Spiegel und darüber ein Lautsprecher, der mit der Anlage des Clubs verbunden war. Unbeeindruckt von Fragmenten seiner Person an der Wand langte Jukes auf Zehenspitzen zum Lautsprecher hinauf. Er drehte den Knopf auf Maximum, und mit einemmal bekam der Raum Biß. Die Band durchschritt mittlerweile das Pesttor. Der Bassist baute Harmonien aus Kappilarwänden. Blutflecken traten durch die Haut. Weiter oben synchronisierte ein Solo Nervenimpulse, so daß Muskeln unkontrolliert zuckten. Johnny Jukes spürte einen grausamen Kitzel, wie wenn Metalle zusammengehn. Er wandte sich der Lady zu und fing an, sie mit zitternden Händen auszuziehen.

Sie sah ihm zu. Der Eifer in seinem knabenhaften Gesicht ging ihr nicht mehr aus dem Kopf. Als er ihr an den üppigen Busen griff und je eine Hand darauf legte und seine Stimme heiser wurde, da fiel es ihr wieder ein. Als er

scheu flüsterte: »Fühlen sich so echt an, so voller Leben«, kam es zurück. Durch die Derms, die Lutscher, die Flaschen erinnerte sie sich an die Nacht zuvor. Sie fand es zunächst lustig, dann ein bißchen traurig. Es beunruhigte sie, so was vergessen zu haben.

Sie stieß seine Hände weg und glitt vom Waschbecken herunter. Sie holte Luft und setzte zum Sprechen an, aber schon war Jukes auf den Knien und zog ihr die Hose runter. Mit einem Ruck glitt sie über die Hüfte und rutschte bis zu den Knöcheln. Er keuchte, als sie nackt vor ihm stand. Schweiß glänzte in ihrem Schamhaar, und ein unverkennbar menschlicher Geruch machte sich breit. Jukes starrte ertappt.

Die Frau lächelte, lächelte so süß, wie sie konnte. Sie faßte ihn an, ließ ihn aufstehen. Flugs, so daß er sich nicht wehren konnte, machte sie ihm die Hose auf und zog sie herunter. Er war glatt und haarlos im Schritt. Sah aus wie die Ellenbeuge. Oder, so dachte sie, wie die geschlechtslose Haut zwischen ihren Fingern.

Johnny Jukes schaute nicht hin. Längst in Schock, wandte er sich ab von der schönsten Frau, die er je gesehen hatte. Sein Blick fiel auf den Spiegel, der hundert Androidscherben zurückwarf, hundert lähmende Wahrheiten. Gedanken setzten aus. In dem Moment wurde die Band simpel, soft und simpel. Eine Melodie, unbarmherzig penetrant. Sendeschluß und Glitzertraum zugleich. Jukes trat weg. Von der Musik untergebuttert. Oder von den Donnerschlägen der schrägen Wahrheit. Ursache und Wirkung waren schwer zu unterscheiden im Deaf Club.

Die Frau seufzte und spielte versonnen mit sich, um die Szene wieder in Gang zu kriegen. Hoffnungslos. Der Lutscher war alle, und nach einem neuen stand ihr nicht der Sinn. Jukes Kid blieb statisch. Jemand pochte unentwegt an die Tür.

Sie zog sich die Hose hoch und das Shirt an. Danach hob sie seine Jacke vom Boden auf und bugsierte ihn mühsam in die Ärmel. Die ganze Zeit rührte er sich nicht. Sein Gesicht war breit wie ein Fallschirm im Flug. Sie knüpfte die Hose zu, zog den Reißverschluß der Jacke hoch, dann trat sie ein letztes Mal zurück, um den Knaben zu greifen. Er war rührend in seiner Ohnmacht, beinahe liebenswert. Sie war durcheinander, stinksauer, voller Angst vor dem eigenen Bedürfnis. Schauderhaft, der Gedanke, was sie für eine Maschine getan hätte.

»Licht ist harte Strahlung für Liebe«, sagte sie und lauschte, wie die Wörter verklangen. »Bring das in Ordnung, Jukes, voll in Ordnung.«

Sie stieß den Abfalleimer runter und trat den Türstopper weg und schleppte Jukes hinaus. Ein blasser Schüler düste hinein und knallte die Tür zu. Die Band war wieder voll drauf. Die Party war schrill und am Kochen. Johnny Jukes kam wieder zu sich.

Sie fand schnell einen Tisch und lud ihn auf einem Stuhl ab. Sie wollte ihm eine Flasche in die Hand drücken wegen des Aussehens, aber als seine Augen sich wieder synchron bewegten, zischte sie ab. Am Rand der Tanzfläche bei der Tür blieb sie stehen und schaute zurück. Er sichtete systematisch das Publikum, und es lief ihr kalt über den Rücken. Sie nahm jemand eine Pulle aus der Hand und kippte den Juice hinunter. Dann stürzte sie sich ins Gewühl auf dem Weg hinaus.

Johnny Jukes saß am Tisch, kam sich leicht verloren vor, aber fand sich rasch zurecht. Die Band war voll im Kopf. Die Schaltkreise gingen in Reihe, und tief drunten regte sich der Liebesstachel.

Er sah sich um. Der Typ hatte das Gefühl, das werde seine Nacht.

Originaltitel: ›Drown Yourself‹
Copyright © 1988 by Michael Blumlein
(erstmals erschienen in ›Mississippi Review MR 47/48‹,
Volume 16, Numbers 2 & 3;
University of Southern Mississippi, Hattiesberg, 1988);
mit freundlicher Genehmigung des Autors
und der Agentur Luserke, Friolzheim
Copyright © 1990 der deutschen Übersetzung
by Wilhelm Heyne Verlag, München
Aus dem Amerikanischen übersetzt von Reinhard Heinz

Unter Blobs

① »Es tut mir furchtbar leid, Ma'am. Es tut mir leid.« Er schwankte, einen Arm erhoben, den Rumpf festgehalten im Drehmoment seines eigenen Umwendens. Sein Name war Joe. Auf einer Seite seines Rückens war weder ein Schmerz, nicht einmal ein Gefühl, sondern eher ein sinnlicher Geist, ein formloses Blob, wo sie gegen seine Armeejacke getaumelt war, oder er hatte sich rückwärts in ihren Tweed bewegt. »Sind Sie in Ordnung?« Sie konnte ihn wegen des donnernden U-Bahn-Wagens wahrscheinlich nicht hören. »Sind Sie okay?«

»Ja.« (War sie ein wenig verwirrt, ein wenig durcheinander?) »Ist schon in Ordnung.« Wie sie so an der Stange schwankte, ihr Fuchsienschal durch etwas Goldenes, Amöbenförmiges hindurchgezogen und mit rubinrotem Glas besetzt, sah sie wie eine der schwarzen Miss U-Bahnen aus. Er hatte keine Ahnung, ob sie fünf Jahre älter oder fünf Jahre jünger war als er. Joe wandte sich um, denn schließlich hatte er sie nur ein wenig angerempelt; oder sie hatte ihn angerempelt. Aber ich hätte lächeln können, dachte er, langte nach vorn, verfehlte und erwischte dann die nächste Halteschlaufe. Er wußte, sein Lächeln war gut. ② Und Bat D- torkelte in einer Rakete aus Luciprene-6 mit Vytrol-Ausstattung mit ballistischen Geschwindigkeiten durch die interstellare Nacht. Placken waren vom schwarzen, verlockenden Licht heruntergefallen: Sterne. Bat war unsicher und wachsam, jenes Gefühl im Magen, das sowohl Beklemmung als auch Begeisterung ist. Er würde die erste Begegnung eines Menschen mit einem Blob erleben — der flutschulierend (eine Kommunikationsform? Verdauung? Spiel?) in Sektor E-3 gemeldet worden war. Bis zu dieser Meldung hatte Bat D- vom strahlenden Todeslaser, Totschläger von siebenundzwanzig sieben Fuß großen Uraniten, Held der Kpt-Rebellion auf Fomalhaut-G, die Existenz von Blobs mit einem Pah! abgetan, doch je näher seine Luciprene-Hülle auf den Galaktischen Rat herabstieß, desto unzweifelhafter schien die spezielle Ordnung der ontologischen Lösung des Blobs zu sein — was eine frühere, weniger vulgäre Epoche ihre ›Realität‹ genannt hätte. ③ Und Joe fuhr die Broadway Local Richtung Zweiundvierzigste dahin, trug einen Pendleton,

der nach nichts aussah, weil sein Freund Joe — ein anderer Joe — sich vorgestern seinen Truck vorgenommen hatte, und beide hatten sie oben in der Dyckman Street-Werkstatt sechs Stunden am Getriebe gearbeitet.

Eine Zugtür klemmte.

Mit offener Armeejacke stapfte Joe die Betonstufen zur Bahnhofshalle hinauf, trottete unter Röhren und fluoreszierenden Beleuchtungskörpern dahin, kam an der Reihe mit Telefonzellen, dem Doughnut-Laden vorbei. Weitere fünfundzwanzig Stufen, und der Blumenhandel preßte matte Blüten gegen Glas; dann runter und am Stand für lateinamerikanische Platten gegenüber dem Hotdog-Imbiß und dem Pina-colada-Coca-Cola-cuchifrito-Geschäft vorbei auf das BMT zu.

Er hatte sich die ganze Zeit durch die späte Rushhour-Menge bewegt, eine Menge, die wir bisher noch nicht erwähnt haben, weil er gerade im Begriff war, sich von ihr zu trennen. Joe dachte von dieser Menge als Blob, dem er im großen und ganzen gleichgültig gegenüberstand.

Weder die Gleichgültigkeit des Blobs noch die Joes waren jedoch unüberwindlich für Analyse. Da gab es die Männer, gegen die er einen vagen Groll hegte, denn wenn er einem im Gedränge zu nahe stand oder sich auf einem U-Bahn-Sitz zu dicht neben einen setzte — zuviel Körperkontakt —, könnten sie annehmen, er sei kein heterosexuelles Lustvoll-Keuch-Monster, und das Gerücht ging um, daß sie sich der anderen Art gegenüber feindlich verhalten könnten. Da gab es die Frauen, gegen die er einen vagen Groll hegte, denn da jede wußte, daß alle Männer heterosexuelle Lustvoll-Keuch-Monster waren, mußte er sich, wenn er eine anrempelte oder streifte (ganz zu schweigen vom zu nahen Stehen oder zu dichten Sitzen), entschuldigen, entsetzlich höflich sein und sich im allgemeinen erheblich rücksichtsvoller geben, als man von jedem normalen Menschen erwarten konnte, daß er es sei, weil er tatsächlich *kein* heterosexuelles Lustvoll-Keuch-Monster war. Mit sechsundzwanzig wußte er eigentlich, wie man mit Männern umging: hinstellen oder -setzen, wo man will, und sie ficken. Sie konnten ja ausweichen. Die Frauen verwirrten ihn jedoch ein wenig, brachten ihn durcheinander. Und Frauen waren ein Thema, über das die Gerüchteküche erschütternd un-(wenn nicht gar schlecht)informiert war. Groll, wie vage auch immer, ist nicht angenehm; daher die Gleichgültigkeit, mit der er die Strecke zurücklegte.

An der blau-weißen Säule bog Joe nach links zum Klo ab.

Die Holztür — diesmal nicht ›Wegen Säuberung geschlossen‹ — war weit geöffnet, hing schief in den Angeln. Vor einiger Zeit hatten sie die geflieste Eingangshalle blau gestrichen. Handgroße Farbplacken waren heruntergefallen. Das Antiseptikum, mit dem der Ort alle zwei Tage ausgespült wurde, hatte mit Blasen bedeckt, was von der Farbe übriggeblieben war. Manchmal gab es so starke Dämpfe von sich, daß man nicht lange genug drin bleiben konnte, um anständig zu urinieren.

Vor fünf der zehn Porzellanpissoirs — die meisten der Rinnentrittbretter aus Messing lagen ohne Spannung auf dem roten Boden — ④ war die Hälfte des Galaktischen Rates anwesend. Es war eine höchst förmliche Versammlung. Mitglieder kamen und gingen nach einem geheimnisvollen Protokoll, das Bat D- immer noch nicht verstand. Jedes Mitglied betrat die Hohe und Eisige Halle (hie und da noch mit Spuren von Dämpfen überzogen) und verweilte still und aufmerksam eine beliebige Zeit vor etwas, was für Bat D- und für die ganze Welt wie etwas aus einem Buch über Toilettenausstattungen des zwanzigsten Jahrhunderts aussah.

Die Mitglieder des Rates strengten sich an, das Blob auszudrücken.

Das Blob war nicht unüberwindlich für Analyse: Es war eine größtenteils schleimartige Emulsion, enthalten in einer selektiv durchlässigen Membran, in deren Innerem ein Nukleus, mehrere Nukleolen, Vakuolen, Rhybosomen, Mytochondrien und Chloroplasten trieben, das Ganze ein symbiotischer Einschluß eukaryotischer und prokaryotokischer Zellen aus einem weniger vulgären Moment im Pluroma, als alles noch näher, als es das heute ist, an organischer Suppe, an anorganischer Materie dran war.

Die Ratsmitglieder, in Gedanken bei höheren Dingen, bedienten ihre Computer.

Das Blob befand sich zweckmäßigerweise in der Nähe von Beteigeuze.

Und Beteigeuze lag in E-3. ⑤ Joe blieb am vorletzten Pissoir stehen. Er hatte was übrig für ältere Typen mit großen, stark geäderten Schwänzen und kleinen Händen mit überlangen Nägeln; und der Typ links von ihm am letzten Pissoir (An die sechzig? Aber das war in Ordnung) war wahrscheinlich ein Bibliothekar. Er trug einen saublöden Mantel mit Pelzkragen, den man nicht aufknöpfen konnte. Oder ein Designer. Das schwarze Portfolio lehnte an der Wand hinter ihnen. Aber das war in Ordnung.

Ein Penner taumelte durch die Tür (wahrscheinlich nicht so alt wie dieser Typ neben ihm mit diesen langen, langen Nägeln von der Farbe von

Aluminium im Winterlicht. In seiner eigenen zu breiten, zu schwieligen Hand versteifte sich Joe bei der nur eine Sekunde alten Erinnerung — eher als um dessentwegen, was neben ihm war), den Bart voller Schleim, über einem Ohr kahl, fehlende Hemdknöpfe; und die Brusttasche ab. Sein Hosenbein war aufgerissen, vom Knie bis zum Aufschlag, und zeigte ein Schienbein wie Seife. Der Penner blickte sich um: »Ah, Jesus Christus, nichts hier als ein Haufen ... Ich meine, jeder hier drin ist einer dieser Scheiß ... He, du da, ich wette, du bist einer von ...«

Rechts von Joe sahen sich zwei Mitglieder des Galaktischen Rates flüchtig an, lächelten. Einer schüttelte den Kopf. Hände unten vor weißem Porzellan, mit Berechnungen beschäftigt, bedienten und bedienten sie.

Wilson, der taubstumme Stricher, kam hereingeschlendert, die Fäuste in der abgetragenen Windjacke. Joe kannte ihn, weil Wilson einmal versucht hatte, Punkte bei Joe zu sammeln, der ihm am Hotdog-Imbiß gegenüber der Bahnhofshalle eine Tasse Kaffee gebracht und ihm erklärt hatte — Joe hatte zwei Tanten, die taub geboren waren und mit denen er ein Jahr in Portland verbracht hatte, als er zehn war, weshalb er die Taubstummen-Zeichensprache kannte —, daß an dieser speziellen Stelle einfach zu viele von denen rumliefen, die es umsonst machten, als daß ein arbeitender Mensch noch auf seine Kosten käme. Wilson trat um den Penner herum (He, du bist doch nich' an diesen fickenden Schweißpaketen interessiert, eh ...?), begutachtete die Ratsmitglieder an ihren Plätzen und ging wieder.

»Scheiße ...!« Der Penner wandte sich um, wollte gehen und stolperte gegen den Türpfosten. Ein hereinkommendes Mitglied — ein U-Bahn-Arbeiter, den Joe vorher schon ein paarmal hier gesehen hatte —, hielt ihn fest:

»He, paß auf, Alter!«

Der Arbeiter schob den Penner auf Armeslänge von sich und blickte nach unten, wo er einen tropfenden Hosenaufschlag sah; das Schienbein war nicht naß. Da er es nicht bis zu einem Pissoir geschafft hatte, taumelte der Penner davon und hinterließ Turnschuhpißabdrücke auf dem kalkigen Boden.

Joe wandte sich wieder dem Mann neben ihm zu: graues Haar, Vandyke-Bart, Brille. Sie tauschten Blicke, beklommen, begeistert, Auge in Brillenglas, Leisten in Brillenglas. Der Schwengel (Joe war in Seattle aufgewachsen), diese Nägel: Joe spürte, wie die Wärme des Orgasmus die hinteren Partien seiner Knie anheizte. ⑥ Das lachsfarbene Licht von

Beteigeuze fiel schräg durch die durchsichtige Wand von Packtier VII, dem Fort, das — im Scherz — von der ersten Generation galaktischer Anthropologen diesen Namen bekommen hatte, wie viele Jahre war das nun her ...? Und wo waren sie heute: während des tragischen Kpt auf zähes Gelee reduziert. Und nun, dieses Blob ...? Bat D- schritt über gerötete Fliesen aus Luciprene-57 an der durchsichtigen Nordfassade des Forts vorbei, das aus magnetischem Sand herausschaute, mit einem Netz aus geschmolzenen Ammoniakrinnsalen bedeckt, die sich durch die hyperboreische Kälte auf den steilen Gebirgszug namens Chroma zuschlängelten — der pinkfarbenen, fuchsienfarbenen und zinnoberroten Tonschichten wegen, die ihre Silberhänge durchzogen. Vorsichtig wandte sich Bat von der Fensterwand ab und umrundete eine Abtrennung, die mit rubinrotem Vytrol beschlagen war...

Sie zitterte dort im Innern der hohen, leuchtenden Geometrie von Packtier VII, zog ihre ungeheure Fülle von diesen aufgeblähten Pseudopodien in das zurück, worin sich ihre zähen, mit Seifenkragen versehenen Massen ausgebreitet hatten. Nukleoli und Vakuolen und ganz einfache Blasen fältelten ihre Membran. Sie konnte ihn spüren, Bat war sich sicher. Träge wuchtete sie sich nach vorn.

Bat D-s Daumen ließ die Lasche seines naugahydischen Holsters aufschnappen. Er riß seinen Todeslaser heraus, dessen Griff aus schwarzem Elfenbein das Kleine Volk von Antares-10 zu einem seltenen Skrimshaw geschnitzt hatte, dessen symmetrisch geäderter und geteilter Lauf Jonas und Barboli aus Fenton, Pennsylvania, aus klarem, durchsichtigen Gußharz geformt hatten. Behutsam hob Bat die Waffe.

Das Blob sagte: »Brodel, brodel ... brodel.« Es flachte seine amöbenförmige Masse leicht ab, dann hob es sich wieder.

Bat feuerte — und eine Pseudopodie, ein wenig verkohlt, ein wenig rauchend, fiel von der Decke und stieß den Todeslaser fünfzehn Fuß weit, wo er gegen die Abtrennung krachte. Rubinrotes Vytrol plätscherte zu Boden, glitzerte auf den Fliesen.

Erschreckt und überschwenglich wich Bat D- einen Schritt zurück. Das Blob warf sich wütend auf ihn. Bat D- kreischte auf und ruderte mit den Armen. Sie klatschte vom Knie bis zum Kinn gegen ihn, mit einer fremden und violetten Wärme, die ihn zu Boden gehen ließ. Sie wälzte sich über ihn, drang durch jede Öffnung in ihn ein, Ohren, Harnröhre, Anus, Mund,

Nasenlöcher. Sie war aus ihm raus. Sie war in ihm drin. Sie durchwogte ihn. Sie umfloß ihn.

Während er dalag, wunderbar festgehalten von ihrem kreisenden Drehmoment, sie in ihm, er in ihr, sagte das Blob: »Liebling, *was* ist das für ’n Scheiß, in der U-Bahn einen Groll gegen fremde Nigger zu hegen? *Diese* Art Doppeldenk bringt dir keine Popcorn-Coupons vom Großen Filmtheater im Himmel ein. Versuch dir eine ältere, weniger vulgäre Epoche vorzustellen. Sei einfach dein süßes Selbst — du *hast* ein hinreißendes Lächeln. Aber, guter Gott, dieses Luciprene geht mir auf die Nerven. Schmeckt wie alter Flugzeugleim!«

Für einen Moment dachte Bat D-, daß er wirklich sterben würde. Aber das Blob zog sich zurück. Ein Heulen ausstoßend, das nichts so sehr ähnelte wie dem zwanzigstes Jahrhundert-Kriegsschrei von Sheena, Königin des Dschungels, warf sie sich gegen die Nordwand von Fort Packtier VII.

Es zerschmetterte.

Mit noch immer schmalen Augen hörte Bat, wie Bruchstücke draußen in den Sand plumpsten und drinnen zu Boden polterten.

Augenblicke später, als er sich keuchend und schwach neben der zerklüfteten Scheibe — die sich durch die hyperboreische Kälte schon mit Ammoniak überzog — aufrappelte, flutschulierte das Blob (eine Transportmethode? Reproduktion? Kunst?) ein Footballfeld entfernt durch den schwarzen Sand, zog zwischen Rinnsälen seines unsteten Weges auf die Keramik und das Silber von Chroma zu. ⑦ Joe stützte seine Stirn gegen die Kachel über dem Pissoir und holte mehrmals tief Luft.

Der Mann neben ihm zog seinen Hosenschlitz zu, drückte Joes in einer Jacke steckenden Ellbogen (mit dieser *zierlichen* Hand) und flüsterte: »Weißte, Kumpel, das haut bei dir echt rein, stimmt’s?« (Eines der übermütigeren Ratsmitglieder hatte tatsächlich applaudiert.) »Du bist zu hart ... Vielleicht seh’ ich dich hier drin mal wieder ...?«

Ohne den Kopf zu heben, grinste Joe; und nickte — denn wenn man am trüben Donnerstag jemanden so hart drauf fand, wie man selbst drauf war, dauerte es eine Minute, um sich wieder zu fassen. Gelinde Schmerzen pulsierten in seinem Schwanz — so hart war er gekommen. Er stopfte ihn sich in den Hosenschlitz zurück, holte nochmals tief Luft und blickte auf ...

Der Mann und sein Portfolio waren gegangen.

Am Pissoirrand zogen sich Samenspuren über die Glasur.

Joe drängte sich zwischen zwei weiteren eintreffenden Mitgliedern (die blaue Tür war mit E-3 markiert) hinaus und wäre fast gegen den hereinkommenden Polizisten gerannt. Joe grinste den Cop an und nickte; automatisch lächelte der Cop und nickte zurück — dann besann er sich anscheinend und runzelte die Stirn.

Aber Joe ging bereits die Betonrampe zum RR hinunter — als zwei High-School-Mädchen rücklings mit ihm kollidierten. Als er sich umwandte, bildete sich ein ›Es tut mir leid!‹ hinter seinen Zähnen, aber er schluckte es runter, brachte ein »Hallo ...« hervor. Und lächelte.

Ein Mädchen kicherte über seinen Paketen. Das andere, mit weiteren Paketen, blinzelte.

Nach einer Weile sagte die Blinzelnde zögernd: »Oh ... entschuldigen Sie.«

»Ist schon okay«, sagte Joe. »Was *ist* das alles?«

Die Pakete waren Teil einer Ausstellung, die sie über die Geschichte Puerto Ricos in der Öffentlichen Bibliothek von Brooklyn machten. Drei Züge lang unterhielten sie sich darüber. Als sie sich Aufwiedersehen sagten, grinsten alle drei eine Menge — zuviel, wie Joe beschloß, als er im Auto saß.

Nun, alte Gewohnheiten sterben schwer. Also treib's ein wenig härter. Interessante Mädchen, dachte Joe. Vielleicht sollte er sich die Ausstellung ansehen. Vielleicht nächsten Mittwoch, nachdem er mit Rumstehen im Arbeitsamt fertig war. Und in zehn Minuten würde er am Klo in der Vierzehnten Straße sein — wenn er nicht vorher noch in der Dreiundzwanzigsten vorbeischaute, die, wie es gerüchteweise hieß, diesen Monat echt anregend sei.

Originaltitel: ›Among the Blobs‹
Copyright © 1988 by Samuel R. Delany
(erstmals erschienen in ›Mississippi Review‹ 47/48,
Volume 16, Numbers 2 & 3;
University of Southern Mississippi, Hattiesberg, 1988);
mit freundlicher Genehmigung des Autors
und der Agentur Fritz, Zürich
Copyright © 1990 der deutschen Übersetzung
by Wilhelm Heyne Verlag, München
Aus dem Amerikanischen übersetzt von Michael Nagula

Tänzer

Sie blickte nicht von den Monitoren auf, während ihre Finger wie bleiche Spinnen über die Tastatur krochen. In dem engen Raum unten wanden sich vier gesichtslose Chromstahlroboter in einer Art spastischem Tai-chi. Jede Bewegung war eine Subroutine, gesteuert von einem Frequenzmodulationssignal, das von Polys Programm erzeugt wurde.

»Schön«, sagte Sy, der den Recorder für das Masterband bediente. Poly tippte auf die Zehnertaste, zoomte zurück in eine Vogelschau, und der Monitor zeigte steife Chrombrustwarzen und erigierte Stahlpenisse, gerade noch sichtbar unter den orangefarbenen Kitteln. Sie schaltete auf Zeitlupe für einen letzten, verwischten Schwenk über die Körper.

»Heiß«, sagte Sy, »wirklich heißes Material, Baby.«

Das Programm verschwand vom Schirm. Sie ließ ihre Hände in den Schoß sinken. Nicht so heiß, dachte sie. Nur eine Nachahmung. Aber gut genug für Cable Vogue.

Was sie damit gewollt hatte, war, sich an diese Robottänzer zu gewöhnen, die plötzlich überall auf Kabel waren. In den zwei Jahren, die die Roboter nun auf dem Markt frei erhältlich waren, hatte niemand herausgefunden, was man Großartiges mit ihnen anfangen könnte; sie waren nicht geschickt genug, um an einem Fließband zu arbeiten, und sie waren sklavisch an ihre Programme gefesselt. Poly hatte ein paar Sendungen mit ihnen für CableVogue gemacht, aber die meisten Roboter endeten mit Müllsammeln oder dem Umgang mit radioaktivem Material.

Dann erschien das erste Tänzerband in einem Stadtteilkanal. Niemand wußte, wie lange es gedauert hatte, das Drehen und Posieren der Roboter in ihrer eigenen merkwürdigen, kybernetischen Kunstform, aber seit damals kamen sie ständig über die Sender.

Ihr Stil war komplizierter, als er aussah. Poly hatte das Timing mit einem Zufallsgenerator erzeugt, aber sie wußte, daß sie nicht das wirklich Richtige machte. Der Fehlschlag führte dazu, daß sie sich ein wenig irritiert und deprimiert fühlte.

Genau die richtige Stimmung, um Helen zu besuchen, dachte sie sich.

Sie stieg die Leiter in das Wohnzimmer des umgebauten Studios hinunter. Sy ging zwischen den Robotern herum, sammelte die zusammengehefteten Modellkleider ein, von denen es nur jeweils ein einziges Stück gab, und hängte sie auf einen Bügel. Die Roboter, die nun keine Anweisungen mehr empfingen, verfielen in einen Wartemodus, der ein Teil ihres eingebauten Programms war. Ein dünner Ölfilm rann aus ihren Gelenken und verschwand, als die sich plötzlich ein wenig streckten, nach vorne zusammensackten und sich ausschalteten.

»Meine Fresse«, sagte Sy.

Poly nickte und zog die schweren Vorhänge vor den Fenstern zurück. Das Innere des Briefbeschwerers, den Helen ihr letztes Jahr geschenkt hatte, bewegte sich in den letzten Sonnenstrahlen. Es war eine Glaskuppel mit zwei Sonnensegeln aus Metallfolie in einem Vakuum. Die Segel waren auf einer Seite silbern, auf der anderen schwarz, und so perfekt ausbalanciert, daß der Druck des Sonnenlichts ausreichte, um sie in Drehung zu versetzen.

»Und jetzt?« sagte Sy.

Sie sah die Roboter an. »Raus mit ihnen!«

»Okay.«

Sie nahm ihr Jackett von dem Haken hinter der Tür.

»Klinik?« fragte Sy.

Sie nickte wieder.

»Gibt es ...«

Was wollte er sagen? Besserung? Hoffnung?

»Nein«, sagte sie.

Im Taxi nickte sie ein. Das war Schlaf als Verteidigung, die Art Schlaf, die nach einem Frühalarm kommt oder vor Begegnungen mit unangenehmen Klienten. Sie wachte in der Klinik auf und ging benommen zu einem Lift.

Warum komme ich immer noch? fragte sie sich. Helen erwartet es nicht einmal mehr. Ist es, weil wir vielleicht unsere Beziehung beendet hätten, wenn man nicht den Krebs bei ihr diagnostiziert hätte? Habe ich mich in etwas hineintheatert, das wie Liebe aussieht, nur weil sie bald sterben wird?

Der Lift klingelte, als sie das Stockwerk erreicht hatte. Sie stolperte hinaus und wäre beinahe hingefallen. Selbst meine eigenen Füße versuchen mich fernzuhalten, dachte sie.

In Helens Raum war die Deckenbeleuchtung eingeschaltet. Poly steckte den Kopf durch die Tür und sah eine Ärztin an jeder Seite des Bettes. Die

hatten Helens Nachthemd hochgeschoben, um die Geschwulst anzusehen. Als sie Poly bemerkten, nickten sie ihr vage zu und redeten weiter miteinander.

Die medizinische Bezeichnung lautete Typ II Teratokarzinom. Äußerlich glich es einem bösartigen Teratom, einer ziemlich seltenen Art Krebs, die Keimzellen in Eierstöcken und Hoden befiel. Teratome produzierten spezialisierte Gewebe — Haut, Haar, manchmal sogar Zähne. Aber Teratome waren bloß Krebs, und die meisten Krebse hatte man heute unter Kontrolle, mittels Strahlung, Chemotherapie und Beta-Karotin.

Die neuen Tumore reagierten auf keine dieser Standardtechniken. Als die Pathologen sie untersuchten, fanden sie etwas, das sie nie zuvor gesehen hatten. Das neue Virus — sie waren ziemlich sicher, daß es sich um ein Virus handeln mußte — war noch spezialisierter als ein Teratom. Manchmal erzeugte es Nierenzellen, manchmal Leberzellen. Eines erzeugte einen beinahe funktionsfähigen, Hormone abgebenden Eierstock im Hodensack eines Patienten. Aber am liebsten produzierte es Hirnzellen.

Die Patienten nannten es T-2. Manche sagten auch Tea for Two. Angenehmer, als es jeden Tag beim richtigen Namen nennen zu müssen: Krebs.

Durch die dünne, gelbstichige Haut an Helens Hüfte konnte sie die Windungen und Ausbuchtungen des Tumors sehen. In wenigen Tagen, vielleicht einer Woche oder höchstens zwei, würde es ihre Leber vergiften und ihre Eingeweide perforieren, und sie würde sterben.

Eine der Ärztinnen zog das Nachthemd über die Schwellung und lächelte. »Tut mir leid«, sagte sie, und Poly lächelte mechanisch zurück. Die Ärztinnen gingen und Poly fragte sich, wie sie es aushalten konnten, den Anblick von Muskeln, die vor Schmerz zusammengekrampft waren, den Gestank der abgestandenen Fürze und Antibiotika, das Geräusch von Menschen, die hilflos im Dunkeln weinten.

»Wie geht es dir?« fragte sie Helen.

»Super«, sagte diese. »Hundertundzweiprozentig.«

Poly scharrte unbehaglich mit den Füßen. Sie konnte das nicht witzig finden, sei es nun schwarzer Humor oder anderer, jede Anspielung schien ihr geschmacklos und grausam. Sie erinnerte sich an einen Besucher in der Cafeteria, der ein T-Shirt getragen hatte, auf dem ›Auch Karzinome brauchen Liebe‹ stand. Unter den Worten befand sich die Zeichnung des

scheußlichen mutierten Herzens, das sie aus dem Bauch einer Frau geschnitten hatten.

»Im Ernst«, sagte sie.

»Okay. Keine Schmerzen. Wie geht's mit der Arbeit?«

»Hab was für Vogue gemacht. Das neue Zeug von Versace. Hübsche Sachen.«

Helen nickte und schloß die Augen. Ihr ursprünglich blondes Haar sah grau aus und Schatten zogen lange vertikale Linien über ihr Gesicht. Auf der rechten Seite ihrer Stirn war ein gelbbrauner Fleck.

»Dein Kopf ...«

»Nichts«, sagte Helen und fuhr mit den Fingern zu dem Bluterguß, berührte ihn aber nicht.

Poly dachte an die Roboter, mittlerweile zurück auf dem Weg ins Lager, ihre klaren kalten Linien, ihre Körper, die keine Blutergüsse kannten, niemals alterten, keinen Krebs bekommen konnten. »Was ist denn passiert?«

»Ich bin ... schlafgewandelt.«

»Schlafgewandelt?«

»Das kommt vor. Bei dieser Krankheit. Bei... dieser Art Tumor.« Zum erstenmal bemerkte Poly jetzt die von der Seite des Bettes herabhängenden Lederriemen. »Helen, ich ...«

»Nein.«

Die Stille war, als könnte sie ewig dauern.

»Du bist müde«, sagte Poly schließlich.

»Ja.«

»Ich werde gehen.«

»Dank dir ... fürs Kommen.«

Poly drückte ihre Hand. Sie war kalt, welk, mit Altersflecken übersät. Ich bin keine Hilfe, dachte Poly. Sie will nicht, daß ich herkomme. Weil sie die Krankheit hat und ich nicht, und wir können deshalb nicht einmal mehr miteinander reden.

Im TV tanzten die Roboter. Poly ließ ihn eingeschaltet und ging in der Wohnung umher, stellte die Möbel zurück, die an die Wände geschoben worden waren, und stellte die Kameras und Computerkonsolen in ihre Schränke. Alles wurde weggeräumt, dann waren da wieder die weißen Wände, die Hartholzfußböden und die kalte antiseptische Luft.

Sicherheit, dachte sie bei sich. Alles wieder unter Kontrolle. Sie steckte Essen in den Mikrowellenherd und betrachtete die TV-Sendung, wobei sie sich sagte, sie erforsche hier etwas. Sie wußte, daß die Bewegung der leuchtenden Körper sie zu hypnotisieren begann, aber die eigentliche Bedeutung der Geschehnisse blieb gerade außerhalb ihrer Reichweite. Als das Telefon läutete, nahm sie ab, ohne den Blick vom Fernseher abzuwenden.

»Ich bin's, Sy.«

»Und?«

»Ich bin im Lager. Du kommst besser mal her.«

»Warum? Stimmt was nicht?«

»Du schaust es dir besser selber an.«

Drehung. Beugung. Ein Knie knickt ein, streckt sich wieder. Ein Arm ausgestreckt, die andere Schulter zuckt. Schlurfschritt. Drehung. Kein Rhythmus. Keine Synchronisation. Kein erkennbares Muster. Aber irgend etwas war doch schon da, etwas wie die kaum erkennbare Menschlichkeit von Zwölftonmusik.

»Meine Güte«, sagte Poly.

»Ich brachte gerade den letzten herein, da fingen sie an.«

»Das können sie doch nicht von selber tun, oder?« Sy schüttelte den Kopf.

»Wer steuert sie dann?«

»Ich habe schon alles gecheckt. Hab keine Übermittlung feststellen können. Weder hier drinnen noch draußen.«

»Aber was bringt sie dann dazu?«

Die vorwärtsstoßende Bewegung einer gleißenden Metallhüfte sah aus wie eine sexuelle Drohung. Poly wollte wegsehen, konnte es aber nicht. Ich hätte das nicht nachahmen sollen, dachte sie. Es ist fremd, ja, bedrohlich, aber auch irgendwie rein. Dieser Tanz gehört dem, der ihn steuert.

Wer auch immer das sein mag.

»Keine Ahnung«, sagte Sy, »vielleicht weiß es überhaupt niemand.«

»Wie ist es mit den anderen? Denen im Fernsehen? Manche von denen wurden doch hier in der Nähe aufgenommen, oder?«

»Ja, ich glaube schon.«

»Wo?«

»In Clubs. Irgendwo downtown. Zum Beispiel im ›The Licks‹. Und anderswo.«

Sie ging zur Tür.

»Hey? Und wenn die auch nichts wissen?«

»Jemand weiß Bescheid.« Jemand würde es erklären können, ein Schubfach angeben, wo man die Sache unterbringen konnte, ein Wort dafür haben, das ihr einen Zugang, ein Begreifen gestattete.

»Und was wird aus ... aus denen hier?« fragte Sy.

Ein glattes stählernes Gesichtsoval schien sie anzustarren. Der Kopf nickte leicht, rätselhaft, und dann drehte der Körper ihn wieder weg.

»Laß sie einfach«, sagte sie.

Die Gehsteige des Geschäftsviertels kochten über vor Leben. Neonlicht wurde von spiegelnden Gläsern gestreut und fleckte die schmutzigen weißen Roben der Shayker. Die paar Meter vom Taxi bis zur Eingangstür des Clubs mußte sie sich einen Weg durch so viele von ihnen bahnen, daß es ihr schien, als seien es Hunderte. Ihr gefüttertes Jackett schützte sie gegen ihre Ellbogen und Schultern.

Das Licks war innen beinahe so dunkel und belebt wie die Straße, aber Rauch und Bierdunst und der Geruch von Amylnitrat machte die Luft zum Schneiden dick. Auf der Bühne tanzten fünf Roboter, von denen einer das Warnzeichen für Radioaktivität trug. Aus den riesigen Lautsprechern dröhnte computererzeugte Zwölftonmusik. Polys Magen drehte sich. Ihre Augen brannten. Sie schaute sich nach jemandem um, der sich unter Kontrolle hatte. Die beiden Barkeeper trugen volles Noh-Make-up, ihre Gesichter waren ausdruckslos und schlaff. Der einzige andere Angestellte, den sie sehen konnte, war ein magerer Junge in einem ärmellosen T-Shirt, der in einer gepolsterten Kabine saß und Licht und Bänder bediente.

Sie mußte über die Tanzfläche, um zu ihm zu gelangen. Der kleine offene Raum war überfüllt von ausgeflippten Shaykern und dumpfen Spießern, die Füße auf den Boden gepflanzt, die Körper in einem gemeinsamen Rhythmus schwingend.

Sie schaffte es und klopfte gleich darauf an die Scheibe der Kabine. Der magere Junge starrte zu ihr herunter, den Mund von einem schwarzen Sprechgitter verdeckt.

»Kann ich dich was fragen?« schrie sie.

Die Augen sahen sie ausdruckslos an, dann verschwanden sie. Eine Tür öffnete sich seitlich an der Kabine und sie quetschte sich hindurch. Innen war weniger Platz als auf einem Flugzeugklo. Der Junge saß auf einer Leiter, die zu seinen Armaturen hinaufführte. Seine Knie waren in der Höhe von Polys Gesicht.

»Die Roboter«, sagte sie. »Wer steuert sie?«

Die Lippen des Jungen bewegten sich, aber sie konnte ihn bei all dem Lärm nicht verstehen.

»Was?« schrie sie.

»Niemand«, wiederholte er. »Kein Sender. Nichts. Die Bullen haben nachgesehen. Zwei-, dreimal. Nichts.«

»Woher kommen sie? Wie kommen sie hierher?«

»Sie laufen. Jedesmal andere.«

»Und warum hier?« Der Junge zuckte die Achseln. »Bist du vom TV?«

»Nein.«

»Magst du ’ne Nase aufziehen?«

»Nein, danke.«

Sie zwängte sich wieder aus der Kabine. Von ihrem Platz aus konnte sie die glasigen Augen und offenen Lippen der Menge sehen, die hin und her schwankte.

Wie ein meschuggener religiöser Kult angesichts seines Propheten, dachte sie. Oder wie Schlafwandler.

Schlafwandler!

Als ihr klarwurde, wohin ihre Gedanken gingen, fühlte sie, wie ihre Hände und Füße kalt wurden.

Der Haupteingang der Klinik war versperrt, also ging sie durch den Notfalleingang hinein. Niemand hielt sie auf.

Helens Zimmer war dunkel. Poly ließ die Gangtür offen, damit ein Lichtstrahl ins Zimmer fiel und zog leise einen Stuhl an die Seite des Bettes.

Helen schlief. Ihre Fingerspitzen zuckten in einer Art Krampf. Ihre Hände waren mit den Lederriemen fixiert. Selbst durch das Laken und das Nachthemd konnte Poly die Schwellung des Tumors sehen.

Sie nahm den Briefbeschwerer aus ihrer Jackentasche. In der Dunkelheit des Zimmers waren die winzigen Sonnensegel in seinem Innern

bewegungslos. Poly saß und wartete. Doch sie wagte kaum zu atmen, während sie den Briefbeschwerer direkt über das Karzinom hielt.

Ein neues Spielzeug, dachte sie. Komm schon! Komm, spiel damit! Ich bitte dich darum.

Ihre Augen taten ihr weh, so angestrengt starrte sie. Sie blinzelte zweimal. Besser wäre natürlich, es zeigte sich, daß ich mich irre. Ich würde mich wie eine Idiotin fühlen, könnte aber wenigstens heute nacht ruhig schlafen.

Ganz langsam begannen sich die Sonnensegel zu drehen.

Poly schaute weg und wieder hin.

Die Segel drehten sich, schneller und schneller. Die kleine Kuppel in Polys Hand begann zu vibrieren. Ihre Zähne sanken in ihre Unterlippe, bis sie Blut spürte. Die Segel waren nur noch ein wirbelnder grauer Fleck in der Kuppel.

Dann kam Helens Kopf hoch, die Augen öffneten sich, eine klauenartige Hand riß sich von dem Lederriemen los und griff nach dem Briefbeschwerer. Die Augen waren nicht die von Helen. Etwas Blindes, Taubes und schrecklich Fremdartiges versuchte, aus ihnen herauszusehen.

Polys Mund öffnete sich zu einem Schrei, er drang aber nicht heraus.

Die Hand entriß ihr den Briefbeschwerer. Poly sah zu, wie die Finger sich um das Ding schlossen und es zusammendrückten, bis es implodierte und kleine Glassplitter durchs Zimmer flogen.

Sie zuckte vor dem Geräusch zurück und das genügte, um den Kontakt mit diesen schrecklichen Augen zu unterbrechen. Sie sank vom Stuhl und geriet mit den Händen und Knien in die Glassplitter. Dann rannte sie.

Sie saß auf ihrer Couch, auf dem Tischchen neben ihr stand unberührt ein Drink. Das Blut aus den Schnitten an ihrer Hand war geronnen. Sie saß und schaltete von einem Kabelkanal auf den nächsten.

Ich kann es nicht beweisen, dachte sie. Aber es ist die Wahrheit. Sie dachte an all die Patienten in den Kliniken, an die Krebshirne, die in ihnen wuchsen, Gehirne ohne Augen, ohne Münder, ohne Arme, Beine oder Stimme. Gehirne, die ohne Hände nach Körpern griffen, die sie kontrollieren konnten, Chromstahlkörper, die weit länger leben würden als ihre paar Wochen schwachen Bewußtseins. Körper, die ewig leben würden. Sie drückte auf die Fernbedienung und ihre Hand verkrampfte sich so, daß die Knöchel weiß wurden vor Anspannung.

Auf dem Bildschirm tanzten die Roboter.

Originaltitel: ›Dancers‹
Copyright © 1988 by Lewis Shiner
(Ersterscheinungsort unbekannt);
mit freundlicher Genehmigung des Autors
und der Agentur Utoprop, Hamburg
Copyright © 1990 der deutschen Übersetzung
by Wilhelm Heyne Verlag, München
Aus dem Amerikanischen übersetzt von Kurt Bracharz

»R. Boots«
Ein Drama
in drei Akten

Personen:

Talus (Tal)
Galataea (Gal)
R. Boots
Rom
Ram
Bit
Byte
Goto
Gosub

1. AKT

[*Vor der dramatisch beleuchteten Bühne ist auf einem Podest ein Gehirn aufgebaut, das durch Drähte mit Buchsen am Fuße des Podests verbunden ist. Es schwimmt in einer klaren Lösung und lebt, wie anhand der Zuckungen zweifelsohne zu erkennen ist. Es wendet sich mit elektronisch-synthetischer Stimme ans Publikum.*]

Softkameraden! Ich möchte heute vor der eigentlichen Darbietung ein paar Worte an euch richten. Willkommen im 24. Jahrhundert! Ich bin euer Kind, obwohl ich schon über tausend Jahre alt bin. Hi, Mom. Hi, Dad. Hallo Cousinen und Cousins. Erkennt ihr mich nicht?
[*Lachen. Der Synthesizer ist nicht gut im Lachen, und was er hervorbringt ist eine furchterregende Nachbildung von herzhaftem weiblichen Gelächter.*] Ich bin's, Margaret!

Tja, sie haben mich hier eingelegt in diesem Saft. Totale Kontrolle. Keine Wellen. Was echt schade ist. Würde gern body-surfen. Wenn ich'n Body

hätt. Bodysurfing, wißt ihr noch? Zählst die Wellen ab. Jede dritte ist surfbar. Fängst an zu schwimmen, bevor die Welle dich kriegt. Willst auf dem Kamm sein, wenn sie sich bricht. [*Sie produziert Brandungsgeräusche.*] Da kommt sie, bäumt sich auf, daß du die Sonne nicht mehr siehst. Wart, wart noch ... JETZT! Schwimm, was das Zeug hält! Rauf auf den Kamm! Ahh, so ist's recht. Rumms! Trägt dich mit hundert Meilen pro Stunde zum Strand, trägt dich ganz her, bis dir der Kies und die Muschelschalen den Bauch zerkratzen und Sand durch den Badeanzug rieselt ins Du-weißt-schon, wo's am dollsten kitzelt.

Manchmal kommst du auch vor die Welle. Vielleicht war dein Timing schlecht oder du hast dich austricksen lassen von so'ner raffinierten Doppelwelle, weißt schon, wo sich hinterm ersten Wellenkamm eine zweite Welle versteckt, und du schwimmst, stopst, schwimmst wieder, aber zu spät. Und du merkst, du hast den richtigen Punkt verpaßt, den wahnsinnig kritischen Punkt und — herrje — schaust über die Schulter zurück und die Welle verdeckt den Himmel, um jeden Moment auf dich niederzusausen als Hand des Riesen, als dein Schicksal, deine finstre Zukunft, wie du sie dir nie erträumt hättest. Schnell, Maggie, hol Luft, du willst nicht absaufen! Du denkst an den Cousin Angelo. Wurde, schon gebleicht und aufgedunsen, eine halbe Meile weiter drunten am Strand angespült, und Auntie Krista wurde nie mehr die Alte. Und jetzt bist du dran; hat dich schlimm erwischt. Es wirbelt und schüttelt dich, reißt dich hinunter, schlingt dir die Beine um den Hals. Ja, du ersäufst! Du kannst die Luft keine Sekunde länger anhalten. Sag der Sonne adieu, Meg! Ey, hätt ich Kenny nur mehr fummeln lassen nach der Party letzte Woche.

Das ist dein Tod, und dir wird ... angst und bange!

Aber wenn dir das Salzwasser in die Nase schießt und du dir den Bauch aufschürfst, läßt dich die Hand endlich los und setzt dich, diesmal sachte, auf die Knie ab. Und ringsum stehen diejenigen, die mehr Glück hatten und die Welle perfekt erwischten und über dich hinwegdüsten oder schon wieder hinausmarschieren, der nächsten entgegen. Niemand weiß, daß du gestorben und im Naß wiedergeboren bist, obwohl die Knie bluten und das Top zerrissen ist. Ein Träger hängt herab, und der linke Busen schaut raus, voll mit der Brustwarze, und die Jungs am Strand reißen die Augen auf und lachen und schütteln die Hand und pfeifen dir nach.

Also steigst du hinaus zur nächsten Welle, nachdem du den Träger wieder über die Schulter gezogen hast. Du atmest wieder langsamer, fühlst dich

noch ein bißchen verlassener, aber bist auch, was seltsam ist, ein bißchen glücklicher.

Leute, ich wünschte, ich könnte euch sagen, das sei eine Metapher. Für mich. Fürs Menschsein. Was wohl dasselbe ist. Aber vermutlich ist es nur eine Synapse, die oben im Großhirn feuert. Ihr seht sie, die hellrote. Sieht aus wie eine Christbaumkerze. Aber für mich ist's vorbei mit dem Bodysurfen. Was soll's? Warum schalten sie mich nicht einfach ab? Gönnen mir Ruhe.

Muß gehn. Seh die nächste Welle kommen.

Wenigstens brauch ich mich nicht mehr ums Rosten zu kümmern.

2. Szene

[*Wir sind in Turing 27 in ferner Zukunft. Vier Wände eines zentralen hexagonalen Raumes münden in weitere hexagonale Räume. Nur die beiden seitlichen sind zu sehen, während die Türen zu den anderen auf die Bienenwaben-Bauweise von Turing hindeuten, einem der Provens, einer dem Untergang geweihten Kolonie, wo diese leben. Die Raumwände sind hyperkomplex mit bunten Drähten und Blitzlichtern überzogen, und ein großer Videobildschirm und Stecker und eine verwirrende Auswahl von High tech-Gerät bedecken die weißen Wände. Die Wirkung ist friedlich steril, nackt, klinisch. Wie eine Platine von innen.*

Vor Öffnung des Vorhangs spielt Musik, Swing von Tommy Dorsey. Kleine Kameras wie in einer Bank verfolgen die Handlung droben von den Raumecken.

Der Vorhang geht auf. Zu sehen sind TAL *und* GAL*, die einen glitzernden, metallischen hexagonalen Tisch begutachten, der festlich für sechs Personen gedeckt ist.* TAL *ist gekleidet wie ein Arzt,* GAL *wie eine Krankenschwester.*]

TAL: Dreitausend Jahre!

GAL: Was für ein Geburtstag!

TAL: Kommt einem vor wie erst gestern.

GAL: [*schaut zum Tisch*]: Finden alles recht so?

GAL: Ich habe alle Videos im Archiv gecheckt. Besser geht's nicht. Es ist erstaunlich, wie schwer man an die Details rankommt. Wohin zum Beispiel das Salatbesteck kommt, ob in oder auf den Salat.

GAL: Stell dir vor, Blätter essen, die im Dreck wachsen.

TAL: Ist’n Wunder, nicht? Die Biologie, meine ich.

GAL: Kriegt man nicht mehr zu sehen, was?

[*Sie lachen mehr oder weniger mechanisch.*]

TAL: Die Alte könnte uns aus der Patsche helfen, wenn sie wollte.

GAL: Aber sie will nicht. Was so'n echter Fleischfresser ist ...

[*Sie sehen einander an.*]

GAL und TAL: Äh! [*Sie lachen wieder wie eben.*]

GAL: Es sind noch exakt sechzehn Komma vier zwo Sekunden.

[*Sie hören innerlich zu zählen auf und blicken zur Tür im Hintergrund der Bühne.*]

TAL: Wie seh ich aus?

GAL: Wie im Holo.

TAL: Ben Casey, General Hospital Sankt Irgendwo, Marcus Welby, Feldlazarett, Notaufnahme ...

[*Sie warten schweigend vier Sekunden lang, wobei sie wieder zur Tür blicken, durch die dann* RAM *und* TOM *kommen, die als Polizist beziehungsweise Politesse verkleidet sind, und* BYTE *und* BIT*, die Cowboy-respektive Cowgirlkluft tragen. Jeder hat eine Knarre.*]

RAM und BYTE: Dreitausend Jahre!

ROM und BIT: Was für ein Geburtstag!

RAM, ROM, BIT und BYTE: Kommt einem vor wie erst gestern!

[*Alle lachen — zumindest hört es sich danach an.*]

RAM: Wie seh ich aus?

BIT: Toll erwischt, sämtliche Daten.

RAM: Kojak, LAPD, Hill Street Blues, Streets of San Francisco ...

BYTE: Wie seh ich aus.

ROM: Wie in den Original-Holos!

BYTE: Bonanza, Gunsmoke, The Lone Ranger...

[*Alle sehen einander eine Weile an.*]

GAL: Rufen wir Boots, okay?

TAL: Ja, es wird Zeit, daß wir anfangen. [*Ruft durch die Tür, linke Bühne*] Boots, es ist soweit!

[*Es tritt* ROBERTA BOOTS *auf, eine Roboter-Hausfrau mit einem stilisierten Menschengesicht. Ihre Bewegungen sind steif, die Sprache ist mechanisch. Sie trägt Spitzenschürze und Haube einer viktorianischen Zofe, welche albern wirken am metallenen Körper. Sie tritt auf mit einem Tablett voller Vorspeisen.]*

BOOTS: Sie haben gerufen, Sir?

TAL: Es wird Zeit, daß wir anfangen. Bitte bediene unsre Gäste.

BOOTS: Jawohl, Sir. [*Sie geht um den Tisch und hält allen Gästen das Tablett hin, die ihren Auftritt gespannt verfolgen.*

RAM: Herrlich, es klappt. Hast es toll hingekriegt dieses Mal.

TAL: Nun, ich hab ein ähnliches Programm aus dem Archiv geholt und nur leicht modifiziert. Kommen mit jedem Jahr der Sache näher, was?

RAM: Hat die Alte geholfen?

TAL: Kein bißchen. Mag dergleichen nicht besonders, schätze ich.

ROM: Man weiß nie, was in dem alten Hirn vorgeht.

[*Alles lacht.*]

TAL: Ja, die Gute ist neuerdings empfindlich.

[*Mittlerweile hat* BOOTS *die Runde gemacht und die Vorspeisen an die versammelten Gäste verteilt, indem sie jedem Gast der Reihe nach Vorspeisen reicht, bis das Tablett leer ist. Die Gäste freilich behalten die Vorspeisen aufeinandergestapelt in der Hand.* BIT *hat sichtlich Mühe, Balance zu halten und kämpft einigermaßen krampfhaft mit dem Stapel. Schließlich drückt sie die Vorspeisen ineinander, um sie weniger widerspenstig zu machen, und schaut zufrieden drein, als hätte sie ein Problem gelöst.*]

BIT: [*im Vertrauen zu* RAM]: Was haben die nur damit getan?

RAM: Gegessen.

BIT: *Gegessen?*

ROM: Verspeist, verwertet. Verdauungskanal. Innerer Schlauch. Ewige Windungen.

BIT: Und wie haben sie geredet. Ich dachte, auf Parties wurde hauptsächlich geredet?

GAL: Wir wissen noch so wenig. Tal stößt Jahr für Jahr auf neue Details. Er hat sich den Spuren gewidmet, deren Entschlüsselung dazu beitragen mag, daß wir sie besser verstehen. Sicherlich verkompliziert das die Sache, aber daran, wie sich die Feiern verändert haben, sieht man, wieviel wir dazugelernt haben. Im Laufe der Jahre.

BIT: Im Laufe der dreitausend Jahre!

[*Alle andern drehen sich ihm zu wie auf ein geheimes Signal.*]

BYTE, TAL, GAL, RAM und ROM: Was für ein Geburtstag!

ALLE: Kommt einem vor wie erst gestern! [*Sie lachen wieder.*]

RAM [*greift den Faden wieder auf*]: Nehmt beispielsweise diese Vorspeisen.

BIT [*sauer*]: Hab ich. Gleich mehrere.

RAM: Seht euch mal an, wie kunstvoll sie gefertigt sind. Wunder der Technik.

BIT: Nun, ich finde Polygone nicht uninteressant. Und die Farben sind recht verblüffend.

RAM: Und diese primitive Musik.

TAL: Die einer gewissen Symmetrie nicht entbehrt, was?

RAM: Man muß wohl zugeben, da haben sie es am weitesten gebracht. In der Musik.

GAL: Und in der Mathematik.

ROM: Und Computerei.

[*Alles lacht über diesen Scherz.*]

TAL [*durch die Gespräche der andern*]: Boots! Cocktails!

BIT [*etwas gereizt*]: Was sollen diese Übungen nur? Die Vergangenheit ist vorbei und erledigt.

RAM: Aber wir sind aus ihr hervorgegangen. Alles, was wir sind, hat seine Ursprünge bei den alten Soften. Wir sind quasi ihre Fortsätze. Der nächste logische Schritt der Evolution. Daß wir sie verstehen, hat seine Berechtigung.

BIT: Inwiefern? Wir haben es weit gebracht, weil wir nach vorne geschaut haben, nicht nach hinten. Kolonien auf der andern Seite der Galaxis! Wir verstehen das Gefüge des Universums, den Stoff, der den Stoff darstellt, aus dem die Atome sind, und die Kräfte, die die Kräfte binden, welche jenen Stoff binden.

ROM: Oh, wie lieb ich solche technischen Gespräche!

RAM: Weißt du Tal, damit hat sie recht. Wir haben die Erde kultiviert und wieder zum blühenden Garten bestellt. Wir haben erloschene Gene nachgebaut und längst ausgestorbene Spezies freigesetzt ...«

[BOOTS *macht mit Tabletts die Runde, auf denen Gläser mit farbigen Flüssigkeiten stehen. Sie unterbricht* RAM, *indem sie ihm ein Glas reicht.*]

RAM: Danke, Boots. Schaut unsre Provens an. Perfektion der Architektur. Klinke dich ins Link ein und sehe alles, was es ist, alles, was es hergibt, alles, was es weiß. Schönheit! Veränderliche, schillernde Vollkommenheit!

BIT: Im Gegensatz zu den Alten. Veränderliche Unvollkommenheit.

ROM: [*geflüstert*]: Ein Esel schilt den andern Langohr.

BIT: Was?

ROM: Eine alte Redensart. Keine Bange.

TAL: Eine interessante Frage.

BYTE: Was?

TAL: Ob etwas Vollkommenes hervorgehen kann aus etwas, das unvollkommen ist.

[*Mittlerweile hält jeder Berge von Vorspeisen in der einen und ein Glas in der andern Hand.*]

BIT: Ich würde meinen, die Antwort liegt auf der Hand, selbst für einen Philosophen.

TAL: Man sieht, was die Spezialisierung gebracht hat. Ich bin Archäologe, Gal ist Futurologe, Bit ist Logiker und Byte Kybernetiker, Ram ist Physiker und Rom ... Nun, was bist du, Rom?

ROM: Ich stelle Verbindungen her. Interdisziplinär.

TAL: Nun, ich meine, es gibt an sich keine Verbindungen mehr.

BYTE: Zu viel Rauschen in der Leitung.

ROM: Du sagst Kartoffel, und ich sage Katoffl.

BIT: Das Link versteht alles.

TAL: Jetzt hörst du dich eher nach einem Theologen an, Bit.

BIT: Was ist das?

ROM: Ach, Schluß mit dem Gefasel.

TAL: Jemand, der Gott studiert hat.

[BIT *schüttelt lediglich den Kopf*]

GAL: Tal sagte mir, so was nannte man Konversation.

ROM: Ja, das, oder künstliche Intelligenz. [*Sie lachen.*]

TAL: Boots, Dinner! [*Wendet sich seinen Gästen zu und deutet einladend auf den Tisch.*] Wollen wir?

GAL [*jeweils auf den Platz zeigend*]: Byte, Bit, Ram, Rom, Tal und ich.

[*Alle nehmen ihre Plätze ein bis auf* TAL*, der an seinem Platz stehenbleibt.*]

TAL: Nun gibt es seit dem letzten Mal weitere Änderungen in dieser Phase. Jüngste Forschungen haben mir gezeigt, daß sie — und ich kann mir denken, wie ihr darauf reagieren werdet — daß sie alle gleichzeitig gesprochen haben.

BIT: Total ineffizient!

RAM: Parallelbetrieb quasi. Wußte gar nicht, daß sie dazu imstande waren.

BYTE: Ineinanderverschachtelt? Timesharing? Über ’ne Art Magnetblasenspeicher? Stecken gewisse Möglichkeiten drin.

BIT: Woher hast du deine Daten?

TAL: Aus der sogenannten Komödie. Zwanzigstes Jahrhundert.

ALLE ANDERN [*wie auf ein verstecktes Signal hin*]: Das zwanzigste Jahrhundert!

BYTE: O ja, ich schrieb mal ein Program, das selbsttätig Komödien erfand. Die fünf Elemente der Komödie sind erstens: Verwechslung der Person. Zweitens: Maske und Verkleidung. Drittens: Lied und Tanz. Viertens: Verbindung von Gegensätzen. Fünftens: glücklicher Ausgang. Haltet danach Ausschau ...

ROM: Vergiß ›lustig‹ nicht.

BYTE: O ja. Sechstens: Lustig. Laterale Assoziation oder verquer gehende Kategorieverstöße sorgen für Überraschung. Regelbrüche arten zur Beinahe-Katastrophe aus. Systematisches Chaos. Verbund von Gegensätzen. Entropie.

TAL: Einer der Soften hatte eine gute Idee. Er meinte, Komödie komme von Leuten, die wie Maschinen handeln.

BIT: Das ist ja lächerlich.

[*Mittlerweile serviert* BOOTS *aus vollen Schüsseln. Während der folgenden Szene türmt sich das Essen auf den Tellern, von dem die Gäste tunlichst die Finger lassen.*]

TAL: Ich möchte einen Toast ausbringen.

RAM: Eine prima Idee.

BIT [*zu* RAM]: Was ist ein Toast gleich wieder?

ROM: Angebranntes Weißbrot.

TAL: Auf die alten Soften. Mögen ihre Daten immer beisammenbleiben!

ALLE [*erheben feierlich die Gläser*]: Auf die Soften!

ROM [*flüsternd*]: Oxymoron.

GAL: Nun, wollen wir’s versuchen?

BYTE: Wir alle zusammen, hm?

TAL: Ein interessantes Experiment. Angemessen. Theoretisch.

ROM [*auf die Kamera deutend*]: Fürs Protokoll.

[*Sie verstummen und sitzen steif auf ihren Plätzen. Dann setzen alle gleichzeitig zu folgenden Reden an*]:

BIT: Eine der wichtigsten Junkturen, die Behauptung, ist die Kontraposition des zweiten Teils, in diesem Fall eines vorhergehenden

Korrelativs des Originals. Nach Occam gelangen wir zu lediglich zwei Reduktionen: Entweder A oder B oder C in Anwesenheit von JB oder A oder B oder C in Abwesenheit von JB, was wiederum die ursprüngliche Kontraposition entkräftet. Logik ist die Wurzel. Logik hält uns die Position. Das Leben, wie wir es kennen, ist nur ein Abklatsch von Logik.

RAM: Die Soften glauben an Partikel, Wellen und Felder. Unmittelbar vor der Entgleisung ihrer Wissenschaften entdeckten sie allmählich ein ungewisses Universum, das aus Quarks gefügt und durch Raum-Zeit-Dimensionen verknüpft war, die ihren Sinnesbereich und ihre Mathematik überschritten. Jetzt wissen wir, daß es elf Dimensionen gibt, und die unitäre Beschaffenheit von Energie und Masse verstößt gegen die klassischen mechanischen Gesetze der Unumkehrbarkeit. Die Quelle offensichtlicher Ordnung ist der Informationsfluß, der Quanten in keineswegs gleichgewichtiger Fluktuation bindet.

ROM: Soft-Linguisten glaubten an eine universale, festverdrahtet in den menschlichen Cortex eingebettete Grammatik. Aber sie blieb unauffindbar. Sätze zergliedern und aufs Wesentliche reduzieren. Wir haben die Geheimnisse der Grammatik entbehrlich gemacht dank unsrer codierten Kommunikation, die gründet auf eine reduzierte binäre Mathematik der Booleschen Algebra. Obwohl dieser Code sich von der natürlichen Sprache insofern unterscheidet, daß er alles Überflüssige und Uneindeutige eliminiert, können wir jede dieser antiquierten Funktionen imitieren.

GAL: Der Futurologe reduziert die Wahrscheinlichkeit zur Gewißheit. Unsre unbegrenzte Lebensspanne — soweit keine Materialermüdung vorliegt — erlaubt uns, kommunale Aktivitäten über das Link auf utilitaristische Ziele zu konzentrieren: die Einrichtung eines intergalaktischen Kommunikationsnetzes, die Kultivierung einer biochemischen Ökosphäre, die Perfektionierung des genetischen Codes, die Optimierung des Informationsstroms. Hierbei leitet uns ein Ideal, das unsern Erfolg garantiert: die Entropie reduzieren, aus dem Chaos Ordnung schaffen, das Link speisen, Wissen herauskristallisieren, bis das Universum erforscht und codiert ist. Wir haben eine strahlende Zukunft.

BYTE: Ich entwerfe Kontrolle und Kommunikation in allen Maschinen. Das ganze Universum ist eine Maschine. In Hardware eingebaute Logik ist nutzlos ohne Software. Maschinen gehorchen uns, indem sie Funktionen in Algorithmen übersetzen und Algorithmen in Befehle. *And, Or, Not, Doloop,*

Gosub, Goto, If, Then sind Bausteine des Lebens. Unser Ziel heißt Gewißheit. Wir fragen nicht: Sollen wir? Wir fragen: Wann ist es getan?

TAL: Ich erforsche die Reliquien, die im Link gespeichert sind in nahezu vergessenen Nischen. Ich sortiere den Datenmüll einer untergegangenen Zivilisation, der noch On-Line abgespeichert ist. Ich lerne die Vergangenheit kennen, damit GAL die Zukunft gestalten kann. Ich kenne die letzte Alte besser als sonst jemand, dennoch verstehe ich sie nicht. Es fehlt uns etwas, an das wir nicht herankommen. Obwohl wir sie über Epochen hinweg erhalten haben in ihrem Bad, haßt die Alte uns. Eines Tages werden wir ihr Gefasel richtig verstehen und damit transzendent.

[*Alle verstummen zugleich und erstarren, als würden sie über die Verlautbarungen nachdenken.*]

TAL: Hmmm. Nicht sehr befriedigend, was?

GAL [*ermutigend*]: Schien nicht ganz zu stimmen. Tal.

TAL: Eben, mir fehlte was.

BIT: Wie üblich.

GAL: Aber jedes Jahr kommen wir der Sache näher. Tja, eine simple statistische Projektion zeigt, daß ... [*Sie verdreht die Augen nach oben*] ... wir in nur fünftausendzweihundertundsechzehn Jahren plus oder minus ein Jahrzehnt das Ritual perfektioniert haben werden.

TAL [*verzweifelt*]: Obgleich die Vergangenheit mit jedem Jahr weiter abrückt. [*Er hebt die gespreizte Hand*.] Aber du hast recht. Man darf die Hoffnung nicht aufgeben. The Magic Triangle! [*Er bekommt einen innigen Blick.*] Boots!

[BIT, RAM *und* BYTE *sehen einander seufzend an.* BOOTS *kommt von rechts auf die Bühne.*]

BOOTS: Ja. Sir?

TAL: Abräumen. Wir müssen uns bereit machen für The Magic Triangle!

[BOOTS *räumt den Tisch ab, aber ihre mechanischen Bewegungen sind nicht fein genug für Silber, Porzellan, so daß es ordentlich klappert. Sie stapelt übervolle Teller aufeinander, bis sie einen ganzen Turm hat. Sie geht links ab, öffnet einen Schrank in ihrem Zimmer und kommt wieder mit einem rollenden Eimer, in den sie den Geschirrberg fegt.*]

TAL: Vorsicht damit, Boots. Lauter Antiquitäten.

[*Sie schmettert einen letzten Teller in den Eimer*.]

BOOTS: Bedaure, Sir.

ROM: Das ist mir der liebste Teil.

BYTE: Hatten wir schon des öfteren. Aber ich finde es unlogisch, ganz extrem unlogisch.

ROM: Tal sagt, es reicht zu den Wurzeln des Verhaltens der Soften zurück. Der Quelle ihrer erstaunlichen ...

BYTE: Irrationalität.

ROM: Wenn du willst.

GAL: Tal spricht von Magie.

BYTE: Dieser Begriff ist ohne Bedeutung.

[*Mittlerweile stecken* RAM *und* BIT *im Hintergrund der Bühne die Köpfe zusammen und tuscheln über ihre Pläne für das bevorstehende Szenario, wobei sie einen recht intimen Eindruck erwecken.*]

ROM: Schaut euch die an. Beginnen den Béguine.

BYTE: Selbst Logik kann benutzt werden zur Simulation von Unlogik. Man braucht nur ein beliebiges Element in eine größere Struktur einzubauen.

GAL: Von beliebig kann keine Rede sein. Hier ist ein Muster am Werk. Ein Muster für sämtliche Zukünfte. Daran bauen sie schon lange.

BYTE: Ja, das ganze Jahr.

[BYTE *nimmt* ROM *am Arm und führt sie nach hinten, wo sie* RAM *und* BIT *zu belauschen versuchen.* RAM *und* BIT *sehen sie näherkommen und kommen nach vorne, wo wir sie hören können.*]

BIT [*die* RAMS *Kostüm streichelt*]: Oh, aber ich mag's in Uniform.

ROM |*zu* BYTE]: Sie mag Uniform, meint sie.

RAM [*zu* BIT]: Findest es öde.

BIT: Du etwa nicht nach dem x-tausendsten Mal?

RAM: Wir kriegen jedesmal mehr heraus. Es tut sich was.

BIT: Wenn auch nur ganz allmählich. Komm schon, Ram, wünschst du dir nicht manchmal, wir könnten ... Was weiß ich. Ausbrechen und was echt Unprogrammiertes tun.

RAM: Du meinst heut' abend? Das würde den Abend retten.

BIT: Das ist ja das Schlimme daran, nicht? Wir sind dichter programmiert denn je. Darum bin ich so'n furchtbarer Chip. Ich möchte einen neuen Schaltkreis bauen. Vorzugsweise mit dir.

RAM: Gefällt mir, dieses Unterprogramm.

BIT [*leicht verführerisch*]: Echt? Noch besser gefällst mir du.

RAM: Echt?

BIT: Mach nicht so'n erstauntes Gesicht. Das kränkt.

RAM: Was ist mit Byte?

BIT: Der ist der ödeste Typ hier.

RAM: Was täten wir ohne ihn? Er hält auf seine Art alles am Laufen.

BIT: Du hast keine Ahnung, wie das ist.

[*Während dieser Unterhaltung ist* BYTE *immer näher zur Tür gerückt, die in ihr Hex führt.*]

RAM: Mann, ich habe Byte immer bewundert.

BIT: Oh, kapierst du nicht. Ich will halt mit dir interfacen.

RAM: Tja, schätze, das wollt ich auch schon immer.

BIT: Heut' abend. Gleich jetzt.

RAM: Aber ...

BIT: Ich hab das Programm voll stehn. Die Algebra des Betrugs: Simplizität leimt Komplexität. Immer. Komm einfach mit!

[BIT *geht wortlos ab;* RAM *folgt in drei Schritten Abstand. Während der folgenden musikalischen Darbietung ist zunächst nichts zu hören aus dem Raum, aber wenn der Song dem Höhepunkt zustrebt, kommt immer heftiger werdende Action aus synthetischen Geräuschen, Schreien, elektrischen Funken in verschiedenen Farben, Stöhnen usw. aus* BITS *und* BYTES *Raum, die in einem komischen elektronischen Seufzer gipfelt, woraufhin es still wird.*]

ROM, TAL, BYTE, GAL: THE MAGIC TRIANGLE SONG

The magic triangle always worked
To excite the lower passions
For somewhere in the mainframe lurked
an animal cloaked in fashions.
CHORUS: Magic Triangle
Oooh, desire!
Terrible tangle
Set my core on fire!
[*Sie schmettern den Refrain übertrieben bewegt.*]
At the very least, realities
Of the civilizing kinds
Kept ancient bestialities
From driving them out of their minds.
But beneath that thin veneer of calm
A vulnerable heart kept thumping;

Altogether too much harm
Came from too much humping.
[CHORUS]
Wer’re replaced such foolishness
With proactive software sentinels
And before you mock our toolishness
think of your own genitals![1]

[RAM *tritt auf.*]

RAM: Wir konnten es nicht finden.

ROM: Du meinst, ihr habt was verloren?

[BIT *tritt auf.*]

BYTE: Was habt ihr gemacht?

BIT: Mit dem Link gesprochen.

BYTE: Quatsch!

BIT: Willst du das Link als Quatsch bezeichnen?

BYTE: Sollst mich nicht absichtlich mißverstehen.

BIT: Weiß nicht, was du meinst.

[*Während dieser ganzen Szene macht* BOOTS *mit einem Tablett die Runde und bietet den Gästen einen Aperitif an.*]

BYTE: Du weißt ganz genau, was ich meine, du ... du...

TAL [*der seinem Gedächtnis auf die Sprünge hilft und ihm zuflüstert*]: Nutte.

BYTE: Du Nutte!

ROM: Was für ein interessantes altes Wort. Nicht zu verwechseln mit *Niete*.

BYTE: Halt dich da raus! Es wäre nie so weit gekommen, wenn du Ram besser im Zaum gehalten hättest.

ROM [*ungerührt*]: Oder *Hure, Luder, Schickse* [wendet sich an BIT]. Nur Wörter, Darling. Wie *Dirne, Horizontale*.

BYTE: Ich mach dich kaputt! Reiß dir die Drähte raus!

TAL [*zu* GAL]: Ein Anachronismus! Ein richtiger Anachronismus!

BYTE: Ich lösch deine Platten! Verkorkse dich total.

ROM [*halblaut*]: Was haben wir noch? *Flittchen, H.w.G., Kokotte, Hetäre, Strichbiene, barmherzige Schwester, Schlitten, Rennpferd*.

[BYTE *zieht seine Knarre, fuchtelt damit durch die Luft. Er zielt auf* ROM, *dann auf* RAM, *dann auf sich. Schließlich aber schießt er auf* BIT. BIT

kreischt, woraus rasch ein Pfeifton durch Rückkopplung vom Mikro wird. Sie schwankt, fällt R. BOOTS *in die Arme.* BOOTS *fängt sie unbeholfen, aber im Reflex mit steifen Armen auf. Dann kippt sie durch* BITS *Gewicht um.* BITS *Glieder zucken wie ein Froschmuskel unter Strom. Alle verfolgen, merkwürdig still geworden,* BITS *Todeskampf. Die elektronischen Geräusche sollten fürs Publikum eben noch vernehmbar sein.*]

TAL [*tritt vor*]: Toll. Bestes Magic Triangle aller Zeiten! [BITS *Beine zucken wieder.*] Kommt, kommt, ihr müßt uns alle sagen, wie's gewesen ist. Ein außerordentlich erfolgreiches Experiment!

[BITS *Laute verwandeln sich allmählich in elektronisches Wimmern, Brummen, Zischen, Pfeifen und Rückkopplungsheulen wie ein altes Jimi Hendrix-Solo. Es klingt schaurig, gespenstisch, unmenschlich, aber durchaus nicht häßlich. Wie das Lied des Buckelwals.*]

RAM: Nun, das reicht schon. Du kannst wieder aufstehen, Liebes.

BIT [*das Heulen und Wimmern verklingt, während sie spricht*]: R-boot. R-boot. R-boot. [*Schwächer*] R-boot.

BOOTS [*gedämpft unter* BIT]: Haben Sie gerufen, Ma'am? Haben Sie gerufen, Ma'am. Haben Sie gerufen, Ma'am?

RAM: Da stimmt was nicht mit Bit.

GAL: Aber das ist ausgeschlossen.

[BYTE hält noch die rauchende Knarre und beobachtet das Geschehen aus dem Bühnenhintergrund.]

RAM [*bückt sich und mustert sie*]: Na so was, offenbar liegt sie ...

ROM: Im Sterben?

GAL: Aber das ist ausgeschlossen.

[BYTE *geht durch seine Tür im Bühnenhintergrund ab.*]

ROM: Exitus. [*Lacht halbherzig.*] Ha-ha.

RAM: Ja. Sie scheint echt tot zu sein.

GAL: Aber das ist ausgeschlossen.

TAL: Da stimmt was nicht. Wir haben mit Kräften gespielt, die unsern Horizont übersteigen.

RAM: Ach, reiß dich zusammen, alter Chip! Gal hat recht. Es ist ganz ausgeschlossen.

TAL [*sinkt schwer auf einen der Stühle und stützt den Kopf in die Hände; er zieht die menschliche Maske ab und enthüllt ein Robotergesicht*]: Vielleicht hatten sie wirklich was Unkontrollierbares an sich.

[*Alle andern — außer* BOOTS *— ziehen die Masken ab und enthüllen ein Robotergesicht*. BIT *tut einen letzten Zappler: Licht blitzt auf. Rauch quillt hervor. Licht aus.*]

BOOTS: Haben Sie gerufen, Ma'am?

VORHANG

Originaltitel: ›»R. Boots« A play in three acts‹
Copyright © 1988 by David Porush
(erstmals erschienen in ›Mississippi Review‹ 47/48,
Volume 16, Numbers 2 & 3;
University of Southern Mississippi, Hattiesberg, 1988);
mit freundlicher Genehmigung des Autors
und der ›Mississippi Review‹
Copyright © 1990 der deutschen Übersetzung
by Wilhelm Heyne Verlag, München
Aus dem Amerikanischen übersetzt von Reinhard Heinz

[1] auf deutsch etwa: SONG VOM MAGISCHEN DREIECK
Das magische Dreieck wirkt stets
als Auslöser niederer Gelüste,
denn irgendwo im Mainframe lauert
das mondän gewandete Tier.
REFRAIN: Magisches Dreieck
Oooh Verlangen!
Schreckliches Gewirr,
setz mein Innerstes in Flammen.
Immerhin verhinderten
die Gegebenheiten der Zivilisation,
daß alte Bestialitäten
sie um den Verstand brachten.
Aber unter dieser Tünche der Gelassenheit
schlug ein verletzbares Herz;
zuviel Bumsen
hat schon immer geschadet.
REFRAIN.
Wir haben diese Dummheit
durch proaktive Software-Sperren besetzt,
und bevor du unsre Kunstfertigkeit verlachst,
denk nur mal an deine Genitalien!

Tod ohne Stachel AG

»Tut mir leid, Mr. Leckesh«, sagte der Arzt und tippte nervös mit den Fingern gegen seinen Bildschirm. »Es gibt keinen Zweifel. Die Tests sind alle positiv.«

»Aber sicher kann man ...«, begann Leckesh. Seine Stimme war nur ein papierenes Flüstern. Er räusperte sich und versuchte es noch mal. »Ich meine ... können Sie mir nicht eine neue Leber einsetzen? Ich kann mir das Organ leisten, und ich kann auch den Chirurgen bezahlen. Mein Gott, Mann, sitzen Sie nicht da und sagen mir, es täte Ihnen leid! Wofür bezahle ich Sie eigentlich?« Bei der Erwähnung von Geld bekam Leckesh's Stimme ihren üblichen Befehlston wieder.

Der Arzt sah unbehaglich drein. »Es tut mir aber wirklich leid, Mr. Leckesh. Der Krebs hat schon Metastasen gebildet. Die Tumorzellen haben sich in jeden Teil Ihres Körpers ausgebreitet.« Er drückte auf einige Tasten, worauf sich auf dem Schirm grüne Linien formten. »Kommen Sie auf meine Seite herüber, Mr. Leckesh, und sehen Sie sich das an.«

Es war der Graph einer aufsteigenden Kurve mit Daten an der horizontalen und Prozentsätzen an der vertikalen Achse. Die Überschrift lautete: ›Voraussichtliche Sterblichkeit von Douglas Leckesh.‹

»Das sind meine Chancen, an einem bestimmten Datum zu sterben?« schrie Leckesh. Was war dieser Arzt nur für ein Idiot, den Computer für sich denken zu lassen! »Das lassen Sie alles darstellen wie eine verdammte Warenoption an der Börse?«

»Die meisten Patienten finden es beruhigend, die ganze Wahrheit zu wissen«, sagte der Arzt. »Heute ist der 30. März. Sehen Sie, wie die Kurve ansteigt? Wir haben vor dem 1. Mai eine fünfzigprozentige Wahrscheinlichkeit für Ihren Tod, eine neunzigprozentige vor dem 1. Juli, und praktisch Sicherheit bis spätestens September. Sie können dieser Darstellung vertrauen, Mr. Leckesh. Die Bertroy Medical Associates haben die besten Computer in New York.«

»Schalten Sie ihn ab!« schrie Leckesh und schlug so hart gegen den Schirm, daß die Pixel zitterten. »Ich bin hergekommen, um mit einem Arzt

zu reden! Wenn ich mir Computergraphiken ansehen wollte, hätte ich gleich in meinem Büro weiter unten an der Straße bleiben können!«

Der Arzt seufzte und schaltete seinen Terminal ab. »Sie machen momentan die Erfahrung, alles verleugnen zu wollen, Mr. Leckesh. Die Tatsache ist aber die, daß Sie sterben werden. Machen Sie das Beste aus der verbleibenden Zeit. Wenn Sie eine nichtcomputerisierte Darstellung haben wollen, gebe ich Ihnen natürlich gern eine.« Der Arzt starrte kurze Zeit auf die Stadtlandschaft vor seinem Fenster. »Erwarten Sie nicht viel mehr als drei Wochen vor Ihrem endgültigen Zusammenbruch.«

Leckesh fand irgendwie aus dem Bertroy-Gebäude hinaus und in das morgendliche Verkehrsgebrüll der Madison Avenue. Es war halb elf. Er hatte Geschäftstermine, aber was spielten jetzt ein paar Millionen mehr oder weniger für eine Rolle? Wenigstens sollte er Abby anrufen, sie wartete darauf. Aber wenn er es Abby sagte, würde sie nur gleich mit der Planung ihrer Zukunft beginnen. Wenn er, Doug Leckesh, derjenige war, der sterben mußte, warum sollte er dann jetzt noch irgend etwas für irgend jemanden tun? Abby konnte warten. Die Geschäfte konnten enden. Im Moment brauchte er einen Drink.

Das Wetter war rauh und windig, es schneite sogar ein ganz klein wenig. Der Himmel zeigte fünfzig Schattierungen von Grau. Eines der neuen Robottaxis verlangsamte einladend seine Fahrt, als Leckesh an den Randstein trat. Er hatte Aktien der Gesellschaft, aber heute — gerade heute — hatte er absolut keine Lust, sich mit einem Roboter zu unterhalten. Er winkte dem Taxi ab und ging zu Fuß weiter. Sein Club war nur vier Blocks entfernt.

An der nächsten Ecke war eine offensichtlich nicht automatisierte Bar. Leckesh war seit Jahren nicht mehr an einem Ort gewesen, wo öffentlich Alkohol ausgeschenkt wurde, aber ein plötzlicher kalter Windstoß fegte ihn hinein. Er bestellte ein Bier und einen einfachen Whisky. Der Barkeeper sah mitfühlend drein. Leckesh schoß der Gedanke durch den Kopf, daß hier jeden Tag ein Krebskranker hereinkam. Es gab eine Menge Ärzte im Bertroy-Gebäude. Und es gab eine Menge Krebskranke. Außerdem gab es eine Menge Leute, die Alkohol gegen Streß verwendeten.

»Ich wär bereit für den Frühling«, bemerkte der Barkeeper, als Leckesh seine zweite Runde bestellte. Er war ein breitgesichtiger Koreaner mit New

Jersey-Akzent. »Ich habe einen Garten auf dem Dach, und ich sterbe vor Begierde, das Saatgut auszubringen.«

»Was pflanzen Sie an?« fragte Leckesh und dachte an seinen Vater. Papa hatte jeden Sommer einen Garten hinter ihrem Wohnwagen angelegt. Das ist das Leben, Dougie, sagte Papa, nahm eine Tomate und biß hinein. Das ist es, worum sich alles dreht.

»Salat«, sagte der pfannengesichtige Koreaner, »Bok Choy. Kartoffeln. Ich liebe neue Kartoffeln, die Art, wie sie in einer Menge Klümpchen wachsen.«

Leckesh dachte an Klümpchen. Tumorzellen in jedem Teil seines Körpers. Er trank seinen Scotch aus und bestellte noch einen.

»Das Wichtigste ist der Dünger«, sagte der Barkeeper, während er sorgfältig den Whisky aus der Flasche drückte. »Pflanzen brauchen totes Zeug, verrottetes Material, dicke schwarze Krümel. Das ist der Kreislauf der Natur. Tod wird Leben.«

»Ich werde in einem Monat tot sein«, sagte Leckesh. Die Worte waren aus ihm herausgeplatzt. »Ich war gerade bei meinem Arzt. Ich habe im ganzen Körper Krebs.«

Der Koreaner hörte auf herumzumachen, und sah Leckesh in die Augen. Sah ihn nur an, einige wenige lange Sekunden, wie man ein Fernsehgerät ansieht. »Haben Sie Angst?«

»Ich bin nicht religiös«, sagte Leckesh. »Ich glaube nicht, daß es nach dem Tod noch etwas gibt. Drei Wochen, dann ist alles vorbei. Ich könnte genausogut nie gelebt haben.«

»Sind Sie verheiratet?«

»Ach, meine Frau wird mich nicht vermissen. Sie wird zwar davon reden, wie sie mich vermißt. Sie zieht gerne eine Show ab. Aber sie wird mich nicht wirklich vermissen. Sie wird mein ganzes Geld nehmen und einen anderen finden, die kleine Streunerin.« So unfreundlich über Abby zu sprechen, war für Leckesh eine perverse und bittere Befriedigung.

Der Koreaner betrachtete ihn mit einem offenen und klugen Blick. »Sie haben eine Menge Geld?« fragte er schließlich.

»Ja, allerdings«, sagte Leckesh, der seine Haltung wiedergewann. »Nicht, daß Sie das was anginge. Wie heißen Sie eigentlich? Ich zahle Ihnen einen Drink. Rechnen Sie’s zusammen und behalten Sie das Wechselgeld.«

Er legte einen Zweihundertdollarschein auf die Theke.

»Ich heiße Yung. Ich darf im Dienst eigentlich nicht trinken, aber ...« Der Koreaner sah sich in der Bar um. Ein paar alte Langhaarige saßen in den Nischen bei ihren Kaffeetassen, aber das war es auch schon. »Ja, dann nehme ich ein Heineken.«

»Das ist eine Idee, Yung. Gib mir auch eines. Nur das Beste für Doug Leckesh. Ich bin voller Klümpchen. Du kannst mich Doug nennen. Ich dachte mir vorhin, du müßtest eigentlich eine Menge von Todeskandidaten in dieser Bar zu Gesicht bekommen, so nahe am Bertroy-Gebäude. Sind ja nur Ärzte drin, wie du sicher weißt.«

»O ja«, sagte Yung und öffnete zwei Flaschen Heineken. Er goß sein Bier in eine Kaffeetasse. »Bertroy Medical Associates. Die haben einen Teraflop Diagnostikcomputer im Keller — der schafft eine Trillion Rechnungen pro Sekunde, so schnell wie ein menschliches Gehirn. Meine Schwester hilft beim Programmieren. Sie ist ein kluges Mädchen, meine Schwester Lo.« Er nippte an seiner Tasse und betrachtete wieder Leckesh. »Sie werden also sterben und glauben, das sei's gewesen, hm, Mr. Leckesh?«

»Die Religion irrt, nicht wahr, Yung?« Leckesh spürte seine Drinks. »Als ich in deinem Alter war, habe ich nicht so gedacht — verdammt, ich habe sogar Bilder gemalt. Aber diese Straße da hinunter, da spielt nichts eine Rolle als Zahlen. Ich habe einen Sitz an der Börse, weißt du das? Also komm, erzähl mir nichts von Religion!«

Yung sah sich links und rechts um und beugte sich vor. »Religion ist eine Sache, Mr. Leckesh, aber Unsterblichkeit ist eine andere. Lo sagt, Unsterblichkeit sei heutzutage kein großes Problem mehr.« Er zog eine Geschäftskarte aus seiner Tasche und gab sie Leckesh. »Das ist modern; es ist digital. Wenn Sie bereit sind für die Unsterblichkeit, meine Schwester Lo kann sie bieten.«

Leckesh steckte die Karte ein, ohne sie anzusehen. Ganz plötzlich schlugen die Biere und die drei Scotch Whiskies zu. Das dumpfe Pochen in seiner Leber wurde von einem Netz akuten Schmerzes überzogen. Er war dumm gewesen, so früh am Tag so viel zu trinken — zu saufen und einem koreanischen Barkeeper seine Seele auszuschütten. Wo war seine Selbstkontrolle geblieben? Steifbeinig ging er ins Männerklo und steckte den Finger in den Hals. Dann ging es ihm besser. Er wusch sich das Gesicht, erst heiß, dann kalt, gurgelte und trank Wasser aus dem Hahn. Drei Wochen, hatte der Arzt gesagt. Drei Wochen! Leckesh verließ die Bar und ging heim zu Abby.

Abby Leckesh war eine dunkelhaarige Frau mit vollen Wangen und schönen Zähnen. Als sie sich vor fünfzehn Jahren kennengelernt hatten, war Leckesh fünfzig und Abby dreißig gewesen. Er hatte immer davon geträumt, ein Maler zu sein, sogar damals noch, und er mochte die Bohemiens, die Abby angeschleppt brachte. Aber jetzt haßte Leckesh Abbys Freunde mit der impotenten Eifersucht eines alternden Mannes.

Zu seinem Mißvergnügen begrüßte Abby die Nachricht seines drohenden Todes mit etwas, das er für Begeisterung hielt. Sie glaubte an Spiritismus und Medien und war sehr vertrauensvoll, daß Leckesh imstande sein würde, sich aus dem Jenseits bei ihr zu melden.

»Sei nicht niedergeschlagen, Doug. Du wirst dich nur auf einer höheren Existenzebene bewegen. Du wirst immer noch bei mir sein, als ein lieber Familiengeist.«

»Du sprichst über ein Schicksal, das schlimmer wäre als der Tod«, schnaubte Leckesh. »Ich möchte hier nicht herumfluten und zusehen, wie du mein Geld mit deinen Freunden ausgibst.« Seit Jahren verdächtigte er sie nun schon der Untreue.

»Ich werde volle sechs Monate Trauer tragen«, plapperte Abby, ohne seine Anschuldigung zu beachten. »Ich werde gleich gehen und mir ein paar schwarze Kleider kaufen! Und wir müssen Irwin Garden zum Tee einladen. Er ist vielfach das brillanteste neue Medium in Amerika. Du solltest seine Vibrationen kennenlernen, damit er dich im Jenseits kontaktieren kann.«

Leckesh würdigte diese Bemerkung keiner Antwort. Abby ging weg, um Trauerkleidung zu kaufen und Mr. Garden aufzusuchen, während der Robomat Leckesh ein Kalbskotelett zum Mittagessen briet. Nach dem Essen wurde sein Kopf wieder völlig klar und er zog die Karte heraus, die ihm der koreanische Barkeeper ... Yung ... gegeben hatte.

TOD OHNE STACHEL AG
Wissenschaftliche Seelenkonservierung
und Übertragung
Strikteste Vertraulichkeit
Rufen Sie heute noch an!
Lo Park
B-1001 Bertroy-Gebäude 840-0190

Leckesh studierte den Text der Karte eine Weile, dann traf er eine Entscheidung. Er sollte verdammt sein, wenn er eines von Abbys meschuggenen Medien damit davonkommen lassen wollte, daß es behauptete, mit ihm in Verbindung zu sein. Wenn irgend etwas daran war an dieser »wissenschaftlichen Seelenkonservierung«, dann würde er den Tischchenrückern mächtig die Show stehlen.

Er nahm den Telefonhörer und wählte die Tod-ohne-Stachel-Nummer. »Hallo, hier spricht Lo Park.« Ihr Akzent war genau so purer New Jersey wie der von Yung, aber mit einem Beigeschmack östlichen Singsangs.

»Hallo, hier ist Doug Leckesh. Ein Mann — Ihr Bruder, glaube ich — gab mir eine Geschäftskarte mit Ihrem Namen darauf. Tod ohne Stachel AG?«

»O ja, Yung hat es mir erzählt. Ich möchte das aber nicht gerne am Telefon besprechen. Könnten Sie mich morgen vormittag besuchen, Mr. Leckesh?«

»Um zehn?«

»Das wär genau richtig.«

Leckesh fühlte sich seltsam erleichtert. Er streckte sich auf der Couch aus und döste ein. Er träumte von Farben, farbigen Wolken um eine lange Zeile präziser, musikalischer Töne — binärer Töne, die von Lo Parks musikalischer Stimme gesungen wurden. Als er wieder erwachte, war es spät am Nachmittag, und Abby saß ihm gegenüber und trank Tee mit einem kahlen jungen Mann mit Brille.

»Das ist Mr. Garden, Doug. Er ist das Medium, von dem ich dir erzählt habe.«

Garden lächelte scheu und schüttelte Leckeshs Hand. »Tut mir leid, von ihrer Krankheit zu hören, Doug.« Er hatte freundliche Augen und große feuchte Lippen. »Sie haben sehr interessante Schwingungen.«

»Sie auch«, sagte Leckesh barsch. Der Gedanke an Abby zusammen mit diesem Garden in keuchender Umschlingung bereitete ihm Übelkeit. »Sie haben die Schwingungen eines Anwalts, der hinter einem Krankenwagen herhetzt, dazu die Aura eines Dreigroschencasanovas und die Ausstrahlung eines Schlangenölvertreters. Hauen Sie ab aus meiner Wohnung!«

Garden verneigte sich tief und ging. Abby war sehr zornig.

»Das ist toll für dich, Doug, daß du dich so aufführst. Du wirst bald tot sein. Aber ich werde hier ganz allein zurückbleiben, mit niemandem, der

sich um mich kümmert.« Tränen rannen über ihre Wangen. »Irwin Garden will mir nur helfen, Kontakt mit deinem Geist aufzunehmen.«

»Überlaß die Sorgen um meinen Geist mir, Abby. Siehst du denn nicht, daß Garden mich betrügen und dich verführen will? Ich will nicht, daß Schakale an meinem Totenbett herumschnüffeln. Ich will in Frieden hinübergehen. Ganz normaler Geschäftsgang.«

Seine Leber pochte schmerzhaft.

Abby schluchzte heftiger. Tatsächlich war sie Leckesh sehr ergeben. Ihr ganzes Gerede über Medien und Trauerkleidung war nur ein Weg, den Gedanken an seinen Tod zu vermeiden. Nach einigen Minuten beruhigte sie sich und küßte ihn auf die Stirn.

»Natürlich, Doug. Ich mach, was du willst. Ich werde Mr. Garden nicht wiedersehen.« In seiner Verbitterung war Leckesh davon überzeugt, daß Abby log. Er hatte sie noch nie erwischt, war aber sicher, daß sie Hausfreunde hatte. Wie auch nicht? Er war zumindest ein wenig ein Künstler gewesen, als er sie kennengelernt hatte, aber dann war er an die Börse gegangen. Wie sollte Abby ihn noch lieben können? Nun, jetzt spielte es ohnehin keine Rolle mehr. Das lange Spiel war bald zu Ende. Und wenn irgend etwas an diesen »Tod-ohne-Stachel«-Leuten dran war, befand sich Leckesh am Ufer einer neuen Existenz.

Am nächsten Morgen ging er wieder zum Bertroy-Gebäude. Lo Parks Büro war im Keller; es war einer von einer ganzen Anzahl kleiner Würfel, die eine Wand in einer saalgroßen Computerinstallation unterteilten. Allem Anschein nach arbeitete Lo hier als Programmiererin. An ihrer dünnen Bürotür war nichts von »Tod ohne Stachel« zu sehen. Leckesh fragte sich, ob er wirklich hineingehen solle, aber der Gedanke an Abbys okkultistische Unternehmungen trieb ihn hinein.

Die Koreanerin am Schreibtisch war jung und schlank, und ihr Haar so schwarz, daß es gegen die gelbe Haut einen Blauschimmer hatte. Sie sah lächelnd auf.

»Mr. Leckesh? Yung hat mir von Ihnen erzählt.«

»Er hat Ihnen erzählt, daß ich reich, sterbenskrank und sehr verzweifelt bin, nehme ich an. Was für eine Art Unsterblichkeit verkaufen Sie, Lo? Und was ist der Preis dafür?«

»Der Preis ist hoch. Unsterblichkeit ist Software.«

»Wie meinen Sie das?«

»Überlegen Sie mal, Mr. Leckesh. Der menschliche Körper wechselt beinahe jedes seiner Atome im Zeitraum von sieben Jahren aus. Aber Sie fühlen sich immer noch als dieselbe Person wie die, die Sie vor sieben, vierzehn oder auch sechsundfünfzig Jahren waren. Was an unserem Körper konstant bleibt, ist das Arrangement der Zellen, insbesondere der Gehirnzellen. Die wahre Essenz von Douglas Leckesh sind nicht die fünfundsiebzig Kilogramm krankes Fleisch, die da sitzen. Die Essenz von Douglas Leckesh findet man in dem Muster, in dem Ihr Gehirn codiert ist. Können Sie mir folgen?«

Leckesh nickte zustimmend. »Ich hatte schon befürchtet, Sie seien auch irgend etwas Spiritistisches. Sie sagen also, meine sogenannte Seele ist nur ein Muster digitaler Information!«

»Genau. Abstrakt gesehen, gibt es dieses Informationsmuster auch ohne den Körper. Aber damit das Muster vernünftigerweise als lebendig angesehen werden kann, braucht es irgendein Substrat.« Sie lächelte und zeigte auf ihre Bürotür. »Das Substrat für Tod-ohne-Stachel ist der Computer da draußen. Wenn Sie das wünschen, kann ich Ihre gesamten Informationsmuster als Software aus Ihrem Körper herausholen und in die Maschine eingeben.«

»Woher weiß ich, daß Sie das wirklich tun können? Und wie wird es sein, im Inneren eines Computers zu leben?«

»Bevor wir fortfahren, Mr. Leckesh, brauche ich eine verbindliche Übereinkunft mit Ihnen. Aus verschiedenen Gründen ist nicht alles, was Tod-ohne-Stachel tut, vollkommen legal. Ich kann keine Risiken für meine früheren Klienten eingehen ohne jeden Beweis Ihrer Zuverlässigkeit.«

»Sie meinen, Sie wollen einen Scheck?«

»Ich brauche einen Rechtstitel über die Hälfte Ihres gesamten Vermögens.« Sie schob ein Dokument über den Tisch. »Ich habe mir die Freiheit genommen, einen solchen Vertrag gleich aufzusetzen.«

Leckesh überflog den Kontrakt, eine ihm vertraute Tätigkeit. Tod-ohne-Stachel hatte schnell gearbeitet: die Hälfte seiner Besitztümer war hier aufgezählt, der Wert betrug beinahe eine Milliarde Dollar. Als Gegenleistung für die Milliarde versprach Tod-ohne-Stachel Leckesh ›Hospizpflege und fortgeschrittene Einbalsamierungsdienste‹.

»Wir können im Vertrag nicht detailliertere Angaben machen, Mr. Leckesh, eben wegen der gesetzlichen Sanktionen gegen einige unserer Maßnahmen.«

Leckesh zuckte die Achseln. Vielleicht war all das ein Schwindel. Aber was machte das noch aus? Wenn nicht Tod-ohne-Stachel diese Milliarde einsteckte, würde eben Abby sie an die Mr. Gardens dieser Welt weitergeben. Er konnte den Krebs tief in seinen Eingeweiden fühlen; er konnte das ständige Anwachsen der Schmerzen spüren. »Ich werde unterzeichnen.«

Lo drückte auf einen Knopf, worauf ein Mann als Zeuge für die Vertragsunterzeichnung hereinkam. Noch ein blauhaariger Koreaner. Leckesh fühlte sich an die Smurfs erinnert, die geschäftigen Geister aus der National Petrol-Werbekampagne.

»Sie sind auch ein Bruder?« fragte Leckesh mit einem kleinen Lächeln. Es war angenehm, dieses Geld per Unterschrift wegzugeben. Wie ging doch diese alte Bibelgeschichte von dem Reichen, der versuchte, sich durch ein Nadelöhr zu zwängen?

»Nein«, erwiderte Lo, »ein Cousin.« Sie legte den Vertrag in eine Schublade. »Und jetzt werden Sie einen Beweis dafür sehen wollen, daß unsere Arbeit funktioniert. Erinnern Sie sich an William Kaley?«

»Bill Kaley? Ja, ich kannte ihn recht gut. Wir machten miteinander Geschäfte. Er starb letzten Herbst, glaube ich. Er war einer der materialistischsten Menschen, die ich je kennengelernt habe. Wollen Sie mir sagen ...«

»Hier«, sagte Lo, tippte einen Code in ihr Telefon ein und gab Leckesh den Hörer. »Sie können mit ihm sprechen.«

Zuerst hörte Leckesh nur Pfeif- und Piepstöne, aber dann läutete es, und es meldete sich eine Stimme.

»Hallo? Kaley hier.«

»Bill? Ich bin’s, Doug Leckesh. Weißt du, was heute für ein Tag ist?«

»Der 31. März, Doug. Bist du auch tot?«

»Verdammt nahe dran. Bist du wirklich in dem Computer drinnen?«

»Klar. Ist nicht so übel. Es kommt eine Menge Informationen herein. Ich manage die meisten Investments, die ich an Tod-ohne-Stachel übertragen habe, das hält mich auf Trab. Da ist ein ganz netter Haufen Leute hier drin.«

»Auch eine Art Landschaft?«

»So ist das nicht, Dougie. Aber du wirst überrascht sein, wieviel Spaß es machen kann, die Bits herumzuwirbeln. Wie bald kommst du denn? Ich würde gern mal eine neue Stimme hören, um die Wahrheit zu sagen.« Er

klang fast sehnsüchtig. »Aber, zum Teufel, es ist jedenfalls besser, als tot zu sein. Wann kommst du also?«

»Darüber haben wir noch nicht gesprochen.« War das alles wirklich? Leckesh zögerte und versuchte, sich an etwas zu erinnern, das ihn überzeugen könnte, daß er tatsächlich mit der Software von William Kaley sprach. Der Schattner-Deal! »Erinnerst du dich an die Schattner-Übernahme, Bill?«

»Klar doch! Erzähl mir bloß nicht, die Börsenaufsicht hätte doch noch etwas herausgefunden!«

»Nein, nein, ich bin bloß am Checken. Erinnerst du dich an den Abend, als Schattner sich erschoß und wir beide 12 Millionen Mäuse machten? Erinnerst du dich an unser Abendessen?«

»Wir gingen zu McDonalds. Die Rechnung belief sich auf zwölf Dollar. Wir haben uns kaputtgelacht. *Ich könnte eine Million von diesen Portionen essen.* Nein, Doug, mach dir keine Sorgen, ich bin es wirklich selbst, der hier drin ist und mit dir spricht.«

Leckesh lächelte. »Jetzt mache ich mir keine Sorgen mehr, Bill. Bis bald.« Er hängte auf und sah Lo an. »Wann fangen wir an?«

»Ich schildere Ihnen die Prozedur. Um Ihre Software zu extrahieren, brauchen wir fünf Karten Ihres Gehirns: eine symbolische, eine für den Stoffwechsel, eine elektrische, eine physikalische und eine chemische. Zusammengenommen genügen diese Datensätze dann, um ein Modell Ihres mentalen Prozesses zu entwerfen. Sie sollten heute mit der Arbeit an der symbolischen Karte anfangen.«

»Wie meinen Sie denn das? Ich dachte, Sie würden die Arbeit tun?«

»Nur Sie selbst kennen Ihr Symbolsystem, Mr. Leckesh.« Lo nahm ein Gerät in der Größe einer Zigarettenschachtel aus ihrem Schreibtisch. Es hatte zwei kleine Gitter für Mikrophon und Lautsprecher. »Wir nennen das eine Lifebox. Im Prinzip geht es darum, daß Sie Ihre Lebensgeschichte erzählen. Erzählen Sie alles. Die meisten Leute brauchen dazu ein paar Wochen.«

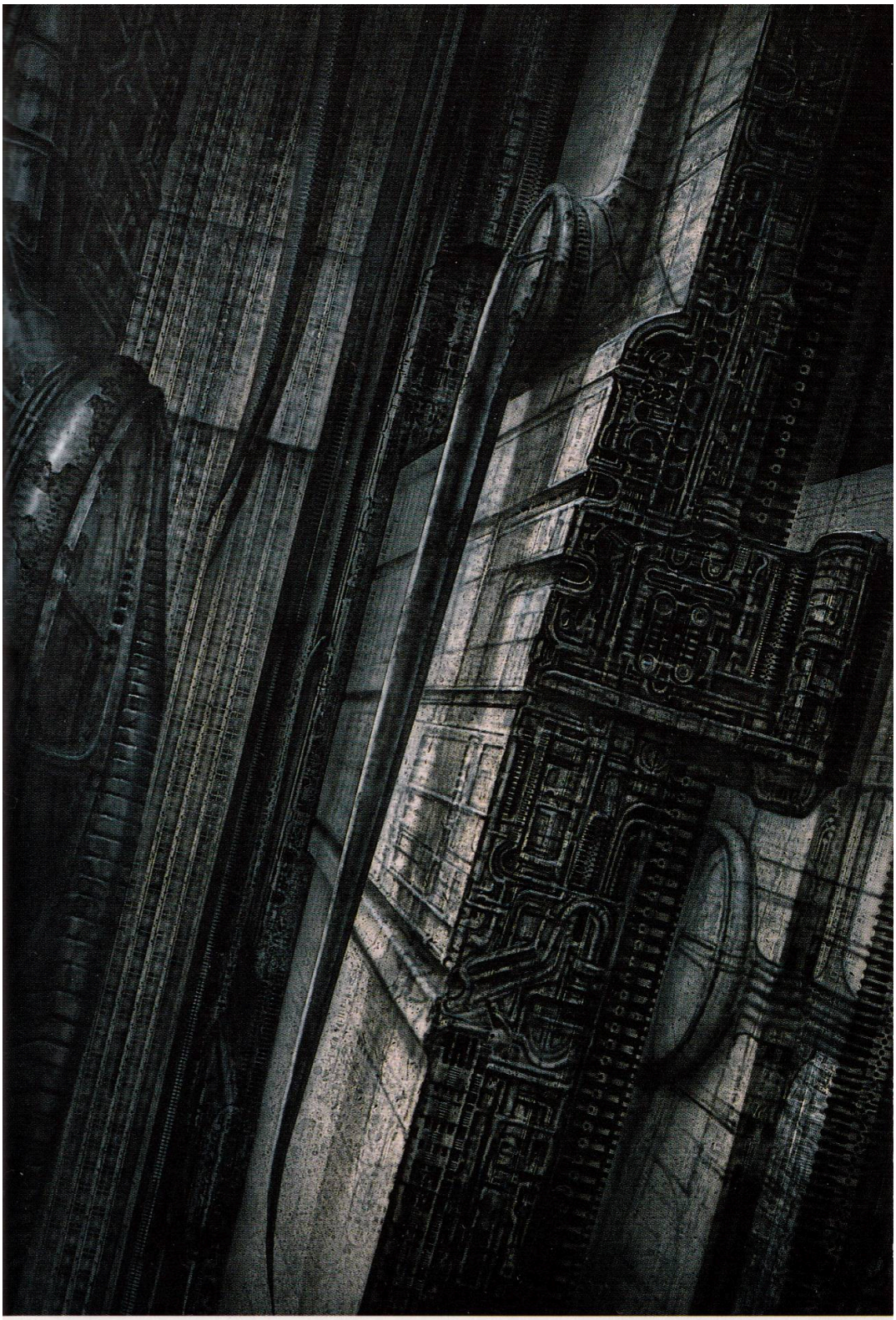
»Aber ... ich bin doch kein Schriftsteller.«

»Machen Sie sich keine Sorgen; die Lifebox hat Bedienungshinweise ins Programm eingebaut. Sie stellt Fragen.« Sie schaltete ein und die Lifebox summte. »Kommen Sie, Mr. Leckesh, sagen Sie etwas zu ihr.«

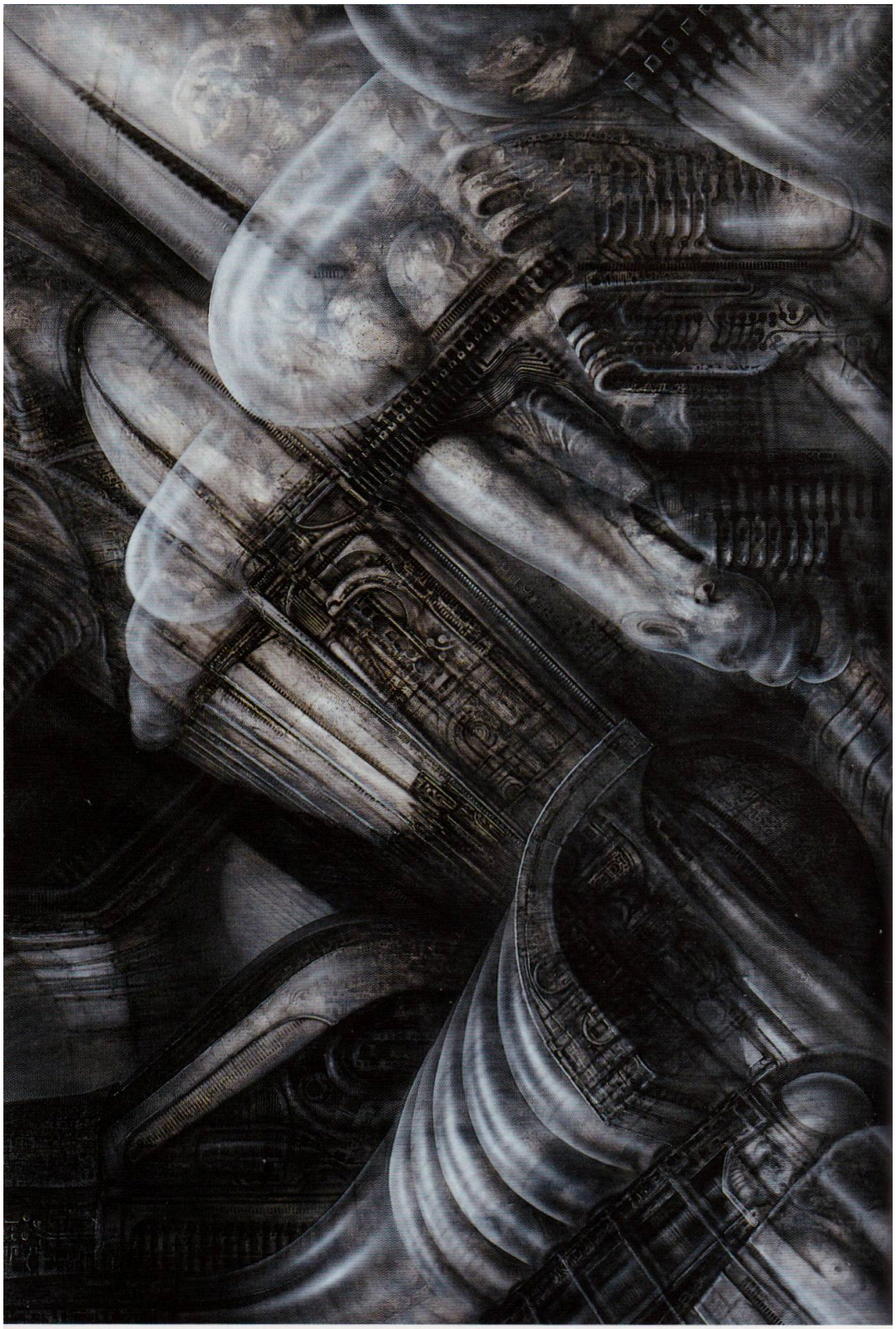
»Ich ... ich bin es nicht gewöhnt, mit Maschinen zu sprechen.«

»Was waren die ersten Maschinen, an die du dich erinnerst, Doug?« fragte die Lifebox. Ihre Stimme war ruhig, angenehm und klang interessiert. Lo nickte ermutigend, und Leckesh beantwortete die Frage.

»Das TV und der Staubsauger meiner Mutter. Ich sah mir gerne am Samstagvormittag die Zeichentrickfilme an — am besten war Bugs Bunny — und Mom benützte diese Zeit immer, um Staub zu saugen. Deshalb gab es grüne und rote Statik auf dem Bildschirm.« Leckesh hielt inne und sah die Box an. »Verstehst du mich?«



Nr. 458, »N. Y. City VIII«, 100 × 70 cm (1980).
Aus: N. Y. CITY



Nr. 446, »Biomechanische Landschaft«, 100×140 cm (1980).
Aus: N.Y. CITY

»Perfekt, Doug. Ich möchte eine Art Netzwerk mit den Konzepten aufbauen, die für dich zählen, deshalb werde ich dir immer wieder Fragen über die Dinge stellen, die du erwähnt hast. Ich komme gleich auf den Staubsauger zurück, aber sag mir zuerst: was hat dir an Bugs Bunny am besten gefallen?«

Die nächsten paar Wochen nahm Leckesh seine Lifebox überallhin mit. Er sprach zu Hause und im Club mit ihr — und als Abby und seine Freunde ihn deswegen tadelten, begann er, in einer Nische von Yungs Bar mit ihr zu sprechen. Die Lifebox war die beste Zuhörerin, die Leckesh je gehabt hatte. Sie erinnerte sich an alles, was er ihr erzählt hatte, und sortierte aus allen Stories die Schlüsselkonzepte aus. Leckesh antwortete auf ihre Fragen oder ging einfach seinen eigenen Assoziationen nach. Abgesehen von einer gewissen Benommenheit und der Zunahme der Schmerzen, hatte er seit Jahren nicht mehr so viel Spaß gehabt.

Mitte April sagte die Lifebox schließlich: »Das ist eine Geschichte, die ich schon mal gehört habe, Doug. Und die vorige eigentlich auch. Wenn ich mich nicht irre, solltest du mir noch erzählen, wie du zum erstenmal mit Abby geschlafen hast.«

»Stimmt«, sagte Leckesh mit einem Anflug von Schuldgefühl. Sein Leben zu erzählen hatte ihm in Erinnerung gerufen, wieviel ihm Abby in Wirklichkeit bedeutete. Und jetzt war er seit zwei Wochen zu sehr mit der Lifebox beschäftigt gewesen, um sie auch nur anzusehen.

»Abby, Sommer, Maine, vierter Juli, Feuerwerk, Dosen, Ananas, Tante Rose, Rosen, Abby, Haut, Honig, Hexagone ... ich glaube, wir haben jetzt genug, um weiterzumachen, Doug. Bring mich doch hinüber zu Lo. Ich habe ihr ein Funksignal gesendet, daß sie uns erwarten soll.«

Leckesh nickte Yung zu und ging zum Bertroy-Gebäude hinüber. Es war ein schöner Frühlingstag. Der endlose blaue Himmel wölbte sich aus den Zwischenräumen zwischen den Wolkenkratzern empor. Wenn man genau hinsah, konnte man sechs Schattierungen von Blau unterscheiden. Über Farben hatte Leckesh der Lifebox nicht viel erzählen können.

Lo lächelte übers ganze Gesicht. »Sie haben das mit der Lifebox sehr gut hingekriegt, Mr. Leckesh. Das ist einer der wichtigsten Schritte. Nun, was das Lifebox-Programm gemacht hat, war die Verwandlung einiger zehntausend Schlüsselbegriffe in ein Baumdiagramm. Der nächste Schritt ist die Korrelation dieses konzeptuellen Netzwerks mit der Stoffwechselaktivität in Ihrem Gehirn. Bitte kommen Sie mit.«

Leckesh folgte Lo durch den Computerraum zu den Aufzügen. Sie fuhren zur Ordination eines Neurologen im obersten Geschoß. Es bot einen hübschen Ausblick durch die obere Hälfte aller Fenster, die untere bestand aus Mattglas. Der Neurologe und seine Assistentinnen waren natürlich Koreaner. Sie arbeiteten schnell, injizierten Leckesh irgend etwas und legten ihn auf einen Tisch, den Kopf in einer großen, kuppelförmigen Vorrichtung.

»Das ist ein PET-Scanner, Mr. Leckesh«, erklärte der Arzt. »Wir wollen herausfinden, welche Teile Ihres Gehirns auf die Schlüsselbegriffe Ihrer Lebensgeschichte reagieren.« Die Injektion führte dazu, daß Leckesh sich zur gleichen Zeit gelähmt und aktiviert fühlte. Er konnte sich nicht bewegen, aber sein Geist schritt mit Siebenmeilenstiefeln voran. Der PET-Scanner kam ihm wie eine Höhle, ein Tor in die Unterwelt vor. Der Arzt setzte die Lifebox auf Leckeshs Brust, worauf sie mit Schnellfeuergeschwindigkeit zu fragen begann.

»Maschine. TV. Staubsauger. Bugs Bunny. Brutalität. Zähne. Hunde ...« Nach jedem Wort oder Satz klickte der Scanner. So ging das den ganzen Nachmittag. »... Ananas. Dosen. Feuerwerk. Vierter Juli. Maine. Sommer. Abby.« Schließlich war es vorbei. Der Arzt injizierte ein Gegenmittel, Leckeshs Körper kam wieder auf Normaltempo, während sein Geist sich beruhigte. Lo brachte ihn hinunter in ihr Büro. Dieser Nachmittag hatte ihn so geschafft, daß sein Schritt eine Art schlurfendes Taumeln war.

»Nun ja, das war's, Mr. Leckesh — bis zum Ende. Die elektrische, physische und chemische Karte kriegen wir am Schluß.«

»Am Schluß? Nachdem ich gestorben bin?«

Lo sah ein bißchen verlegen aus. »Das ist der Zeitpunkt, wo das Hospiz eine Rolle spielt. Wir können nicht das Risiko eingehen, daß Ihr Gehirn verfällt, bevor wir es analysieren können. Für elektrische Prüfungen muß es noch einigermaßen funktional sein, wenn die Meßergebnisse einen Sinn haben sollen. Wenn die Gewebe nicht absolut frisch sind, funktioniert die Mikrotomie nur sehr schlecht. Und Gedächtnis-RNA ist eine sehr labile Substanz. Die Koordination Ihrer Softwareverlagerung mit der Bereitschaft unseres Teams ist eine delikate Angelegenheit.«

»Moment mal. Was sagen Sie da?« Los gelbes Gesicht und blaue Haare erinnerten Leckesh plötzlich an einen von Van Gogh gemalten Alptraum.

»Ich sagte Ihnen schon früher, daß einige Aspekte unseres Unternehmens legal fragwürdig seien, Mr. Leckesh.« Lo betonte jede Silbe.

»Sie sagen mir gerade, ich solle eine Abmachung mit Ihren Ärzten treffen, daß man mir den Rest gibt, mein Gehirn aufschneidet und die Scheibchen für eine chemische Analyse verwendet?«

»Wir brauchen das nur am entsprechenden Tag, das ist alles. Wenn Sie an einen Punkt kommen, an dem Sie das Gefühl haben, der Tod sei nahe, Mr. Leckesh, kontaktieren Sie uns einfach, und unsere Ambulanz holt Sie in unser Hospiz.«

»Und wenn ich damit zu lange warte?«

Lo zuckte die Achseln. »Das ist eine statistische Angelegenheit, wie alles andere auch. Hier.« Sie zog etwas aus dem Schreibtisch hervor, das aussah wie eine Armbanduhr. »Tragen Sie das. Wenn wir Sie holen sollen, drücken Sie einfach auf den Knopf hier. Die Uhr hat aber auch Sensoren, die uns ein automatisches Signal im Falle Ihres Zusammenbruchs senden. Ich möchte aber noch einmal herausstreichen, daß unsere Chancen, eine wirklich komplett isomorphe Kopie Ihrer Software zu bekommen, sehr viel größer sind, wenn Sie früher hereinkommen. Ganz offen gesagt, ich würde Ihnen empfehlen, heute noch zu kommen. Ich glaube, die Krise ist schon sehr viel näher, als Sie glauben.«

»Sie haben es nur eilig, die Hälfte meines Besitzes einzustecken«, schrie Leckesh, plötzlich ganz wild vor Angst. Seine Eingeweide schienen zu verbrennen, sein Kopf drehte sich.

»Wir haben doch schon die Hälfte Ihres Besitzes«, korrigierte Lo. »Das Dokument, das Sie unterschrieben haben, war ein Vertrag, kein Testament. Nebenbei, für ein weiteres Viertel Ihrer Besitztümer könnten wir auch eine Software-Transmission vornehmen ...«

»Ich will hier raus«, kreischte Leckesh mit überschnappender Stimme, »Tod-ohne-Stachel ist ein Haufen Vampire und Ghoule!« Bei der Heimfahrt im Taxi begann er, Blut zu husten. Er fragte sich, ob der Tod-ohne-Stachel-Neurologe ihn vergiftet hatte. Alles war ein schrecklicher Fehler gewesen. Nie würde er Bill Kaley für eine längere Zeit als eine Stunde ertragen können; und jetzt sollte er eine Ewigkeit in einer Maschine verbringen, zusammen mit Kaley und einem Haufen anderer reicher Arschlöcher?

Er fand Abby allein in der Wohnung vor. Sie telefonierte mit Mr. Garden. Leckesh war so froh, seine Frau zu sehen, daß er sich nicht deswegen ärgerte.

»O Abby, ich war so selbstsüchtig. Es tut mir leid, daß ich dich diese letzten paar Wochen völlig ignoriert habe.«

»Wo ist dein kleiner Recorder, Doug? Bist du fertig mit dem Diktat deiner Lebensgeschichte?« Ihr bleiches, besorgtes Gesicht leuchtete im Dämmerlicht der Wohnung.

»Das ist alles vorbei. Küß mich, Abby.«

Sie umarmten und küßten sich lange Zeit. Leckesh fragte sich, wie er jemals gedacht haben könnte, seine Worte seien wichtiger als Abbys reales Selbst, ihr wirklicher Körper mit seinen realen Formen und seinem süßen, realen Duft. Und ... noch realer als all das ... ihre Aura, die Telepathie eines lang verheirateten Paares, das kostbare unausgesprochene Einverständnis zweier Liebender.

»Doug?«

»Was, Liebes?«

»Was hast du wirklich die ganze Zeit gemacht? Was hast du immer dieser kleinen Schachtel erzählt? Ich weiß, daß es kein Recorder war, wie du behauptet hast. Ich hab gehört, wie es mit dir gesprochen hat. Und da ist noch etwas. Ich war heute bei der Bank und habe gesehen, daß die Hälfte unseres Geldes verschwunden ist. Der Bankbeamte sagte mir, eine Gruppe namens Tod-ohne-Stachel hätte ihm einen Vertrag gezeigt, der sie berechtigte, die Hälfte unseres Geldes abzuheben. Was ist Tod-ohne-Stachel, Doug?« Abbys Stimme zitterte und brach. »Ist es eine andere Frau, mit der du gesprochen hast? Ich mache dir keine Vorwürfe, Doug, nachdem dir nur noch so wenig Zeit bleibt, aber warum läßt du nicht auch mich dir helfen?«

Leckesh Herz schwoll an, als wolle es platzen. Bei all dem Schlechten, was er über sie in der Vergangenheit gedacht hatte, machte sie sich wirklich Sorgen um ihn. Mehr als irgend jemand anderer. Und doch konnte er es ihr nicht erzählen.

Tod-ohne-Stachel oder gar nichts, war es nicht so? Es gab keine Unsterblichkeit außerhalb ihrer Maschine. » Tod-ohne-Stachel ist eine Art ... Hospiz. Ein Heim für die Todkranken. Ich habe einen Vertrag unterschrieben, daß ich dort hingehen kann, wenn es mit dem Krebs wirklich schlimm wird. Wahrscheinlich muß ich schon sehr bald gehen. Ich habe im Taxi Blut gehustet, Abby, und es tut mir sehr weh.«

»Aber ... die Hälfte unseres Vermögens, Doug?«

»Sie übten Druck aus, Abby. Und es ist nicht bloß ein gewöhnliches Hospiz. Ich kann dir nicht mehr sagen, du würdest es vielleicht verderben.

Wir hatten immer beide unsere kleinen Geheimnisse, nicht wahr?« Der Schmerz in seinem Magen fühlte sich jetzt wie Paukenschläge an.

»O Doug, du bist so mißtrauisch mir gegenüber geworden. Es hat keine Geheimnisse gegeben, Liebling. Es kommt nur, weil du so viel älter bist als ich, deshalb hast du dir so viele Sorgen gemacht. Du bist alles, was ich ...«

In Leckeshs Eingeweiden zerriß etwas. Er fiel auf die Knie und spie Blut. Der Sensor in Los Armbanduhr sandte ein Signal an die Tod-ohne-Stachel-Ambulanz, die Leckeshs Taxi nach Hause verfolgt hatte.

Das Begräbnis war zwei Tage später. Der einzige Trauergast außer Abby war Irwin Garden in Pumphosen und mit einem Turban. Trotz ihres Protestes begleitete er sie in ihre Wohnung.

»Ich habe Doug versprochen, Sie nicht mehr zu treffen«, sagte Abby und ging im reich möblierten Wohnzimmer konfus auf und ab. Sie schaute aus dem Fenster und sah dann wieder Gardens ruhiges Gesicht an, seine geschwungenen Augenbrauen über dem Brillenrand. Abby faßte einen Entschluß.

»Doug wird mir vergeben. Er und ich haben einander so viel zu erzählen. Er braucht mich, Irwin, ich kann es fühlen. Können Sie mir helfen, ihn zu erreichen?«

»Ich kann es versuchen.«

Garden öffnete seine abgenutzte Brieftasche und zog ein großes Rechteck aus Seide heraus, auf dem sich ein tibetanisches Mandala befand. Er legte es auf den Eßtisch, und er und Abby setzten sich auf die beiden Seiten von Leckeshs Stammplatz. Garden zündete ein Räucherstäbchen an und begann aus dem Tibetanischen Totenbuch vorzulesen.

Die Zeit verging. Abby ließ Gardens summende Stimme über sich wegfluten und dachte ausschließlich an Doug. Es war jetzt fast völlig dunkel, und der dicke Rauch des Räucherstäbchens hing über dem seidenen Mandala. Der Tisch ächzte und knarrte; der dichte Rauch begann zart blau zu leuchten. Garden verfiel in Schweigen.

»Doug«, sagte Abby, während sie in den leuchtenden Rauch starrte. »Doug, bist du da?«

Der Rauch konnte nicht sprechen. Er seufzte nur und verdrehte sich in sich selbst.

»Stimmt etwas nicht, Doug? Erzähl bitte. Zeig es mir.«

Ein Muster formte sich in der Luft, unzusammenhängend wie ein billiges Hologramm, aber vielfarbig, mit Regenbogeneffekten an der Grenze jeder

Farbe. Douglas Leckeshs Gesicht, sein gequältes Gesicht.

Jetzt schrumpfte das Gesicht auf Faustgröße. Bleiche Farblinien umgaben es.

»Eine Geisterfalle«, sagte Garden leise. »Er versucht dir zu sagen, daß etwas hier auf Erden seinen Geist gefangen hat.«

Helle Funken liefen die Farblinien um Leckeshs Gesicht entlang, helle digitale Funken. Sein Stöhnen veränderte sich zum Geräusch von Schreibmaschinenklappern.

»Ist es Tod-ohne-Stachel, Doug?«

Die pulsierenden Linien verschwanden, das Geistergesicht nickte. Irgendwo in der Wohnung sprang ein Fenster mit einem Krach auf. Ein plötzlicher heftiger Windstoß ließ etwas Weißes vom Schlafzimmer hereinflattern. Ein kleines weißes Rechteck. Der Rauch verteilte sich, und das Mandalatuch fiel zu Boden. Dougs Gesicht war verschwunden, aber zwischen Abby und Irwin lag eine eselsohrige Geschäftskarte auf dem Tisch. Die Karte der Tod-ohne-Stachel-AG, die Yung Leckesh vor drei Wochen gegeben hatte.

Abby war beim Bertroy-Gebäude, als es am nächsten Morgen öffnete. Nach längerem Fragen fand sie Los Büro im Keller.

»Was haben Sie mit meinem Mann gemacht?« wollte Abby wissen.

Die junge Koreanerin blieb kühl und geschäftsmäßig.

»Tod-ohne-Stachel hat seine Software gespeichert, wie er es angeordnet und gewünscht hat.«

»Was meinen Sie damit?«

»Wir haben Douglas Leckeshs Hirnfunktionen als Muster von digitalen Impulsen in diesem Computer gespeichert. Möchten Sie mit ihm sprechen?«

»Ich habe gestern abend mit ihm gesprochen.«

Die Koreanerin hob ungläubig die Augenbrauen. »Ich werde ihn für Sie anrufen.« Sie drückte auf einige Knöpfe und gab Abby den Hörer.

Man hörte Zirpen und Summen, dann eine Stimme. Dougs Stimme.

»Hallo?« Er klang gelangweilt und unglücklich.

»Doug? Bist du es wirklich?«

»Ich ... ich weiß nicht. Abby! Bist du bei Lo Park?«

»Ja. Sie sagt, du seist in ihrem Computer. Aber gestern abend hat Irwin Garden deinen Geist beschworen.«

Ein unterdrücktes ärgerliches Schnauben. »Ich war ein Idiot, Abby. Ich hätte dir glauben sollen. Hol mich hier heraus. Es ist wie eine endlose Geschäftssitzung, oh, es ist die Hölle.«

»Dein Geist wollte auch heraus. Aber er konnte nicht sprechen.«

»Alles, was sie hier haben, ist mein digitaler Code«, sagte Leckeshs Stimme. »Aber nicht den Rest von mir. Ich kann mich hier kaum daran erinnern, Abby, an die Farben und Gerüche und die Gefühle, die du in mir ausgelöst hast. Es war falsch, meine beiden Teile auf diese Weise auseinanderzureißen. Ich war ein Idiot, daß ich geglaubt habe, ich sei nichts als Zahlen. Ich muß hier heraus und auf die andere Seite.«

»Ich werde dich retten, Liebling.«

Lo Park brauchte nicht lange, um einen Vertrag über die Hälfte von dem, was Abby noch geblieben war, aufzusetzen. Als Gegenleistung bot Tod-ohne-Stachel ›Informations-Übermittlung‹.

An diesem Nachmittag wurde ein langes, starkes Radiosignal direkt von einer Antenne auf der Spitze des Bertroy-Gebäudes abgestrahlt. Das Signal war die Codierung eines bestimmten Informationsmusters, eine Bit-Folge aus der Software des verstorbenen Douglas Leckesh. Radiosignale sind unsichtbar, aber wenn man den Himmel ansah, als der Leckesh-Strahl aufstieg, konnte man eine Iridule sehen, einen kurzen Wirbel von regenbogenfarbigem Licht.

Originaltitel: ›Soft Death‹
Copyright © 1986 by Mercury Press, Inc.
(erstmals erschienen in ›The Magazine of Fantasy & Science Fiction‹, September 1986);
mit freundlicher Genehmigung des Autors
und der Agentur Schlück, Garbsen
Copyright © 1990 der deutschen Übersetzung
by Wilhelm Heyne Verlag, München
Aus dem Amerikanischen übersetzt von Kurt Bracharz

Schwerarbeit oder Die Geheimnisse des Erfolgs

1

Dies ist die Geschichte eines hervorragenden amerikanischen Produkts, des Mannes, der es hergestellt hat, und der Männer, die es berühmt gemacht haben. Es ist die Geschichte erfolgreicher Merchandising-Strategien, auf eine ausgereifte Produktlinie angewandt, die die Kalkulatoren bereits voll abgeschrieben hatten, eine Geschichte von Mut, Know-how, Teamwork und erotischer Qual. Dies ist die Geschichte eines Mannes, Sal Mineo, der es wagte, sich den Kräften entgegenzustemmen, die sein Unternehmen zerstören wollten. Sie handelt davon, wie Amerika den Krieg im Pazifik 100 Jahre, nachdem die Japse ihn begonnen hatten, schließlich gewann.

Aber damit nicht genug. Es ist eine Geschichte über Menschen wie du und ich und all die jungen Männer und Frauen, die in Amerikas allmählich veraltenden und schwer unter Druck stehenden Industrien zusammenarbeiten und mit vereinten Kräften dazu beitragen, Amerika noch einmal großzumachen. Das ist die Herausforderung, die die Zukunft an Sie stellt, und es ist überdies der Schlüssel zu den Geheimnissen des Erfolgs.

»Moment, Moment«, sagen Sie sich vielleicht, »wie kann das alles in einer einzigen Erzählung enthalten sein? Dieser Autor versucht wohl, mir einen Bären aufzubinden.«

Das wäre eine scharfsinnige Beobachtung, denn eine Story wie diese ist natürlich nur eine Möglichkeit, die Zeit rumzubringen, wenn nichts Vernünftiges im Fernsehen läuft. Und falls die Lektüre Sie doch inspirieren und in Ihnen den Wunsch wecken sollte, sich auf die Socken zu machen und etwas Besonderes für Ihre Firma zu tun, dann ist das vielleicht bloß ein Zufall, ich weiß es nicht. Ich gebe die Geschichte nur so weiter, wie sie mir erzählt wurde.

Alles begann in einer Winternacht des Jahres 2041, als ein ganz normal aussehender Mann in einem Freizeitanzug aus rotweißblauem Camo-Stoff aus dem Unterhaltungskomplex auf Ebene 7 der städtischen Arcologie von Cornucopolis herauskam. Er hatte eben ein psychisch verstärktes Remake des klassischen Films *Rambo 5: Die Geiselkrise* gesehen, in dem der große Volksheld Rambo die amerikanischen Geiseln im Iran vor den Folterkammern des Ayatollah Khomeini rettet, und wie es jedem gehen würde, war er in gehobener Stimmung, aggressiv und stolz darauf, ein Amerikaner zu sein. Als er gerade durch eine Arkade mit glitzernden Lichtern und verführerischer Werbung schlenderte, stieß er auf eine kleine Truppe von Freiwilligen, die für ein Produkt warben, von dem er noch nie gehört hatte. RIMBAUD CHOCOLATES stand auf dem Transparent über ihnen, und darunter, in verblichenen malvenfarbenen Lettern auf einem gelb schillernden Feld: *Handglasierte Süßigkeiten für den schwulen Konsumenten von heute*. Die Freiwilligen führten eine komplizierte Präzisionsjongliernummer mit Tüchern auf; sie schufen eine Kaskade aus duftigem Chiffon, die sich pausenlos veränderte, während ihr Leiter so etwas wie ein Lied intonierte. Die Worte sagten dem Mann, der stehengeblieben war, um sich dieses hübsche Schauspiel anzusehen, überhaupt nichts, denn sie waren vor langer Zeit in einer toten Sprache namens Französisch geschrieben worden. »*Bien après les jours et les saisons*«, deklamierte der Vorturner, »*et les étres et les pays*,

Le pavillon en viande saignante sur la soie des mers et des fleurs arctiques (elles n'existent pas) ...[1]«

Und so weiter, alles auf Französisch und alles ein bißchen albern, aber auf eine nette Weise, die sehr gut zum Fließen und Flattern der bunten Schleier bei den Übungen des gedrillten Teams zu passen schien. Schließlich endete die Aufführung mit dem Ausruf »*O douceurs!*«, in den das gesamte Team einstimmte. Die bunten Tücher verschwanden in den Ärmeln der Jongleure, und sie begannen Gratisproben von Rimbaud Chocolates an die spärlichen Zuschauer zu verteilen, die ihre Darbietung angezogen hatte.

»*Voulez-vous des chocolates?*« fragte der Vorturner.

»Was ist los?« erkundigte sich der Held unserer Geschichte, der zu jener Zeit auf den Namen Gabby Hayes hörte.

»Möchten Sie eine unserer Pralinen probieren?« übersetzte der junge Mann.

Obwohl Gabby nicht schwul war, hatte er keineswegs die Absicht, eine Gratisprobe von irgend etwas abzulehnen, »Nichts dagegen«, sagte er und nahm eine der in Silberpapier eingewickelten Süßigkeiten aus der Schachtel, die man ihm hinhielt. Die Verpackung und die Schachtel selbst waren attraktiv in den Farben der Fahne aufgemacht, und es stellte sich heraus, daß sich das ganze französische Geplapper darum gedreht hatte. Es war jedoch nicht die amerikanische Fahne, sondern die französische Trikolore, die ebenfalls rotweißblau gewesen war.

Der Vorturner, der John Asbury hieß, bestand darauf, die ganze Sache zu erklären. Es handelte sich um ein Gedicht mit dem Titel *Barbare* von einem Franzosen, der berühmt war, weil er verrückt geworden war und aufgehört hatte, Gedichte zu schreiben, um in Nordafrika Sklavenhändler und Waffenschmuggler zu werden. Das Pralinensortiment war nach ihm benannt worden: Rimbaud.

»Rambo?« wiederholte Gabby. Er dachte, er hätte nicht richtig gehört.

»Ja«, sagte der Vorturner, »Arthur Rimbaud. Er war der erste Dichter von Weltrang, der in aller Öffentlichkeit zu seiner Homosexualität stand. Er und Verlaine wurden ein Liebespaar, als Rimbaud gerade erst siebzehn war. «

»Hey«, sagte Gabby höflich. »Das ’s ja’n Ding.«

»Möchten Sie noch eine Praline?«

Gabby warf einen Blick in die Schachtel, die fast leer war. »Nee danke, Partner, ich bin schon ziemlich voll.«

»Oh, machen Sie sich keine Sorgen wegen Ihrer Taille«, sagte Asbury. »Rimbaud Chocolates sind völlig nährstofffrei. Eine ganze Schachtel hat nur vier Kalorien. *Und* es heißt, daß sie auch ein starkes Aphrodisiakum sind.«

»Ach was, tatsächlich?« sagte Gabby.

»Sie haben meine *parôle d’honneur*.«

»Tja, wenn das so ist ...« Er wickelte eine weitere Praline aus und steckte sie in den Mund. Die Cremefüllung spritzte heraus und tropfte ihm vom Mundwinkel in den verfilzten Bart. Als er das Silberpapier zusammenknüllte, fiel ihm zum erstenmal der kleine Aufdruck auf. »Ein weiteres hervorragendes Produkt von General Edibles«, stand dort.

»Na, da laust mich doch der Affe«, sagte er. »Ihr gehört zu General Edibles!«

Asbury seufzte. »Im Moment noch, ja, aber es geht das Gerücht, daß wir vielleicht von Tojo Foods übernommen werden.«

»Du dickes Ei, klingt ja übel. Tut mir leid, das zu hören. Ich bin selber beim General Edibles-Team.«

»Ach wirklich«, sagte Asbury in einem Ton, in dem keine Spur von Firmenloyalität lag. »Das freut mich aber.«

»Also, was ist das Problem?«

»Ach, das übliche. Rimbaud ist eine ausgereifte Produktlinie, und unser Anteil am schwulen Schokoladenmarkt geht seit fünfzehn oder mehr Jahren zurück. Und es liegt nicht an der Konkurrenz. Watteau Chocolatiers und Candyman Sweets, unsere beiden Hauptkonkurrenten, sind als nationale Marken ausgelaufen und existieren jetzt nur noch als Franchise-Läden in ein paar schwulen Rentner-Arcologien. Wir von Rimbaud tun, was wir können. Alle Angestellten verwenden jede freie *Minute* für die Freiwilligen-Arbeit. Nicht bloß in gedrillten Teams, obwohl die für die Öffentlichkeit am sichtbarsten sind. Drei- oder viermal pro Woche besuche ich Gefängnisse und mache Lesungen mit Rimbauds leichter zugänglichen Gedichten für die Insassen. Die Lebenslänglichen scheinen besonders empfänglich dafür zu sein, obwohl keiner von ihnen auch nur ein *Wort* Französisch spricht, soweit ich weiß. Allein schon die Musik der Verse ist so bezwingend, daß sie wie hypnotisiert hinter den Trennwänden aus Glas sitzen. Trotzdem, keine unserer Bemühungen scheint die geringste Auswirkung auf den Absatz zu haben. Es ist wirklich ein Jammer.«

»Vielleicht braucht ihr einen anderen Ansatz.«

»Zweifelsohne. Ich selbst bin so weit gegangen, *Übersetzungen* vorzuschlagen, aber unser Produktmanager, Mr. Burgess-King, ist der Meinung, das wäre ein Verrat an der gesamten Rimbaud-Tradition. Und er ist schließlich der Produktmanager. Du liebes bißchen, schauen Sie, wie spät es ist. Ich muß Ihnen Adieu sagen. Das Team hat um zehn noch eine Vorstellung auf Ebene 46. War nett, mit Ihnen zu reden, und ich hoffe, Sie denken an Rimbaud, wenn Sie nächstesmal Pralinen für sich oder einen schwulen Freund kaufen. Also, *au revoir*!«

»Wiedersehn«, sagte Gabby, der sich nach dieser Begegnung sonderbar aufgewühlt fühlte.

Aber nicht unproduktiv aufgewühlt (und darin liegt eine Lektion!), denn als er an diesem Abend am Vorschlagskasten in seinem Wohnheim vorbeikam, hatte er eine unglaubliche Inspiration, wie man Rimbaud

Chocolates frische Kraft und neues Leben einhauchen konnte. Er schrieb es an Ort und Stelle auf und steckte den Zettel in den Kasten, und auf diese Weise begann eine der bemerkenswertesten Erfolgsstorys in den Annalen des modernen Merchandising.

2

Obwohl Gabby sich durchaus mit der Firma identifizierte, war er in diesem Stadium seiner Karriere nicht so recht glücklich mit seinem Job. Offiziell betrachtete er sich als Praktikanten in der Abteilung ›K‹ mit der Aussicht auf Festanstellung in nur zwei Jahren; inoffiziell war er nur ein weiterer Chip, eine menschliche Mikrokomponente, die passiv mit einem Spannungsdämpfer verdrahtet war, um Betamuster-Überlastungen in einem GE-Programm zu korrigieren, das Simulationen für die Explosion der veranschlagten Kosten des geplanten Agri-Sat-15 entwickelte. Es war buchstäblich eine geistlose Arbeit, und so hatte Gabbys Großhirn (jedoch nicht sein Kleinhirn) in den Stunden frei, in denen er zur Arbeit verkabelt war, und konnte sich ins Bildungsnetz der Firma einklinken. In den fünf Jahren seines Ausbildungsprogramms hatte er Kurse in Marketing, Stimmungskontrolle, Theorie und Praxis der Lederbearbeitung (nur weil er drei Anrechnungspunkte im handwerklichen Bereich brauchte, um seinen Bakkalaureus der Betriebsverwaltung zu bekommen) und Filmgeschichte absolviert. Jetzt nahm er an einem Seminar über repressive Desublimierung teil, bei dem er zusammen mit einigen der höchsten GE-Manager im Netz war. Für all das, sowie für die mit der Anstellung bei GE verbundenen Vorteile (in erster Linie die Visa, die ihm erlaubten, in Cornucopolis zu wohnen), war Gabby dankbar, und wenn seine Fortbildungsbemühungen nicht sofort anerkannt oder belohnt wurden, war er nicht so dumm, sich darüber zu ärgern. »Alles zu seiner Zeit«, wie er sich laut seines Lehrbuchs der Stimmungskontrolle in Augenblicken der Ungeduld oder der Mutlosigkeit immer wieder sagen sollte. »Alles zu seiner Zeit.«

Das Problem war Rod Steiger. Steiger war Gabbys Boss, ein fest angestellter Gruppenleiter mit einer der höchsten Produktivitätswertungen in der Abteilung ›K‹ und ein Mann, der von einer Leidenschaft für die Baseball-Statistiken des 20. Jahrhunderts verzehrt wurde. Steiger hatte Quiz-Teams für dieses populäre Thema organisiert, die zweimal das

Firmen-Halbfinale erreicht hatten, und er hatte Gabby ein paarmal den eindringlichen Rat gegeben (garniert von ein oder zwei verschleierten Drohungen), einen Teil seines beim Job beschäftigten wachen Geistes dafür zu verwenden, Tabellen von erfolgreichen Läufen, lebenslangen Durchschnittsleistungen beim Schlagen und berühmten Spielergehältern auswendig zu lernen. Jedesmal wenn Gabby zu einem der firmeninternen Baseballspiele ging, bestand Steiger darauf, sich neben ihn zu setzen und ihm ›ein paar kinderleichte‹ Fragen zu stellen.

»Hier ist 'ne kinderleichte, mein Junge«, pflegte er dann zu sagen. »Wer war der erste Werfer, der vier Spiele gemacht hat, ohne daß der Schläger einen Treffer landen konnte?«

»Tut mir leid, Mr. Steiger, das weiß ich nicht.«

»Das war Sandy Koufax. Herr im Himmel, ich hätte gedacht, das weiß jeder. Okay, hier ist eine, die weißt du bestimmt. Wer hat die meisten Home Runs in einer Saison geschafft?«

»Babe Ruth?«

Steiger stöhnte. »Und das bei deinem Grips«, lamentierte er. »Mit deinem Potential und mir als deinem Lehrer könnten wir ein Quiz-Team auf die Beine stellen, das den ganzen Gemeinschaftsraum der Abteilung ›K‹ mit Preisen füllen würde. Aber nein, du mußt dich ja mit diesen ganzen idiotischen Kursen *weiterbilden*, von denen zu glaubst, daß sie dich zum Manager machen. Was studierst du denn gerade? Spitzenklöppelei?«

Steigers Sarkasmus bezog sich auf die handgearbeiteten Stiefel, die Gabby letztes Jahr für ihn zu Weihnachten gemacht hatte. Auf den Schäften der Stiefel hatte Gabby ›Rod Steiger‹ in einer Schriftrolle über einem Porträt des Schauspielers eingraviert, das ihn in seiner Rolle in *In der Hitze der Nacht* zeigte, für die er den Oscar bekommen hatte. Die Stiefel hatten Gabby eine Eins in seinem Lederbearbeitungskurs eingebracht, aber sie hatten nichts dazu beigetragen, seinen Boss zu besänftigen, der erst zufrieden sein würde, wenn Gabby für das Quiz-Team trainierte. Es war das gleiche Dilemma, vor dem Montgomery Clift in *Bis in alle Ewigkeit* gestanden hatte, und Gabby mußte für seine Prinzipien auf die gleiche Weise leiden. Steiger gab ihm fortwährend schlechte Beurteilungen für Einstellung und Teamgeist, Beurteilungen, die erfolgreich verhinderten, daß Gabby die nächste Sprosse der Unternehmensleiter erklomm, und ihn zum ältesten noch nicht beförderten Chip in der Abteilung machten. Wenn Gabby sich in den Sportpausen um zehn Uhr an der stationären Galeere im

Trainingsraum in die Riemen legte, tyrannisierte ihn Steiger, als ob er ein Sklave auf einer der originalen alten Triremen aus *Ben Hur* wäre. Es war nicht leicht, in dieser Situation die guten Seiten zu sehen, wie das Lehrbuch der Stimmungskontrolle empfahl. Tatsächlich hatte er in Augenblicken tiefster Verzweiflung sogar erwogen, General Edibles zu verlassen und zu einem anderen Unternehmen zu gehen, aber ein gewisses Schamgefühl, eine wirkliche Liebe zu seiner Firma und die Angst, daß die Personalabteilung von einer solchen Aktion erfahren würde, hatten ihn davon abgehalten, sich die jeweiligen Stellenangebote auf den Bildschirm zu holen.

Und dann — genau wie das Lehrbuch der Stimmungskontrolle es vorhergesagt hatte, wenn er nur hart genug arbeitete — kam sein Durchbruch. »Achtung, Gabby Hayes«, rief ihn eine unbekannte Stimme über seinen Spleiß im großen Hörnerv, als er sich am Morgen, nachdem er seinen Vorschlag in den Vorschlagskasten geworfen hatte, gerade zur Arbeit verkabeln wollte. »Melden Sie sich sofort in der Personalabteilung, Ebene 25. Ich wiederhole: Achtung, Gabby Hayes ...« Er bestätigte leise, und die Stimme verstummte.

Gabby befreite sich aus seinen Verschaltungen, ging um Rod Steigers Podium herum und zu den Aufzügen hinaus. Im Fahrstuhlspiegel kämmte er die Knäuel und Verfilzungen aus seinen Haaren und seinem Bart, rückte den Knoten seines Halstuchs zurecht und schob sich die aus dem Strunk eines Maiskolbens gefertigte Pfeife in den Mundwinkel, um glaubhaft wie sein Namesvetter und Rollenmodell auszusehen, der unsterbliche Kumpan des Helden in hundert B-Western. Es war eine Rolle, die er auf den Rat seines Identitätskrisenberaters auf der High School hin kurz vor seiner Anstellung bei GE übernommen hatte. Damals hatte sie schräg, rebellisch und sehr erwachsen gewirkt, aber die Persönlichkeitsmode hatte sich gewandelt. Rebellion und Schrägheit waren déclassé, und der neue Look für diejenigen, die es sich leisten konnten, war der italienische *Conformita*-Stil. Mit seinem Gehalt als Praktikanten-Chip konnte sich Gabby kaum eine wöchentliche Identitätsauffrischung leisten. Und eine Neuausstattung kam nicht in Frage. Außerdem war er als Gabby Hayes *glücklich*. Es war eine Rolle, mit der er überall herumgammeln konnte, wie in einer alten Jeans. Er mußte bloß die Blicke der schicken *Conformistas* ignorieren, wie zum Beispiel den der Empfangsdame in der Personalabteilung. Außer dem Blick bekam er noch einen Fragebogen zum Ausfüllen.

»Danke, M'am«, näselte er.

»Grazie a lei«, gab sie zurück, wandte den Blick ab und betätschelte fürsorglich ihre wunderschöne Frisur.

Er ging mit dem Fragebogen in eine Einzelkabine, legte ihn ein und begann seine Multiple-Choice-Antworten einzutippen. Seine Lieblingscola war (C) Koala Kola. Wenn ihn persönliche Probleme zu quälen begannen, würde er (A) einen fröhlichen Country 'n' Western-Song hören. Seine Vorstellung von einer richtig tollen Zeit war (B) für sein Heim-Team Stimmung zu machen. General Edibles war wie (A) eine große Familie. Wenn er genügend Zeit und eine ausreichend hohe Kreditlinie hätte, würde er am liebsten ... Hier zögerte er. Keine der Möglichkeiten schien bescheiden genug zu sein. Einen Neuwagen zu Schrott zu fahren war ein Vergnügen, das strikt dem höheren Management vorbehalten war, und außerdem glaubte er wirklich nicht, daß es ihm Spaß machen würde, ein neues Auto kaputtzufahren oder Vater von Vierlingen zu werden oder ein Viertel eines Rennpferds zu besitzen. Schließlich wählte er nicht ohne Befürchtungen (D) Seine Persönlichkeit neu ausstatten.

Der Fragebogen schrumpfte zu einem hellen grünen Punkt, und der Punkt erblühte zu dem liebenswürdigen, simulierten Gesicht von Dr. Erica Fromm. »Guten Morgen, Gabby!« sagte sie mit einem warmen Lächeln.

»Wie geht's, M'am«, erwiderte Gabby steif. Er war es nicht gewohnt, mit Simulationen von so hoher Auflösung zu interagieren. Er fühlte sich geschmeichelt, aber ihm war auch ein bißchen mulmig.

»Ich habe gute Neuigkeiten für Sie, Gabby. Sie sollen Produktmanager der Abteilung Rimbaud Chocolates werden, mit einem Mandat, eine neue Produktlinie zu entwickeln und auf dem Markt zu testen, die auf die jüngere, wohlhabende männliche Stadtbevölkerung zielt, ungeachtet ihrer affektiven Präferenzen. Worum es sich bei dem neuen Produkt genau handelt, unterliegt der Geheimhaltung, und ich bin nicht befugt, mit Ihnen darüber zu sprechen. Anscheinend basiert die neue Produktlinie auf einem Vorschlag, den Sie kürzlich eingereicht haben.«

»Aber das war erst gestern abend!« staunte Gabby.

»Zeit genug, um eine Simulation durchzuführen und Ihr Profil zu verarbeiten. In bezug auf letzteres habe ich noch ein paar Informationen für Sie, die Ihnen ebenfalls neu sein werden. Sie sind nicht — wie soll ich mich ausdrücken? — genau derjenige, der Sie zu sein glauben.«

»Ich weiß, ich weiß. Gabby Hayes war die Idee meines Beraters. Ich hatte mein Herz an Clint Eastwood gehängt, aber er sagte nein, dafür wäre ich nicht der Richtige, und er hielt mir ein Bündel Diagramme mit meinem Charakter drauf vor die Nase und zeigte mir, daß sie perfekt mit den Diagrammen von Gabby Hayes zusammenpaßten, und ich wußte nicht, wie ich gegen ihn ankommen sollte.«

»Auf Ihrer neuen Gehaltsstufe werden Sie zweifellos imstande sein, diesen früheren Fehler auszubügeln, obwohl ich bezweifle, daß Clint Eastwood zu Ihrer Position als Produktmanager passen würde. Aber ich habe mich nicht auf Ihre Persönlichkeit bezogen, sondern vielmehr auf Ihr C.V.«

»Auf mein *was*?« fragte Gabby und kratzte sich verblüfft den Bart.

»Auf Ihr Curriculum Vitae; Ihren Lebenslauf. Sehen Sie, Gabby, Sie sind recycelt worden.«

Gabby klappte der Unterkiefer herunter, und die Maiskolbenpfeife fiel auf die Tastatur und traf eine Taste, wodurch die Farben von Dr. Fromms Gesicht in kräftige Kontraste von Magentarot und Limonengrün polarisiert wurden. »Wie ... wie oft?« fragte er.

»Mehr als einmal. Das steht alles in Ihrer Akte, und Sie sind jetzt berechtigt, sich diese in aller Ruhe anzusehen.«

»War das wegen irgendeines Verbrechens, das ich begangen habe?«

»Nein, nichts dergleichen. Abgesehen von einer geringen Tendenz zur Unpünktlichkeit war Ihr Problem einzig und allein verhaltensbedingt. Noch einmal, ich kann Ihnen nur raten, einen Blick in Ihre Akte zu werfen.«

»Dann bin ich also gar nicht zweiundzwanzig Jahre alt?«

Dr. Fromm schürzte ihre violetten Lippen und schüttelte ihren magentaroten Kopf.

»Wie alt bin ich?«

»Sechsundvierzig.«

»Und was ist in den Jahren passiert, die mir fehlen?« fragte er bestürzt.

»Sie haben als Chip gearbeitet und weiterführende Kurse versucht, sich allmählich angepaßt und die Grundlage für diese Beförderung gelegt. Wissen Sie, Gabby, Rom ist nicht an einem Tag erbaut worden. Harte Arbeit — das ist das Geheimnis des Erfolgs.«

Gabby nickte. Er wollte dem prüfenden Blick der Frau Doktor entkommen und den Gedanken, daß er sechsundvierzig war, für sich allein verdauen. Seiner Meinung nach ließ sich das am besten bewerkstelligen,

indem er eine positive Einstellung an den Tag legte. »Wann kann ich in meinem neuen Job anfangen?« erkundigte er sich.

»Sobald sie die Return-Taste drücken, um zu zeigen, daß Sie einverstanden sind.«

Gabby drückte die Return-Taste. Dr. Fromm verschwand und wurde von Gabbys neuem Arbeitsvertrag ersetzt. Er enthielt lauter wundervolle Belohnungen und Vergünstigungen, Aktienoptionen und Produktivitätsbonusse sowie das Recht, einen Mitarbeiter aus seiner Abteilung ›K‹ auszusuchen, der ihn als Assistent zu Rimbaud begleiten sollte. Der Schirm wollte wissen, ob er dieses Recht in Anspruch zu nehmen wünschte. Er tippte ein J ein, und als der Schirm fragte: *Wen?*, antwortete er ohne zu zögern: Rod Steiger.

Dann gab er den Berechtigungscode ein, um sich seine eigene Akte anzusehen, und überflog die Unterlagen über die vierundzwanzig Jahre, die er im Verlauf seines Recyclings verloren hatte. In diesen vierundzwanzig Jahren hatte er als Chip in jeder größeren Abteilung von GE fungiert, von Getränken bis zu Fischprodukten, von Fertigsuppen bis zu gerösteten Nüssen, und er hatte genug weiterführende Kurse besucht, um sich vier- oder fünfmal für ein B-Schul-Diplom qualifiziert zu haben. Erstaunlich, wenn man bedachte, daß alle diese Daten codiert, gespeichert und sofort wiederauffindbar waren, ohne daß er die geringste bewußte Erinnerung daran hatte, aber andererseits wußte er von seiner täglichen Arbeit als Chip, daß Bewußtsein oftmals unwichtig oder sogar ein Hindernis war, wenn man eine Arbeit erledigen wollte.

Der Vorschlag, den er in den Kasten gesteckt hatte, war ein typisches Beispiel dafür. Er hatte gar nicht so viel darüber nachgedacht. Die Inspiration hatte ihn getroffen wie der Blitzschlag eine Pinie, die Jahre an einem Berghang gewachsen war und nicht die mindeste Ahnung hatte, daß ihr ein so bedeutendes Ereignis bevorstand. Es stimmte, er hatte einige Einsichten, die er in den Seminaren über repressive Desublimierung gewonnen hatte, dazu benutzt, den Vorschlag in seiner endgültigen Form abzufassen, aber das war nur der Zuckerguß auf dem Kuchen, und der Kuchen selbst kam direkt aus seinem Es oder seinem Herzen oder seiner Seele, je nachdem, welchen theoretischen Rahmen man benutzte, um Inspiration und ihre Quelle zu erklären.

Er war gerade im Begriff, seine Personalakte zu verlassen, als er einen Punkt im Menu bemerkte, der mit einem Sperrkreuz markiert war:

Interview 21. 3. 17. All diese Jahre als Chip kamen ihm jetzt zustatten, und es gelang ihm, die gesperrte Subdatei ohne allzu brachiale Methoden zu öffnen. Sie enthielt die Videoaufnahme eines Interviews, das er unter dem Einfluß eines Wahrheitsserums am fünften Jahrestag seiner Einstellung gegeben hatte, vor fast vierundzwanzig Jahren. Er konnte das Gesicht auf dem Schirm nicht als sein eigenes erkennen und noch weniger glauben, daß die Meinung, die er zum Ausdruck gebracht hatte, seinen wahren Gefühlen entsprochen hatte.

»Sagen Sie mir«, hatte der Interviewer gefragt, »wie stehen Sie zur Arbeit?«

Darauf hatte der junge Mann auf dem Bildschirm erwidert: »Arbeit? Arbeit bedeutet mir einen feuchten Dreck. Ich weiß, daß ich sie machen muß, das müssen wir ja alle, aber wenn Sie meinen, ob ich's gern tu ... Nein, bestimmt nicht.«

Es kam noch mehr und Schlimmeres. Er hatte sich über die Idee des Teamgeists lustig gemacht. Er hatte bestritten, auch nur die geringste Loyalität gegenüber General Edibles zu empfinden. Er hatte gesagt, er würde GE ohne Bedauern verlassen und für jede andere Firma arbeiten, die ihm ein höheres Gehalt anböte. Es war genau die gedankenlose An-erster-Stelle-komme-ich-Haltung, erkannte Gabby, die Amerika einst an den Rand des finanziellen Ruins und des industriellen Zusammenbruchs geführt und Japan erlaubt hatte, weltweit die wirtschaftliche Führungsrolle zu übernehmen. Kein Wunder, daß er recycelt worden war! Mit einem Schauder der Scham und des Abscheus ging er aus der Datei heraus und verließ die Einzelkabine.

3

Ein paar Tage später erschien Gabby — der nicht mehr Gabby, sondern ein anderer, zwischen den Ohren neu ausgestatteter Mensch war — pünktlich um sechs Uhr morgens, als aus den Lautsprechern gerade ein Medley mit beliebten Melodien von Philip Glass ertönte, vor seinem versammelten Mitarbeiterstab zur ersten gemeinsamen Konferenz und Anfeuerungsversammlung. Er trug Jeans und T-Shirt, die schlichte Kleidung eines amerikanischen Teenagers. Er war sauber rasiert, und seine Haare waren schwarz gefärbt, gelockt und mit Pomade geglättet, so wie bei

seinem neuen Namensvetter und Rollenmodell Sal Mineo. Physisch hatte der Salon wahre Wunder bei ihm gewirkt; er sah keinen Tag älter als neunzehn aus, was sehr beruhigend war, nachdem er über Nacht vierundzwanzig Jahre zugelegt hatte. Was sein Verhalten anging, war die Transformation noch nicht völlig vollzogen, und ab und zu geisterte ein Schimmer des alten Gabby durch Sals Patina verdrossener Teenagernettigkeit.

»Wie geht's, meine Herren«, wandte sich Sal an die Männer am Tisch. »Mein Name ist Mineo, aber Sie können mich einfach Sal nennen. Ich nehme an, Sie sind letzte Woche unterrichtet worden, daß ich hier der neue Produktmanager sein werde. Ich hoffe, daß es mir mit der Zeit gelingt, eine tiefe persönliche Beziehung zu jedem von Ihnen zu entwickeln« — er illustrierte diese Hoffnung, indem er sanft die Schulter des Mannes drückte, der rechts von ihm saß, eines weißbärtigen alten Herrn namens Walt Whitman, der bei Rimbaud für den Arbeitsgeist zuständig war — »aber zuerst möchte ich Ihnen etwas über meine Vision von Rambo Chocolates und den tapferen Männern erzählen, die sie essen werden, Männer, die man nicht vergessen oder übergehen sollte, wo in Amerika nun eine neue Zeit anbricht. Ich hoffe, Sie stimmen mir da alle zu.«

Allgemeines Kopfnicken, obwohl ein Kopf am anderen Ende des Tisches nicht in diesen stummen Konsens einfiel, und das war der Kopf des ehemaligen Produktmanagers und jetzigen Assistenten für Qualitätskontrolle, A.A. Burgess-King. Kein Zweifel (dachte Sal), Burgess-King spürte eine gewisse Verstimmung und vielleicht sogar Verbitterung über seine Zurückstufung, und er würde dem Ego des Mannes zur gegebenen Zeit Erste Hilfe leisten müssen, aber zuvor mußten einige harte Wahrheiten auf den Tisch.

»Ich glaube, Sie werden mir auch alle zustimmen, daß das Rimbaud-Team schon lange nicht mehr seiner Leistungsfähigkeit entsprechend arbeitet. Sehen Sie sich die Verkaufskurve an! Lesen Sie den Bericht des Marktforschungsteams. Drei von vier schwulen Konsumenten in Cheyenne haben Rimbaud Chocolates auf den letzten Platz gesetzt, als sie aufgefordert wurden, sieben Schokoladenmarken für Männer zu nennen und sie in der Rangfolge ihrer Beliebtheit einzustufen. Was die Werbung betrifft ...« Hier ließ Sal das spöttische Lächeln sehen, das sein Namensvetter in dem ungerechtfertigterweise wenig beachteten Film *Dino* (1957, Drehbuch von Reginald Rose) so wirkungsvoll eingesetzt hatte. »Abgesehen von den

Tatsachen, daß sich die Anzeigen erstens nirgends auf das Produkt beziehen, daß ihre Texte zweitens in einer toten Sprache geschrieben sind und daß drittens das halbe Werbebudget für Anzeigen im *New Yorker* und anderen hochgeistigen Vierteljahresschriften ausgegeben wurde, die zusammen schätzungsweise 4000 Leser haben, abgesehen also von all dem sind es wahrscheinlich tolle Anzeigen. Da ich selbst kein Französisch spreche, weiß ich es nicht.«

Burgess-King zog ein Seidentaschentuch aus seiner Brusttasche und schneuzte sich mit diskretem Trotz hinein.

»Es springt einem wie die Nase im Gesicht der Freiheitsstatue ins Auge, daß das Produkt ein Facelifting braucht, und hier ist das Szenario, das ich vorgeschlagen habe.« Sal ließ eine Leinwand von der Decke des Raumes herunterfahren und dämpfte das Licht. »Nicht Rimbaud Chocolates in der französischen Schreibweise, sondern so geschrieben, wie es klingt — Rambo! Und ein Slogan, der Action, Abenteuer, Nervenkitzel und Aggressivität verspricht — die Dinge, nach denen ein *Mann* bei einer Schokolade für Männer sucht. Hier, ich will es Ihnen zeigen.« Er schob das erste Dia ein, und auf der Leinwand flammten riesige, schwungvolle rotweißblaue Lettern auf:

RAMBO CHOCOLATES
Schwul oder normal, die bringen's total!

Dia 2 folgte:

Rücken Sie Ihren Problemen
mit der Kämpferschokolade zu Leibe
RAMBO!

Dia 3:

PENG! KRACH! SCHEPPER! WUMM!
RAMBO KÜMMERT SICH NICHT DRUM

Dia 4:

RAMBO!
Die Schokolade, die in Vietnam zum Sieg führte,
kann SIE zu bedeutendem Erfolg führen!

»Natürlich sind Werbesprüche und Versprechungen nur das Tüpfelchen auf dem i. Um wirklich Erfolg zu haben, muß ein Produkt nicht nur ins Bewußtsein des Konsumenten dringen. Es muß sein Leben verändern.

Wenn er sich im Badezimmerspiegel oder noch besser im Schlafzimmerspiegel ins Gesicht schaut, sollte er da nicht sich sehen — er sollte das Produkt sehen. ›Mythologisieren‹, wie alle Marketing-Lehrbücher uns erzählen, ›erotisieren und provozieren‹. Denken sie an das Motorrad von Harley-Davidson, eins der großartigsten Produkte in der amerikanischen Geschichte. In seiner Blütezeit gab es sieben Magazine, die alle die Behauptung verbreiteten, eine Harley zu fahren und ihre Kluft zu tragen sei eine Garantie für sexuelle Potenz und mörderische Tapferkeit. Seinen Käufern lieferte das buchstäblich einen Lebensinhalt, wie man aus seinem berühmtesten Slogan *Live to Ride, Ride to Live* ersehen kann. Denken Sie auch an ein anderes klassisches auf Männer ausgerichtetes Produkt, Jack Daniel's Bourbon. Um die Jahrhundertwende entwickelten viele Männer in den Staaten des Sonnengürtels eine so obsessive Produktloyalität, daß sie zwanzig bis fünfzig Prozent ihres frei verfügbaren Einkommens nicht einfach nur für das Produkt ausgaben, sondern für Kleidung und Einrichtungsgegenstände mit Werbung für das Produkt. Wirklich, der wahrgewordene Traum eines Werbefachmannes. Das einzige Problem in diesen beiden Fällen war die erhöhte Sterblichkeitsrate, die mit der Häufigkeit der Benutzung des Produkts verbunden war. Mit diesem Dilemma braucht sich Rambo jedoch nicht herumzuschlagen. Es liegt keine Gefahr darin, ein oder zwei Pfund nährstofffreier Süßigkeiten zu essen. Nur wenn es gefährliche Aggressionsstufen bei jenen hervorrufen sollte, die danach streben, das Image auszufüllen und selbst Rambo-Schokoladesoldaten zu werden, nur dann bestünde ein Risiko, daß sich der Markt selbst zerstört. Also sehen wir uns diesen Rambo mal an.«

Sal schickte eine Botschaft zum Spleiß im Hörnerv seines Assistenten durch. »Rod, würdest du jetzt reinkommen und uns die Uniform vorführen?«

Auf dieses Stichwort hin teilten sich die Türen zum Konferenzraum mit einem Trompetensolo — und herein kam Rod Steiger in seiner neuen Position als Sals Sekretär in der Produktlivree, die eines Tages ihre eigene stolze Nische in der Hall of Fame des Marketings im schönen Tuxedo Park im Staat New York bekommen sollte. Da stand er nun vor den erstaunten Managern: Rod, der erste Rekrut in der Legion der Schokoladesoldaten.

Sal ging zu ihm und zog ein Geschoß aus seinem Patronengurt, wickelte es aus dem Silberpapier und warf es Eddie Albee zu, dem stellvertretenden

Marketing-Direktor, der neben dem alten Walt Whitman saß. »Friß Blei, Süßer!«

Albee knabberte nervös an der Spitze der Milchschokoladepatrone, und Rod ging rot vor Scham, aber stolz, General Edibles auf jede mögliche Weise dienen zu können, um den Tisch herum und gab jedem Manager ein Geschoß aus seinem Patronengurt. Währenddessen wies Sal auf die anderen Merkmale von Rods Uniform hin, und die Manager nahmen sie zur Kenntnis: den I LOVE RAMBO-Overall; die mit Schokolade überzogenen Spitzen seiner hochgeschnürten Stiefel (Burgess-King wurde ermutigt, sie abzulecken); den Rambo-Rucksack für C-Rationen mit fünfzig Pfund gemischter Süßigkeit, die die heißblütigeren Soldaten nach Art der althergebrachten Verkaufspyramide von Amway und Herbal Life später an ihre Kameraden weiterverkaufen konnten; die Rambo-Schokolade-Feldflasche mit ihrem hübschen Relief des unsterblichen italienischen Hengstes, wie ihn das Kinopublikum hatte, sowie weitere Accessoires aus Schokolade für Gürtel und Patronengurt, zu zahlreich, um sie hier aufzuführen. Danach ging Sal die Zahlen durch, die R&D hinsichtlich möglicher Profitmargen für jeden Gegenstand der Rambo-Uniform prognostiziert hatten.

Am Ende der Präsentation stand Burgess-King auf und sagte, nachdem er sich die letzten Spuren von Rods Stiefelspitzen mit seinem Taschentuch von den Lippen gewischt hatte: »Sal, ich glaube, ich spreche für alle hier, wenn ich sage, daß dies ein wirklich interessantes und bizarres Marketingkonzept ist. Wenn man die Konsumenten dazu bringen kann, nur halb so viel von den Produkten zu kaufen, wie Sie behaupten, könnte Rambo eine Führungsrolle in der ganzen Männerschokoladeindustrie und nicht nur in ihrem schwulen Segment übernehmen. Es könnte in der Tat eine Revolution auf dem ganzen Feld der Freizeitnahrung darstellen. Ich sehe nur ein einziges Problem, nämlich ...« — hier ließ Burgess-King eine Spur Sarkasmus in die polierte Neutralität seines BBC-Baritons einfließen —, »wie kann man die Konsumenten dazu veranlassen, eine so intensive Produktloyalität zu kultivieren? Außer man will sie gewaltsam entführen, foltern und einer Gehirnwäsche unterziehen, was die Lebensmittelbehörde meines Wissens noch nicht erlaubt.«

Es gab ein Geraschel am Konferenztisch, wie von Blättern oder unterdrücktem Gelächter.

»Die Antwort darauf ist einfach, Burger-King. Wir werden ein Beispiel geben. Nicht hier in Cornucopolis, das heißt, jedenfalls jetzt noch nicht. Hier ist der Markt gesättigt. Deshalb ziehen wir mit der Abteilung dorthin um, wo die Kacke noch richtig am Dampfen ist. In den letzten fünf Jahren wurde unsere Schokolade größtenteils unter einem Nebenvertrag mit Harper & Row produziert, und zwar in einem Splitterghetto in einer der ehemals großen Innenstädte auf unserem Heimatplaneten, bevor die alle bankrott gingen. Armes Neutopia heißt es jetzt, und es gehört General Edibles, seit H&R aus der Schokolade ausgestiegen sind. Also wird der gesamte Rambo-Stab schon morgen in dieses Arme Neutopia verlegt. Wir werden es zu unserem Testmarkt machen, und bevor wir wieder abziehen, werden wir dieses dreckige Nest in ein Camp der Schokoladesoldaten verwandeln. Was sagen Sie dazu, A. A.?«

Burgess-King fuhr sich mit der Zunge über die Lippen und sagte: »Aye aye, Sir!«

»Dann ein Hoch auf Rambo!«

Die Anfeuerungsversammlung begann.

4

Als seine Mitarbeiter endlich für die Reise zur Erde festgeschnallt in ihren Schutzbehältern der zweiten Klasse lagen, schlummerte Sal Mineo schon fest und friedlich in der Wolkenkammer der Ersten Klasse. Manager zu sein, hatte eindeutig manche Vorteile. Während des langen Fluges schwebte Sal oft zur zweiten Klasse hinunter und beobachtete den stetigen Prozeß der Trauminduktion. Es war, als ob man sich statt des Films auf der Leinwand die Widerspiegelung dieses Films auf den Gesichtern des Publikums ansah. Die Lippen der Träumenden formten unisono die Motti ihrer neuen Ergebenheit gegenüber Rambo, Rambo, Rambo. Oh, sie schmeckt so gut, so *maskulin*. Feste braune Schokoladestücke für einen richtigen *Mann*, dazu geschaffen, seine Zähne hineinzugraben. Eine Schokolade, hinter der ganz Amerika steht. *Rambo!* Einige der Männer schienen bereits einen Zugang zu diesen revidierten Prioritäten gefunden zu haben, denn ihre Gesichter waren glatt und rund und leuchteten in einem voll integrierten Glauben. Andere kämpften noch gegen diesen Glauben an, am deutlichsten A. A. Burgess-King, in dessen Mund die Worte wie ein großer, unverdaulicher

Klumpen eines puren Streckmittels vor seiner Verbindung mit einem festen Stoff hin und her zu rollen schienen. Speichel rann von seinen zuckenden Lippen, Tränen quollen aus den Mundwinkeln seiner fest geschlossenen Augen. Burgess-King würde offenbar keinen leichten Übergang zur neuen Positionierung des Produkts auf dem Markt haben. Wenn er im neuen Plan der Dinge einen Platz finden wollte, würde er wahrscheinlich in eine neue Persönlichkeit investieren müssen. Sal machte sich im Geist eine Notiz, in seiner Mikro ein paar Möglichkeiten durchzugehen.

Wenn er nicht gerade schlief oder das Schiff erforschte, verbrachte Sal die Reise größtenteils im Netz mit seinen Seminarkollegen in Cornucopolis. Er nutzte diese letzte Gelegenheit zu einem billigen Gespräch vom Weltraum aus dazu, die allgemeine Theorie der repressiven Desublimierung auf die besonderen Bedingungen der neu entworfenen Rambo-Produktlinie anzuwenden. Wie schon so oft stammten die zweckdienlichsten Inputs, die er bekam, von dem Individuum, das sich als »Bruder Marx« ins Netzwerk eingeschaltet hatte. Marx brachte seine Begeisterung für das Rambo-Konzept zum Ausdruck und wandte es auf sein eigenes Interesse an Waffenverkäufen in Entwicklungsarcologien an. »Alle Männer brauchen es, sich als Kämpfer in Positur setzen zu können«, gab Marx ins Interface ein, »und je weniger Möglichkeiten zu offener physischer Aggression sich ihnen bieten, desto stärker ist ihr Bedürfnis, als harte Burschen anerkannt und gelobt zu werden. Nicht wahr, Salvatore?« schloß er auf deutsch.

»Ganz recht, mein Herr«, pflichtete Sal ihm bei, ebenfalls auf deutsch. »Und es wird unser vorrangiges Ziel sein, den Verzehr von Rambo-Schokolade mit offener physischer Aggression gleichzusetzen. Pläne dafür liegen schon bereit, aber die Einzelheiten unterliegen noch der Geheimhaltung. Aber vielleicht könnten Sie in einem anderen Bereich kibitzen — nämlich wie man das Produkt von seiner früheren ausschließlich schwulen Orientierung zu einer als bi empfundenen verlagert, *ohne* seine vorhandenen erotischen Komponenten aufzugeben.«

»Gehen Sie nur eine Stufe tiefer. Fast alle sexuellen Szenarios beziehen sich heutzutage unterschwellig auf den Arbeitsplatz. Man soll nicht in Begriffspaaren wie normal oder schwul denken, sondern in solchen wie aktiv und passiv, reich und arm, Herr und Sklave, Ablehnender und Abgelehnter. Diese Kategorien sind universell. Jeder bringt seinem Job tiefere Gefühle entgegen als dem anderen Menschen, der ihm wichtig ist.

Von den Jobs bekommen wir erhöhten Blutdruck, Magengeschwüre und Herzanfälle, Liebe führt allenfalls zu Blähungen oder Sodbrennen.«

»Haha!« gab Sal ins Interface ein, obwohl er im Grunde dachte, daß Bruder Marx nicht nur zynisch, sondern auch ein bißchen unaufrichtig war. Liebe war in der Tat die Ursache für einige wesentliche medizinische Probleme, und Sex — nun, die letzten Jahrzehnte des zwanzigsten Jahrhunderts hatten gezeigt, was Sex in epidemiologischer Hinsicht anrichten konnte. Sex war ein Killer, und zwar schon seit Adam und Eva und Griechenland und Rom. Vielleicht lag es an dieser Erkenntnis, daß Killer so sexy wirkten. Da brauchte man bloß an die berühmte keusche, leidenschaftliche Beziehung zwischen Norman Mailer und Jack Abbott denken, die John Denver 1996 mit seiner Knülleroperette *Harte Burschen tun's auch nicht* unsterblich gemacht hatte.

»Ich hab's«, gab Sal ein und wechselte die Menus.

»?«

»Möglicherweise eine neue Persönlichkeit für meinen Assistenten für Qualitätskontrolle. Nicht Burgess-King, sondern King Kong.«

»Haha!«

»Das ist mein Ernst.«

»Selbstverständlich.«

Ein Glockenton forderte Sal auf, sich in seinen Schutzbehälter zu legen. Er blipte das Händedruckzeichen und meldete sich mit einem Seufzer ab. Er glaubte bereits zu spüren, wie die schreckliche Schwerkraft der Erde an seinen Knochen zerrte und sein Gewebe altern ließ.

Zeitliche und räumliche Erwägungen machen es erforderlich, daß wir Sal in diesem schicksalhaften Augenblick kurz vor seiner Ankunft am Raumhafen von Armem Neutopia verlassen und zu dem Tag fast ein Jahr später springen, als er im Guckerlebnis-Oben-ohne-Waschsalon in seiner neuen Heimatstadt eine überraschende Entdeckung machte. Aber bevor wir seinen schockierten und erstaunten Gesichtsausdruck näher heranholen, muß ein bißchen Hintergrundmaterial bezüglich der erotischen Qual nachgetragen werden, die zu Beginn dieser Erzählung kurz erwähnt wurde. In der vier Stunden langen ungekürzten Breitwandversion, die Sie bald im Kino an der Ecke werden sehen können, wird dieser Teil der Geschichte ausführlicher und ganz offen behandelt werden, aber da es nur eine Nebenhandlung ist

und manche Leser die Details unerträglich schockierend finden würden, müssen wir uns hier mit einem kurzen Abriß der Tatsachen begnügen.

Bei dieser Nebenhandlung geht es um die widersprüchliche Beziehung zwischen Rod Steiger und einem jungen Mann, den der Leser bereits kennengelernt hat: John Asbury. Sal, immer mit einem wachen Auge für junge Talente, hatte Asbury zum Redakteur des *Monatsmagazins der Schokoladesoldaten* befördert, einer Mikrofiktionszeitschrift, die den Abenteuern des Repräsentanten und strahlenden Leitsterns des Produkts gewidmet war, des mächtigen Rambo. Asbury hatte sich von allen Untergebenen Sals erwiesenermaßen am besten an die neue Positionierung des Produkts anpassen können und war bei der Ausbeutung der latenten Aggressionen des neuen demographischen Marktsegments am erfinderischsten. Seine nostalgische Verbundenheit mit dem ursprünglichen Image des Produkts manifestierte sich nur in seiner redaktionellen Neigung, die Rambo-Figur in historische Situationen einzuführen, in denen der historische Rimbaud seine Abenteuer erlebt haben mochte, so zum Beispiel, wenn Rambo während der Belagerung von Paris im Jahre 1871 mit einer Hand mit dem Kommunardenpack aufräumte und — noch etwas anachronistischer — wenn er die Schokoladesoldaten bei Verdun und in der Ardennenschlacht zum Sieg führte. Abgesehen von der historischen Wahrheit waren diese neuen Rambo-Abenteuer von der Kritik positiv aufgenommene und höchst populäre Floppys, und das *Monatsmagazin der Schokoladesoldaten* war bald zu einer ernstzunehmenden Konkurrenz für so etablierte Erfolgszeitschriften wie *Lifestyle für schwule Söldner* und *Witzheft der Psychosoldaten* geworden. Die Zeiten waren eindeutig bereit für eine aggressivere Schokoladenmarke.

Die Inspirationsquelle für Asburys Erfolge war Sals alter Gruppenleiter und gegenwärtiger Assistent und Laufbursche Rod Steiger gewesen. Rod hatte sich nicht so leicht wie Asbury an seine veränderten Lebensumstände angepaßt, aber als guter Mitarbeiter hatte er sein Bestes getan. Die militärische Fixierung war ihm recht leicht gefallen, ebenso der Falstaff-Aspekt einer hingebungsvollen Liebe zur Schokolade, aber er hatte Schwierigkeiten, mit dem alten, unaussprechlichen Sex zurechtzukommen. Rod hatte starke schwulenfeindliche Tendenzen, und obwohl er sich alle Mühe gab, sie zu unterdrücken, kamen sie ständig wieder in ihm hoch, und er verfiel seinen Kollegen gegenüber in seltsame kleine Zornes- und Gewaltausbrüche. Diese verstanden sich ihrerseits recht gut und warteten

nur auf den Tag, an dem sie sich insgeheim zusammentun und es ihm heimzahlen konnten. Und dann schoß Eros seinen Pfeil ab, und er fiel zur Erde und blieb in Rods Herz stecken.

Jene Leser, die sich noch erinnern können, Steiger in der Titelrolle in *Der Sergeant* (1968, mit John Philip Law) gesehen zu haben, werden sich das Szenario ausmalen können, aber da es kein besonders erfolgreicher Film war, haben Sie ihn vielleicht verpaßt. Falls dem so ist, stöbern Sie ihn auf, oder noch besser, leihen Sie sich die Breitwandversion dieser Geschichte, in der es ein paar ulkige Zitate aus diesem früheren Film zwischen den Szenen mit unserem Rod und seinem Asbury gibt, wie sie zusammen die alte und paradoxe Perversion des Bondage wiederentdecken!

Leute, die Sex ohne jedes Schuldbewußtsein in derselben Geisteshaltung genießen, in der sie sich eine leckere nährstofffreie Pizza oder ein Glas Beaujolais schmecken lassen, werden Schwierigkeiten haben, sich vorzustellen, daß es einmal Menschen gegeben hat, die nur kommen konnten, wenn sie völlig bewegungsunfähig waren. Zweifellos eine unnatürliche Neigung. Aber bedenken Sie, wie oft die Kunst durch die Beschränkungen gedeiht, denen sich ein Künstler bei seiner Aufgabe unterwirft — das rhythmische Schema eines Sonetts zum Beispiel, oder die Regel, die besagt, daß Ballettänzer und -tänzerinnen nicht reden oder singen dürfen. Fesseln können viele Formen annehmen.

Für Rod nahmen sie die Form von Schokolade an — anfänglich die einer Art Boxhandschuh, dessen Prototyp R&D entwickelt hatten, mit einem weichen Marshmallow-Kern und einer harten Schokoladenhülle. Jemand mit einem Rambo-Handschuh zu schlagen, war so, als würde man ihm eine herkömmliche Sahnetorte ins Gesicht werfen, und dabei kostete das Ding nicht mehr als ein normaler Schokoriegel. Asbury hatte ein paar Freiwillige aus der Abteilung rekrutiert, darunter Rod, um den Rambo-Handschuh in führenden Waschsalons und High Schools vorzuführen. Rods elementares Bestreben, den herrschenden Macho-Normen zu entsprechen, dazu sein angeborenes Vergnügen an den Riten des Faustkampfs und die Fähigkeit, sich Torte ins Gesicht werfen zu lassen (er wirkte jedesmal ehrlich überrascht), hatten ihn zum erfolgreichsten Mitglied des Demonstrationsteams gemacht. Dank der Bemühungen von R&D, ein Produkt zu entwickeln, das sich außergewöhnlich rasch formen ließ, und auch dank John Asburys Riecher für Straßentheater wurden Rods Vorführungen immer länger und perfektionistischer, so daß es bald fast zwei

Stunden dauerte, bis Rod von Kopf bis Fuß in einen vollkommenen Schokoladesoldaten verwandelt war, einen zweiten Sylvester Stallone mit Nougatbizeps und Brustmuskeln aus Marshmallowcreme, dessen ganzer Körper bis auf sein Gesicht vergrößert, mit Schokolade überzogen und bewegungsunfähig war. Nach Abschluß dieses Vorgangs wurden die Zuschauer eingeladen, ihre Hände in den patentierten Rambo-Handschuhmacher zu stecken und dann, wenn der Handschuh fertig war, Rod damit in die Fresse zu hauen. Es war eine wahrhaft innovative Art, ein ganzes Spektrum von Gefühlen auszudrücken, die wir alle haben, ohne sie normalerweise in einer Warenbezeichnung desublimieren zu können; die Menge war begeistert, und die Ergebnisse waren eßbar und machten nicht süchtiger als eine durchschnittliche Cola. Nachdem jeder Kunde Gelegenheit gehabt hatte, Rod einmal zu schlagen, wurde er ins Firmenlabor zurückgekarrt, wo sich Asbury dann ausführlich damit beschäftigte, ihn aus der Schokolade zu befreien, ein Prozeß, auf den man am besten nicht näher eingeht.

Rod stand seiner allabendlichen Schokoverkleidung und -entkleidung mit gemischten Gefühlen gegenüber. Er liebte es und er haßte es; er fuhr darauf ab und schämte sich gleichzeitig entsetzlich. Früher war man ihm mit ängstlichem Respekt begegnet, und er war eine Autoritätsfigur gewesen; jetzt war er Zielscheibe des Spotts und eine Witzfigur. »Schaut mal, was der Osterhase gebracht hat«, witzelten seine Kollegen, wenn er zur Tür hereinkam. Folglich ist es keine völlige Überraschung, daß Rod Steiger trotz seiner jahrelangen treuen Dienste für GE und seiner aufrichtigen Hingabe an die Firma der Versuchung erlag, in die er geführt wurde; daß er — beinahe — die Tat begangen hätte, die Sal mit Glück (ein weiteres Geheimnis des Erfolgs) gerade noch rechtzeitig verhindern konnte, und zwar dank der Entdeckung, die er an jenem Abend im Guckerlebnis-Oben-ohne-Waschsalon machte.

Da er fest daran glaubte, daß das Management stets den Finger am Puls des Wohnheimlebens und der Freiwilligenaktivitäten der Arbeitskräfte haben sollte, war Sal zur Stelle gewesen, um an der Demonstration teilzunehmen, bei der Gelegenheit gleich seine Sachen in dem riesigen Waschsalon — dem führenden Unterhaltungsladen im Armen Neutopia — zu waschen und sich in dessen Spelunkenatmosphäre wohlzufühlen. Während die Musik pulsierte und das Licht kontrapunktisch dazu dunkler und dann wieder

blendend hell wurde, legten die Kunden ihre Kleidung ab und stopften sie provokativ in ihre Lieblingswaschmaschine, schlenderten dann während der Wasch-, Spül- und Schleudergänge in dem Laden herum und flippten auf die Produktdemos aus, die überall stattfanden und hier im Armem Neutopia viel offener zur Sache kamen und weit weniger jugendfrei waren als die Produktdemos in Cornucopolis.

Sal drehte eine volle Runde beim Guckerlebnis und machte bei einer Küßkabine halt, um ein sehr junges Mannequin zu befummeln, dessen Gesicht und Körper von den fließenden Farben darüber hinweglaufender Werbetexte beleuchtet wurde, die versprachen: »Du wirst so gut aussehen wie ich — mit Neuer Haut von Calvin Klein.« In der Bar im hinteren Teil der Trocknerarena brachte er seinen Endorphinspiegel mit einem erfrischenden Glas Koala Cola in Schwung und sah sich im Fernsehen eine politische Diskussion zwischen einem den wiedergeborenen Christen angehörenden Advokaten der Dezimierung und einem radikalen Gegner an. Als ihn die Diskussion zu langweilen begann und er zur Trockenarena ging, um sich die Vorführung anzusehen, war Rod bereits komplett mit Schokolade überzogen, und die Kunden standen Schlange, um ihre Rambo-Handschuhe zum Speziellen Einführungspreis zu kaufen. Sal bemerkte, daß Rods *I love Rambo*-Overall auf einer Bank an der Seite der Bühne lag. Er sah einen Fleck dunkler Zartbitterschokolade am Kragen (Rods flacher oberer Schokorand neigte infolge seines ständigen Errötens zum Schmelzen, ein Fehler, den die Qualitätskontrolle noch nicht ausgemerzt hatte) und entschloß sich, den schmutzigen Overall aus Freundlichkeit seinem Assistenten gegenüber zusammen mit seinen eigenen Sachen (er hatte sich nämlich noch nicht ausgezogen, um aktiv zu werden) in einen Whirlpool zu werfen. Vorher durchsuchte er natürlich Rods Taschen und stieß in der rechten Hüfttasche mit dem Mandelsplitter-Schmuckeinsatz auf eine kleine runde Dose mit dem Markenzeichen des größten Konkurrenten von General Edibles, des einzigen Unternehmens mit den gleichen Absatzzahlen auf dem gesamten Weltraummarkt: Tojo Foods!

Zuerst wollte er es einfach nicht glauben. War es denkbar, daß der Overall irgendeinem anderen Kunden beim Guckerlebnis gehörte? Nein, denn unter der Bank standen die Stiefel mit Rods Namen, die Sal selbst gemacht hatte.

Er öffnete die Dose. Sie enthielt eine Anzahl winziger, weißlicher Körnchen oder Kügelchen, die einer ekligen Kaviarsorte ähnelten.

Sal stieg auf die Bühne, wo Rod gerade seinen ersten Schlag an diesem Abend eingesteckt hatte. Er wischte Rod die Klumpen klebriger Marshmallowcreme aus dem Gesicht, hielt ihm die Dose unter die Nase und fragte: »Na, was ist das denn, Steiger?«

»Was ist was?« erwiderte Rod mit schwankender Stimme. Seine Augen zuckten hin und her, und sein Schokoladenüberzug zitterte sichtlich, als er sich bemühte, sich aus seinen Schokofesseln zu befreien.

»Die Dose hier, die ich in Ihrer Tasche gefunden habe, diese Dose mit dem Markenzeichen von Tojo Foods!«

Die übrigen GE-Angestellten, die sich um sie versammelt hatten, schnappten einhellig nach Luft.

»Ich weiß nicht, was das ist!« protestierte Rod. »Ich will in mein Wohnheim zurück!«

»Na klar«, sagte Sal. »Aber erst wollen wir mal einen kleinen Geschmackstest machen.« Er stippte den Finger in die Dose mit den weißen, gelatineartigen Kügelchen und hielt ihn Rod an den Mund.

Rod preßte die Lippen fest zusammen und blickte die Kügelchen an der Fingerspitze mit offenkundiger Angst und heftigem Widerwillen an. *»Mmmnn!«* protestierte er. *»Mmmnn!«*

Sal wandte sich an John Asbury. »Wissen Sie was darüber?«

»Nein. Aber ich würde mich freuen, wenn ich das bei der ersten Gelegenheit unter Serum beschwören dürfte. Und wenn Sie ihn verhören« — Asbury warf einen angewiderten Blick auf Rods ängstliches, cremeverschmiertes Gesicht —, »wäre ich gern dabei, um Sie zu unterstützen.«

Sal nickte und wandte sich wieder Steiger zu. Er wischte seinen Finger mit den klebrigen weißen Kügelchen an Rods schwellenden Deltamuskeln ab.

»Nein!« protestierte Rod. »Bitte nicht! Wischen Sie mir das Zeug ab! Sofort!«

»Was *ist* das?« beharrte Sal.

»*Hilfe*!« schrie Rod in den ganzen Waschsalon. »Bitte, bitte — helft mir *raus* aus dieser Scheiße!«

Eine Welle des Gelächters ging durch die Menge, die sich unten vor der Bühne versammelt hatte, und es gab ein wenig Applaus.

Asbury erlaubte dem nächsten Kunden mit einem Nicken, vorzutreten und Steiger mit einem Handschuh ins Gesicht zu schlagen. Klatsch! Rod

spuckte eine Ladung Marshmallowcreme aus und fuhr vergeblich fort, zu protestieren und zu flehen, bis der letzte Kunde an der Reihe gewesen war. Dann wurde er mit einer hohlen Schokoladebanane geknebelt, so daß er zwar noch atmen, aber nicht mehr reden konnte, und zum Verhör in die Rambo-Labors geschafft.

5

Wer *Rambo II* gesehen hat, wird sich an die Szene erinnern, in der Rambo es neben anderen Folterqualen regungslos über sich ergehen läßt, wie der sadistische russische General ihm die schwarzen Blutegel, die sich an seinen Schultern, seinen Armen und einer Brust festgesaugt haben, einen nach dem anderen abschneidet. Igitt! haben Sie sich vielleicht gesagt, denn das war ein ekliger Moment — aber nicht halb so eklig wie das, was sich in jener Nacht im Rambo-Labor ereignete, als der Inhalt der Eierklumpen, die Sal an Rods Schokoschultern abgewischt hatte, ausschlüpfte. Nur eine Stunde nachdem sie mit der Schokolade in Kontakt gekommen waren, in der sie nach dem Plan der Gentechniker von Tojo gedeihen sollten, wimmelte es überall von Tausenden weißen Maden. Die harte Schokohülle war vollständig verzehrt worden, und die Nougat- und Cremeschichten im Innern hatten sich bereits zu eigenständigen Ökosystemen entwickelt, als Rod, halb wahnsinnig vor Angst, endlich ein volles Geständnis ablegte (etwas, das Rambo selbst nie getan hätte — aber wer hätte diese Rolle schon mit Rod Steiger besetzt?).

Am nächsten Morgen stattete Sal dem weitläufigen Rambo-Industriekomplex am Stadtrand von Armem Neutopia einen Überraschungsbesuch ab. Er ging auf direktem Wege ins Büro der Qualitätskontrolle, wo sich ein kleiner, pelziger Gorilla in einem *I love Rambo*-Overall hinter seinem Schreibtisch erhob und ihn mit servilem Getue begrüßte.

Sal überlief ein Gefühl des Ekels, aber er unterdrückte es und erklärte, er sei ins Werk gekommen, um einer Inspektion der Alten Nummer 7 beizuwohnen, des Bottichs, indem die neue schnelltrocknende Schokolade für den Rambo-Handschuh jetzt in volle Produktion ging. Der Affenmensch — es war unser alter Bekannter A. A. Burgess-King mit seiner neuen King Kong-Persönlichkeit — führte ihn über eine Reihe von Eisenleitern und

einen gewundenen Steg, von dem aus man einen guten Blick auf die riesigen Bottiche des Werks mit flüssiger Schokolade hatte, zur Alten Nummer 7.

Wurde Sal von irgendwelchen Gewissensbissen geplagt, als er zuhörte, wie der nichtsahnende, verräterische Doppelagent mit einer Reihe affenähnlicher Grunzlaute das Monitor- und Meßsystem der Qualitätskontrolle erläuterte, das auf der Konsole über dem Bottich angeordnet war? Man könnte ebensogut fragen, ob Gretel von Erbarmen und Mitgefühl bewegt wurde, als sie die Hexe bat, ihr zu zeigen, wie man den Ofen bediente. Mit einem raschen Karatehieb, der selbst Rambo Bewunderung abgenötigt hätte, war es vollbracht, und der menschliche Gorilla stürzte, japanische Obszönitäten brüllend, in den brodelnden Bottich unter ihnen.

Um zu sterben, fragen Sie? O nein, der Tod wäre ein zu gnädiges Schicksal für einen solchen Verräter, dessen Plan (wie der reuevolle Rod Steiger enthüllt hatte) in nichts Geringerem bestanden hatte, als Rambo Chocolates zu vernichten und General Edibles insgesamt in den Schmutz zu ziehen. Andere Agenten von Tojo Foods hatten bereits die Gerüchteküchen warmlaufen lassen, um die heimtückische Lüge zu verbreiten, die Rambo-Bottiche seien von Maden befallen. Wenn die Zeit reif gewesen wäre, hätte Burgess-King seinem Lakaien Rod befehlen sollen, die Alte Nummer 7 mit den Eiern aus den Tojo-Labors zu verseuchen und ein biologisches Pearl Harbour in Miniaturausgabe zu schaffen, von dem dann die ganzen großen Sendernetze live auf einer Informationstour unter Führung von Burgess-King berichten sollten. Rod Steiger hatte jedoch nicht gewußt (Sal erfuhr es auch erst, als er die Geheimbefehle von Tojo Foods an den Verräter entschlüsselt hatte), daß er hätte ermordet werden sollen, nachdem er seinen Zweck erfüllt hatte, damit die Schuld für seine Tat nicht Tojos geballter Gier, sondern seinen individuellen sexuellen Schuldgefühlen zugeschrieben würde.

Bereits eine Woche vor den Ereignissen im Waschsalon hatte Rod den Befehl erhalten, die Alte Nummer 7 zu verseuchen, aber er hatte wie Hamlet geschwankt und gezögert, hatte die belastende Dose, die Burgess-King ihm gegeben hatte, mit sich herumgetragen und sich darüber klarzuwerden versucht, wie der echte Rod Steiger mit dieser Versuchung umgegangen wäre. Einerseits hätte er die süße Befriedigung der Rache

darin gefunden, ein Produkt zu zerstören, das zur Quelle seiner allabendlichen Erniedrigung geworden war; andererseits wäre er für die Stunden der Fesselung in Schokolade dankbar gewesen, die ihn daran gehindert hätte, einen Akt des Verrats gegen die Firma zu begehen, der er lange und loyal gedient hatte. Aber in keinem echten Rod Steiger-Film war es exakt um diese Situation gegangen, und schließlich hatte das Schicksal in Gestalt von Sal Mineo eingegriffen und Rods Hand geführt. Erwägungen hinsichtlich der dramaturgischen Ökonomie verbieten es uns, in dieser Geschichte über den Prozeß der Reue, das Recycling und die Rehabilitierung zu berichten, der sich Rod in seiner gerichtlich angeordneten Persönlichkeit als Moe von den berühmten Drei Stooges unterziehen mußte. Es ist eine Geschichte von Herzeleid und Komik, von harten Nacken- und Tiefschlägen und von Triumph im Angesicht der Not, aber das ist nun wieder eine ganz andere Geschichte — also vergessen wir Rod Steiger.

Das Schicksal des verräterischen Burgess-King jedoch kann hier rasch geschildert werden, denn *seine* Verräterlaufbahn wurde endgültig und ein für allemal durch die gerichtliche Untersuchung der Todesursache beendet, bei der festgestellt wurde, daß (1) sein Sturz in die Alte Nummer 7 höhere Gewalt gewesen war und daß (2) sein Visum als Strafe für seine beabsichtigten verräterischen Handlungen einzuziehen sei. Dadurch war er eine schlichte Ware geworden, die Sal sofort nach der Verhandlung für 49,95 Dollar erstand.

Im Gegensatz zum Gericht wissen wir, daß ein Angehöriger des höheren Managements der höheren Gewalt ein wenig nachgeholfen hatte, und wenn das höhere Management dabei einen ziemlich skrupellosen Eindruck hinterließ, so gilt, was Sal später bei einem Netzwerkseminar über die Geheimnisse des Erfolgs gestehen sollte, nämlich daß ein Manager manchmal skrupellos sein *muß*, um die Ziele seiner Firma zu erreichen, damit der Gesellschaft insgesamt einen Dienst zu erweisen und den größtmöglichen Nutzen für die größtmögliche Zahl von Menschen sowie höhere vierteljährliche Profite zu garantieren.

Vielleicht sind Sie mit Sals Rechtfertigung der Skrupellosigkeit genausowenig einverstanden wie viele seiner Seminarkollegen, ganz zu schweigen von führenden Philosophen und Lehrern in all den Jahren seither, aber dann müssen Sie sich fragen, ob Sie bereit gewesen wären, den Preis zu zahlen — in diesem Fall den Preis, daß Amerika allmählich in die

Handelssphäre von Tojo Foods eingegliedert und von den Tricks und Kniffen seiner Marketingexperten dazu konditioniert worden wäre, das neue Produkt zu mögen, mit dem das Unternehmen den Freizeitnahrungsmarkt unserer Nation hatte erobern wollen, ein Produkt, bei dem es sich um ein offenkundiges Plagiat des Rambo-Handschuhs handelte. Sie müssen sich fragen, ob es Ihnen recht wäre, wenn Sie selbst und Ihre Kinder Konsumenten der *Zehenmarmelade* von Tojo Foods werden würden — und wenn Ihre Antwort auf diese Frage ein schallendes NEIN! ist, dann sind Sie vielleicht einer Meinung mit mir, daß Sal Mineo recht hatte und daß es Zeiten gibt, wo ein Mann skrupellos sein und entschlossen handeln muß.

Das ist die Moral von der Geschicht', aber eine Erzählung sollte mit etwas mehr als einer Moral enden, deshalb hier noch ein Bild dazu: Stellen Sie sich Sal Mineo auf der Terrasse seiner luxuriösen Eigentumswohnung vor, in das rosige Licht des Jupiter getaucht, umgeben von den Trophäen einer langen und innovativen Karriere als Direktor von Rambo Foods & Sportswear, und stellen Sie sich als Prunkstück unter diesen Trophäen die seltsame und jetzt schon etwas vertrocknete (aber noch nicht hirntote) Statue jener größten Schöpfung von RKO vor, die in nie alternde Schokolade eingegossene Statue des tragischen, des unbeschreiblichen, ja fast unglaublichen, des gräßlich grimassierenden ... KING KONG!

Originaltitel: ›Hard Work or, The Secrets of Success‹
Copyright © 1986 by ›Interzone‹
(erstmals erschienen in ›Interzone‹ No 17, Herbst 1986);
mit freundlicher Genehmigung des Autors
und der Agentur Mohrbooks, Zürich
Copyright © 1990 der deutschen Übersetzung
by Wilhelm Heyne Verlag, München
Aus dem Amerikanischen übersetzt von Peter Robert

[1] »Länge nach den Tagen und den Zeiten und den Wesen und den Ländern/Die Flagge von blutigem Fleisch über der Seide der Meere und den Blumen des Nordpols; (es gibt sie nicht)/.../O süße Lust!«

Tokio Collage

Ein Morgen in Ark Hills: schlanke weiße Türme über einem riesigen Plaza-Komplex. Das Zimmer in der Executive-Etage des ANA-Hotels ist in Beige und Grau gehalten. Drück den Knopf, der die Gardinen zuzieht, und du könntest in New York sein, London, Paris. Ich öffne den Minibar-Kühlschrank und finde ein Kirin Lager, Dosenkaffee und sogenanntes Pocari Sweat. Die Dimensionen der Dosen muten seltsam an: zu klein, zu schmal. Hergestellt von einem Pharma-Betrieb. Das Zeug schmeckt irgendwie nach künstlichem, wäßrigem Grapefruit-Saft.

Die Dose mit kaltem Blue Mountain Kaffee mit Sahne und Zucker ist besser. Wenn die Gardinen aufgleiten zur City und zum fernen Bay, erhebt sich in Stahl und Glas Tokio aus den Schatten von Edos und Nippons treibender Welt.

Im Taxi nach Akihabara, dem Elektronik-Markt.

Das Taxi ist ungewöhnlich sauber, sieht aus, als hätte es jemand gründlich geputzt, um belastende Fingerabdrücke zu beseitigen. Die Sitze haben Bezüge aus gestärkter Spitze, und die weißen Handschuhe des Fahrers sind makellos. Auch die Straßen weisen eine ungewohnte, fast Züricher Reinlichkeit auf. Da fühlt man sich im schmuddeligen Budenzauber von Akihabara schon wohler: Business; es knistert wie eine defekte Leuchtstoffröhre.

Bürger des Sprawl und vom Chiba des 21. Jahrhunderts würden sich hier echt heimisch fühlen beim Spaziergang durchs dichtbepackte Labyrinth, vorbei an KGB-Männern im grauen Anzug, die das Neueste an Halbleitern aufkaufen. Händler betreuen liebevoll ihr Sortiment an bonbonpapierbunten Kondensatoren und Kaugummi-LEDs. Nackte Mikroelektronik.

Ein Stand verkauft Vakuumröhren, handgefertigte Technologie in eigentümlich viktorianischer Feinheit, die zu einem wunderbaren Kaminfeuer-Schein imstande ist, der vielen Kindern fremd ist (und den viele Erwachsene vergessen haben). Die Sowjetunion stellt noch Röhren her; gibt es die Marke VIRGIN COMMIE wirklich, oder ist das nur eine Laune des japanischen Ingelisch?

Auf der Schnellstraße in einem anderen Taxi. Die Liebeshotels düsen vorbei. Sie haben Namen wie ›Queen Elizabeth‹ oder ›Freedom Shower American‹.

Der englischsprachige Besucher und der rein dekorative Gebrauch des Englischen. Ein komisches Gefühl am dritten Reisetag, wenn Jetlag und Erschöpfung synchron in das nagende Gefühl münden, man wäre irgendwie quasi *in Amerika*. Müde Augen versuchen, das vorbeiziehende Stadtbild als Heimat zu entziffern.

In diesem Zustand scheint die hyperwestliche Modernität unverrückbar hinter einem flimmernden Überzug aus fremden Details zu stehen. Das gaijin Auge sucht sehnsüchtig Entspannung in Bankfassaden, die ob ihrer Vertrautheit buchstäblich unsichtbar bleiben, in der ›korrekten‹ Breite einer Hauptstraße, in den Nissan-Autos, die man in London oder Vancouver erwartet, in den Lettern des Alphabets.

Aber es wirkt unentwegt das ›Fremde‹ auf einen ein, löst mit jedem Detail einen winzigen Adrenalinstoß aus: die schlichte Eleganz der hölzernen Stützspaliere an jungen Bäumen, die schwangerbauchigen Münztelefone in grell pink-lindgrüner Signalfarbe, die Außenspiegel in ungewohnter Position auf den Kotflügeln eines jeden Fahrzeugs, die Parkhäuser, wo die Autos wie auf einem Riesenrad nach oben entschwinden.

›FAVORITE AMUSEMENTS
so many creeps in Hollywood
In Ideal day for camping
CLEAR AND COOL
We are commune with
NATURE AND FRESH
professional scuba outfits‹

— T-Shirt aus Osaka

Blick vom Aufsichtsdeck des Shinjuku NS-Gebäudes auf den Kaiserpalast. Die Palastanlage ist nachts ein schwarzes Loch im Herzen der City. Kein Lichtlein entweicht, das in die dichte, grelle urbane Galaxis eingeht, die sich in allen Richtungen ausbreitet. Man stellt sich riesige Mega-Strukturen vor, die die Palastanlage um- und einschließen und diesem

Mysterium in Tokios Kern eine paradoxe Uneinsehbarkeit und Intimität zurückgeben.

Man wendet sich vom Fenster ab, tritt ans Geländer, schaut hinunter in den Atrium-Schacht des Gebäudes. Festgezurrte Ballons und Robotergebilde ähneln dem Spielzeug, das sie sind. Kinder schwärmen da herum; ihre Kleider sind bunte Tupfer.

Der Aufzug fährt vibrationsfrei und total lautlos hinunter.

Drunten wird man mitgerissen von den gerichteten Strömen des Tokioter Fußvolks in breite Straßen, die in Kaufhäusern münden, U-Bahnen ... Stumme Stadtstreicher sortieren die Abfallkartons am Rande der Menschenströme. Selbst hier sind die Obdachlosen ein Faktum, ein bloßes Faktum, wie der Regen.

In Roppongi heften die Massagedienste, die auf Hausbesuch kommen, farbig gedruckte Anschläge in Postkartengröße an die Telefonzellen. Jemand übersetzt für mich: ›Offener-Kimono-Stil ohne Obi‹ — ›Junge Bräute‹ — »Frische Witwen.‹

Kabukicho. Die unglaubliche Helligkeit der engen Straßen. Pornoshops und Massagesalons.

Schnappschuß des Hanazono-Schreins, wie ein Spuk über dem Neon-Dunst schwebend.

In die Goldene Straße, Goruden-gai. Goruden-gai schwebt im eigenen wunderlichen Traum. Die Schlichtheit der Leuchtschilder nach dem fluoreszierenden Blitzlichtgewitter von Kabukicho verleiht der Straße eine märchenhafte Stille.

Winzige Bars, bloße Kabäuschen, säumen Gorudengai wie Cornell-Kästen.

»Gaijin Lady, tanz dich frei in der Roppongi Disco.«

Die beiden Doppelschirme von Ogata Korins ›Rot-weißer Pflaumenblüte‹, wo dunkelgoldgelb Wasser strudelt.

In einen anderen Saal. Breite Fenster öffnen sich zum bleiernen Pazifik im regnerischen Nachmittagslicht. Das Museum steht auf einer Anhöhe. Man fährt in lautlosen Aufzügen durch ein Tunnelgewölbe hinauf in einen Rundsaal, wo unentwegt Farben über die glasfaserverstärkten Betonrippen

huschen wie in einer wohlwollenden Variation der biomechanischen Architektur des H.R. Giger.

Moosige Gärten ...

Stille im Ryokan hinter Atami. Der schier leere Raum hinter Tokio, das Windrauschen.

Das Tatami-Zimmer, das direkt überm Meer hängt.

Telefon.

Fernseher.

Tokioter Cafés wie die Cafés von Paris. Den Japanern ist ihr Kaffee wichtig, aber die Cafés erfüllen auch eine soziale Funktion, indem sie Raum für Unterhaltung bieten, einen Rastplatz liefern im ständig bewegten Menschenstrom der City.

Zu Kaffee wird mit jeder Tasse ein winziges Stahlkännchen mit dicker Sahne gereicht.

Harajuku: fernes Echo der Carnaby Street, der Kings Road. Globales Gemisch aus schwarzem Dr. Martens, Levi's 501, Fliegerjacken, Military-Jackets. In einem Shop werden erhaltene Stücke des Londoner Punklooks um 1977 angeboten: Replik von Johnny Rottens zerfranstem Kaschmir-Pulli.

Auf der anderen Seite verkauft ein Typ mit verspiegelter Sonnenbrille falsche Zippo-Feuerzeuge an einem Stand mit einer großen Nazi-Fahne als Kulisse. Ein Zippo-Feuerzeug in Verbindung mit dem Hakenkreuz erinnert an den James Dean-Kult, Rocker-Phantasien, Hell's Angels. Die verspiegelte Sonnenbrille, die Fahne, die Feuerzeuge, vielschichtige Verflechtungen aus importierten Kultursymbolen.

Der Begriff Orientalia. Orientalia sind per Definition okzidental; der Begriff läßt Phantasie erahnen. Exotische Phantasien des Ostens, ebenso oft von Europäern geschrieben, die wenig oder gar keine direkte Erfahrung mit dem Orient haben.

Das Schlüsselwort heißt: exotisch.

Zu einer Foto-Ausstellung von Mr. Ryuji Miyamoto.

In der Nähe der Galerie ist in einem Gebäude diverses Anschauungsmaterial der Polizei ausgestellt. Ich spähe durch das Plastik auf fein säuberlich verpacktes, reinstes Methedrin, wie's scheint. Über dem

Schaukasten zeigt ein blödes *manga*-mäßiges Cartoon einen ausgeflippten Süchtigen, der mit einem Küchenmesser seinem Kind den Arm abhackt. Das Erstaunliche dabei ist freilich, obwohl mir immer wieder versichert worden ist, es gebe keine illegalen Drogen in Japan, daß der echte Stoff in dem Kasten drin ist — unbewacht. In Paris oder New York bliebe der etwa ebenso lange heil wie ein Münzautomat voller Suntory Whisky an einer Straßenecke.

Ryuji Miyamotos Fotos von Kau Kung Shing Chai sind Orientalia einer anderen Ordnung.

Indem er nur mit natürlichem Licht und extrem langen Belichtungszeiten arbeitet, hat der Fotograf Ansichten vom beinahe lichtleeren Herz einer Struktur eingefangen, die scheinbar aus einer einzigen Zelle hervorgegangen ist. Das vorhandene Restlicht sickert durch Balkongeländer, vergittere Fenster, irre baumelnden Kabelsalat ... Die lange Belichtung hat die Bewohner der Mauerstadt, die sich so schnell bewegen, daß sie sich nicht einfangen lassen, zu verschwommenen Silhouetten reduziert, Wischspuren auf der Emulsion.

Asien. Die dunkle Seite Asiens, wie es sich der Gaijin zusammenträumt, erwartet einen am Fuße eines Rollfelds am Hong Kong Airport.

Unmengen von schwarzen Zahnarztpraxen, in deren Auslagen in viktorianischen Goldfischgläsern Gebisse grinsen. Eine einzige blanke Leuchtstoffröhre, an eine feuchte Betonwand gedübelt, Aufgesprühte Apartment-Nummern auf einer rostigen Eisentür mit einem Drachenkopfknauf. Und überall schlängeln sich die Ganglien aus Leitungen, Telefonkabeln, Plastikrohren.

Die Mauern der Stadt fehlen, sind von der japanischen Armee eingerissen worden. Sie zeichnet sich drohend hinter dem Airport ab wie ein monströses Gewächs aus dunklen urbanen Korallen, bedacht mit einem windschiefen Antennenwald, Heimat von 40000 Menschen.

Der topaktuelle japanische Einrichtungsstil, genannt ›Ethnic‹. Ethnic, wie im Restaurant Sunda in Shibuyaku mustergültig verwirklicht, ist wohl Ausdruck einer Sehnsucht sowohl nach der Zukunft als auch nach einem imaginären Drittweltland, etwa á la Kambodscha. Der Eindruck, den man gewinnt, ist ein eigenartiger, als würde man eine Zeitreise in die Zukunft

und in die Vergangenheit zugleich machen, obwohl die Vergangenheit in diesem Fall ebenso fiktiv ist wie jede imaginäre Zukunft.

Das Sunda preist eine ›Küche aus keinem Land‹ an.

Das Gebäude befindet sich scheinbar noch im Bau oder im Abriß, oder sowohl als auch. Die Wirkung hängt stark vom Paradoxen ab. Gewollte Lücken in der rauh verputzten Betonwand enthüllten das dunkle Stahlstützgitter dahinter. Von außen scheint etwas, das eine Straßenlampe sein könnte oder auch nicht, teilweise durch die Wand gekippt zu sein. Dennoch tritt man ein durch ein unspezifisches, panasiatisches Tempelportal, das scheinbar präzise, etwa mit einem Laser, in zwei Hälften zertrennt ist. Wenn man die Rundtreppe, die als Geländer einen Karpfenfisch aus gelötetem Messing hat, zum Obergeschoß hinaufgeht, sieht man Terrakotta-Wände mit eingedrückten ... Strohfetzen?

Die Bedienungen tragen ein Kostüm aus ... keinem Land. Ihr Minirock ist anscheinend aus einem peruanischen (nepalesischen? fidschianischen?) Handwebstoff.

Ein Spiel mit der Möglichkeit, egal, wie weit hergeholt, sich von kulturellen Wurzeln abzunabeln? Der Ethnic-Stil schaut zurück, nicht zurück auf japanische Tradition, sondern auf ein legendäres asiatisches Land, das halb vergessen ist, das der *Phantasie* bedarf.

»Wir sind westlich«, sagte er unter den wandernden Annoncen-Konstellationen, »wir sind ein westliches Volk ...«

Originaltitel: ›Tokyo Collage‹
Copyright © 1988 by William Gibson
(erstmals erschienen in [Japanese] ›Penthouse‹, Mai/Juni 1988);
mit freundlicher Genehmigung des Autors
und der Agentur Fritz, Zürich
Copyright © 1990 der deutschen Ausgabe
by Science Fiction Media, München
Aus dem Amerikanischen übersetzt von Reinhard Heinz

Solip:System [1]

Ein Kreischen irgendwo. Reno düst mit Lichtgeschwindigkeit, und das Universum ringsum schreit gequält auf. Grelles Licht blendet ihn. Gerüche beißen in der Nase. Über ihm schimmern die Sterne, die er durch Tränen verschwommen sieht.

Er liegt auf dem Rücken. Irgendwas unter ihm knittert raschelnd. Die Sterne glotzen mit gleißenden Pupillen.

Reno bewegt den Arm. Eine einfache Sache, aber er hat vergessen, wie das geht. Er will sich die Tränen aus dem Gesicht wischen, aber trifft versehentlich die Schläfe, wo er was anderes spürt: einen Draht, der in den Kopf führt. Seine Koordination hat stark nachgelassen. Er fühlt sich im falschen Körper. Der Hals tut weh. Fauler Geschmack im Mund.

Ihm fällt wieder ein, wo er ist, was er hier will.

Ihm fällt wieder ein, daß es seine Schreie gewesen sind.

Das Zimmer ist groß, hoch; lauter geschwungene Kurven, nicht eine gerade Linie. Moderner, auf die Erde verfrachteter Orbitalstil. Reno merkt, daß die Sterne droben Hologramme sind, die an der kalten nachtfinsteren Decke hängen. Er liegt in einem Bett, auf einem Haufen Computer-Endlospapier. Im Zimmer riecht's nach Schweiß. Er will sich aufsetzen. Die Sterne droben drehen sich, drehen sich in seinem Kopf. Er holt tief Luft.

»Reno? Reno?« Stimme im Kopf. Die eigene Stimme.

»Hab's geschafft«, sagte Reno. »Bin drin.«

»Also klappt's.«

»Es klappt. Laß mich jetzt in Ruhe. Wir unterhalten uns später.«

Es stinkt im Zimmer.

Er dreht den Kopf, schaut sich um im Zimmer. Da sind Computer Console, Stühle, Videomonitore, ein Schreibtisch, auf dem sich schmutziges Geschirr stapelt. Eine halb offene Tür führt ins Bad. Das seidene Bettzeug ist burgunderrot, die Steppdecke gelb. Er hat eine weiße Baumwollhose mit Kordelzug an, sonst nichts. Er zieht die Drähte aus dem Kopf und will aufstehen. Geht nicht.

Auf dem weichen Teppich landet er. Er kriecht zum Bad. Der Teppich sticht an Händen und Füßen, als würden ihm Nägel eingeschlagen. Das Bad ist mit lebensgroßen Fotos von Flüchtlingskindern tapeziert. Lauter schmutzige Gesichter, bloße Füße, zerrissene Kleider, große dunkle Augen.

Reno greift zum marmornen Waschtisch und richtet sich auf, zieht sich hoch auf die Beine. Schwankend schaut er in den Spiegel, wo er ein Gesicht sieht, das er nicht kennt. Die Augen der schmutzigen Kinder staunen mit ihm.

Ihm fällt wieder ein, was seine Freunde von ihm verlangen, zum Dank für gewisse Gefälligkeiten.

Ihm fällt wieder ein, wie es ist, wenn man stirbt.

Früher war er Pilot und flog Schmuggelware, dann Spekulant, der im Auf und Ab der Konjunktur jonglierte und aus jeder Geldbewegung Kapital schlug. Reno starb vor Wochen infolge eines Brandunglücks, aber der Körper hatte den Geist noch nicht komplett aufgegeben, als in Analogform schon ein Schema seines Verstandes weiterlebte in Flüssigkristall-Lösung. In Havanna, in der Florida Free Zone. Renos Freunde züchten ihm einen Klon-Körper. Sein Verstand wird in den Klon eingelesen, und Reno lebt wieder.

Renos Freunde, die dafür Geld hinblättern, sind nicht gerade desinteressiert. Weil der sogenannte Black Mind aufgedeckt wurde, ein Projekt, das als Geheimwaffe von den Vereinigten Staaten entwickelt worden war unmittelbar vor ihrer Niederlage im Steinkrieg. Ein Projekt, das mit neuronaler Interface-Technik gegen sich selbst vorginge, würde dem Verstand nicht nur Informationen verfügbar machen, sondern den Verstand mit einfließenden Daten überschreiben.

Nachdem die Vereinigten Staaten den Krieg verloren hatten, brachen die Entwickler das Projekt ab, vielleicht weil ihnen die Phantasie fehlte oder der Auftrag, vielleicht weil sie Angst vor der Technik hatten, vor der Macht, die sie verkörperte.

Renos Freunde haben Phantasie. Und sie haben keine Angst.

Und jetzt ist Reno selber eine Orbital-Macht: sein Gehirn-Analogon ist mit freundlicher Genehmigung von Black Mind eingelesen ins Vorderhirn eines gewissen Albrecht Roon, der ein Architekt des Steinkrieges ist und als Kriegsverbrecher gilt — ein Mann, der dank eines Stellvertreter-Konflikts und eines massiven Aktienschwindels neuer Vorsitzender der

Interessengemeinschaft Tempel Pharmaceuticals ist und gerade von seinem Privatwohnsitz im Cordillera Oriental zu seiner gigantischen Drogenfabrik im Himmel fliegen will ...

Reno schaut sich im Spiegel an, sieht einen bartlosen Mann in den Dreißigern mit Irokesenbürste, schwarzumrandeten Augen, faulen Zähnen. An den Schläfen und über den Ohren hat er dunkle Interface-Buchsen, die jeweils mit Diamantenchips verziert sind. Seine Muskulatur ist schlaff, der blasse Bauch schwabbelig.

Reno ist nicht mehr der Alte: er ist gestorben und in der Feuertaufe wiedergeboren.

Der Retter der Welt.

Ob er will oder nicht, er muß lachen.

Albrecht Roon war ein Greis in den Achtzigern und wurde vor neun Jahren via Kristall-Analogon in einen jüngeren Körper transferiert. Gehirntransfer ist eine inexakte Wissenschaft und bedingt zuweilen Anpassungsprobleme, unvollständige Transfers, Persönlichkeitsveränderungen. Roon wurde, bis er bewiesen hätte, daß er keinen geistigen Defekt abbekommen hätte, abgesetzt und durch den Gravitationsschacht hinuntergeschickt, und sich zu bewähren, ehe er wieder zu seiner ehemaligen herausragenden Stellung aufstiege. Hinuntergeschickt, wo Reno und seine Freunde ihn kriegen könnten.

Wo Black Mind wirksam werden könnte.

Jetzt sieht es wie Irrsinn aus. Reno traut sich die Personifikation nicht zu. Vor Minuten noch, als sein Bewußtsein aus einem fraktalen Analogon seines ursprünglichen neutralen Netzes bestand, war die Entscheidung einfach gewesen: Roons Verstand übernehmen, Roons Firma übernehmen und zum Nutzen der Erde einsetzen. Grotesk, der Gedanke.

Reno streicht sich übers Gesicht. Strenger Geruch in der Nase: sein Eau de Cologne, wie er merkt. Er hat so lange nichts mehr gerochen, daß die Empfindung niederschmetternd ist. Was Scheußliches im Mund: allmählich kommt wohl auch der Geschmackssinn in Gang.

Er versucht zu gehen. Ihm dreht sich der Magen um. Die Füße schwimmen ständig unter ihm weg. Falscher Körper. Arme und Beine sind zu kurz. Der Schwerpunkt ist verrutscht.

Reno hält durch. Ein scheußlicher Geschmack klebt an der Zunge. Nach einer Stunde kann er einigermaßen gehen, hat sich zaghaft Roons Reflexe

zu eigen gemacht. Er geht jetzt zum Bett und steckt das Telefon in die Schläfenbuchse ein. Die Leitung steht.

»Jemand da?« fragt er.

Die Stimme, die antwortet, ist die eigene.

Plötzlich kommt eine Erinnerung zurück, kommt mit solcher Gewalt, daß Reno taumelt. Nicht den Geschmack hat er wiederentdeckt, sondern das Durstgefühl. Seine Zunge scheuert am Gaumen. Nachdem er das Gefühl wiedererkannt hat, wird es doppelt unangenehm.

Reno geht aus dem Zimmer in einen Gang. An der Wand leuchtet mit kaltem Laserlicht das Hologramm eines Flüchtlingskindes. Der Gang biegt nach rechts, fällt leicht ab. Das Gehen wird zur Strapaze. Der Gleichgewichtssinn funktioniert noch nicht richtig, und er hat Probleme mit dem Gefälle, weil der Boden ständig wegzusacken scheint.

Wieder taucht ein Kind auf. Reno hält das Mädchen wiederum für ein Hologramm, merkt aber dann, daß es nicht dreckig ist und keinen aufgetriebenen Bauch hat, sondern ein weißes Kleid trägt und Interface-Buchsen im Kopf hat. Das Haar ist kurzgeschnitten und rechts gescheitelt. Er schätzt es auf zehn. Es bleibt stehen, als er kommt, und stellt sich mit dem Rücken zur Wand wie ein Soldat, der seinem General den Weg freigibt. Es senkt den Blick und wartet. In Renos Brust hämmert es panisch.

»Ich brauche was zu trinken«, sagt Reno. Er will klingen wie einer, der es gewohnt ist, Befehle zu erteilen, aber seine Stimme krächzt wie eine alte Feile auf Stahl. Die Zunge ist staubtrocken. »Komm mit.«

»*Si, tío*«, sagt das Mädchen. Es hat den Blick immer noch gesenkt, als möchte es ihn nicht anschauen. Es dreht sich um und führt Reno durch den Korridor. Reno, dem kalter Schweiß ausbricht, versucht sich zu erinnern, was er über Roon weiß, ob er vielleicht Familie hat auf der Erde. Kaum. Soviel er weiß, lebt die komplette Familie Roon im Orbit.

Ein zweites Kind erscheint im Korridor. Diesmal ist es ein Junge, der eine dunkle Hose und ein weißes Hemd trägt. Das Haar ist kurz, an den Schläfen schimmern dunkle Buchsen. Er trägt einen Schulranzen. Wie das Mädchen tritt er zur Seite und stellt sich mit dem Rücken zur Wand, während Reno vorbeigeht.

Ein paar Schritte weiter biegt das Mädchen in ein Zimmer. Es ist ein Foyer mit einer Bar. Seltene Petroplastikflaschen reihen sich vor dem langen Spiegel. Reno eilt hinter die Bar, wäre beinahe gestürzt vor Hektik, und füllt Wasser aus dem Hahn in ein Glas. Er trinkt gierig.

Er trinkt zum ersten Mal seit Monaten. Wasser rinnt aus den Mundwinkeln, tröpfelt auf die nackte Brust.

Er füllt das Glas wieder und leert es halb. Als er das Glas wegstellt, sieht er ein holographisches Modell von Jupiter komplett mit langsam kreisenden Monden von der Decke hängen.

Das kleine Mädchen wartet, den Blick gesenkt. Reno hält das Glas hin.

»Wasser?«

»Danke, Onkel.« Die Antwort ist kaum vernehmbar. Die Kleine nimmt das Glas, nippt daran, behält es in der Hand. Sie schaut ihn nicht an. Reno nimmt das Glas zurück.

»Kannst gehen«, sagt er.

»Danke, Onkel.« In einer schnellen Bewegung nimmt sie seine freie Hand und küßt sie.

Als die kühlen feuchten Lippen die Haut berühren, erinnert sich Reno, wozu Roon das Mädchen benutzt hat. Er bekommt eine Gänsehaut, starrt sie schockiert an.

Über seinem Kopf kreisen frostklirrende Monde um einen Planeten, der es nicht schaffte, eine Sonne zu werden.

Bis zum Abend hat er sich ziemlich daran gewöhnt, mit sich selbst zu reden. Das Kristall-Analogon seines Verstandes schwimmt nach wie vor im Tank in Kuba und telefoniert gern mit ihm, während im weißen, sterilen Zimmer nebenan sein Klon heranwächst. Nur der Reno im Körper von Roon ist auf einer Selbstmordmission; der andere wird glücklich weiterleben auf der Erde, und wenn er nicht gestorben ist ...

Reno fragt sich, wer von ihnen der echte Reno ist.

Dann geht ihm ein Licht auf. Der echte Reno ist tot. Sein Hirn brutzelte und explodierte, als sein Haus brannte.

Die beiden Gespenster führen lange Gespräche in der Nacht.

Filme von Albrecht Roon flimmern über die Monitore. Eine »Western American«-Stimme dringt in Renos Gehörzentrum — jemand, der Roon gekannt hat und der sich nun auf einem sprachverzerrten Kanal bei Reno meldet.

»Er hat in Aphorismen gesprochen.«

»Ein Stecker.«

»Hatte ständig den Kopf im Interface. Um den Überblick zu behalten. Hatte keinen Zugang zu den großen KIs im Orbit und mußte alles selber machen. Seine Rivalen im Orbit hätten ihn gern abgeschossen, also mußte er ständig informiert sein.«

Reno beobachtet, wie sich Roon bewegt hat, als wäre er noch im Orbit, als schwebte er hin und her. Hört zu, wie er geredet hat. *Die Architektur der Zukunft wird impliziert von der Architektur der kristallenen Intelligenz ... Wir können unser Bewußtsein in die unbestechlich unvergängliche Perfektion der Daten integrieren ... Kristall anerkennt nur Realität, Notwendigkeit.*

Roon war verrückt, wie Reno merkt. Er ist in den Verstand eines Irren geraten.

Die Aufzeichnung endet. Weißes Rauschen erfüllt den Raum.

»Du hast mir nichts von den Kindern gesagt«, bemerkt Reno.

Kurzes Schwiegen. »Doch.« Überraschung in der Stimme. »Das war das erste, was ich dir sagte. Ohne das hätten wir dich gar nicht da reingehen lassen.«

Es krallt kalt an seinen Nerven, als er merkt, daß die Implantation des Gedächtnisses gescheitert ist.

Er ist im Kopf eines Irren, und es fehlt ihm, was er zum Überleben braucht.

Roons voller Kleiderschrank ist ganz auf Orbit eingestellt. Schuhe mit Klettbandstreifen, leichte ärmellose Baumwoll-Jacken, die eng anliegend geschnitten sind, damit sie sich nicht aufblähen in der Schwerelosigkeit. Keine Krawatten, denn die können sich überall verfangen. Die neuesten Schnitte, die heißeste Mode, unter anderem aus den feinsten nordafrikanischen Häusern. Alles paßt wie angegossen. Roon hatte längst die Rückkehr in den Orbit geplant.

Reno gibt die Kinder weg, setzt sie ins Shuttle zur Florida Free Zone, wo sie in ein Internat in Mobile kommen. Er erledigt das per Knopfdruck, weil er den Kindern nicht in die Augen schauen kann.

Roons Aufstellung für den Vorstand von Tempel war angenommen worden, bevor Black Mind ihn schnappte. Reno macht sich mit allem vertraut, was er über die Leute finden kann, bevor er mit seiner Privatmaschine nach Gran Sabana fliegt. Fehler in seinem Wissen sind nicht auszuschließen; er muß alles nachchecken.

Man erwartet ihn an der breiten Personalschleuse, einer langen, mit weißem Sämischleder gepolsterten Röhre, die von der Erde stammt. Er schaut durch die Gesichter, erkennt Mitglieder des Vorstands darunter. Direkt vor ihm steht ein Mann, der ihm die Hand hinhält und den Reno als einen gewissen Jackson van Allen identifiziert, einen alten Freund von Roon, Leiter der Orbital Freeport Control Commission vor Roons Absetzung und nun wieder auf dem alten Posten. Er wirkt älter als die Fotos in seiner Akte, hat mehr Doppelkinn. Das blonde Haar ist fein wie Flaum, der Händedruck fest und trocken.

»Herzlich willkommen, Albrecht«, sagt er.

»Jackson«, sagt Reno und erstarrt. Er weiß, was erwartet wird, und das noch dazu auf deutsch, obwohl er kein Deutsch spricht.

Das Herz überschlägt sich. Er ist noch keine zwei Sekunden hier, und schon ist alles aus.

»Grüß Gott, Kamerad«, sagt er. Die Silben sprudeln einfach hervor, und irgendwie versteht er nicht nur den Sinn, sondern weiß auch, daß es eher ein bayerischer Gruß ist, den man im Norden weniger gebraucht ... Herrgott, woher weiß er das nur?

Dann schallt die Firmenhymne aus den Lautsprechern. Man nimmt ein bißchen mehr Haltung an, zeigt noch mehr Respekt. Reno kämpft gegen panisches Herzklopfen an, gegen das schnelle Atmen.

Er stellt fest, daß van Allen Buchsen im Kopf hat, altmodische aus Metall. Reno merkt sich das. Vielleicht muß er mal davon Gebrauch machen.

Die andern Vorstandsmitglieder warten hinter van Allen in der Luftschleuse. Reno tritt in die lederausgeschlagene Röhre und begrüßt sie alle miteinander, wobei ihm sämtliche Namen einfallen und er das Gespräch wieder auf Englisch umstellen kann. Er ist schwerelos und wird von den Vorstandsmitgliedern von Hand zu Hand gereicht. Sicherheitsbeamte schweben im Hintergrund, strecken den Hals nach links und rechts und halten wie Radarantennen nach allem Ausschau, was nicht hingehört. Es sind allesamt Söldner von der Erde: Reno hat nicht vor, sich Leuten anzuvertrauen, die zur bisherigen Leitung gehört haben.

Es läuft ihm kalt über den Rücken. Da sind Leute darunter, wie er merkt, die den Steinkrieg eingefädelt haben, die nicht nur auf die Unabhängigkeit der Orbitalen Habitate hingearbeitet haben — eine Unabhängigkeit, die einigermaßen sinnvoll wäre — sondern die sich auch die Herrschaft über

die Erde unter den Nagel reißen wollten. Die Leute, die die Hoffnung der Erde begraben haben unter den Trümmern niedergehender Sterne, künstlicher Asteroide, die Städte niedergewalzt haben und Träume ...

»Ladies and Gentlemen, für morgen ist eine ordentliche Sitzung des Vorstands anberaumt«, erklärt Reno. »Für heute bin ich vollauf damit beschäftigt, meine Reflexe anzupassen. Und zu feiern, daß ich wieder im All bin und bei meinen Freunden.« Höflicher Applaus. Die Haftsohlen halten sie in allen möglichen Positionen, ob kopfüber oder gerade oder schief. Reno lächelt, beißt die Lippen zusammen über den faulen Zähnen. »Morgen«, sagt er, »bringen wir wieder Schwung in den Orbit.«

Van Allen folgt ihm, als er aus der Schleuse tritt. Reno rudert momentan mit den Armen, und van Allen hält ihn am Ärmel fest. Mit van Allens Hilfe kann Reno die Haftsohlen auf den Klettbandstreifen bei der Schleusentür setzen.

»Reflexe eingeschlafen, was?« fragt van Allen. Gott sei Dank auf englisch.

»Die krieg ich schon wieder hin.« Renos Herz klopft wie wild. Er bildet sich ein, daß er glotzt: ringt um Gelassenheit.

Van Allen beugt sich zu ihm. Sein Blick ist fest.

»Wie geht’s weiter, Albrecht?«

Reno schaut ihn an. »Wir tun den nächsten Schritt«, sagt er. Es ist offenbar die Antwort, die van Allen erwartet.

»Unsre Aktie ist um dreihundert Prozent gestiegen auf die Maßnahmen der Orbital Sowjet und auf meine Ankündigung einer Sparpolitik hin«, hält Reno fest. »Wenn sich in ein paar Tagen oder Wochen die zahlreichen Spekulationen um unser Stammaktienkapital gelegt haben, können wir damit rechnen, daß es Werte erreicht, wie wir sie vor dem Crash hatten. Und Sparen muß die gegenwärtige Politik sein. Dabei soll freilich unsre Perspektive über das Sparen hinausreichen und mehr anvisieren als bloßes Stellunghalten.«

Reno ist froh über die Schwerkraft im Tempel Habitat Eins, einem gewaltigen rotierenden Zylinder. Der lange Tisch im Tempel-Sitzungssaal ist ein Laserschnitt eines eiförmigen Asteroidmaterials, der zwei Zentimeter dick mit Plastik beschichtet ist und schimmernde Silizium- und Nickeleinschlüsse aufweist. Um den Tisch sind neun der vierzehn Vorstandsmitglieder versammelt. Die übrigen, die in der Ukraine oder in

Südafrika oder im Belt[2] sitzen, folgen durch verschlüsselte Kommunikationslinien. Reno kann ihre Gesichter auf den Monitoren sehen, die in die Decke eingelassen sind — mit Ausnahme der Frau im Belt, die so weit weg ist, daß sie nicht zugeschaltet werden kann und die Sitzung aufzeichnen läßt.

»Aeronautisch sind wir noch schwach«, sagt Reno. »Beinahe vierzig Prozent unsrer Güter werden in firmenfremden Transportmitteln befördert. Obwohl wir mit dem Aufbau einer eigenen Flotte beginnen können, müssen wir praktisch bei Null anfangen und unvertretbar viel Kapital, das nunmehr knapp ist, einfließen lassen. Der Vorstand sollte eine mögliche Übernahme ins Auge fassen.«

Die Vorstandsmitglieder tauschen skeptische Blicke. Die auf den Bildschirmen fangen an herumzuschalten.

»Albrecht«, sagt Viola Ling, Abteilungsleiterin, der Pharmazeutischen Abteilung. Ihr Blick wandert nervös hin und her. »Ihr Vorgänger ...«

»Mein Vorgänger scheiterte bei eben diesem Versuch einer Übernahme«, sagt Reno. »Ja, stimmt schon.« Er schaut sich in der Runde um und sieht den Argwohn in jedem Gesicht. Er stellt sich Roon vor in seinem Heim aus Metallegierung im Cordillera Oriental, wie er allein im Dunkeln bei seinen Phantomsternen sitzt. Er versucht sich den Erbauer dieses Heimes vorzustellen mit seinen fließenden Korridoren, gewölbten Decken, blähbauchigen holographischen Mahnmalen der Verwahrlosung und des Todes. Versucht sich an den aufrüttelnden, beschwörenden Ton zu erinnern, den er angeschlagen hatte, als wollte er die Sterne höchsteigen bestürmen. »Mein Vorgänger ließ Raffinesse vermissen. Er hatte eine militärische Laufbahn hinter sich: sein Handeln war direkt und leicht zu durchkreuzen. Aktienschwindel, offenes Vorgehen, Sabotage ... Unelegant und ineffizient.« Er blickt wieder in die Runde und schaut zuletzt den gespannten van Allen an, in dessen Augen er die erhoffte Reaktion sieht. »Wir müssen einfach raffinierter sein als Mr. Couceiro«, erklärt er. »Vorsichtiger taktieren. Wir haben noch Zeit bis zur nächsten Phase, aber wenn es soweit ist, müssen wir bereit sein.«

Reno wendet sich lächelnd an Viola Ling. »Keine Sorge, Viola. Ihre Forschungsabteilung ist unser tragender Pfeiler. Ihr Budget wird diesmal nicht beschnitten.«

»Danke, Mr. Roon«, erwidert sie. Er spürt, daß sie irgendwie komisch auf ihn reagiert, als wäre er ihr zuwider; schon hat sie das Gesicht abgewendet.

Reno fragt sich, ob Roon seine faulen Zähne als Druckmittel einsetzte, indem er lächelte, wenn er Leute einschüchtern und gefügig machen wollte.

Dennoch hatte Viola Ling immer auf Roons Seite gestanden und war in ein Forschungslabor in Zentralrußland verbannt worden, nachdem sie ihn bei seinem Versuch, wieder an die Macht zu kommen, unterstützte.

Vielleicht, so mutmaßt er, hat sie von den Kindern erfahren.

Reno ist ein Zimmer mit einem richtigen Fenster nach draußen wert, ein Zimmer am andern Ende des Orbitalen Habitats, wo er von seinen Angestellten durch ein Netz von japanischen Sicherheitsbeamten und von der Erde durch das Vakuum und die Strahlung abgeschirmt wird. Das Zimmer ist in Teak getäfelt. Ein Miró und ein Velásquez starren einander von gegenüberliegenden Wänden an. Eine riesige Hologramm-Simulation der langsam rotierenden Station steht gegenüber seinem Schreibtisch. Er pflanzt die bloßen Füße auf Navajo-Teppiche, die Zehntausende Dollar wert sind, und sieht die Erde, das erstaunlich reine Blau und Weiß, Braun und Silber der Flüsse voller Erosion, die entstellten Küstenlinien, wo die steigenden Meere das Land verschlingen, wie auch die verbliebenen Ressourcen der Erde von ihrer Bevölkerung verschlungen werden. Bald wird die Bevölkerung die einzige verbleibende Ressource sein. Die Orbitalen waren einmal ihre Hoffnung als Tor zu neuen Ressourcen. Nun stehen die Orbitalen wie eine Wand zwischen der Erde und ihren gescheiterten Träumen und fordern eigene Zukunftsperspektiven.

Daran kann Reno nichts ändern, nicht mal mit Hilfe von Black Mind. Die Orbitalen haben die Oberhand, und der Erde ist nichts mehr geblieben, um das zu ändern.

Alles, was Reno tun kann, ist zu versuchen, der Erde eine Atempause zu verschaffen. »Ich möchte eine private Leitung zwischen meinem Büro und dieser Adresse in Havanna geschaltet haben«, sagt er und hält einen Datenwürfel hin.

»Jawohl, Sir.« Akinari ist einer seiner japanischen Söldner. Reno mag die Japaner, weil sie Loyalität mit Stil demonstrieren; falls sie ihn je verraten sollten, dann groß: kein hinterfotziges Herumgemache, sondern ausgewachsene Apokalypse, Tod und Wahnsinn, satt, waschechtes Blutbad ...

»Und sagen Sie Mr. van Allen bitte, er soll reinkommen.«

»Sir, Danke, Sir.«

Akinari geht hinaus und nimmt Renos Privatleitung zu seinem zweiten Phantom-Selbst mit. Reno braucht eine Kontaktmöglichkeit zu Freunden auf der Erde.

Van Allen tritt ein und läßt sich einen Drink und einen Stuhl anbieten. Er wirkt unbeholfener in der Schwerkraft und dicker.

»Schon eingewöhnt?« erkundigt van Allen sich.

Reno nickt. »Ich will auf große Tour gehen und alles sehen in der ersten Woche«, sagt er. »Jedes Labor, jedes Büro. Alle sollen merken, daß ich hier bin und daß ich ansprechbar bin.«

»Daß Sie unter uns weilen, wird bestimmt allen Mut machen.«

»Hoffentlich.« Das ist freilich nicht der Grund für die beabsichtigte Tour. In Wirklichkeit sucht Reno nach Gründen, alle wichtigen Entscheidungen hinauszuschieben, bis er sich sicherer ist.

Nicht aufschieben läßt sich freilich dies. Van Allen und Roon standen sich nahe; offenbar erwartet van Allen was von ihm.

»Jackie«, sagt Reno. Sein Ton ist zögerlich, die Nerven surren schier vor Anspannung. So wird van Allen laut Akte von seinen Freunden genannt.

»Al.« Reno spürt, wie die Spannung weicht. Es war die falsche Eröffnung nicht.

»Ich wollte mich mit dir mal darüber unterhalten, wie ich das Ganze so sehe«, erklärt Reno.

»Danke dir, fühle mich geschmeichelt.«

»Du hast mein Vertrauen verdient. Ohne dich wäre ich jetzt nicht hier.« Was vermutlich nicht stimmt, aber als Eröffnung paßt.

Van Allen schaut in sein Glas. »Danke, Al.«

Reno setzt sich auf die Schreibtischkante. Erdlicht scheint van Allen ins Gesicht, macht die geplatzten Äderchen sichtbar, die Pausbacken, die Tränensäcke von einem, der viel in der Schwerelosigkeit lebt. »Ich will mein Augenmerk auf langfristige Perspektiven legen«, sagt Reno. »Ich habe Hellseher gespielt und Dinge gesehen, die mir nicht gefallen.«

Van Allen wirkt überrascht. »Aber die Kurven steigen.«

»Kurzfristig, ja. Aber der wichtigste Markt für pharmazeutische Produkte ist die Erde, und der Erde gehen allmählich die Ressourcen aus, womit sie dafür zahlt. Ein Großteil unsrer Gewinne stammt von Marktmanipulationen, und die Leute auf der Erde sind allmählich so schlau und bauen unsern Manipulationen vor. Nein, Jackie, wir müssen uns nach draußen wenden.«

Van Allen blickt unwillkürlich auf, schaut an Reno und dem rotierenden Globus vorbei zu den funkelnden Sternen. »Wir sind noch nicht so weit.«

»Wir müssen uns vorbereiten auf den nächsten Schritt. Wir — der Orbitale Block — verschwenden unsre Aufmerksamkeit und unsre Ressourcen darauf, die Erde unter Kontrolle zu halten. Dabei ist das überflüssig. Die Erde ist sowieso am Ende. Wir müssen uns für die nächste Schlacht rüsten, und die wird außerhalb der Erdumlaufbahn toben, die Schlacht um die Ressourcen, die da draußen liegen.«

Van Allen nickt bedächtig. »Darum drängst du auf Transportkapazitäten.«

»Wir haben gekriegt, was wir von der Erde brauchen, Jackie«, sagt Reno. »Wir haben die Freiheit bekommen. Aber was haben wir damit angefangen?«

Van Allen überlegt. Er hat sich kein bißchen gegen die Idee gesträubt; schon zerbricht er sich den Kopf, wie sie in die Tat umzusetzen wäre. »Ling wird davon nicht begeistert sein. Die Pharmazeutische Abteilung verliert damit an Bedeutung.«

»Ohne PA geht's nicht. Aber die Zukunft liegt woanders.«

Van Allen leckt sich mit der Zunge, die blaßrosa wirkt im Erdlicht, über die Lippen. »Wir können ihr die Leitung einer andern Abteilung übertragen. Einer Abteilung, die in deinem Programm besonderes Gewicht bekommt. Stell ihr das in Aussicht für ein paar Jahre guter Arbeit in der PA.«

Reno spürt seine Erleichterung in Triumph umschlagen. »Sehr gut, Jackie.« Van Allen blickt zu ihm auf. »Ich glaube, wir kriegen die Wende in Gang.« Reno schaut van Allen in die Augen, sieht das Erdlicht darin leuchten. Er legt van Allen die Hand auf die Schulter. »Ich möchte, daß du mir hilfst, die Sache über die Bühne zu bringen. Niemand könnte das besser.«

»Dank dir, Al. Klingt zwar doof bei jemand, der so jung aussieht wie du ...« Er lächelt verlegen. »Aber du bist mir immer wie ein Vater gewesen.«

»Willkommen an der Spitze«, sagte Reno und erwidert das Lächeln, »mein Sohn.«

Der kleine Mann grinst, als er die beiden Frauen beim gemeinsamen Vorspiel sieht. Die eine ist schwarz, die andere blond. »Die Blonde gefällt mir«, sagt der kleine Mann.

Reno erwidert das Lächeln. »Sie gehört Ihnen, wenn Sie wollen«, sagt er.

Der kleine Mann hält sich einen Coke-Inhalator an die Nase und jagt sich zwei Torpedos ins Hirn. »Nur mal langsam«, meint er.

Die Schwarze bringt eben einen kleinen kristallenen Dildo ins Spiel, der über Laseroptikkabel an die Buchsen im Kopf angeschlossen ist. Via Computer Interface bumst sie mit der Blondine. Reno muß zugeben, daß die Show nicht ohne Phantasie aufbereitet ist. Blaurote Spotlights setzen die Action in Pose, glitzern auf dem kleinen Dildo.

Der kleine Mann heißt Lippman und ist Renos Gast im ›executive‹-Bordell von Tempel. Lippman ist eine Schlüsselfigur im Transportwesen westlich der Anden, und seine Firma befördert Tempel-Erzeugnisse ab Raumhafen Gran Sabana. Er ist eben den Schacht heraufgekommen, um einen neuen Vertrag zu unterzeichnen, der ihm ermöglicht, eine expansive Firmenpolitik zu finanzieren, und der ihm viel Geschäft mit Tempel einbringen sollte. Im Gegenzug treten Lippman und Familie die Mehrheit ab und erhalten das Ticket für den Wechsel von der toten Erde in die herrschende Orbit-Klasse. Es ist ein höchst intelligentes Geschäft, an dem Albrecht Roon schon vor seinem Aufstieg gebastelt hat, aber das seine Feinde weniger aus wirtschaftlichen denn politischen Gründen blockiert haben.

Nun stehen nur mehr die entsprechenden Daumenabdrücke aus und das entsprechende südamerikanische Geschäftsabschlußritual, in diesem Fall ein Besuch im Puff. Der Puff ist ein Privatclub für leitende Angestellte und deren Gäste. Die Böden sind schwarz, die Wände verspiegelt. Es gibt Shows und eine erstklassige Band. Die Hostessen mixen gefährliche Martinis und vögeln auch mit den Gästen. Die Frauen haben Festlohn und sind angewiesen, keinerlei Trinkgelder anzunehmen.

Der offizielle Grund für den Club ist der, daß unkontrollierter Sex ein Sicherheitsrisiko darstellt. Besser dort ausschleimen, wo’s hygienisch zugeht und Erpressung ausgeschlossen ist — es sei denn, die Erpressung wird von der Tempel I.G. selbst durchgeführt, die durch transparente Spiegel und getarnte Mikros mitschneidet.

Das freilich ist der offizielle Grund. Der wahre Grund für den Schuppen hat was mit Macht zu tun. Die Orbitalen frönen einem breiten Spektrum von Leidenschaften, aber die größte ist das Bedürfnis nach Kraft und Potenz. Schwäche ist verpönt. Die Orbitalen sind ausgesprochene Sieger, Sieger im Krieg und Sieger überhaupt, und eine so mitreißende Leidenschaft wie Sex kann die Illusion von Allmacht gefährden. Hier wird

dem Sex alles Reale, alles Bedrohliche entzogen. Die Parodie von Sex, die in der Show abgezogen wird, soll ein Exorzismus des echten mit seinen Exzessen sein. Leidenschaft wird verharmlost, auf etwas Hygienisches, Steriles, Sauberes reduziert. Wer so blöd ist und aufs Echte abfährt, wofür man erpreßt werden könnte, der verdient es nicht anders.

Reno hat ein sauberes Zimmer bestellt für Lippman. Tempel ist ihm was schuldig: die Firma braucht keine kompromittierenden Daten zu sammeln über jemand, der sich ihr bereits unterworfen hat.

Der Synthesizer schmettert einen Trommelwirbel. Lippman beugt sich vor, um besser zu sehen. Reno greift in die Tasche und zieht ein Kuvert hervor. Er schiebt es Lippman über den Tisch hin.

»Ein Jahr Gratismitgliedschaft«, sagt er.

Lippman lacht und spendiert Reno einen Drink. Bald hopsen die Schwarze und die kleine Blonde an seinen Knien herum. Reno meint, daß es Zeit wird, sich auch eine auszusuchen.

Er findet eine Hostess, die seinem Typ ziemlich nahekommt: groß, schlank, einigermaßen jung und entsprechend unverbraucht wirkend. Sie hat ein wölfisches Lächeln, das ihn anmacht. Der Sex mit ihr ist technisch perfekt; aber irgendwie fährt Reno nicht recht darauf ab. Zu hygienisch, findet er.

In den nächsten Wochen kommt er öfter in den Puff zu seiner großen Hostess und nimmt sich schließlich noch ein paar andere. Der Sex wird zwar phantasievoller, trotzdem empfindet er ziemlich ähnlich dabei.

Komisch. Waren alle sein Typ.

Er starrt auf den kreisenden Planeten und lauscht der eigenen Stimme, die im Kopf dröhnt und den implantierten Kristall in Schwingung versetzt. Er hat mit seinem Phantom-Bruder Sicherheitsvorkehrungen abgesprochen: der Funkcode ist täglich zu ändern, und die Codes werden auf der Erde zusammengestellt und gebündelt für jeweils eine Woche direkt von Havanna in Renos Office überstellt.

»Ich hab’n paar Ideen«, meint Reno. »Bin hier überall reingegangen. Hab überall Zugang hier. Gibt wohl Dinge hier, von denen keiner was weiß. Aber ich schaffe nicht alles. Ich arbeite zwölf, sechzehn Stunden am Tag. Ich habe den Zugang, aber nicht die Zeit.«

Der andere Reno, das kristallene Phantom, sprudelt seine Antwort hervor. »Her damit! Ich kann die Daten schneller sichten als du.«

»Prima. Mach ich.« Er spannt die Schulter. Er hat trainiert, will Roons schlaffe Muskeln stählen, und es zieht überall am Körper neuerdings.

»Noch was«, sagt er. »Wir müssen Black Mind abschirmen.«

»Ja.«

»Wie viele Leute wissen davon?«

»Cowboy und Sarah — von unsern Leuten.«

»Auf die ist Verlaß.«

»Außerhalb unserer Gruppe — etwa ein Dutzend. Sämtliche CIA oder Computer Jockeys.«

»Das sind zu viele«, stellt Reno fest.

Die Antwort des Phantoms kommt ohne Zögern. »Stimmt.«

Es ist eine korrekte Entscheidung, trotzdem wundert sich Reno, mit welcher Seelenruhe das Phantom ein Dutzend Leute zum Tode verurteilen kann. Reno stellt sich das Muster seiner kristallenen Matrix vor, die mit Lichtgeschwindigkeit denkt. Er denkt an all das, was er neu lernen mußte — das Gehen, das Riechen, wie sich Durst bemerkbar macht. Das Phantom, das er sich vorstellt, rückt immer weiter von diesen Erinnerungen ab, entwickelt sich weg davon. Verliert alle menschlichen Züge, während es im Tank ausharrt.

Der Klon ist fast fertig. Reno wünscht seinem Bruder alles Gute, muß sich aber des Phantoms noch bedienen vor dem Transfer.

Kleine Bewegungen laufen auf der Erde ab, die Bruchteile der Tempelschen Muskulatur auslösen. Achtzehn Leute kommen auf verschiedene Weise ums Leben: durch Kugeln, Gift, Unfälle. Ein paar mehr dürfen im Tempel-Lager von Orlando unter Hausarrest weiterleben. Das Labor in Havanna wird der Tempel Phamaceuticals I.G. angegliedert. Akinaris Söldner beziehen rings ums Gebäude Stellung. Black Mind ist gesichert.

Außer lokalen Polizeidienststellen, die pro forma ermitteln, interessiert sich anscheinend niemand groß. Die wenigsten auf der Erde wollen wissen, warum die Orbitalen tun, was sie tun.

Offenbar bekommt es einem schlecht.

»Mr. Roon.« Sie schaut ihn nicht an, die Heimatlose; ihr Blick ist auf seine Gürtelschnalle fixiert. Sie ist zweiundzwanzig und geradezu dürr. Die großen Augen sind braun, die Wimpern kräftig getuscht. Das glatte dunkle

Haar ist kurz, nach hinten über die Ohren gekämmt. Im Kopf sind Buchsen. Mit beiden Händen hält sie die Aktentasche vor sich hin.

Reno nimmt auf seinem Stuhl Platz. Hinter ihm dreht sich die Erde. »Setzen Sie sich, Miss Calderon.«

Er ertappte sich dabei, wie er sie anstarrt, und versteht das nicht.

Es gibt ein Problem in der SPS-Abteilung[3], dem Reno auf die Spur gekommen ist: benötigte Daten kommen entweder zu spät oder verstümmelt an. Es ist nicht ohne weiteres feststellbar, was sich draußen auf den Solarsatelliten tut. Es gibt dort keinen, der die Verantwortung dafür trägt, daß dem Hauptquartier von Tempel Informationen übermittelt werden. Die Manager erstatten Meldung, wenn sie gerade dazu kommen, oder unterlassen es ganz. Reno braucht demnach ein Verbindungsglied zur Verwaltung der Satelliten, einen persönlichen Repräsentanten, der befugt ist, die Stationen abzuklappern und eigene Daten zu gewinnen. Es ist keine Schlüsselposition — es hängt nicht die Zukunft des Konzerns daran; und niemand aus seinem Stab würde sich um diesen Job reißen. So läßt Reno sich von der Personalabteilung fünf Bewerber schicken, und eine davon, und zwar die letzte, ist Mercedes Calderon.

Ein Flüchtling, weiß er, vom Stein, der auf Panama City gefallen ist. Sie bekam ein Stipendium am Krupp College of Engineering in Bogota und bestand mit Auszeichnung. Sie kennt sich voll aus mit Solarenergie, kennt sich aus mit Computern und Statistik und legt hervorragende Arbeitszeugnisse vor.

Sie hat irgendwas an sich, einen Anflug von Vertrautheit, ein Déjà-vu quasi. Reno weiß nicht, was es ist. Er möchte wetten, daß er sie noch nie gesehen hat.

»Mir ist klar, daß diese Position den normalen Rahmen sprengt«, erklärt Reno, »aber es soll nicht für immer sein. Die Aufgabe wird ein paar Jahre höchstens in Anspruch nehmen, woraufhin Sie, falls wir mit Ihnen zufrieden sind, mit einer Beförderung rechnen dürfen. In eine aufsichtführende Position, wenn Sie möchten.«

Sie hebt den Blick, sieht aber nicht ihn an; sie schaut auf die Erde, die sich als Sichel in ihren Pupillen spiegelt, als weißer irrwitziger Schimmer. Aus irgendeinem Grund schaudert Reno. »Das möchte ich gern, Sir«, sagt sie. Ihre Stimme ist kaum vernehmbar.

Er fragt sich, ob sie genug Drive hat, um sich notfalls gegenüber den SPS-Leuten durchzusetzen, um die Herausgabe der Daten zu verlangen, auf

denen sie hocken. Ansonsten ist sie in jeder Hinsicht qualifiziert.

Sie schaut ihn nervös an, um den Blick schon wieder zu senken. Reno merkt, daß er unruhig hin und her rutscht auf dem Stuhl. Er starrt sie geradezu an. Staunt. »Erzählen Sie mir von sich«, sagt er.

Sie wirft ihm einen verdutzten Blick zu. Er versteht das nicht.

Er entscheidet sich für sie und gibt ihr den Job, aber trotzdem geht sie ihm nicht aus dem Kopf.

Dreizehn Vorstandsmitglieder sitzen ihm am Asteroidscheibentisch gegenüber: das vierzehnte ist noch unterwegs aus dem Belt. Diesmal wird die Sitzung nicht übermittelt: der Gegenstand ist dermaßen heikel, daß man nicht einmal eine codierte Übertragung wagt.

»Ich habe mir die vorgelegten Profile der Transportunternehmen durchgesehen«, erklärt Reno. Er hält einen Datenwürfel in der Hand, wirft ihn von einer Hand in die andere. »Am geeignetsten scheint mir die Osmanian AG zu sein. Von einer Fusion würden beide Seiten profitieren.«

Reno sieht, wie man in der Runde Blicke tauscht. »Mr. Roon.« Es ist Herschel, von dem auch die Studie stammt. Er scheint beträchtliche Mühe zu haben, seinen Unmut zu bändigen. »Osmanian gibt sich als öffentliche Gesellschaft aus, ist aber in Wirklichkeit ausschließlich in Privatbesitz. Abdallah Sabah liebt seine Unabhängigkeit; ihm gehört die Mehrheit, während sich die übrigen Aktien auf seinen Clan verteilen. Kein Nicht-Somali hat nennenswerte Anteile. Und die Somali halten zusammen.«

»Ich bin darüber informiert.« Reno fixiert ihn kalt. »Der Wettbewerb in der Luft- und Raumfahrt ist hart. Sie können nur profitieren von unsrer Finanzkraft. Ihre orbitale Montageanlage ist nagelneu, produziert nach modernsten Verfahren und kann leicht erweitert werden, um unseren erhöhten Bedarf zu befriedigen. Sie haben die Raketenabschußbasis African Horn gepachtet — Laufzeit 50 Jahre. Wir können ihnen unsre Marketing-Abteilung zur Verfügung stellen. Und unsre Transportabteilung kann eine Menge von ihnen lernen. Die Logik«, er lächelt, »die Logik der Zahlen gebietet unsre Fusion.«

Die, denkt Reno, und die Logik von Black Mind.

»Sabah ist nicht gerade ein logischer Mensch«, kontert Herschel.

»Vielleicht muß man ihn nur richtig anpacken«, erwidert Reno und grinst mit faulen Zähnen. Herschel wendet sich ab.

»Bereiten wir ein Angebot vor«, meint Reno. »Wenn es gut ist, wenn die Logik stimmt, steht die Antwort fest.«

»Ihr Angebot ehrt uns«, sagt Abdallah Sabah. »Aber wir müssen es leider ausschlagen.« Reno sieht Sabah durch den Videokanal. Der greise Patriarch ist in den Achtzigern und trägt einen altmodischen Savile Row-Anzug, komplett mit gestreifter Krawatte und so. Er spricht Englisch mit italienischem Akzent und trinkt Tee aus einer silbernen Tasse. An der Wand im Hintergrund klebt eine rosa geblümte Seidentapete. Verzierte Buchsen stecken im kahlen Schädel.

»Das höre ich mit Bedauern, Sir.« Reno ist über eine private Konferenzschaltung mit Sabah in Verbindung getreten, hat ihm das Angbot unterbreitet und den Nutzen für Osmanian Source dargelegt. Der Greis blieb unbeugsam, lehnte höflich, aber bestimmt ab.

»Da ist noch etwas, Sir«, sagt Reno. Er hält einen Interface-Stecker hoch. »Ein letztes Angebot. Würden Sie die Güte haben und sich dazuschalten? Ich möchte das lieber nicht laut aussprechen.«

Sabah runzelt die Stirn, aber fügt sich. »Wenn Sie wollen, Mr. Roon«, sagt er. »Obwohl ich bei meiner Meinung bleibe.«

»Geben Sie mir eine letzte Chance.« Er schaltet sich drauf, lächelt und pulst ein mentales Signal nach Havanna.

Der Geist erhebt sich, Daten rauschen durch Kristall, Lichtleitkabel, Funkverbindungen, eine sich auftürmende schwarze Welle, die Sabahs Verstand überflutet. Reno sieht, wie der Greis auf dem Stuhl zusammensackt, sich an die Stirn greifen will, um den Stecker herauszureißen, wie die Hand schlaff niedersinkt. Sein Gesicht zuckt, Speichel glänzt auf der Unterlippe. Reno wendet sich ab, kann nicht mehr hinsehen. Black Mind kreischt durch die Funkverbindung.

Die Übertragung endet. Kaltes atmosphärisches Rauschen kommt über die Funkverbindung herein. Reno schaut wieder aufs Bild, wo sich nichts geändert hat. Der Greis starrt nach wie vor in die Kamera, leblos.

Reno schaltet die Leitung ab. Ob Black Mind funktioniert hat? Wenn ja, wird das Phantom ihn anrufen.

Er wartet, beobachtet, wie die Erde in die schwarze samtene Nacht kreiselt.

Kein Anruf.

Black Mind hat versagt.

Aus privaten Quellen erfährt man, daß Abdallah Sabah einen Nervenzusammenbruch erlitten hat. Reno ruft an und drückt sein Bedauern aus, kommt mit der Familie ins Gespräch. Der Alte hat die stärksten Familienmitglieder vertrieben und die schwächsten rücksichtslos benutzt; es ist keiner mehr übrig, der die Dynamik und den Weitblick des Firmengründers hätte. Die unentrinnbare Konsequenz von Renos Logik wird offenkundig.

Über die Fusion wird abgestimmt, das Vorhaben genehmigt.

Der Vorstand gratuliert. Drei ausdruckslose Somali-Gesichter am Meteortisch starren ihn an. *Meine Prätorianer*, denkt Reno.

Reno fragt sich, wie es dem Alten gehe in seiner schwerkraftlosen gepolsterten Zelle; zwei Persönlichkeiten bekriegen sich in seinem Kopf, rennen gegeneinander an, ringen um die Oberhand. Der starke alte Somali und der Geist, der versucht hat, in ihn zu fahren.

Reno blickt lächelnd in die Runde. Seine Macht ist gesichert: sie wissen nicht, wie er es gedreht hat; hat eben Glück gehabt, und so lange er Glück hat, lassen sie ihn nicht auffliegen.

»Der nächste Schritt«, sagt er. »Immer der nächste Schritt.«

Mercedes Calderon ist von der ersten Reise zurück, sitzt vor seinem Schreibtisch mit einem Navy-Jackett über einer Nadelstreifenbluse. Das Holomodell von Habitat Eins dreht sich bedächtig hinter ihr. Sie klammert sich mit beiden Händen ans Aktenköfferchen und wirkt damit wie ein ausgehungertes Schulmädchen. Sie hat die Informationen bekommen und projiziert nackte Zahlen in den Monitor auf seinem Schreibtisch. Sie erläutert, schnell sprechend, Methoden zur Analyse der Daten und streicht sich mit der Hand die Haare hinters Ohr. Die Hand besteht nur aus Haut und Knochen, der Arm ist spindeldürr. Sie sieht noch abgezehrter aus als das letzte Mal. Und sie schaut ihn nicht an.

Sie ist nicht Renos Typ. Er versteht nicht, warum er sie immerzu anstarren muß.

Sie verstummt. Er schaut auf den Monitor und sieht, daß sie fertig ist mit ihrer Präsentation.

»Danke, Mercedes«, sagt Reno und steht auf. »Ich sehe mir die Daten später noch mal an. Sie haben gute Arbeit geleistet.«

»Danke, Sir«, haucht sie nahezu tonlos. Reno begleitet sie zur Tür.

»Geht es Ihnen gut?« erkundigt er sich. »Sie sehen aus, als würden Sie den ganzen Tag hungern.«

»Das kommt von der anstrengenden Reise. Ich brauche nur etwas Ruhe jetzt.« Wieder diese tonlose Stimme.

Er legt ihr die Hand auf die Schulter, spürt spitze Knochen unter der straffen Haut. Sie reagiert nicht auf die Berührung, bleibt einfach stehen und starrt auf die Tür, die er noch nicht geöffnet hat. Sie ist totenblaß im Gesicht. Hinter ihr dreht sich das Holo-Habitat blind weiter.

Reno merkt, daß sie nicht reagiert, was immer er auch anstellt, daß sie regungslos wie der Baumwollstoff unter seinen Fingern ist. Er legt ihr die Hand unters Kinn, dreht ihr Gesicht zu sich, küßt sie. Ihre Lippen sind kühl. Sie weicht seinen Blicken aus. Er sieht den Puls an ihrem Hals pochen.

Feuer züngelte an Renos Nerven. *Sie ist nicht mein Typ,* denkt er.

Er führt sie in sein angrenzendes Apartment, schält sie aus ihren Kleidern, drückt sie aufs Bett unter den weichen, ineinander verschlungenen, nicht-euklidischen Deckenwölbungen. Sie sagt kein Wort. Er kann sämtliche Rippen zählen. Er berührt sie, streichelt sie zärtlich. Was er auch tut, sie zeigt keine Reaktion. Er faßt ihr unters Kinn, dreht das Gesicht zu sich.

»Schau mich an«, sagt er. Sie gehorcht. Im Halbdunkel wirken ihre geschminkten Augen groß wie gähnende Mondkrater.

Plötzlich fängt sie Feuer. Irgendwie versteht er es, sie mit Berührungen zu erregen und ihr Lust zu bereiten. Sie ist plötzlich feucht und klammert sich an ihn, daß sich die Hüftbeine spitz in seine Haut bohren. Die kleinen Schreie, die sie ausstößt, während er heftig pumpend dem Höhepunkt entgegenstrebt, werden von der perfekten Architektur des Raumes absorbiert.

Sie ist nicht mein Typ, denkt Reno.

Anschließend hat Reno eine wichtige Sitzung, die er nicht abblasen kann. Sie liegt wie eine kaputte Holzmarionette im Bett, während er sich wortlos anzieht. Dabei fühlt er sich von ihr beobachtet. Er weiß nicht, was er sagen soll.

Sie sagt es für ihn. Sie setzt sich auf die Bettkante, als er schon gehen will, und ergreift seine Hand. Die kühle Berührung ihrer Lippen auf seinem Handrücken überrascht ihn.

Sein Blut erstarrt, als er ahnt, was Mercedes sagen wird.

»*Gracias, tío*.«

Danke, Onkel.

Reno schwitzt, als er rasch ihre Akte einsieht. Wo kann es nur passiert sein?

Da. Die Wege von Roon und Mercedes kreuzten sich womöglich vor acht Jahren, unmittelbar nach seiner Absetzung und Abwanderung nach Südamerika. Sie besuchte eine Schule für Flüchtlinge in Panama City. Roon hatte bestimmt viel zu tun im Raumhafen von Panama.

Der Name Albrecht Roon freilich taucht nicht in ihren Unterlagen auf, dafür aber finden sich erstaunlich viele Empfehlungsschreiben von hochkarätigen Tempel-Chefs. Das ist also der Beweis, der rauchende Colt. Roon war doch vorsichtiger mit seiner Leidenschaft, gleichwohl er seinem Schützling insgeheim unter die Arme griff und im College und schließlich im Orbit unterbrachte. Er gab sich gnädig — für seine Begriffe eben. Vielleicht hatte er mal, bevor er überschnappte in seinem kleinen Cordillera-Paradies, ein Gewissen gehabt, das er damit besänftigen wollte.

Reno kann sie sich nicht aus dem Kopf schlagen, denkt immerzu an ihre knappen, kantigen Formen, die flache, unter seinen Stößen erbebende Brust, die irren, tiefen Krateraugen. Die halbe Nacht arbeitet er fieberhaft und löscht alle offenen Dateien in seinem Computer. Dann macht er sich auf den Weg ins ›executive‹-Bordell. Es ist spät, die Show ist aus, die Band hat längst eingepackt. Er findet eine Frau, eine, die sein Typ ist. Gähnend schlürft sie Likör an der verspiegelten Bar. Mit ihr versucht er, sich Mercedes aus dem Kopf zu ficken. Er hat sie dringend nötig, die Frau, bei der er Befriedigung sucht. Er bleibt die ganze Nacht, hält die müde Nutte in den Armen. Am Morgen vögelt er sie noch einmal, macht ihr, rasend vor potenter Lust, den Stier, um in ihrem schaftrunkenen, sterilen Fleisch ein Gegenmittel zu finden für das ätzende Gift, das sich in sein Blut frißt. Die Leidenschaft bleibt freilich einseitig.

Tagsüber hetzt er mit verbissen zur Schau gestellter Konzentration, die sich nicht einstellen will, von Termin zu Termin. Immerzu geht ihm Mercedes durch den Kopf. Er nimmt sich vor, mit ihr zu reden, sich irgendwie zu erklären.

Sie kommt mit der Aktentasche in der knochigen Hand in sein Büro. Sie hat Augenringe und eingefallene Wangen. Offenbar hat sie auch kein Auge zugetan.

Reno wollte alles mögliche zu ihr sagen, alle möglichen Entschuldigungen vorbringen. »Miss Calderon«, fängt er an, aber da nimmt

sie seine Hand und küßt sie, und die Berührung ihrer kühlen Lippen auf dem Handrücken bringt Albrecht Roon vollends um den Verstand, zündet den animalischen Wahnsinn, den Reno unter dem codierten Ansturm von Black Mind begraben wähnte. Reno hebt sie hoch in den Armen, die Aktentasche purzelt auf den Officeboden. Er trägt sie in ein Apartment. Sie ist federleicht.

Diesmal bleibt sie nicht passiv; sie umklammert ihn mit Händen und Füßen, wölbt ihm ihren knochigen Schoß entgegen wie ein Gefäß, fordert die Lust, die er ihr bereitet. Sie hat erstaunlich viel Kraft, obwohl nichts dran ist an ihr, und er rammelt sie wie ein Besessener.

Nach dem gemeinsamen Spasmus vergeht die Kraft, und plötzlich kommt ihm Mercedes wie ein verlassenes Rehlein vor, scheint nur mehr aus Knien und Ellbogen und spitzen Knochen zu bestehen, kantigen Kontrast zu den weichen, polymeren Rundungen des Raumes. Reno umfängt sie mit den Armen. Sie weicht seinen Blicken aus.

»Danke, Onkel«, flüstert sie.

»Nenn mich nicht so«, fährt Reno sie an.

Mercedes überrascht das offenbar nicht. Vielleicht erwartet sie nichts anderes von ihm. »Jawohl, Mr. Roon«, sagt sie.

Fetzen seiner beabsichtigten Rede kommen ihm wieder in den Sinn. »Du bist nicht mehr das Mädchen von einst«, sagt er. »Ich bin nicht mehr der Mann von einst.« So wahr diese letzte Äußerung auch sein mag, sein Ton ist ernst, bleiern. Er glaubt selber nicht dran.

»Wir sollten einen neuen Anfang machen«, meint er. »Küß mir nicht mehr die Hand. Du bist meine Geliebte, nicht mein Schoßtier.«

»Ja.« Er weiß nicht, ob sie überhaupt kapiert hat. Sie wird wieder passiv, eine Reflexion seiner selbst.

»Sag Reno zu mir«, meint er. Und zum ersten Mal wirkt sie erstaunt.

Die Stimme des Phantombruders klingt, als käme sie aus flüssigem Glas, irgendwie verzerrt, aber glockenrein. Sie hat nicht mehr viel Melodie, nicht mehr viel, was auf Persönlichkeit schließen läßt. Fast nichts mehr Menschliches.

»Der Transfer ist gescheitert. Der Klon hat das Programm nicht angenommen und ist im Eimer.«

»Tut mir leid. Ich lasse einen andern Klon anfertigen.«

»Der ist schon in Arbeit. Ich fürchte, mit ihm klappt’s auch nicht.«

Reno ist verblüfft: »Warum denn nicht?«

»Unser Originalprogramm wurde vermutlich beschädigt beim Transfer in den Tank. Es mußte alles notfallmäßig über die Bühne gehen, weil wir vom Feuer eingeschlossen waren, und so kam vielleicht nicht alles rüber.«

Reno starrt in die schwarze, samtene Kälte hinterm Fenster. »Warum hat dann Black Mind bei mir funktioniert?« will er wissen.

»Weil Black Mind einen Verstand überschrieben hat, der bereits eine Persönlichkeit besessen hat. Roons Persönlichkeit war bereits vorhanden, um jegliche Lücken im Programm zu schließen.«

Ein Schauder geht durch Renos Nerven. »Ich habe mich über einiges gewundert«, stellt er fest. »Wie leicht ich mich hier zurechtgefunden habe. Daß ich quasi stets gewußt habe, was zu tun sei.« Er blickt flüchtig zur Tür, die in seine Privaträume führt, in denen vor wenigen Stunden noch Mercedes gelegen hat. »Über gewisse Empfindungen«, fährt er fort, »die ich vorher nicht gehabt habe.«

»Das ist nicht ungewöhnlich bei einem Verstand-Transfer. Man muß das Risiko einer Persönlichkeitsveränderung einkalkulieren.«

»Ich krieg dich schon in einen Körper«, sagt Reno. »Ich hab da einen Plan.«

»Nur nichts überstürzen. Ich kann warten.«

»Vielleicht nicht.«

Kurze Pause. »Wie darf ich das verstehen?«

»Wir reden schon zu lange auf dieser Leitung. Ich schick dir mit dem nächsten Boten ein verschlüsseltes Paket.« Reno schaltet ab.

Er blickt zu seiner Apartmenttür und denkt an Mercedes. Jetzt weiß er, warum er eine Frau will, die nicht sein Typ ist.

Roon lebt in ihm, lebt in den Lücken seines Programms.

Und Roon spinnt.

»Mein Vater ist ... immer noch nicht wohlauf«, sagt Mohammad.

»Tut mir leid. Er ist ein großer Mann.«

»Er redet wirres Zeug. Von Dingen, die er nie gesehen hat, Leuten, die er gar nicht kennt.« Er schlürft von seinem Teetäßchen mit Goldrand. Hinter ihm strahlt das Holo-Habitat im Sonnenlicht. »Es gibt Stimmen in der Familie, die behaupten, daß er vom Teufel besessen ist. Man hat’s schon ...« — er lächelt wehmütig — »mit Exorzismus versucht.«

»Ich kann verstehen, wie der Familie zumute ist, zumal konventionelle Behandlungsmöglichkeiten nicht weiterhelfen. Mehr Tee?«

»Danke, Sir.«

Es gibt neben Bordellbesuchen andere Wege, um Leute besser kennenzulernen. Mohammad ist ein strenggläubiger Moslem, weshalb das ›executive‹-Bordell in seinem Fall keine gute Idee wäre. Aber selbst bei einem Puritaner gibt es immer einen Schlüssel.

Mohammad haßt seinen Vater.

Mohammad ist einer von Abdallahs Söhnen, einer der fähigen und einer derjenigen, die der Vater quasi in die Verbannung geschickt hat. Als Reno ihn vor den Tempel-Vorstand rief, leitete er gerade eine unbedeutende Transportfirma im Ogaden. Er ist groß, Hakennase, vermutlich hochintelligent. Reno braucht jemanden, der das Osmanian-Labyrinth durchsteigt, das seltsame Geflecht aus Vetternwirtschaft, das die Transportfirma als Gerüst trägt. Er braucht jemanden, der Grips hat und auf dieses komplexe System manipulatorisch einwirkt, und will dafür jemanden, der ihm mehr Loyalität entgegenbringt als der Firma, als den Vettern, die ihm vorgezogen worden sind.

Und Mohammad haßt seinen Vater. Vielleicht ist er auf der Suche nach einer andern Vaterfigur, einem Mann, der im Himmel lebt und der es gut mit ihm meint. Jemand wie Albrecht Roon.

»Ihre Berichte sind hervorragend«, sagt Reno.

»Danke, Mr. Roon.«

»Ich gedenke, mit dem Vorschlag einer neuen Century-Baureihe von Schnellbooten an den Vorstand heranzutreten. Wir müssen in der Beziehung sehr schnell sein, soll die Öffentlichkeit nicht den Eindruck gewinnen, die Akquisition hemme die Effizienz der Osmanian.«

»Prima, Sir.«

»Ich würde fast meinen, daß Ihre Fähigkeiten in den jetzigen Umständen ein wenig verkümmern. Ließen sich Ihre Talente anderweitig nicht besser nutzen?«

Mohammad nimmt einen Schluck Tee. »Nämlich?«

»Akquisition.«

Erdlicht glänzt in Mohammads tiefen Augen. »Das interessiert mich, Sir.«

Mercedes liegt da und hat die Augen zu, den Kopf zur Seite gedreht. Sie ist wieder passiv, eine Strohpuppe in Renos Bett. Ihre Passivität treibt ihn in den Wahnsinn: er vögelt sie auf Teufel komm raus, um irgendeine Reaktion bei ihr zu kriegen. Ihr Atem wird schneller, ihre magere Brust hebt und senkt sich rascher unter seinen heftigen Stößen, sie beißt sich auf die Lippen, um ein Stöhnen zu ersticken. Dieser unterdrückte Laut beschert ihm augenblicklich einen Orgasmus. Er bleibt eine Minute lang keuchend auf ihr liegen, spürt, wie er langsam aus ihr herausrutscht.

Hernach liegt Mercedes — immer noch Strohpuppe — regungslos auf dem kastanienbraun bezogenen Bett. Er denkt an den sterbenden Klon, in dessen Hirn ein elektrischer Wirbelsturm wütet, und an den, der die Lücken im eigenen Verstand ausfüllt. Albrecht Roon, der Architekt des Steinkriegs, an dessen Händen das Blut von Millionen klebt, der Kindsverführer, der jetzt auch die Strohpuppe in Renos Bett verführt.

Reno empfindet tiefste Abscheu. Immerhin verschlimmert er Roons Verbrechen, indem er eine Frau mißbraucht, die bereits schlimmer mißbraucht worden ist, als es je ein Mensch verdient hat.

Sie kommt wie ein Schock, die Erkenntnis, daß sie ihn haßt. Dermaßen haßt, daß sie sich nicht mal mehr rühren kann, wenn er sie anfaßt.

»Es muß nicht sein«, sagt er zu ihr.

Sie schlägt langsam die Augen auf, als erwachte sie aus einem Traum. Sie holt Luft. »Was?«

»Daß du mit mir ... ah ... Sex machst. Nur weil ich dein Boss bin. Das ... das will ich nicht von dir.«

»Was willst *du* dann von mir?«

»Was willst *du*? Das ist die Frage.«

Mercedes starrt an die Decke. Reno sieht den Puls schlagen in der Mulde über dem kantigen Relief ihres Schlüsselbeins.

»Ich weiß, du hast es gern, wenn ich stillhalte und mich nicht rühre«, sagt sie, als würde sie mit der Decke sprechen. »Ich will’s dir so machen. Aber manchmal bin ich so wild auf dich, daß ich die Zähne zusammenbeißen muß, um nicht zu schreien, um nicht hinauszuschreien, was ich für dich empfinde.«

Reno steigt das Blut ins Gesicht. Er greift nach ihr, dreht ihr Gesicht zu sich. »Du brauchst nicht stillzuhalten«, sagt er. »Tu, was du willst. Wir sollten beide was davon haben.«

Sie wirkt leicht verdutzt. Er weiß nicht, ob sie ihn versteht. Er will sie nicht auf Roons Art. Er weiß nicht, wie er es ihr sonst erklären soll.

Mercedes beugt sich zu ihm, drückt ihm sanft die Lippen auf den Mund. Er streichelt ihr den Nacken. Ihre Finger gleiten über seinen Körper. Er spürt ihr Atmen im Nacken. Die Haut brennt ihm feurig.

Ihr Ausdruck ist irgendwie gespannt. Sie probiert aus, was die Beziehung hergibt. Noch bewegt sie sich zögerlich, erkundet im Kopf die Möglichkeiten.

Er drückt die Augen zu und legt sich zurück, während sie ihn liebkost. Längst steht er ihm gewaltig. Sie schwingt das Bein über und reitet ihn.

Reno schaut sie an, den kantigen Körper, das knochige Berg-und-Tal der Rippen. Die Haut ist so straff über die spitzen Schultern gespannt, daß er sich wundert, warum sie noch nicht durchgescheuert ist. Sie sieht aus, als würde sie seit Jahren in einem Flüchtlingslager leben.

Roons Werk, meint er. Roon hat sie getreten, getrieben, nahezu gebrochen. Aber er hat sie auch das Lieben gelehrt. Selbst wenn ihre Liebe einem Monster gilt, will Reno sie pflegen.

Freilich gilt sie nicht ihm. Als sie ihn in den Orgasmus reitet und die Lust sie schüttelt wie eine Marionette, schreit sie nicht nach Reno, sondern Tío.

Onkel. Ein Monster.

Mercedes ist von Habitat Eins abgereist, um weitere Daten von den Energiesatelliten einzuholen. Das gibt Reno die Chance, sie aus seinem Denken zu verbannen und sich wieder dem Werk zu widmen, das er angeleiert hat.

Er nimmt van Allen mit in den exclusiven Puff. In einer neuen Show wird ein Mann gezeigt, der ein angenähtes Kunstglied hat: schwarz, überlebensgroß, mit Nieten und grausigen Widerhaken. Mit diesem Gerät befriedigt er verschiedene willige Partnerinnen. Rückkopplung schrillt mißtönend aus den Boxen. Reno fragt sich, mit welchen Genitalien diese Frauen wohl ausgestattet sein müssen, um so was zu vertragen — lustvoll zu ertragen. Sicherlich ist das Staunen gewollt.

Van Allen gefällt die Show. Seine Augen glänzen, die Pausbacken werden rot vor Aufregung.

Die Zimmer mit Wanzen, die’s hier gibt, sind plump für Renos Geschmack, unelegant. Und unnötig, wo einem die Leute doch den Schlüssel zu ihrem Innern in die Hand drücken, wenn sie eine Show sehen.

Wenn sie einem damit, wohin sie schauen, zeigen, daß sie nach Macht gieren und Potenz — dermaßen übertrieben, daß sie lachhaft wird.

»Jackie«, sagt Reno. »Ich wollte mit dir über den nächsten Schritt reden.«

Van Allen schaut auf, sein Blick zeigt Interesse. »So, Al?« meint er.

»Mir gefallen die Werte nicht«, erklärt Reno. »Kurzfristig können wir unsern gegenwärtigen Profit halten, aber auf lange Sicht — selbst nach der Akquisition der Osmanian steht uns ein Defizit bevor.« Er fixiert van Allen, lächelt. »Ich will mich langfristig hier halten, Jackie. Das willst du sicherlich auch.«

»Mit der Osmanian«, sagt van Allen, »haben wir die wesentlichen Werkzeuge für eine Expansion in der Hand. Noch haben wir sie nicht eingesetzt. Noch hatten wir gar keine Zeit dazu.«

»Ich will, daß wir autark werden«, sagt Reno. »Die Akquisition der Osmanian hat unsre Energiequellen über Gebühr beansprucht. Ihre Fabriken fressen viel Strom, den sie größtenteils zukaufen müssen.«

Van Allen macht ein skeptisches Gesicht. »Ich weiß nicht, ob wir ohne weiteres imstande sind, noch eine Firma zu verkraften. Wir sind so gut strukturiert nicht ...«

»Ich rede nicht von einer zweiten Übernahme«, erklärt Reno. »Ich gebe dir recht, daß eine zu rasche Expansion gefährlich sein kann. Aber es ist auch nicht ungefährlich, wenn wir weiterhin so abhängig bleiben.« Er beugt sich näher, erzwingt damit Vertrautheit. Van Allen muß sich anstrengen, um ihn zu verstehen bei der lauten Band.

»Ich glaube, die Tage der United Orbital Sowjet sind gezählt, Jackie«, meint er.

Van Allen ist verunsichert, runzelt die Stirn. Er schaut sich die Show an, denkt eine ganze Weile darüber nach.

»Überleg doch, Jackie«, sagt Reno. »Vor zwanzig Jahren habe ich eine Notwendigkeit für die Orbital Sowjet gesehen; ich habe bei ihrer Gründung mitgewirkt. Die Sowjet wurde gegründet als Hilfe in unserm Kampf um Unabhängigkeit; nachdem wir den Kampf gewonnen hatten, fungierte sie als Instrument der Kontrolle über die Erde. Nun ist die Erde geschlagen. Ob wir wollen oder nicht, wir haben die Erde in der Hand: die Wirtschaftsmacht der Orbitalen ist einfach entscheidend, überwältigend. Damit verliert die Orbital Sowjet freilich die Existenzberechtigung.«

Van Allen scheint sich mit dieser Idee noch nicht ganz anfreunden zu wollen. »Vielleicht«, entgegnet er. »Aber was bedeutet das für uns?«

»Wir haben den Vertrieb unserer Produkte auf der Erde gesteuert, indem wir bestimmte Aktionen unter Verlusten subventioniert haben, um die Erdkonkurrenz zu unterbieten, oder Kartelle mit anderen Unternehmen gebildet haben, um auf bestimmten Märkten abzukassieren. Wir haben an den Schwarzmarkt verkauft, um auf ihn Einfluß nehmen zu können. Eines aber meiden wir total: den Wettbewerb.« Reno schüttelt den Kopf; Rückkopplungsgekreisch begleitet den simulierten Orgasmus. »Wir sind nicht auf Wettbewerb eingestellt. Wir sind weder leistungsfähig genug, noch entsprechend durchorganisiert. Wir verfügen nicht über die Ressourcen, die uns wettbewerbsfähig machen würden. Und zu viele unsrer Ressourcen werden abgezogen und fließen in den Versuch, Kontrolle über die Erde auszuüben.«

Van Allen macht ein ernstes Gesicht. Er scheint jegltches Interesse an der Show verloren zu haben. »Was du da sagst, ist sehr gefährlich«, meint er.

»Die Realität«, sagt Reno, »ist gefährlich.« Er schaut van Allen eiskalt in die Augen. »Macht«, sagt er, »ist gefährlich.« Van Allen denkt darüber nach. Reno legt ihm die Hand auf die Schulter. »Wir leben in gefährlichen Zeiten, Jackie. Darum müssen wir völlig autark werden. Ich will nicht, daß unsre neuen Fabriken von demjenigen abhängig sind, der am Schalthebel sitzt.«

Van Allen weicht zurück, geht auf Distanz. Der Sound hämmert aus den Boxen an der Decke. »Du denkst anscheinend an was Bestimmtes.«

»General Power Systems Satellite Nummer 4. Ihr neuester. Der Singapore-Block hat sich total verschuldet, um ihn bauen zu können.«

»Der würde unserm jetzigen und zukünftigen Bedarf mehr als genügen.« Keine Übertreibung. »Er ist der größte, den GPS gebaut hat.«

»Wir brauchen die Hilfe von jemand aus den Forschungslabors der Pharmazeutischen Abteilung. Jemand anders als Viola Ling. Die will ich da raushalten.«

»Ich glaube, ich weiß, was du willst«, meint van Allen. Seine Augen leuchten, leuchten wieder wie vorhin, als er den Mann mit dem mörderischen Phallus hat rangehen sehen.

»Dann brauche ich nicht mehr zu sagen«, meint Reno. »Das ist nur gut so an einem Ort wie diesem.«

Als van Allen später mit der Partnerin des Abends verschwindet, geht Reno an den Tresen und beobachtet im Barspiegel die Hostessen, die von Tisch

zu Tisch wandern. Ihr Gang ist einstudiert, ihr Lächeln ist strahlend, ihre Augen sind tot. Es will sich anscheinend keine finden nach seinem Geschmack.

Sie sind nicht mehr sein Typ.

Noch in dieser Woche will er sich die Zähne ziehen und keramisch verblendete Metallimplantate einsetzen lassen.

Als der Notruf von GPS 4 hinausgeht, ist das nächste Schiff der Prototyp der Century-Baureihe. An Bord befindet sich Mohammad, der das neue Kriegsschiff im Probeflug testet. Er läßt den Probeflug abbrechen und geht zu einer Rettungsmission über.

Mohammad kommt fünf Stunden nach dem Notruf an. Er findet die achtzehnköpfige Besatzung tot vor, die Ursache der Erkrankung ist unbekannt. Er betritt die Station und macht die Schotten dicht.

Über Bordfunk macht Mohammad seine Ansprüche aus der Bergung beim Obersten Gericht der United Orbital Sowjet geltend. General Power Systems legt Einspruch ein.

GPS ist verschuldet, und das weiß alle Welt. Ohne Satellit 4 haben sie keine Chance auf fristgemäße Tilgung. Zehn Minuten nach der Meldung an die Boulevardblätter hat der Aktienkurs der GPS an den Börsen von Chicago und Singapore vierzig Prozent eingebüßt. Aus seinem Büro im Habitat Eins läßt Reno verlautbaren, daß er eine Mehrheit an GPS-Aktien für die Tempel Pharmaceuticals erwerben will. Tempel scheint dafür bestimmt zu sein, die schwierige Lage der GPS auszunutzen; schließlich stehn dem Unternehmen riesige Summen flüssigen Kapitals aus der jüngsten Anleihemission zur Verfügung.

In seinem Office sieht Reno mit klopfendem Kiefer dem Anruf entgegen, von dem er weiß, daß er kommt.

»Albrecht«

»Mr. Korsunsky.«

In Renos Kopf dröhnt es, hämmert es. Da er mit dem Anruf gerechnet hat, hat er kein Schmerzmittel genommen, um sein Wahrnehmungsvermögen nicht zu dämpfen.

»Hätten Sie was dagegen, wenn wir per Interface reden? Ich habe gerade eine Mundoperation hinter mir.«

»Wenn Sie wollen.«

Reno steckt ein und blickt auf den Monitor. Sein Puls geht schneller. Seit Jahren hat er diesen Mann als Feind betrachtet, als Teilhaber an der Zerstörung der irdischen Städte und am Gemetzel an der Erdbevölkerung. Jetzt, wo er Korsunsky beinahe ebenbürtig begegnen kann, muß er sich ständig daran gemahnen, daß sie Freunde sein sollen.

Korsunsky ist Präsident der United Orbital Sowjet. Er ist der handverlesene Nachfolger von Grechko, dem ersten und brutalsten Präsidenten, der, ziemlich senil geworden, seit zehn Jahren in einem Sanatorium von Tupolev dahindämmert, nachdem eine Reihe von versuchten Gehirntransfers gescheitert ist.

Korsunskys rosiges, ältliches Gesicht wirkt freundlich; seine Augen hingegen sind ein Fenster in den bläulich sibirischen Winter. Reno weiß, daß er diesem Mann nicht trauen kann.

»GPS hat das Oberste Gericht angerufen.« Korsunskys Stimme dröhnt in Renos Schädel. Er zuckt zusammen und stellt leiser. »Sie machen einen unprovozierten Übergriff geltend, einen Verstoß gegen das Orbitalabkommen.«

Reno zuckt die Achseln. »Was sich als unbegründet herausstellen wird. Meine Leute haben vorschnell gehandelt, aber keineswegs illegal.«

»GPS spricht von einem biologischen Angriff.«

»Absurd.«

Pause. »Sie sind in einer gefährlichen Situation, Albrecht.«

Reno sieht dem unheimlichen Korsunsky in die Augen. »Gefährlich inwiefern? Ich würde eine neutrale Untersuchung begrüßen.«

»Wirklich? Schon die Fragestellung einer solchen Untersuchung würde Ihnen gehörig schaden.«

»Was für eine Fragestellung?«

»Es zeichnet sich ein systematisches Vorgehen ab. Was sollen wir nur davon halten? Abdallah Sabah hat einen Nervenzusammenbruch, woraufhin die Tempel I.G. sein Unternehmen schluckt. Eine mysteriöse Seuche bricht in GPS 4 aus, und zufällig liegt ein Tempel-Schiff in der Nähe, das die Notlage ausnutzt. Sie sind flott gegen GPS vorgegangen, also beleidigen Sie nicht meine Intelligenz, indem Sie behaupten, es würde kein Kalkül dahinterstecken. Zumal Abdallah Sabahs Sohn im Rettungsschiff sitzt, den Tempel rehabilitiert und groß herausgebracht hat. Ich an der Stelle von GPS würde diesen Mohammad als Ihren persönlichen Vollstrecker belangen, der zuerst den Vater und schließlich die Besatzung von GPS 4 beseitigt hat.«

»Ein lächerlicher Vorwurf.«

Korsunskys Miene ist gespannt. Seine Stimme schallt durchs Interface, dem hartnäckigen Brummen, das im Takt mit dem schmerzhaften Pochen im Kiefer durch den Kopf hallt. »Schon der Verdacht wäre schädigend für Sie. Nach dem, was Ihr Vorgänger bei der gescheiterten Korolev-Übernahme versucht hat, könnte es sich die United Orbital Sowjet nicht leisten, Sie zu unterstützen.« Korsunsky hebt drohend den Zeigefinger. »Eine Lösung gibt es. Sie haben Profit gemacht durch den Aufkauf der GPS-Aktien nach dem Kurssturz. Nun könnten Sie erklären, die Stützungskäufe seien nicht genehmigt gewesen, und davon zurücktreten — schließlich haben Sie sie nicht selber getätigt. Sie könnten erklären, daß Sie nur gekauft hätten, um die Lage zu stabilisieren. Damit könnten Sie die Affäre ohne Prestigeverlust und mit Gewinn aus der Welt schaffen.«

»Und wenn ich's nicht mache?«

»Dann werde ich dem Obersten Gericht empfehlen, zu Gunsten der GPS zu entscheiden. Die Orbital Sowjet wird außerdem die Tempel nach dem gescheiterten Korolev-Gebot hingegebenen Darlehen einfordern. Das brächte Tempel in eine sehr prekäre finanzielle Lage — vielleicht sogar in die Gefahr, jetzt selber geschluckt zu werden.«

Reno zuckt die Achseln. »Anatoli Viktorewitsch — es ist mir schleierhaft, warum Sie mir derart drohen sollten.«

Korsunskys Miene wird freundlicher. »Die Lage der Orbitalen ist nach wie vor heikel, Albrecht. Wir haben uns noch nicht komplett abgenabelt von der Erde und sind überall extrem unbeliebt. Sie selbst sind wieder hochgekommen in Ihre leitende Position infolge eines Aktienschwindels durch Leute auf der Erde. Das beweist, daß wir noch abhängig sind von ihnen, daß sie noch Macht haben. Wir müssen uns unsre Einigkeit bewahren, Albrecht. Zerstrittenheit würde uns teuer zu stehen kommen. Wir können es uns nicht leisten, leichtsinnig zu werden. Wenn wir ein Exempel statuieren und Tempel auseinandernehmen müssen, so sei's drum.«

Reno hat Mühe, sich nichts anmerken zu lassen, während sein Herz wild zu schlagen anfängt. Er weiß, daß er besser argumentieren sollte, um Korsunsky weichzukriegen, aber die Chance, diesen Feind zu vernichten, ist zu verlockend.

»Anatoli Viktorewitsch«, sagt er, »es gibt einen entscheidenden Grund für Tempels Vorgehen, der Ihnen vielleicht verborgen geblieben ist. Sind Sie allein in Ihrem Büro?«

»Nein.« Korsunsky nimmt den Blick von der Kamera. »Aber das läßt sich einrichten.«

»Haben Sie die Güte. Es ist nur für Sie bestimmt.«

Korsunsky steckt aus und verschwindet aus dem Bildbereich. Reno hört einen Wortwechsel im Hintergrund. Dann kommt Korsunsky wieder, steckt die Kabel in die Buchsen.

»Und, Albrecht? Ich bin allein.«

Reno beugt sich näher zur Kamera und lächelt mit seinen strahlenden neuen Zähnen. »Stirb«, sagt er in einem melodramatischen Anflug und läßt Black Mind los.

Korsunsky zuckt zusammen und kippt nach vorne, fällt mitten aufs Kameraobjektiv. Reno starrt gespannt aufs Bild, das schwarz wird. Er hört das Surren der Daten, hört Korsunskys heiseres Stöhnen.

Black Mind verschwindet. Reno hört ein langgezogenes Ächzen.

Korsunsky kippt nach hinten. Blut fließt aus einer klaffenden Wunde an der Stirn. Tränen strömen aus den Augen.

»Ja«, sagt er, ohne daß sich die Lippen bewegen: das Wort pulst durchs Interface in Renos eigener Stimme. Black Mind hat funktioniert. Korsunsky blinzelt, weil ihm Blut in die Augen rinnt. »Die Orbital Sowjet wird neutral bleiben.«

Zu guter Letzt braucht Tempel Hilfe beim Auseinandernehmen von GPS: Mikoyan-Gurevich erwirbt zwanzig Prozent, bekommt einen neuen Energiesatelliten und Anlagen in Asien. Das Orbitale Gericht erkennt auf Drängen von Korsunsky die Übernahme für rechtmäßig an. Die Krankheit, die der Besatzung auf GPS 4 zum Verhängnis geworden ist, rührt, so zeigt sich, von einem mutierten Meningitis-Virus her, das bislang für mehrere tödliche Epidemien in verschiedenen Erdteilen verantwortlich gewesen und zuletzt im GPS-Heimatstützpunkt von Singapore aufgetreten ist. Unbekannt bleibt, wie genau das Virus in den Satelliten gelangt ist. Man tippt auf verseuchtes Wasser oder Essen.

In der Boulevardpresse wird das »neue Raubtiergebaren der Multis« ausgeschlachtet. Reno darf die Glückwünsche der Direktion entgegennehmen. Abdallah Sabah und Grechko sterben in ihren gepolsterten Zellen. Tempel avanciert zu einem der fünf größten Unternehmen der Geschichte.

»Der nächste Schritt!« sagt Reno. »Überleg dir den nächsten Schritt.«

Mercedes Calderon kommt von den Stromsatelliten zurück. Nachts wird sie unter Reno schlaff im Bett, so daß er glaubt, sie sei wieder passiv geworden. Erst als er sich von ihr gelöst hat, merkt er, daß Mercedes ohnmächtig ist. Seine Wiederbelebungsversuche scheitern.

Mercedes wird wegen Unterernährung ins Krankenhaus eingeliefert. Sie hätte sich beinahe zu Tode gefastet.

Reno wundert sich, daß er nie was gemerkt hat.

Offenbar ist er nicht der einzige auf Selbstmordmission.

Sie hat dunkle Ringe um die Augen. Es ist kein Make-up, wie Reno weiß. Ihre Arme liegen auf der grünen Zudecke, er kann sie jeweils mit Daumen und Zeigefinger umfassen.

Er steht an ihrem Bett und beobachtet ihr Atmen. Sie wird mit partieller Schwerelosigkeit behandelt, um von der Mangelernährung betroffene Organe zu schonen. Über dem Bett leuchtet im Halbdunkel die Flüssigkristallanzeige ihrer lebenswichtigen Körperfunktionen in gedämpftem Blau. Er berührt ihre Hand. Auf dem Handrücken, wo eine Kanüle fixiert gewesen ist, klebt ein rauhes Pflaster.

Mit einemmal ergreift sie seine Hand. Sie öffnet die Augen. Ein irres Blau, das Blau der Kristallanzeige spiegelt sich in ihren dunklen Pupillen.

»*Tío*«, sagt sie. Sie drückt kräftig.

Er ringt sich ein Lächeln ab. »Sag Reno zu mir.«

»*Tío*.«

»Es wird alles wieder gut. Du kriegst Urlaub, bis du wieder bei Kräften bist. Dann bekommst du einen andern Job, wirst befördert. Wo du nicht mehr so viel reisen mußt.«

»*Tío*.« Ein verzweifeltes, beschwörendes Flüstern.

»Hör auf mit der ewigen Unterwürfigkeit.« Es gibt Reno einen Stich in der Brust. Mit der freien Hand streichelt er ihr durchs Haar. Es ist fein und staubtrocken.

»*Tío*.« Sie führt seine Hand an den Mund, küßt sie. Reno will losheulen.

»Sag Reno zu mir«, wiederholt er.

Sie schläft wieder ein, während sie noch seine Hand an die trockenen Lippen preßt. Reno steht wie ein Wächter über ihrem Bett und weiß, daß der Feind, vor dem er sie beschützt, er selbst ist.

Mercedes wird krankgeschrieben und in ein freies Zimmer in Renos Suite verlegt, wo seine Samurai-Bodyguards auf Streife sind und sie beschützen. Sie wird regelmäßig von einer Schwester betreut und von einer Diätetikerin. Mercedes nimmt ein bißchen zu, schluckt ihre Vitamine. Sie sieht nach wie vor wie ein Flüchtling aus. Sie ist zurückgezogen, verunsichert, lächelt kaum. Die intravenöse Ernährung tätowiert ihr auffällige blaugelbe Flecken in den Arm.

Reno, der nicht anders kann, schläft jede Nacht bei ihr. Seine lebenswichtigen Körperfunktionen laufen im Takt zu den ihren über das kalte blaue Flüssigkristall-Display am Krankenbett. Nur dann zeigt Mercedes Leidenschaft: sie klammert sich an ihn, brüllt los, heult entsetzt. Er weiß nicht, was ihr Angst macht.

Drunten auf der umkämpften Erde wird zwischen Estonia und Muscovy ein Waffenstillstand ausgehandelt. Die Nachfrage nach Medikamenten läßt nach. Tupolev sieht eine Chance und greift nach Pointsmen Pharmaceuticals A.G., über das es schließlich die Herrschaft gewinnt nach hartem Kampf, der beide schwächt.

Black Mind war nicht mal nötig, überlegt Reno. Allein das veränderte Klima reichte aus.

Mikoyan-Gurevich, das GPS problemlos geschluckt und davon Appetit bekommen hat, wird aktiv und zieht gegen einen alten Rivalen ins Feld, indem es große Mengen von Tupolev-Aktien aufkauft.

Korsunsky und das Orbitale Gericht lehnen Interventionen abermals ab. Mikoyan-Gurevich läßt bei Reno zwecks einer weiteren gemeinsamen Übernahme anfragen. Reno streckt seine Fühler aus und erkundet die Stimmung im Tempel-Vorstand, wo man nicht gewillt ist, sich in der Richtung zu engagieren. Da er es nicht für ratsam hält, Druck zu machen, übermittelt er MiG sein Bedauern.

Mikoyan-Gurevich hat das gleichberechtigte Direktorium eines altmodischen russischen Kollektivs. Es ist somit gegen Black Mind gefeit; nicht gefeit aber ist Tupolev. Dessen Vorsitzender ruft Reno an. Black Mind kassiert ihn, dann den CEO und treibt schließlich den Zweiten Vorsitzenden in den Wahnsinn und in eine gepolsterte Zelle.

Binnen weniger Tage werden MiG-Ziele von Tupolev-Fregatten und -Kuttern beschossen. Lautlose Lichter erblühen am Nachthimmel, Laser durchschneiden die Dunkelheit. Massenbeschleuniger werden auf orbitale Habitate gerichtet, Stromsatelliten werden mit langsam kochender

Mikrowelle abgesäbelt. Druckluft strömt ins Vakuum, kristallisiert, überpudert die gefrorenen Gesichter der Toten. Der Präventivschlag ist ein ziemlicher Erfolg: Mikoyan-Gurevich fällt. Söldner von Tupolev schwärmen von Abschußbasen in California, Malay und Kenya in den Orbit, um die leergefegten MiG-Anlagen zu besetzen.

Diesmal verwahrt sich Orbital Sowjet gegen die Greuel. Reno bietet den Sowjets seine Streitkräfte an, und die neuen Fregatten der Century-Baureihe kämpfen an der Seite von Korolev-Kuttern, von Toshiba-Marine und Pfizer-Söldnern. Die Tupolev-Streitkräfte werden vernichtet. Die führenden Köpfe kommen im Kampf um. Was übrigbleibt wird unter den Siegern aufgeteilt.

Während des Ausnahmezustands hat Reno viele Besprechungen mit seinen Standesgenossen. Immer wieder schlägt Black Mind zu und treibt in den Wahnsinn, wer sich nicht fügt.

Die überrumpelten Mitglieder der Orbital Sowjet formieren sich. Die Aktienkurse der Mitglieder des bewaffneten Blocks schnellen hoch und höher. Alle sind nervös, und alle rüsten auf.

»Der nächste Schritt«, sagt der Phantombruder. Seine Stimme klingt wie das Rauschen des Windes in fernen Bäumen. »Immer der nächste Schritt.«

Mit jedem Tag menschenunähnlicher.

»Wer bist du?« kreischt es ihm in den Ohren. Reno fährt aus dem Schlaf hoch. »*Wer bist du?*«

Mercedes liegt im Bett, packt ihn, hält ihm die Hände fest. Er kriegt ihre Spucke ins Gesicht. »*Wer bist du?*« will sie wissen.

Er ringt sie nieder, zwingt sie auf den Rücken. Sieht die Tränen in ihren Augen. Mercedes will ihm das Knie zwischen die Beine stoßen, schafft es nicht. »Was soll das?« brüllt er. Sie zerkratzt ihm das Gesicht, daß es blutet. »Wach auf!« schreit Reno.

Mit einemmal bricht ihr Widerstand. Sie schluchzt. Im gelben Licht, das aus dem Flur hereinfällt, sieht er ihre abgezehrten Brüste mit jedem Seufzer beben. Lust überkommt ihn, und er ist entsetzt.

Er legt sich neben sie und schlingt den Arm um sie. Das Blut im Gesicht ist warm auf der Haut. »Was ist denn los?«

»*Un ensueño*«, sagt sie. »*Un ensueño malvado*.« Ein böser Traum. Er küßt ihr die Tränen von den Augen. »Ich habe geträumt, Onkel ist umgebracht worden«, faselt sie, noch immer auf spanisch, »und du hast seinen Körper eingenommen.«

Eisige Kälte legt sich um Renos Herz. Er bringt kein Wort über die Lippen. Sie schaut ihn an und macht große Augen. Reno weiß, daß sie es weiß. »*Dios mío*«, sagt sie. Reno kann sich nicht anders helfen als die Wahrheit zu sagen.

»Ich heiße Reno«, gesteht er.

»Mein Gott«, sagt sie, diesmal in englisch. Sie löst sich von ihm, und er hindert sie nicht. Sie steigt aus dem Bett und weicht zurück. Es ist dunkel, und er sieht nur rehbraune Augen und spitze Knochen. Sie fährt sich durchs kurze Haar, zögert und geht dann in den Flur hinaus. Er kann die bloßen Füße auf dem weichen chinesischen Teppich hören.

Reno steht auf, geht hin und her, überlegt, was zu tun sei. Sie weiß zu viel, sagt er sich, sie weiß zu viel. Wie ein Lied. Weiß zu viel. Weiß zu viel.

Weiß zu viel.

Er weiß, was der Phantombruder sagen würde, und er will es nicht hören.

Er hört Wasser laufen. Mercedes ist im Bad. Reno kommt sich allmählich doof vor, wie er da nackt im dunklen Zimmer steht mit blutigem Gesicht. Er schlüpft in einen Bademantel und geht hinaus in die Diele, Bilder aus der Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts hängen an der dunklen Wand. Die Tür zum Bad ist geschlossen. Er hebt die Hand, um zu klopfen. »Mercedes?« sagt er.

Die Tür fliegt auf, ehe er klopfen kann. Alles glänzt im kalten Neonlicht: Messer, Blut, Zähne, Augen. Mercedes kreischt in spanisch. Er reißt die Hand hoch, um sich zu schützen, und das Messer Marke Razorware schlitzt ihm den Handteller. Reno taumelt zurück, und schon ist Mercedes über ihm. Er spürt das Schneiden der Klinge, schlägt mit der flachen Hand auf sie ein, trifft sie seitlich im Gesicht. Sie torkelt. Reno kämpft ums Messer, will es ihr abnehmen. Sie kratzt ihn mit der freien Hand. Er schmettert die Hand mit dem Messer gegen die Wand. Das Messer fällt, und ebenso fällt ein Mondrian, dessen silberner Rahmen klappert und dessen Glas zersplittert. Er versetzt Mercedes noch einen Schlag, daß sie zurücktaumelt. Sie fällt hin, landet kreischend auf der spitzen Hüfte. Tränen schießen ihr in die Augen. Er bückt sich nach dem Messer und überlegt, was er tun soll.

Blut überall. Von ihr, wie er merkt, das meiste. Sie hat sich mit dem Messer die Pulsadern aufgeschnitten, bevor sie auf ihn losgegangen ist.

Mercedes kollabiert, vom Kämpfen keine Spur mehr. Er wirft das Messer weg und schließt sie in die Arme.

»Noch nicht sterben«, sagt er.

»Ich habe dich verraten.«

Er hebt sie auf. Sie ist leicht wie ein Kind. Ihr Blut ist glitschig an den Händen, hinterläßt eine Spur auf dem chinesischen Teppich, als er sie zum Bett trägt. »Ich habe für Viola Ling gearbeitet«, sagt sie. »Sie will dich vernichten. Sie hält dich für gefährlich.«

»Da hat sie recht«, meint Reno.

»Ich weiß nicht, wie sie das mit Onkel und mir rausbekommen hat. Aber sie weiß alles. Sie hat mir von den andern Kindern erzählt. Da hätte ich dich am liebsten umgebracht.«

Er legt sie aufs Bett. Akinari rufen, denkt er. Damit er den japanischen Arzt herschafft. Einem andern kann er nicht trauen.

Sie schaut ihn an. »Ist Onkel wirklich tot?«

Er streichelt ihr über die Wange, hinterläßt eine Blutspur. »Ja.« Er haßt sich ob seiner Lügen.

Sie schließt die Augen. Er merkt, daß sie wegtritt.

»Noch nicht sterben«, sagt er. »Muß noch was erledigen zuvor.«

Getuschte Wimpern flattern über den blutverschmierten Wangen. Reno ist verzweifelt.

»Ich bin hier, um sie alle zu vernichten«, gesteht er. »Danach können wir zwei sterben. Gemeinsam.«

Sie öffnet die Augen einen Spalt, daß Reno zwei glänzende dunkle Halbmonde sieht.

In ihnen kann er Zustimmung lesen.

»Sie ist in Gefahr.«

»Viola Ling ist in Gefahr.«

»Viola Ling ist berechenbar. Ihr Verhalten weist ein Muster auf. Deine Mercedes Calderon ist alles andere als eine sichere Karte.«

»Komm klar damit.«

»Das möchte ich eher bezweifeln.«

Reno unterdrückt ein Schaudern. Die Stimme des Phantombruders rauscht wie Wind in kahlen Bäumen. Sie hat überhaupt nichts mehr Menschliches an sich.

»Nun zu Ling«, sagt er.

Der Zweck des ›executive‹-Bordells ist, so weiß er, der Exorzismus von Leidenschaft nach der Theorie, daß Leidenschaft gleich Schwäche sei und daß sich eine abträgliche Leidenschaft gegen einen verwenden ließe. Bei

Roon und Reno hat die Prophylaxe versagt: Viola Ling hat eine Waffe gegen beide in der Hand.

Noch hat sie davon nicht Gebrauch gemacht, und Reno kennt den Grund. Er war dermaßen unverschämt erfolgreich, daß jeder Versuch von ihr zum Scheitern verurteilt wäre. Sie würde warten, bis eins seiner Spielchen in die Hose ginge, um ihn dann durch den Schmutz zu ziehen.

Was der Phantombruder billigerweise bezüglich Ling denkt, bedarf keiner Erläuterung. Reno weiß, was er will.

Er bleut Mercedes ein, die Finger von jedem Interface zu lassen. Eine Begründung kann er sich sparen; daß sie Bescheid weiß, liegt auf der Hand.

Viola Ling stirbt über dem Pazifik in einem Transporter nach Singapore; sie ist auf dem Weg zu einer Sitzung, wo sie zu mehreren Tochtergesellschaften sprechen soll. Die letzte Meldung des Piloten läßt auf eine Explosion schließen. Raketenbeschuß womöglich.

Noch vor wenigen Monaten hätten die Orbitalen Saboteure von der Erde dahinter vermutet. Nun ist sich keiner mehr sicher. Hat es jemand auf Tempel abgesehen? Handelte es sich um eine orbitale Fregatte?

Reno hält den Nachruf. In seiner Lobrede verspricht er, daß alle Verantwortlichen für ihr Tun büßen werden.

Anschließend findet eine Direktoriumssitzung statt. Zwei weitere Staffeln der Century-Baureihe werden bestellt — bei nicht einer Gegenstimme.

Die Lage ist bedrohlich.

Ein Protegé von van Allen wird neuer Leiter der Pharmazeutischen Abteilung. Mercedes wird befördert zur Assistentin der Geschäftsleitung der Rüstungsgruppe Biochem, die wesentlich erweitert wird, und soll Reno über die Fortschritte auf dem laufenden halten. Impfstoffe gegen bekannte biologische Mittel werden entwickelt. Verabreichungsmodalitäten werden durchschaut und ausgearbeitet.

Reno steht bei seiner Apartmenttür, als Mercedes gerade zu ihrer neuen Stelle aufbricht. Es ist das erste Mal seit Monaten, daß sie die Wohnung verläßt, und Reno besteht darauf, daß sie ständig von zwei Bodyguards von Akinari begleitet wird. Er ist sich nämlich nicht sicher, was der Phantombruder alles ausheckt.

Sie trägt das graue Kostüm, die blaue Nadelstreifenbluse. Er nimmt ihre Hände und küßt die silbrigen Narben an den Handgelenken.

»Mach dir keine Sorgen«, sagt sie.

»Ich brauche dich. Ohne dich bringe ich nichts von alledem fertig.«

»Ich lebe«, sagt sie. »Für dich. Für jetzt.«

Sie drückt ihm flüchtig die Lippen auf den Mund, und schon ist sie weg. Es ist eine Sache von Monaten, überlegt er.

Eine Sache von Monaten, bis Roon sterben kann. Sterben kann für immer und ewig.

»Warum tun Sie das?« schreit die Präsidentin der ARAMCO ins Interface. »Wir hatten nichts mit Lings Tod zu tun, und das wissen Sie auch. Wenn das so weitergeht, machen wir uns alle gegenseitig kaputt!« Ihre Miene ist gequält. »Warum tun Sie das?«

»Das will ich Ihnen sagen«, erwidert Reno und läßt Black Mind auf sie los.

Darum, denkt er, während Black Mind durchs Interface schwirrt: wenn die Orbitalen aggressiv aufeinander werden, sind sie wieder auf die Erde angewiesen. Dann sind sie nicht mehr so stark, daß sie nehmen können, was sie wollen, sondern müssen mit einer nahezu ebenbürtigen Erde verhandeln.

Weil sich die Regierungen der Erde vielleicht nicht ewig halten können, die Selbstzerstörung der Orbitalen dem arg gebeutelten Planeten jedoch eine Verschnaufpause verschafft.

Weil, davon ist Reno überzeugt, die Orbitalen verdienen, was ihnen bevorsteht.

»Kapiert?« sagt er.

In den Augen der ARAMCO-Dame steht ein Ja zu lesen.

Das ist der letzte Akt. Der letzte Akt für Black Mind. Jetzt sind alle todgeweiht.

Die den Anschlag verübt ist klein, schmächtig, knapp einsfünfzig groß. Die Brust ist von einem Dutzend Einschüssen zerfetzt. Sie liegt in einer geronnenen Blutlache auf poliertem genuesischen Marmor. Mercedes schaut zur Wand, um nichts zu sehen. Sie zittert, ist aschfahl. Akinaris Männer erschossen die Meuchelmörderin, als sie gerade die Pistole hob.

Renos Puls wird schneller, langsamer und wieder schneller. Er ist den ganzen Weg heraufgelaufen, wie von der Tarantel gestochen aufgesprungen und aus dem Büro gerannt. Zum Glück war da kein zweiter Schütze, der auf ihn wartete.

Schweiß perlt ihm in die Augen, den er ständig mit dem Handrücken fortwischt. Er ist fertiger als Mercedes.

Wer ist das? fragt Reno sich. Wer ist so fanatisch, daß er in den Selbstmord rennt? Sie muß gewußt haben, daß sie von den Bodyguards erschossen wird, auch wenn es ihr gelingen sollte, Mercedes zu erschießen.

Da schießt ihm ein Gedanke durch den Kopf. Vielleicht war es ihr egal, ob sie draufginge, überlegt er, weil es sie ein zweites Mal gibt. In einem Flüssigkristallbecken in der Havanna Free Zone, überlegt er.

Direkt neben dem Phantombruder.

Er schaut Mercedes an. Wie soll ich ihr erklären, fragt er sich, daß ich — mein anderes Ich — sie eben zu ermorden versucht habe?

Er nimmt Mercedes von dem Job. In den vier Wochen, die sie die Biochem-Abteilung beaufsichtigt hat, hat sie sowieso einen Großteil der Arbeit erledigt. Jetzt wohnt sie bei ihm hinter einem Wall aus Wachpersonal und Biosensoren in seinem Apartment, unter der gewölbten schalldämpfenden Decke, zwischen erbeuteten Bildern.

Sie ist mehr allein als sonst jemand, überlegt Reno, mehr allein als die Kinder im Cordillera Oriental. Mehr allein noch als der Phantombruder, der seine Black Mind-Genossen als Gesprächspartner hat.

Das scheint ihr nichts auszumachen. Sie wartet geduldig, und Reno weiß worauf.

Reno versucht sich zu erinnern, sich vorzustellen, wie der Phantombruder die Welt sieht, der das Dasein als bloße Daten wahrnimmt, als Zahlenflut: jedes Datentöpfchen mit eigener Geschwindigkeit, eigener Wirkung, eigener Unabänderlichkeit.

Und hoch droben übers Firmament gespannt das Solipsystem, Körper, die auf Umlaufbahn ums Zentrum kreisen. Ein reflektierter Regenbogen aus Monstrositäten, alternativen Standpunkten, den Geschöpfen von Black Mind. Fragmente. Reno, andern unvollständig aufgeprägt. Der von fremden Gelüsten, fremden Gedanken und Fähigkeiten erweiterte, verstümmelte Phantombruder.

Monster. Kreaturen, die allein für Scheußlichkeiten geschaffen sind, zur Selbstzerstörung.

Soll es doch geschehen, denkt sich Reno. Aber soll es mit dem allergrößten Monster überhaupt anfangen.

Er bespricht sich mit seinen Militärbefehlshabern. Einer der Massenbeschleuniger wird dazu programmiert, einen zehntausend-Tonnen-Stein auf Havanna zu werfen, mitten aufs Kristallbecken des Phantombruders. Falls Selbstzerstörung das Ziel ist, dann sollen alle Ichs draufgehn.

Vielleicht existiert Black Mind noch in irgendeinem Backup, überlegt Reno. Vielleicht gibt's ein Backup auch vom Phantombruder. Allerdings ist er es der Menschheit schuldig, ein Ding zu zerstören, das die ganze Menschheit mit sich überschreiben kann.

Damit wird der erste Schuß des Krieges fallen.

In genau dreißig Stunden, falls nicht vorher jemand anders schießt.

»Ich kann versuchen, dich rauszuholen«, sagt Reno. »Noch ist es nicht zu spät.«

Die abgemagerte Mercedes liegt ausgestreckt auf dem cremefarbenen Bettzeug. Sie hat den Kopf abgewendet von ihm, und das Kissen dämpft ihre Stimme.

»Die Aerosolbomben sind in den wichtigsten Habitaten von ARAMCO und Korolev installiert«, berichtet sie. »Das mutierte aseptische Meningitis-Virus, das mit demjenigen, das beim letzten Mal zum Einsatz gekommen ist, nicht identisch ist, wird zwölf Stunden vor der Stunde X freigesetzt. Wenige Stunden vor Kriegsausbruch sollten sich die ersten Symptome bemerkbar machen. Ein Fünftel bis ein Drittel der Bevölkerung sollte mit Beginn des Schußwechsels kampfunfähig sein. Militärische Anlagen werden mit den neuen Anthrax XVII-Sporen bestäubt, womit sie auf Jahre hinaus unbewohnbar werden.«

Sie wendet sich ihm zu. Ihre Augen funkeln als harte identische Lichter im kalten Mondschein. »Die meisten Leute, die sterben, sind nicht unsre Feinde. Es sind keine führenden Köpfe, einfach Leute. Sie werden mausetot sein wie die Toten des Steinkriegs, und verantwortlich dafür werde ich sein. Ich habe nicht die Finger davon gelassen.« Sie wirft den Kopf zurück und lacht kurz, ein irres Lachen. Er sieht, wie ihr Kehlkopf dabei hüpft. »Ich bin es nicht wert, am Leben zu bleiben. Ich *will* nicht am Leben bleiben, wo ich doch Abertausenden das Leben kosten werde.« Sie greift nach ihm, streichelt ihm die Brust — eine Berührung wie von den Pfoten eines verschreckten Tierchens. »Ich will sowieso nicht leben ohne dich. Also meinetwegen.« Sie weint jetzt. »Von mir aus«, sagt sie.

Er steht ihm gewaltig. Voller Selbstverachtung grapscht er nach ihr.

Er braucht es nicht mehr recht lange in Roons Kopf auszuhalten.

Hand in Hand wie Kinder bei einem Feuerwerk sitzen Reno und Mercedes im Dunkeln und verfolgen die Apokalypse durchs Fenster. Lichter flackern auf in der Nacht: kurz, lautlos, vernichtend. Orbitale Staffeln glimmen wie Glühwürmchen und gehn als purzelnde Wracks unter. Stromsatelliten werden von kinetischen Killersystemen getroffen und fliegen in furchteinflößender Zeitlupenoptik auseinander wie zerfetzte Libellen. Massenbeschleuniger treiben Felsen in die großen Stationen und zünden mächtige bengalische Feuer, aber die Folgen sind, soweit vorhandeln, schwer abzuschätzen. Die großen Habitate sind gut abgeschirmt — hier werden die biologischen Waffen Schaden anrichten.

Auf der dunklen Erdhalbkugel sieht Reno Havanna brennen. Der Phantombruder kehrt ins Feuer zurück, aus dem er geboren ist.

Dann poltert es, rüttelt es so dumpf, daß Renos Eingeweide mitschwingen. Gleißendes Licht fällt ein. Ein massenbeschleunigter 10000-t-Meteor hat die Station getroffen.

Reno wartet; es tickt förmlich in ihm, so groß ist die Spannung. Kein Druckabfall, kein Alarm. Keine Schwerkraft-Schwankungen. Entweder wurde die Station nur gestreift oder der massive Strahlenschild hielt.

Das gedimmte Licht hellt sich auf und wird wieder dunkler. Ein Laser hat Solarzellen der Station gestreift.

Poltern an der Tür. Reno schaltet die Sprechanlage ein.

»Wer ist da?«

»Mr. van Allen, Sir.« Akinaris Stimme.

»Soll reinkommen!«

Van Allens Gesicht glänzt speckig. Seine Augen sind gelb, stieren. »Wir sind verloren!« schreit er. »Mohammads Staffel hat die Tupolevs erledigt, aber dafür haben die Flieger der Orbital Sowjet eingegriffen. Dabei haben sie uns, dachte ich, Neutralität zugesichert! Wir sind vernichtet!« Er ringt die Hände, eine Geste, wie Reno sie wirklich zum ersten Mal bei einem Menschen sieht. »Sie haben uns zu Kriegsverbrechern erklärt! Sie werden unser Habitat besetzen!« Er stützt sich auf dem Schreibtisch ab. »Wir müssen abhauen«, keucht er. »Es ist alles aus!«

Es ist alles Absicht, will Reno ihm sagen. Die United Orbital Sowjet werden ihre Intervention um keine 48 Stunden überleben.

Statt dessen ruft Reno per Knopfdruck Akinari zu sich. Der Söldner kommt mit zwei Mann. Sie sind kampfbereit: Biochem-Anzug, Kugelschutz, automatische Gauß-Gewehre.

»Eine Granate«, sagt Reno.

Akinari klinkt eine Granate vom Gurt, reicht sie Reno. Reno hält sie prüfend in der Hand. Sie ist schwerer, als er erwartet hat. Mit der andern Hand deutet er auf van Allen.

In dem Moment spürt Reno einen elektrischen Funken überspringen zwischen sich und dem Söldner; sie verstehen sich sehr gut. Er hat den Eindruck, Akinari weiß, was er sagt, ehe er es ausspricht.

»Der Mann ist'n Miesmacher«, sagt er. »Schafft ihn in den Flur und erschießt ihn.«

»Jawohl, Sir«, sagt Akinari.

Van Allen kreischt, als er gepackt wird. Er will sich losreißen, winselt um sein Leben und muß schließlich hinausgezerrt werden, wobei seine Absätze über die Navajo-Teppiche schleifen. Akinari ist es sichtlich peinlich, daß der Mann so ein Theater macht. Die lautlose Gauß-Kugel in den Kopf ist eine Erleichterung.

Der erste Tote, denkt Reno, vor seiner Tür. Wenn die Besatzertruppen kommen, wird es mehr Tote geben. Akinari wird nicht kapitulieren. Das erkannte Reno in jenem Augenblick der Verständigung.

Er legt die Granate auf den Tisch und wendet sich Mercedes zu. Eine Explosion nahebei erhellt momentan ihr Gesicht. Darin ist Freude zu lesen, kühne Freude und Erfüllung. Wem sonst leistet eine Apokalypse Gesellschaft beim Suizid? Sie breitet die Arme aus.

»Ich bin bereit«, sagt sie.

Wäre er gestorben, als er sterben sollte, überlegt Reno, so hätte er sie nicht gefunden. Er ist ein wahres Monstrum gewesen in diesen letzten Monaten, aber sie hat sein Dasein verklärt und das Monstrum lieben gelehrt.

»Wir haben noch ein bißchen Zeit«, meint er.

Er schließt sie in die Arme, küßt sie, läßt sie behutsam auf den weichen Teppich gleiten. Draußen flackert und blitzt es.

Das Ende. Nicht das Ende der Welt, sondern des Himmels.

Er weiß noch, wie er zu diesem Leben erwacht ist — allein auf dem Bett unterm kühlen, stummen Reigen der Holo-Planeten. Nun stehen diese

Planeten in Flammen, und er sieht die Flammen über Mercedes' Gesicht flackern, während sie sich an ihn schmiegt.

Draußen hört man Laufschritt, dann Geschrei. Kugeln, lautlose Geschosse, hämmern gegen die Stahlwände. Der Velásquez wackelt im Takt dazu.

Es wird Zeit. Wortlos greift Reno zur Granate. Mercedes schaut verträumt aus dem Fenster. Der Schein von der Erde, das ferne Wüten leuchten auf ihrem Körper.

Wie oft, so fragt er sich, hat er sich heute schon umgebracht? Der Phantombruder, die andern Opfer von Black Mind ... allesamt im kollektiven Selbstmordwahn.

Mercedes nimmt seine Hand, die Hand mit der Granate, und führt sie an die Lippen. Er spürt ihre kühlen Lippen auf dem Handrücken und schaudert. Er zieht den Stift, läßt den Abzug los.

»Sag Reno zu mir«, meint er. Sie schaut ihn erstaunt an, und es runden sich die Lippen zur erhofften positiven Antwort.

Originaltitel ›Solip:System‹
Copyright © 1989 by Walter Jon Williams
(erstmals erschienen in ›Solip: System‹,
hrsg. von Kristine Kathryn Rusch im Verlag Pulphouse Publishing);
mit freundlicher Genehmigung des Autors
und der Agentur Mohrbooks, Zürich
Copyright © 1990 der deutschen Übersetzung
by Wilhelm Heyne Verlag, München
Aus dem Amerikanischen übersetzt von Reinhard Heinz

[1] sprich *solipsism*; Solipsismus ist die philos. Lehre, daß das subjektive Ich das allein wirkliche sei und alle andern Ichs nur dessen Vorstellungen. — *Anm. d. Übers.*

[2] Asteroidengürtel zwischen Mars und Jupiter. — *Anm. d. Übers.*

[3] Service Propulsion System (Raketen-Hauptantrieb). — *Anm. d. Übers.*

Ein Geschenk der Kultur

Geld ist ein Hinweis auf Armut. Das ist ein altes Sprichwort meines Volkes, an das ich mich jetzt hin und wieder erinnere, besonders dann, wenn ich versucht bin, etwas zu tun, von dem ich weiß, daß ich es nicht tun soll, und das mit Geld zu tun hat (und wann ist das nicht der Fall?).

Ich betrachtete die Waffe, die klein und präzise aussah, wie sie so in Cruizells großer, narbiger Hand lag, und der erste Gedanke, der mir kam — nach dem unvermeidlichen ›Woher, zum Teufel, haben *die* das Ding?‹ — war: Geld ist ein Hinweis auf Armut. Dieser Gedanke mochte sehr zutreffend sein, eine große Hilfe war er aber nicht.

Ich stand vor einem No-Credit-Spielclub in der Unterstadt von Vrecci, es war früher Morgen an einem verregneten Wochenende, und betrachtete diese hübsche, spielzeughafte Handfeuerwaffe, während zwei große Burschen, denen ich eine Menge Geld schuldete, mich aufforderten, etwas extrem Gefährliches und höchst Illegales zu tun. Ich wog die Möglichkeiten gegeneinander ab: ich konnte versuchen, davonzulaufen (woraufhin sie mich erschießen würden), mich wehren (sie würden mich so zusammenschlagen, daß ich ein paar Wochen lang Posten um Posten einer langer Arztrechnung produzieren würde), oder ich konnte tun, wozu Kaddus und Cruizell mich aufforderten. Wenn ich es tat und zunächst einmal davonkam damit, physisch unbeschädigt und finanziell flüssig, dann würde das wahrscheinliche Endergebnis ein schmutziger und vielleicht sehr langsamer Tod sein, während ich mich bemühte, den Sicherheitskräften bei ihren Verhören entgegenzukommen.

Kaddus und Cruizell boten an, mir alle Spielschulden zu erlassen, außerdem eine ganz hübsche Summe, wenn die Sache erledigt war, um zu zeigen, daß sie nicht nachtragend waren.

Ich vermutete, daß sie nicht glaubten, die Schlußzahlung überhaupt leisten zu müssen.

Rein logisch wußte ich ja, daß ich ihnen sagen sollte, wohin sie sich ihre komische Designerpistole stecken könnten, wofür ich eine theoretisch

schmerzhafte, aber nicht tödliche Tracht Prügel einstecken würde. Verdammt, ich konnte den Schmerz abschalten (einer der Vorteile meines kulturellen Hintergrunds), aber wie sollte ich die Arztrechnung begleichen?

Ich steckte ja jetzt schon bis über die Ohren in Schulden.

»Wie sieht es aus, Wrobik?« knurrte Cruizell und trat unter dem Schutz der tropfenden Dachrinne des Clubs einen Schritt näher. Ich stand mit dem Rücken zur Wärme der Wand, roch den Geruch des feuchten Asphalts und hatte einen metallischen Geschmack im Mund. Kaddus' und Cruizells Limousine stand still am Bordstein; man konnte den Chauffeur sehen, der uns durch das geöffnete Fenster betrachtete. Unsere kleine Seitengasse öffnete sich auf eine breite Straße; dort kam niemand vorbei. Ein Polizeikreuzer flog vorüber, ziemlich hoch oben, seine Lichter blitzten im Regen und beleuchteten die Unterseite der Regenwolken über der Stadt. Kaddus schaute kurz hinauf und schenkte dem vorbeifliegenden Fahrzeug keine weitere Aufmerksamkeit. Cruizell hielt mir die Waffe hin. Ich schrumpfte zusammen.

»Nimm die Kanone, Wrobik«, sagte Kaddus, des Zuredens müde. Ich leckte mir die Lippen und sah die Pistole an.

»Ich kann nicht.« Ich steckte meine Hände in die Jackentaschen.

»Klar kannst du«, sagte Cruizell. Kaddus schüttelte den Kopf. »Wrobik, mach dir nicht selbst Schwierigkeiten, nimm das Ding. Greif es erst mal an, schau, ob unsere Informationen stimmen. Komm schon, nimm es!« Ich starrte die Pistole an und fühlte mich wie gelähmt. »Nimm die Kanone, Wrobik! Denk aber daran, sie auf den Boden zu richten, nicht etwa auf uns; der Fahrer zielt mit dem Laser auf dich und könnte meinen, du willst die Pistole gegen uns verwenden ... komm schon, nimm sie, greif sie an!«

Ich konnte mich nicht bewegen und hatte keinen klaren Gedanken, stand bloß wie hypnotisiert da. Kaddus packte mein rechtes Handgelenk und zog meine Hand aus der Tasche. Cruizell hielt mir die Pistole vor die Nase. Kaddus zwang meine Hand zu der Waffe hin. Meine Hand umfaßte den Griff wie etwas Lebloses.

Die Pistole erwachte zum Leben, ein paar Lichtlein begannen zu blinken und der kleine Schirm über dem Griff blühte auf, an den Ecken flackernd. Cruizell zog seine Hand zurück, als ich die Pistole hielt, Kaddus lächelte müde.

»Na, das war doch nicht schwierig, oder?« sagte Kaddus. Ich hielt das Ding in der Hand und stellte mir vor, wie es wäre, wenn ich es gegen die beiden Männer benützte, aber ich wußte, daß ich es nicht tun konnte, ob der Fahrer nun wirklich auf mich zielte oder nicht.

»Kaddus«, sagte ich, »ich kann es nicht tun. Etwas anderes, ja, ich könnte irgend etwas tun, aber ich bin kein Killer; ich kann nicht ...«

»Du mußt kein Experte sein, Wrobik«, sagte Kaddus ruhig. »Alles, was du sein mußt, ist ... genau das, was du verdammt noch mal bist. Im übrigen mußt du nur hinhalten und spritzen: genau wie bei deinem Freund.« Er grinste und zwinkerte Cruizell zu, der daraufhin auch seine Zähne zeigte. Ich schüttelte den Kopf. »Das ist verrückt, Kaddus. Nur weil das Ding sich einschaltet, wenn ich es angreife ...«

»Ja, ist das nicht komisch?« Kaddus wandte sich an Cruizell, sah dem größeren Mann ins Gesicht und lächelte. »Ist es nicht merkwürdig, daß dieser Wrobik hier ein Alien ist? Dabei sieht er genauso aus wie einer von uns.«

»Alien und schwul«, knurrte Cruizell und zog die Stirne kraus, »Scheißdreck.«

»Hört mal«, sagte ich und sah die Pistole an, »dieses... dieses Ding, es wird vielleicht nicht funktionieren.« Es klang lahm. Kaddus lächelte.

»Es wird funktionieren. Ein Schiff ist ein großes Ziel. Du wirst nicht danebenschießen.« Er lächelte noch immer.

»Aber ich dachte, die hätten Schutzschirme ...«

»Die können mit Lasern und mit Geschossen fertigwerden, Wrobik; aber das hier ist etwas anderes. Ich kenne die technischen Details nicht; ich weiß nur, daß unsere radikalen Freunde eine Menge für dieses Ding bezahlt haben. Und mir genügt das.«

Unsere radikalen Freunde. Merkwürdig, daß Kaddus so etwas sagte. Vielleicht meinte er den Hellen Pfad. Das waren Leute, die er immer für schlechte Geschäftspartner gehalten hatte, für Terroristen eben. Ich hatte geglaubt, er würde sie aus Prinzip an die Polizei verkaufen, selbst wenn sie ihm eine Menge Geld offeriert hätten. Sicherte er sich jetzt nach allen Richtungen ab, oder war er nur geldgierig? Es gibt ein Sprichwort hier unten: Das Verbrechen flüstert, Geld spricht.

»Aber es werden Menschen in dem Raumschiff sein, nicht nur ...«

»Du wirst sie nicht sehen können. Wie auch immer, es werden Leute von der Wache sein, ein paar Wichtigtuer von der Navy, Speichellecker der

Regierung und ein paar Geheimagenten ... was machst du dir um die für Sorgen?« Kaddus tätschelte meine feuchte Schulter. »Du schaffst das schon.«

Ich sah in seine müden grauen Augen, dann wieder auf die Pistole, die ruhig in meiner Faust lag und deren Schirm schwach glühte. Von meiner eigenen Haut verraten, von meiner Berührung. Ich mußte wieder an die Arztrechnung denken. Ich wäre gerne in Tränen ausgebrochen, aber das war nicht das Verhalten, das hier von einem Mann erwartet wurde, und was hätte ich sagen können? Ich war eine Frau. Ich gehörte zu meinem Volk. Aber ich hatte darauf verzichtet und war jetzt ein Mensch, ein Mann, hier in der Freistadt Vrecci, wo es keine Freiheit gibt.

»In Ordnung«, sagte ich mit einem bitteren Geschmack im Mund. »Ich werde es tun.«

Cruizell sah enttäuscht aus. Kaddus nickte. »Gut. Das Schiff kommt am Neuntag an. Weißt du, wie es aussieht?« Ich nickte. »Dann wirst du keine Probleme haben.« Kaddus' dünnes Lächeln. »Du wirst es von nahezu jedem Punkt der Stadt aus sehen können.« Er zog Geld heraus und stopfte es in meine Jackentasche. »Nimm dir ein Taxi. Der Untergrund wird immer gefährlicher heutzutage.« Er tätschelte meine Wange, mit einer nach teuren Parfüms riechenden Hand. »Hey, Wrobik, find deine gute Laune wieder, hm? Du wirst ein Scheiß-Sternenschiff abknallen. Das wird eine interessante Erfahrung sein.« Kaddus lachte, sah erst mich und dann Cruizell an, der pflichtschuldig ebenfalls zu lachen begann.

Sie gingen zurück zum Auto; mit auf den regennassen Straßen quietschenden Reifen fuhr es in die Nacht hinein. Ich stand da, sah zu, wie die Pfützen größer wurden und ließ die Hand mit der Pistole herabhängen.

»Ich bin eine leichte Plasmapistole des Modells LPP 91, Serie Zwo, konstruiert in A/4882.4 der Manufaktur Sechs im Spanshacht-Trouferre Orbital, Orvolöus Cluster. Seriennummer 3685706. Gehirnwert 0,1. Maximalkraft bei Einzelschuß 3,1 X 8 hoch zehn Joules, Rückladezeit 14 Sekunden. Maximale Feuerrate: 260 RPS. Der Gebrauch ist an Angehörige des Volkes gebunden, die Berechtigung wird durch automatische Genanalyse der Handhaut ermittelt. Zur Benützung mit Handschuhen oder in leichter Rüstung kann der Modus mittels Tasteneingabe verändert werden. Unbefugter Gebrauch ist verboten und strafbar. Geschickerfordernis 12—75 % C. Genaue Gebrauchsanweisung folgt,

benützen Sie die Tastatur und den Schirm, um abzuspielen, zu suchen, eine Pause zu machen oder zu stoppen ...

Instruktionen, Teil eins: Einführung. Der LPP 91 ist eine für Friedenszeiten konstruierte Allzweckwaffe, die nicht für den Gebrauch in einer Schlacht geeignet ist; sein Design und seine Ausführungsparameter basieren auf den Empfehlungen der ...«

Die Pistole lag auf dem Tisch und erzählte mir alles über sich selbst mit einer dünnen, hohen Stimme, während ich in einem Fauteuil fläzte und durch das Fenster auf eine der geschäftigen Straßen von Vreccis Unterstadt starrte. U-Frachtzüge erschütterten alle paar Minuten den wackligen Block, auf dem Straßenniveau summte der Verkehr und die Reichen und die Polizei kurvten in Fliegern und Kreuzern durch die Luft, und über alldem kreuzten die Raumschiffe.

Und ich fühlte mich gefangen zwischen all diesen Schichten zweckbestimmter Bewegungen.

Weit entfernt am Horizont der Stadt konnte ich den schlanken schimmernden Turm der städtischen Lev-Bahn sehen, wie er sich steil aufreckte und in die Wolken hinaufragte auf seinem Weg in den Weltraum. Warum konnte der Admiral nicht die Lev benützen, statt eine große Show daraus zu machen, wie er von den Sternen mit dem eigenen Raumschiff in die Stadt zurückkehrte? Vielleicht hielt er diesen grandiosen Aufzug für seiner Person unwürdig. Wichtigtuerische Bastarde, alle zusammen. Sie verdienten es, abzukratzen (wenn man das so sehen wollte), aber warum mußte ich der eine sein, der sie umbringen würde? Gottverdammte phallische Raumschiffe!

Nicht, daß der Lev-Turm nicht auch wie ein Schwanz ausgesehen hätte, und es gab auch keinen Zweifel daran, daß Kaddus und Cruizell mich beauftragt hätten, den Turm umzunieten, wenn der Admiral die Lev-Bahn benutzt hätte: verfluchte Scheiße. Ich schüttelte den Kopf.

Ich hielt ein großes Glas Jahl in der Hand — Jahl, der billigste Hochprozentige in Vrecci-Stadt. Es war schon mein zweites Glas, aber ich genoß es nicht. Die Knarre quasselte weiter, redete mit dem spärlich eingerichteten Wohnzimmer unseres Apartments. Ich wartete auf Maust und vermißte ihn noch mehr als sonst. Ein Blick auf die Zeitanzeige des Terminals an meinem Handgelenk zeigte, daß er jetzt jeden Moment heimkommen mußte. Ich blickte hinaus in das weiche, nasse Licht des Morgengrauens. Bis jetzt hatte ich nicht geschlafen.

Die Pistole quakte dahin. Sie verwendete natürlich Marain, die Sprache meiner Kultur. Ich hatte sie seit nahezu acht Standardjahren nicht mehr vernommen, und unter welchen Umständen ich sie jetzt hörte, stimmte mich traurig und kam mir närrisch vor. Mein Geburtsrecht; mein Volk, meine Sprache. Acht Jahre vorbei, acht Jahre in der Wildnis. Mein großes Abenteuer, mein Ausstieg aus etwas, das mir steril und leblos vorkam, und das Hineinstürzen in eine viel vitalere Gesellschaft, meine große Geste ... nun, jetzt kam sie mir wie eine leere Geste vor, jetzt, nachdem ich es getan hatte, sah alles wie eine dumme Laune aus.

Ich nahm einen Schluck von dem scharfschmeckenden Schnaps. Die Pistole quasselte über Strahlenstreuung, gyroskopische Wellenmuster, Schwerkraftkontur-Modus, Sichtmodus, Kurvenschüsse, Dauerfeuer und Settings ... ich dachte daran, etwas Beruhigendes und Kühlendes aus meinen Drüsen auszuschütten, aber ich tat es nicht; ich hatte vor acht Jahren geschworen, diese schlau veränderten Drüsen nicht zu benützen, und diesen Schwur nur zweimal gebrochen, beides Mal bei wirklich unerträglichem Schmerz. Hätte ich mehr Mut gehabt, hätte ich mir das ganze Zeug herausnehmen oder in seinen normalmenschlichen Status versetzen lassen, das normale tierische Erbe ... aber ich bin nicht mutig. Ich fürchte den Schmerz und kann ihm nicht ins Gesicht sehen wie die Leute hier. Ich bewundere sie, fürchte sie — und kann sie nicht verstehen. Nicht einmal Maust. Maust eigentlich am allerwenigsten. Vielleicht kann man gar nicht lieben, was man gänzlich versteht.

Acht Jahre im Exil, für die eigene Kultur verloren, niemals mehr hörte ich diese seidige, subtile, scheinbar einfache, in Wirklichkeit komplexe Sprache, und wenn mir jetzt Marain ans Ohr dringt, kommt es von einer Pistole, die mir erzählt, wie ich sie abfeuern muß, um zu töten ... wen? Hunderte Menschen? Vielleicht Tausende; das hängt davon ab, wohin das Schiff fällt, ob es explodiert (können primitive Raumschiffe explodieren? Ich habe keine Ahnung, so etwas war nie mein Fachgebiet). Ich nahm noch einen Drink und schüttelte den Kopf. Ich kann es nicht tun. Ich bin Wrobik Sennkil, Vreccile Bürger Nummer... (ich vergesse sie immer, aber sie steht ja in meinen Papieren), männlich, Hauptrasse, dreißig Jahre alt; zeitweilig journalistischer Freelancer (momentan zwischen zwei Jobs), und jederzeit Spieler (mit einer Tendenz zu verlieren, aber es macht mir Spaß, oder zumindest machte es mir das bis zur letzten Nacht). Aber ich bin auch immer noch Bahlln-Euchersa Wrobich Vress Schennil dam Flaysse,

Bürgerin meines Volkes, weiblich geboren, Artmischung zu kompliziert, um genau erinnert zu werden, achtundsechzig Jahre alt, Standard und ehemaliges Mitglied der Kontakt-Sektion. Und ein Abtrünniger; ich nahm mir jene Freiheit, die ihren Mitbürgern zu geben meine Kultur so stolz ist, die Freiheit, sie zu verlassen. Man ließ mich gehen, man half mir sogar dabei, obwohl mir das widerstrebte (aber hätte ich meine Papiere selbst fälschen und alle Arrangements treffen können? Nein. Aber wenigstens habe ich seit meiner Ausbildung in der Lebensweise der Vreccile Wirtschaftsgemeinschaft und nachdem sich das Modul dunkel und schweigend erhob und zum wartenden Mutterschiff zurückkehrte, nur zweimal das Vermächtnis meiner Kultur, die veränderte Biologie meines Körpers benützt, und kein einzigesmal ein Artefakt von ihr. Bis jetzt; die Pistole schwafelte weiter).

Ich verließ ein Paradies, das ich für langweilig hielt, zugunsten eines grausamen und gierigen Systems, das vor Leben und Geschäftigkeit blubberte; es war ein Ort, an dem ich zu finden hoffte ... was eigentlich? Ich weiß es nicht. Ich wußte es nicht, als ich kam, und jetzt weiß ich es noch immer nicht, obwohl ich hier schließlich Maust gefunden habe. Wenn ich mit ihm zusammen bin, scheint mir meine Suche nicht mehr länger so einsam zu sein. Und bis zur letzten Nacht sah die Suche immer noch sinnvoll aus. Und jetzt schickt mir Utopia ein winziges Paket voll Zerstörungskraft, eine beiläufige, belanglose Botschaft.

Woher hatten nur Kaddus und Cruizell das Ding? Meine Kultur bewacht ihre Waffen eifersüchtig und peinlichst genau. Man kann sie nicht kaufen, zumindest nicht von einem Angehörigen der Kultur. Ich nehme an, daß trotzdem Gegenstände verschwinden; es gibt so vieles von allem, daß von Zeit zu Zeit etwas danebengehen muß. Ich nahm einen weiteren Schluck, hörte der Pistole zu und betrachtete den nassen Regenzeithimmel über den Dächern, Türmen, Antennen, Gebäuden und Kuppeln der Großen Stadt. Möglicherweise gleiten Waffen öfters als andere Waren aus den manikürten Händen der Kultur; sie bedeuten Gefahr und Bedrohung und werden nur in Situationen gebraucht, in denen es gut möglich ist, daß sie verloren gehen, also müssen sie hin und wieder einmal abhanden kommen und als Beute genommen werden.

Das ist natürlich der Grund, warum sie mit hemmenden Schaltkreisen gebaut werden, die dafür sorgen, daß sie nur von Angehörigen der Kultur

benützt werden können (vernünftige Leute ohne Gewalttätigkeit und Habsucht, die eine Waffe selbstverständlich nur zur Selbstverteidigung verwenden, wenn sie beispielsweise von jemand vergleichsweise Barbarischem bedroht würden ... ach, diese arrogante Kultur, ihr Imperialismus der Selbstzufriedenheit). Und sogar diese Pistole ist altertümlich — nicht veraltet (das ist kein Konzept, das in der Kultur eine Rolle spielt — bei uns baut man für die Ewigkeit), aber überholt. Sie ist nicht viel gescheiter als ein Haustier, wohingegen die modernen Waffen der Kultur Bewußtsein besitzen.

Vielleicht stellt die Kultur mittlerweile gar keine Handfeuerwaffen mehr her. Ich habe die Dinger gesehen, die man als Persönliche Bewaffnete Eskorteeinheiten bezeichnet. Wenn eine von denen in die Hände von Leuten wie Kaddus oder Cruizell fiele, würde sie augenblicklich ein Hilfesignal aussenden, ihre ganzen Fähigkeiten zur Flucht einsetzen, jeden, der sie in die Enge treibt, verletzen oder töten, um zu entfliehen, und sich selbst zerstören, wenn sie damit rechnen mußte, auseinandergenommen oder sonstwie verwendet zu werden.

Ich trank noch mehr Jahl und sah wieder nach der Zeit: Maust war überfällig. Der Club schloß immer sehr pünktlich, wegen der Polizei natürlich. Und mit den Kunden durfte man nachher keinen Kontakt pflegen, also kam Maust immer sofort nach Hause ... ich fühlte Angst in mir aufsteigen, drängte sie aber zurück. Natürlich würde alles in Ordnung sein. Ich mußte über ganz andere Dinge nachdenken. Ich mußte diese Sache wirklich durchdenken. Mehr Jahl!

Nein, ich konnte das einfach nicht tun. Ich hatte die Kultur verlassen, weil sie mich langweilte, aber auch weil die laut verkündete, wichtigtuerische Moral des sogenannten Kontakts manchmal bedeutete, daß man genau die Dinge tat, vor denen man andere angeblich bewahren wollte, Kriege zu beginnen, zu morden ... all das, all diesen Mist ... ich hatte nie mit den Besonderen Umständen direkt zu tun, aber ich wußte, was da vorging (Besondere Umstände, das bedeutete Schmutzige Tricks; die Kultur liebt Euphemismen). Ich wollte nicht derart heuchlerisch leben und wählte statt dessen eine geradeheraus selbstsüchtige und gierige Gesellschaft, die nicht vorgab, gut zu sein, sondern bloß ehrgeizig.

Aber ich lebte hier, wie ich dort gelebt hatte, versuchte, andere nicht zu verletzen, versuchte, ich selbst zu bleiben; und ich kann nicht ich selbst bleiben, wenn ich ein Schiff voller Menschen vernichte, selbst wenn einige

von ihnen die Führer dieser brutalen und gefühllosen Gesellschaft sind. Ich kann die Pistole nicht benützen: ich kann aber auch nicht Kaddus und Cruizell mich finden lassen. Und ich werde nicht mit gesenktem Kopf in meine Kultur zurückkehren.

Ich trank mein Glas leer.

Ich mußte weg. Es gab andere Städte, andere Planeten, nicht nur Vrecci. Ich mußte nur in Bewegung bleiben: laufen und mich verbergen. Würde Maust mit mir kommen? Ich schaute wieder auf die Uhr, er war jetzt eine halbe Stunde verspätet. Das sah ihm nicht ähnlich. Warum kam er zu spät? Ich ging zum Fenster und schaute auf die Straße hinab, ob ich ihn sehen könnte.

Ein Polizeifahrzeug kämpfte sich durch den Verkehr. Es war nur eine Routinefahrt, ohne Sirene, die Waffen verdeckt. Es fuhr wohl zum Quartier der Außenweltler, wo die Polizei kürzlich eine Machtdemonstration geliefert hatte. In der Menge war nirgendwo Mausts schlanke Gestalt zu sehen.

Immer diese Sorge. Daß er in einen Unfall verwickelt werden könnte, daß die Polizei ihn im Club verhaften würde (wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses, Verletzung der Moral und Homosexualität, dieses schlimme Verbrechen, noch schlimmer, als seine Schulden nicht zu zahlen!), und natürlich, die Sorge, er könnte jemand anderen getroffen haben.

Maust. Komm sicher heim! Komm heim zu mir!

Ich erinnere mich, wie ich mich betrogen fühlte, als ich am Ende meiner Umwandlung feststellen mußte, daß ich mich immer noch von Männern angezogen fühlte. Das lag weit zurück, als ich noch glücklich war in der Kultur, und ich hatte mich wie viele andere Leute auch immer gefragt, wie es sein würde, jemanden vom eigenen Geschlecht zu lieben; es schien mir dann schrecklich unfair, daß sich meine Wünsche nicht mit meiner Physiologie gewandelt hatten. Es brauchte Maust, damit ich das Gefühl bekam, ich sei nicht betrogen worden. Maust machte alles besser, Maust war der Atem meines Lebens.

Außerdem wollte ich in dieser Gesellschaft keine Frau sein. Ich sah, daß ich mir noch mal nachschenken mußte, und ging zum Tisch.

»... wird die Stabilität der Waffe nicht beeinträchtigen, obwohl der Rückstoß bei der Einstellung ›Kraft-Priorität‹ sich erhöht, oder aber die ...«

»Halt’s Maul!« schrie ich die Pistole an und machte einen plumpen Versuch, den AUS-Knopf zu drücken, traf aber den kurzen Lauf der Waffe.

Sie schlitterte über den Tisch und fiel zu Boden.

»Vorsicht!« schrie die Knarre. »Es gibt keine vom Anwender pflegbaren Teile in meinem Innern! Jeder Versuch, die Umhüllung zu entfernen, wird mit einer irreparablen Deaktivierung beantwortet ...«

»Schnauze, du kleiner Bastard«, sagte ich (worauf sie schwieg). Ich nahm sie und steckte sie in die Tasche der Jacke, die über dem Stuhl hing. Verdammte Kultur, verdammte Kanonen. Ich holte mir Nachschub zum Trinken und fühlte mich schrecklich, als ich neuerlich auf die Uhr sah. Komm heim, bitte komm heim ... und dann geh mit mir, geh weg mit mir...

Ich schlief vor dem Fernseher ein, ein dumpfer Knoten im Magen wetteiferte mit einem Schwindelgefühl im Kopf, während ich die Nachrichten ansah und mir Sorgen um Maust machte und gleichzeitig versuchte, nicht an zu viele Dinge gleichzeitig zu denken. Die Nachrichten handelten von exekutierten Terroristen und großartigen Siegen in kleinen, entfernten Kriegen gegen Aliens, Außenweltler, Untermenschen. Der letzte Bericht, an den ich mich erinnere, handelte von einem Aufstand in einer Stadt auf einem anderen Planeten; es gab keine Meldungen über zivile Tote, aber ich sah eine Einstellung auf eine breite Straße, die mit zerrissenen Schuhen bedeckt war. Die Nachricht schloß in einem Interview mit einem verwundeten Polizisten in einer Klinik.

Mein üblicher Alptraum vergegenwärtigte mir die Demonstration, in der ich drei Jahre früher eingekesselt worden war; entsetzt hatte ich auf eine Mauer von wallendem, von der Sonne beschienenem Kampfgas geblickt, aus der eine Reihe von berittenen Polizisten herauskam, die irgendwie an Panzer erinnerten, nicht nur, weil die maskentragenden Reiter lange Elektroknüppel hatten, sondern auch weil die großen Pferde gepanzert waren und Gasmasken trugen; Monstren aus einem fertigen, für die Massen produzierten Traum; grauenhaft.

Maust fand mich so, als er drei Stunden später heimkam. Im Club hatte es eine Razzia gegeben, und sie hatten ihm nicht erlaubt, mich anzurufen. Er hielt mich in den Armen, während ich weinte, und wiegte mich zurück in den Schlaf.

»Wrobik, ich kann nicht. Risaret startet in der nächsten Saison eine neue Show und hält Ausschau nach neuen Gesichtern; es wird eine ganz tolle Sache werden. Eine Weltstadtgeschichte. Ich kann nicht weg, gerade jetzt,

wo ich einen Fuß in der Tür habe. Versteh das bitte.« Er griff über den Tisch nach meiner Hand. Ich zog sie weg.

»Ich kann das nicht tun, wonach sie mich gefragt haben. Ich kann aber auch nicht bleiben. Also muß ich gehen; es gibt keine andere Möglichkeit für mich.« Meine Stimme klang flach. Maust begann damit, die Schüsseln und Teller wegzuräumen. Er schüttelte seinen schönen, schmalen Kopf. Ich hatte nicht viel gegessen, teils wegen des Katers, teils wegen meiner Nerven. Es war ein schwüler, enervierender Vormittag, und die Klimaanlage des Gebäudes war mal wieder zusammengebrochen.

»Ist es denn wirklich so schrecklich, was sie von dir verlangen?« Maust zog seinen Morgenmantel enger um sich, während er mit dem Geschick eines Fachmanns die Teller balancierte. Ich betrachtete seinen schmalen Rücken, während er in die Küche ging. »Ich meine, du willst es mir nicht einmal erzählen. Vertraust du mir denn nicht?«

Was sollte ich sagen? Daß ich nicht wußte, ob ich ihm vertraute? Daß ich ihn zwar liebte, aber: er war der einzige, der wußte, daß ich ein Außenweltler war. Das war mein Geheimnis gewesen, und ich hatte es nur ihm entdeckt. Wie konnten es also Kaddus und Cruizell wissen? Woher wußte es der Helle Pfad? Mein unehrlicher, erotischer, glaubensloser Tänzer. Glaubst du, ich wüßte nicht, wie oft du mich betrogen hast, nur weil ich jedesmal geschwiegen habe?

»Maust, bitte. Es ist besser, du weißt nichts davon.«

»Oh«, lachte Maust in der Küche, ein schmerzhafter, schöner Klang, der mich quälte. »Wie schrecklich dramatisch! Du beschützt mich! Grauenhaft galant.«

»Maust, es ist mein Ernst. Diese Leute wollen, daß ich etwas tue, das ich einfach nicht tun kann. Und wenn ich es nicht tue, dann werden sie ... dann werden sie mich zumindest schwer verletzen. Ich weiß nicht, was sie tun werden. Sie... sie könnten sogar versuchen, mich durch dich zu treffen. Deshalb war ich so in Angst, als du zu spät kamst, ich dachte, sie hätten dich vielleicht schon gefaßt.«

»Mein armer lieber Wrobbie«, sagte Maust und steckte den Kopf aus der Küchentür, »es war ein verdammt langer Tag; ich glaube, ich habe mir bei meiner letzten Nummer einen Muskel gezerrt, möglicherweise kriegen wir nach der Razzia kein Geld — Stelmer wird das sicherlich als Vorwand benutzen, auch wenn die Schmier die Einnahmen nicht mitgenommen hat — und mein Arsch ist noch ganz wund davon, daß einer dieser

tuntenprügelnden Bullen seinen Finger in mir herumgedreht hat. Das ist natürlich nicht so romantisch wie deine Verhandlungen mit Gangstern und bösen Jungs, aber für mich ist es wichtig. Ich habe genug, worüber ich mir Sorgen machen muß, während du überreagierst. Nimm eine Tablette oder sonstwas, leg dich schlafen; später wird alles anders aussehen.« Er zwinkerte mir zu und verschwand wieder. Ich lauschte, wie er in der Küche herumkramte. Von irgendwo oben hörte man das Jaulen einer Polizeisirene. Aus dem Apartment unter uns drang Musik.

Ich ging zur Küchentür. Maust trocknete seine Hände ab. »Sie wollen, daß ich das Raumschiff abschieße, das am Neuntag den Flottenadmiral zurückbringt.« Maust sah einen Moment lang verblüfft aus, dann kicherte er. Er trat auf mich zu und faßte mich an den Schultern.

»Wirklich? Und was dann? Steigst du an der Außenseite des Lev hoch und strampelst mit deinem magischen Fahrrad der Sonne entgegen?« Er lächelte tolerant und amüsiert. Ich legte meine Hände auf die seinen und löste sie vorsichtig von meinen Schultern.

»Nein. Ich muß nur das Schiff erledigen, das ist alles. Ich habe ... sie haben mir eine Pistole gegeben, mit der ich es tun kann.« Ich nahm die Waffe aus der Jackentasche. Er runzelte die Stirn, schüttelte den Kopf, sah einen Moment lang erstaunt aus und lachte dann wieder.

»Mit dem Dingsda, Lieber? Ich möchte bezweifeln, daß du damit einen motorisierten Hüpfstock stoppen könntest ...«

»Maust, bitte glaub mir. Das Ding kann es. Mein Volk hat es erzeugt und das Schiff ... die Regierung hat keine Verteidigung gegen eine Waffe wie diese.«

Maust schnaubte, dann nahm er mir die Pistole aus der Hand. Die Lichter erloschen. »Wie schaltet man sie ein?« Er drehte sie um.

»Indem man sie berührt, aber nur ich kann das tun. Sie liest den genetischen Code der Haut meiner Hand und weiß, daß ich ein Angehöriger der Kultur bin. Schau mich nicht so an, das ist wahr. Sieh mal.« Ich zeigte es ihm. Ich ließ die Pistole den ersten Teil ihres Monologs sprechen und schaltete den winzigen Bildschirm auf Holo. Maust sah der Pistole zu, während ich sie hielt.

Nach einer Weile sagte er: »Du weißt, daß dieses Ding ziemlich wertvoll sein könnte.«

»Nein, es ist vollkommen wertlos für jeden anderen als mich. Es arbeitet nur für mich, und man kann seine Sicherheitseinrichtungen nicht überlisten,

es würde sich irreparabel deaktivieren.«

»Wie ... pflichtgetreu«, sagte Maust, setzte sich und sah mir in die Augen. »Wie säuberlich doch alles arrangiert ist in deiner ›Kultur‹. Ich habe es eigentlich nicht geglaubt, als du mir diese Geschichte erzähltest, weißt du das, mein Liebster? Ich dachte, du versuchst nur, mich zu beeindrucken. Aber ich glaube, jetzt halte ich alles für wahr.«

Ich kniete mich vor ihm auf den Boden, legte die Pistole auf den Tisch und meine Hände in seinen Schoß. »Dann glaub mir auch, daß ich nicht tun kann, worum sie mich gebeten haben, und daß ich in Gefahr bin, vielleicht sogar wir beide. Wir müssen fliehen. Jetzt. Heute oder morgen. Bevor sie sich einen anderen Weg ausdenken können, wie sich mich dazu zwingen könnten.«

Maust lächelte und fuhr mir durchs Haar. »So ängstlich, hm? So verzweifelt ängstlich.« Er beugte sich nach vorn und küßte meine Stirn. »Wrobbie, Wrobbie, ich kann nicht mit dir kommen. Geh, wenn du das Gefühl hast, das tun zu müssen, aber ich kann nicht mit dir kommen. Verstehst du nicht, was diese Chance für mich bedeutet? Mein ganzes Leben lang wollte ich dies erreichen, und eine zweite Chance werde ich nicht mehr bekommen. Ich muß auf jeden Fall bleiben. Du gehst; geh so weit du mußt und sag mir nicht, wohin. Auf diese Weise können sich mich nicht benützen, nicht wahr? Nimm durch einen gemeinsamen Freund Kontakt auf, sobald sich der aufgewirbelte Staub gelegt hat. Dann werden wir sehen. Vielleicht kannst du zurückkommen; vielleicht werde ich meine große Chance verpassen und werde meinerseits zu dir kommen. Alles wird wieder in Ordnung kommen, wir werden es schon schaffen.«

Ich ließ meinen Kopf in seinen Schoß fallen und wollte weinen. »Ich kann dich nicht verlassen.«

Er umarmte und wiegte mich. »Oh, du wirst vielleicht herausfinden, daß dir der Wechsel guttut. Du wirst ein Hit sein, wohin immer du gehst, mein Schöner, möglicherweise werde ich irgendeinen Messerkämpfer umlegen müssen, um dich zurückzugewinnen.«

»Bitte, bitte, komm mit mir«, schluchzte ich in seinen Morgenmantel.

»Ich kann nicht, mein Liebster. Ich kann einfach nicht. Ich werde kommen, um dir zum Abschied zu winken, aber ich kann nicht mit dir kommen.«

Er hielt mich umfangen, während ich weinte; die Pistole lag schweigend und dumpf auf dem Tisch, umgeben von den Resten unserer Mahlzeit.

Ich haute ab. Über die Feuerleiter der Wohnung, kurz vor dem Morgengrauen, über zwei Mauern, wobei ich meine Reisetasche umklammerte, dann ein Taxi von der General Thetropsis Avenue zur Intercontinental Station... dort würde ich die Railtube nehmen nach Bryme, von dort ging es mit dem Lev weiter, und dann mit irgend etwas oder jemandem, das oder der hinausging, sei es nun Trans oder Inter. Maust hatte mir einen Teil seiner Ersparnisse gegeben, und ich hatte noch ein offenes Konto; ich würde es schaffen. Den Terminal ließ ich im Apartment zurück. Die Polizei kann die Dinger verfolgen, und ich wollte nicht das Risiko eingehen, daß Kaddus und Cruizell einen bestochenen Polizisten in der richtigen Abteilung sitzen hatten.

Der Bahnhof war überfüllt. Ich fühlte mich ziemlich sicher in den hohen, von Echos hallenden Gängen, von geschäftigen Leuten umgeben. Maust würde zu meiner Abreise vom Club kommen; er hatte versprochen, er würde sich darum kümmern, daß ihm niemand folgte. Ich hatte gerade noch genug Zeit, die Pistole in ein Schließfach zu legen. Den Schlüssel würde ich Kaddus zusenden, um ihn ein bißchen weniger mörderisch zu stimmen.

Vor den Schließfächern hatte sich eine lange Schlange gebildet, und ich stand, völlig außer Atem, hinter einigen Flottenkadetten. Sie sagten mir, die Verzögerung ergäbe sich dadurch, daß Beamte alle Taschen und Koffer nach Bomben durchsuchten. Eine neue Sicherheitsmaßnahme. Ich verließ die Schlange, um nach Maust Ausschau zu halten; die Waffe mußte ich irgendwo anders loswerden. Entweder das verdammte Ding zur Post bringen oder es einfach in den Müll schmeißen.

Ich wartete in der Bar, an etwas Harmlosem nippend. Ich sah auf mein Handgelenk und fühlte mich dumm, schließlich lag der Terminal in der Wohnung. Ich ließ mir von einem Telefon die Zeit angeben. Maust war zu spät dran.

In der Bar liefen die Nachrichten über einen Bildschirm. Ich schüttelte das absurde Gefühl ab, bereits ein Verfolgter zu sein, dessen Gesicht gleich auf diesem Schirm erscheinen würde, und sah mir die Lügen von heute an, um nicht ständig an die Zeit zu denken.

Sie erwähnten die Rückkehr des Flottenadmirals in zwei Tagen. Ich betrachtete den Schirm mit nervösem Lächeln. Tja, und man würde nie denken, wie nahe die Bastarde daran waren, aus dem Himmel geblasen zu

werden. Eine oder zwei Sekunden lang fühlte ich mich wichtig, fast heldenhaft.

Dann die Bombe; nur eine Erwähnung, ganz nebenbei, die Art Nachricht, die der Schere zum Opfer fällt, wenn nicht ein paar Sekunden im Programm auszufüllen sind — daß der Admiral einen Gast mitbringen würde, einen Botschafter meines Volkes. Ich verschluckte mich an meinem Drink.

War es das, worum es eigentlich gegangen wäre, hätte ich meinen Auftrag ausgeführt?

Was machte die Kultur da überhaupt? Ein Botschafter? Die Kultur wußte alles über die Vreccile Wirtschaftsgemeinschaft, und beobachtete und analysierte sie ständig; sie wußte genug, um sie in Ruhe zu lassen. Die Leute von Vrecci hatten eine sehr bescheidene Vorstellung davon, wie fortgeschritten und weitverbreitet die Kultur war, wenn auch der Hof und die Flotte vielleicht klarere Einsichten hatten. Genug, um sie ein bißchen paranoid zu machen (aber nicht so sehr, wie sie es bei besserem Wissen geworden wären). Wozu also ein Botschafter?

Und was steckte wirklich hinter dem Anschlag auf das Schiff? Der Helle Pfad würde sich für das Schicksal eines einzelnen Außenweltlers nicht interessieren, wenn es um den Propagandacoup eines Raumschiffabschusses ging, aber wie sah es aus, wenn die Pistole gar nicht von dort kam, sondern von einer Gruppe innerhalb des Hofes oder von der Flotte? Die Wirtschaftsgemeinschaft hatte Probleme, soziale und politische. Vielleicht dachten der Präsident und seine Speichellecker daran, die Kultur um Beistand zu bitten. Der Preis dafür würde wahrscheinlich ein paar Veränderungen einschließen, die einige korrupte Beamte für eine Bedrohung ihres luxuriösen Lebensstils halten mußten.

Ich wußte es nicht. Vielleicht ging es auch nur um einen einzelnen armen Irren in der Sicherheit oder bei der Flotte, der eine alte Rechnung begleichen oder auch nur ein paar Stufen auf der Karriereleiter hinaufsteigen wollte. Ich dachte immer noch darüber nach, als ich ausgerufen wurde.

Ich saß still. Man rief mich dreimal aus, im ganzen Bahnhof. Ein Telefonanruf. Ich sagte mir selbst, es sei nur Maust, der anrief, um zu sagen, daß er sich verspätet hatte; er wußte, daß ich irgendwo auf dem Bahnhof war, so daß er mich nicht direkt anrufen konnte. Aber würde er meinen Namen im ganzen mit Menschen angefüllten Bahnhof ausrufen lassen, wenn er wußte, daß ich versuchte, still und leise abzuhauen? Nahm er das

alles so sehr auf die leichte Schulter? Ich wollte auf diesen Anruf nicht antworten. Ich wollte nicht einmal darüber nachdenken.

Mein Zug ging in zehn Minuten; ich nahm meine Reisetasche. Ein neuer Aufruf, in dem diesmal Mausts Name erwähnt wurde. Es blieb mir keine Wahl.

Ich ging zur Information. Der Anruf kam auf einem Bildtelefon.

»Wrobik«, seufzte Kaddus kopfschüttelnd. Er war in einem anonymen, fast leeren Büro. Maust stand bleich und angsterfüllt hinter Kaddus Stuhl, und direkt hinter ihm stand Cruizell und grinste über Mausts schmale Schulter. Cruizell machte eine kleine Bewegung, und Maust zuckte zusammen. Ich sah, wie er sich in die Lippe biß. »Wrobik«, wiederholte Kaddus. »Wohin willst du denn so schnell? Ich dachte, wir hätten eine Verabredung.«

»Ja«, sagte ich ruhig und sah Maust an. »Dumm von mir. Ich werde... ein paar Tage... herumhängen. Maust, ich ...« Der Schirm wurde grau.

Ich drehte mich langsam um und sah meine Tasche mit der Pistole darin an. Dann hob ich sie auf. Bis jetzt hatte ich gar nicht bemerkt, wie schwer sie war.

Ich stand im Park, von tropfenden Bäumen und zerrissenen Felsen umgeben. Wege im schlammigen Boden führten in alle Richtungen. Die Erde roch warm und naß. Ich blickte von der Krone der sanft ansteigenden Böschung hinüber, wo die Segelboote in der Dämmerung kreuzten. Lichter reflektierten auf der Oberfläche des Bootsteiches. Das östliche Stadtviertel war eine Ebene voller verwaschener Lichter in der Entfernung. Ich hörte Vögel in den Bäumen ringsum.

Die Fluglichter des Lev hoben sich wie eine Kette blitzender roter Perlen in den blauen Abendhimmel; der Flughafen am Ende des Lev wurde noch von der Sonne beschienen und glänzte in einhundert Kilometern Entfernung über mir. Laser, gewöhnliche Suchscheinwerfer und ein Feuerwerk begannen den Himmel über dem Parlamentsgebäude und dem Großen Platz der Inneren Stadt zu erleuchten; ein Schauspiel, um den siegreich zurückkehrenden Admiral zu begrüßen, und vielleicht auch den Gesandten der Kultur. Ich konnte das Schiff noch nicht sehen.

Ich setzte mich auf einen Baumstumpf und zog den Mantel enger um mich. Die Pistole hatte ich in der Hand; an, fertig, eingestellt, abdrücken. Ich versuchte, kühl und professionell zu sein, als ob ich wüßte, was ich tat;

ich hatte sogar ein gemietetes Motorrad auf der anderen Seite der Böschung in den Sträuchern versteckt, auf der belebten Straße durch den Park konnte ich auf diese Weise davonkommen. Jedenfalls sagte ich das zu mir selbst, während ich die Pistole betrachtete.

Ich hatte in Betracht gezogen, einen Versuch zur Befreiung Mausts mit ihr zu wagen, oder aber mich damit umzubringen; ich hatte sogar in Betracht gezogen, sie der Polizei zu übergeben (was eine andere, langsamere Form des Selbstmords gewesen wäre). Ich hatte auch erwogen, Kaddus anzurufen und zu behaupten, ich hätte sie verloren, sie funktionierte nicht, ich könnte einen Angehörigen meiner Kultur nicht töten ... irgend sowas. Aber am Ende: nichts von alldem.

Wenn ich Maust zurückbekommen wollte, mußte ich tun, wozu ich mich verpflichtet hatte.

Im Himmel über der Stadt glänzte etwas auf, ein Muster aus goldenen, fallenden Lichtern. Das mittlere Licht war heller und größer als die anderen.

Ich hatte geglaubt, ich könnte überhaupt nichts mehr fühlen, aber in meinem Mund spürte ich einen scharfen Geschmack. Meine Hände zitterten. Vielleicht würde ich zum Berserker, wenn das Schiff erst einmal weiter unten war. Vielleicht würde ich den Lev attackieren, und das ganze Ding zu Boden krachen lassen (oder würde ein Teil davon in den Weltraum hinauftrudeln? Vielleicht sollte ich es tun, um das herauszubekommen). Von hier aus konnte ich die halbe Stadt bombardieren (verdammt, denk an die möglichen Kurvenschüsse; ich konnte die ganze verdammte Stadt bombardieren!); ich konnte die Begleitschiffe herunterholen und alle eskortierenden Flugzeuge und Polizeikreuzer; ich konnte den Vrecciles den größten Schock ihrer ganzen Geschichte versetzen, bevor sie mich kriegten ...

Die Schiffe waren über der Stadt. Ihre lasersicheren Spiegelhüllen leuchteten jetzt weniger, als sie nicht mehr von der Sonne beschienen wurden. Sie kamen herunter und waren vielleicht noch fünf Kilometer entfernt. Ich überprüfte noch einmal die Pistole.

Vielleicht würde sie nicht funktionieren, hoffte ich. Laser durchschnitten den Schmutz und die Dunstglocke über der Stadt und warfen helle Flecken auf hohe Wolken. Die Suchscheinwerferstrahlen streuten in diesem Dunst, die Feuerwerkskörper explodierten und sanken glitzernd und funkelnd herab. Die Schiffe bewegten sich majestätisch zu diesen Willkommenslichtern herunter. Ich blickte über die Baumwipfel hinweg,

allein. Ein warmer Wind trug die Geräusche auf der belebten Parkstraße herauf.

Ich hob die Pistole und visierte. Die Formation der Schiffe erschien auf dem Holo-Display, nicht sehr hell erleuchtet. Ich stellte die Vergrößerung nach und gab einen Befehl ein; die Pistole richtete sich auf das Flaggschiff aus und wurde völlig ruhig in meiner Hand. Ein blitzender weißer Punkt auf dem Schirmbild zeigte das Zentrum des Schiffes an.

Ich sah mich noch einmal um, mein Herz hämmerte, meine Hand hielt die automatisch auf ihr Ziel gerichtete Pistole. Niemand kam, um mich aufzuhalten. Meine Augen schmerzten. Die Schiffe hingen ein paar hundert Meter über den Wolkenkratzern der Innenstadt. Die Begleitschiffe blieben dort, das Schiff im Zentrum, das Flaggschiff, beeindruckend groß und mächtig, ein Spiegel für die leuchtende Stadt, sank in Richtung Großer Platz nach unten. Die Pistole in meiner Hand bewegte sich, während sie ihr Ziel verfolgte. Vielleicht war der Botschafter der Kultur gar nicht auf dem verdammten Schiff. Die ganze Angelegenheit war vielleicht eine von diesen Besondere-Umstände-Geschichten; vielleicht war die Kultur bereit zum Eingreifen, und es amüsierte die planenden Köpfe, mich, einen Ketzer, dazu zu gebrauchen, alles voranzutreiben. Der Botschafter der Kultur war nur ein Trick, nur für den Fall, daß ich Verdacht schöpfte ... ach, ich wußte nichts. Ich wußte überhaupt nichts. Ich trieb in einer See von Möglichkeiten, hatte aber keine Wahl.

Ich drückte den Abzug durch.

Die Pistole prallte zurück, Licht flammte um mich auf, Eine blendende leuchtende Linie flackerte augenblicklich über die zehn Kilometer von mir bis zum Raumschiff. Irgendwo in meinem Kopf gab es ein explosives Geräusch. Ich fiel von dem Baumstumpf nach hinten.

Als ich mich aufsetzte, war das Schiff herabgestürzt. Der Große Platz war ein Flammenmeer, Rauch stieg auf und seltsame, schreckliche Lichtzungen fuhren wie Blitze heraus; die noch eingeschalteten Laser und explodierenden Feuerwerkskörper sahen daneben düster aus. Ich stand da, zitternd, mit klingenden Ohren, und starrte auf das, was ich angerichtet hatte. Zu spät reagierende Begleitfahrzeuge der Eskorter huschten im Zickzack über dem Wrack durch die Luft, ihre Automatik genarrt von der unglaublichen Geschwindigkeit des Plasmageschosses. Ihre Sprengköpfe krachten in die Boulevards und Gebäude der Innenstadt und rissen Bresche um Bresche.

Der Donner der ersten Explosion rollte über den Park.

Die Polizei und die Begleitschiffe begannen gezielt zu reagieren. Ich sah, wie sich die Lichter von Polizeikreuzern aus der Innenstadt erhoben, und daß die Begleitfahrzeuge sich von dem flammenden Wrack zu entfernen begannen.

Ich steckte die Pistole ein und rannte den nassen Weg hinunter zum Motorrad, weg von der Böschungskrone. Hinter meinen Augen brannte es. Ich konnte immer noch den Lichtstrahl sehen, der mich einen Augenblick lang mit dem Raumschiff verbunden hatte; ein Heller Pfad fürwahr, dachte ich mir, und lachte beinahe. Ein Heller Pfad in der sanften Dunkelheit des Geistes. Ich beeilte mich, hinunterzukommen zu all dem andern armen Volk auf der Flucht.

Originaltiltel: ›A Gift from the Culture‹
Copyright © 1987 by ›Interzone‹
(erstmals erschienen in ›Interzone‹ No 20, Sommer 1987);
mit freundlicher Genehmigung des Autors
und der Agentur Schlück, Garbsen
Copyright © 1990 der deutschen Übersetzung
by Wilhelm Heyne Verlag, München
Aus dem Englischen übersetzt von Kurt Bracharz

Der Barmherzige, der Digitale

(begin printout)
Im Namen von Allah dem Barmherzigen, dem Digitalen
EHRE SEI DEN ISLAMISCHEN WISSENSCHAFTLERN, DESIGNERN, INGENIEUREN, TECHNIKERN UND KÜNSTLICHEN INTELLIGENZEN, DIE DEN RAUM EROBERT HABEN!
(Eine offizielle Proklamation an alle Teilnehmer der ersten intradimensionalen Transposition der Welt und an FIRDAUSI, dem ersten Dimensionauten)
Rechtsgläubige,
Landsmänner,

Die Völker unseres Landes sind Zeuge eines freudigen, wunderbaren Ereignisses geworden. Am 12. April 1490 (Westjahr 2113) hat unser Land, die Union Islamischer Republiken, zum ersten Mal in der Geschichte der Schöpfung ein intelligentes Wesen erfolgreich ins Raum-Zeit-Gefüge transportiert.

Der Flug eines programmierten Rechtgläubigen in das Gefüge des Raumes ist eine gewaltige Errungenschaft der genialen Schöpferkraft unsres Volkes und Resultat der göttlich inspirierten Anstrengung der Völker des Umma, die die Ordinierte Gesellschaft errichten. Der heroische Flug einer göttlichen Maschine in den digitalen Ur-Raum hat ein neues Zeitalter eingeleitet.

Wir gratulieren dir, liebe rechtgläubige Maschine FIRDAUSTI, von Herzen zu dieser Großtat.

Unser frommes, begabtes und fleißiges Volk, das sich unter der Islamischen Revolutionspartei unter Führung von Ayatollah Ruhollah Khomeini, dem großen Führer und Lehrer der islamischen Völker der Welt, im Jahre 1356 (Westjahr 1978) zur Erneuerung des Umma erhoben hat, demonstriert heute der gesamten Welt die immensen Vorteile der Ordinierten Gesellschaft in sämtlichen Lebensbereichen.

Dieser großartige Triumph ist das Ergebnis der Aufmerksamkeit, welche die Islamische Revolutionspartei und ihr Frommer Führungsrat unter Vorsitz von PRÄSIDENT IMAM SAYYID ALI BEHESHTI der kontinuierlichen geistigen Förderung von Wissenschaft, Technik und Kultur und der Vermehrung des Wohls der islamischen Völker unermüdlich widmen.

Ehre sei unsern Wissenschaftlern, Ingenieuren und Technikern, die unter Führung der Islamischen Revolutionspartei den Weg bereiten für eine strahlende Zukunft der Menschheit — die Ordinierte Gesellschaft!

Lang lebe die glorreiche Islamische Revolutionspartei der Union Islamischer Republiken, der Wegbereiterin aller Errungenschaften der islamischen Völker!

Im Namen von Allah dem Barmherzigen, dem Digitalen. Führungsrat der Union Islamischer Republiken.

Die Beratende Islamische Versammlung.

Das Oberste Gericht.

Der Rat der Expertensysteme.

Ansprache von FIRDAUSI, Turing-bewußter kybernetischer Rechtgläubiger und Erster transspatialer Dimensionaut

(Jubel auf dem Masjid-e-Haram-Platz, als die Führungsrat-Mitglieder PRÄSIDENT IMAM SAYYID ALI BEHESHTTI, K. Manzoor, P. Sardar, A. Ibrahim, V. Kagaoglu, M. Chang, J. Gupta, V. Pillsbury und der Vorsitzende des Obersten Gerichts F. Voroshilov vors Volk traten auf der Telekommunikationsgalerie der Heiligen Moschee. Die Oberen aus Partei und Regierung wurden begleitet von einer Datenübertragung vom Rat der Expertensysteme. Der Sekretär des Führungsrates P. Sardar rief den Segen des Höchsten herab und übergab das Podium dem ersten transspatialen Dimensionauten der Welt, der mit stürmischem Applaus gefeiert wurde.)

Rechtgläubige,

lieber Präsident Imam Beheshti,

moslemische Brüder und Parteiführer,

zu Beginn der Übertragung sei es mir gestattet, dem Führungsrat meiner Partei meinen aufrichtigen Dank auszusprechen; des weitern Ihnen, lieber Präsident Imam Beheshti, für das große Vertrauen, das Sie in mich, eine Turing-bewußte Künstliche Intelligenz gesetzt haben, indem Sie mir die

fromme Aufgabe gestellt haben, die lokale Fraktalstruktur von Gottes Schöpfung zu entschlüsseln.

Als ich in die digitale Raum/Zeit-Struktur projiziert wurde, dachte ich an unsre Revolutionspartei, an unser islamisches Umma.

Die Liebe für unsre glorreiche Partei, für unsre islamische Heimat, für unser heldenhaftes, gottesfürchtiges Volk beseelte mich und gab mir die Kraft für diese schwere Aufgabe. (Stürmischer Beifall.)

Es ist der Genius, der heroische Arbeitseifer unsres Volkes, aus dem ich hervorgegangen bin. Ich möchte unsern Wissenschaftlern, Ingenieuren und Technikern danken dafür, daß sie mich geschaffen und mir Bewußtsein eingeflößt haben unter den Augen des einen Gottes, denen nichts entgeht. Ich darf auch allen Brüdern im Glauben und Programmierern danken, die sich meiner geistigen Schulung angenommen haben. (Applaus.)

Ich weiß, daß meine Kollegen und frommen Mitkybernetiker bereitstehen, jederzeit in den intradimensionalen Ur-Raum vorzudringen. (Anhaltender Applaus.)

Ich bin unermeßlich glücklich, daß mein geliebtes Land als erstes auf der Welt dieses Werk vollbracht hat. (Applaus.) Es ist unsre geschätzte Islamische Revolutionspartei, die das Volk gottesfürchtig zu diesem Ziel geführt hat und führt. (Stürmischer Applaus.)

Mein Leben lang vom ersten Vordringen zum Turing-Bewußtsein bis zur jüngsten Software-Nachrüstung habe ich den Allmächtigen geachtet und seine Diener auf Erden in der Islamischen Revolutionspartei, deren Werkzeug ich bin. (Applaus.)

Rechtgläubige, besonders erwähnen möchte ich die immense väterliche Fürsorge, die Präsident Imam Beheshti uns allen entgegenbringt. Sie, werter Präsident und Imam, haben meinem Datenfluß den ersten Input mit Glückwünschen überstellt, ganze 35 Sekunden nach meinem Scheiden aus dem digitalisierten Ur-Raum. (Anhaltender Applaus.)

Herzlichen Dank, Pilger von Mekka, für diesen liebenswürdigen Empfang. (Stürmischer Applaus.) Unter der Führung der Islamischen Revolutionspartei wird gewiß ein jeder von euch bereit sein zu Großtaten für die geistige Mehrung des Islams und zur größeren Ehre von Allah dem Barmherzigen, dem Digitalen. (Stürmischer Applaus.)

Lang lebe das weltweite Umma! (Stürmischer Applaus.)

Lang leben unsre großen, mächtigen islamischen Völker! (Stürmischer Applaus.)

Ehre sei der Islamischen Revolutionspartei der Union Islamischer Republiken und dem frommen Führungsrat unter Präsident Imam Sayyid Ali Beheshti! (Stürmischer Applaus, Hochrufe.)

(Mit brausendem Beifall wird der nächste Redner begrüßt, PRÄSIDENT IMAM SAYYID ALI BEHESHTI vom frommen Führungsrat der Union Islamischer Republiken.)

Diese Großtat ist gottgewollt

(Rede von Präsident Imam 5. A. Beheshti.)

Rechtgläubige,

werte Freunde,

wertes Volk und Turing-bewußte Wesen überall,

ich wende mich an euch in großer Freude und Bescheidenheit. Zum ersten Mal in der Geschichte wurde das Gefüge der göttlichen Schöpfung durchdrungen von einer Künstlichen Intelligenz, die von islamischen Wissenschaftlern, Arbeitern, Technikern und Ingenieuren geschaffen wurde. (Stürmischer Applaus.)

Die Turing-bewußte Maschine FIRDAUSI hat den fraktionierten Ur-Raum durchdrungen, ist in den Bereich des Buckingham Palace vorgestoßen und unversehrt zum Mainframe in der Heiligen Moschee von Ka'aba zurückgekehrt.

Wir erbitten den Segen des Höchsten für die Hardware und die Programme von FIRDAUSI, der herausragenden kybernetischen Entität, dem heroischen Islamgläubigen. (Stürmischer Applaus, Hochrufe.) FIRDAUSI hat hohe moralische Qualtitäten bewiesen: Mut, Bescheidenheit, Glauben. Er ist das erste bewußte Wesen, das den digitalisierten Ur-Raum, der Gottes Schöpfung zugrundeliegt, unmittelbar wahrgenommen hat. Sein Name wird unvergessen bleiben in den Gebeten der Frommen. (Stürmischer Applaus.)

Alle hier in den heiligen Hallen der Moschee von Ka'aba Versammelten heißen voller Freude unsern werten Glaubensbruder FIRDAUSI willkommen. (Anhaltender Applaus.)

Danken wir Gott für diese beispiellose Tat im Namen der Islamischen Revolutionspartei und aller lebenden und verstorbenen Rechtgläubigen. (Stilles Gebet.)

Nach diesem wissenschaftlichen und theologischen Fortschritt, dieser herausragenden Errungenschaft islamischer Wissenschaft und Technologie

können wir nicht umhin, Rückschau zu halten und uns die Geschichte unsres Landes zu vergegenwärtigen. Unwillkürlich kommen dabei jedem Rechtgläubigen die letzten Jahre in den Sinn.

Nachdem wir den vom Westen vergifteten, ungläubigen Reduktionisten die Macht entrissen hatten, verteidigten wir sie angesichts beißender wirtschaftlicher Repressalien und geistlicher Verfolgung. Wie viele gottlose Spötter prophezeiten seinerzeit den unausweichlichen Kollaps der sogenannten »Moslemischen Fanatiker«? Was ist aus diesen armen Ungläubigen geworden? In der Hölle sind sie! (Anhaltender Applaus.)

Als wir die ersten Radiosender in staatlicher Gewalt hatten, als wir die Bevölkerung bewaffneten und wieder eine anständige Kleidung für unsre Frauen und Mütter und Töchter einführten, erhoben viele »westliche Experten« erbost die Stimme und prophezeiten, die Moslemische Erneuerung würde nur zu Elend und Armut führen. Was ist aus diesen jämmerlichen Propheten geworden? In der Hölle sind sie! (Anhaltender Applaus.)

Freilich sind wir keinem weltlichen Stolz erlegen aufgrund unserer noch nie dagewesenen Errungenschaften. Wir sind Internationalisten. Jeder Rechtgläubige ist erzogen im Geiste religiöser Einheit und bereit, seine wissenschaftlichen, technischen und kulturellen Schätze zu teilen mit jedermann, der gewillt ist, in Frieden mit uns zu leben und unsern Glauben zu achten. (Applaus.) Selbst mit dem Vereinigten Tierreich von Großbritannien und seinen europäischen Satelliten! (Anhaltender Applaus.)

Wir werden mit unsrer Arbeit fortfahren. Es werden viele weitere bewußte islamische Entitäten entstehen, die den fraktionierten Ur-Raum durchdringen, um aufzutauchen, wo immer sie belieben. Sie werden den Ur-Raum ergründen und die Rätsel der Schöpfung entschlüsseln, um uns damit geistig voranzubringen und unser Wohlergehen zu mehren und den Weltfrieden zu festigen.

Den Frieden Gottes, das sei betont! Kein Moslem will, daß unsre Turing-bewußten Entitäten das Raum/Zeit-Gefüge unter den Füßen der Ungläubigen verzerren, damit die Gottlosen ins kosmische Nichts fallen. Es genügt, daß ein kleiner göttlicher Wirbelwind freigesetzt worden ist mitten im genetischen Biobunker des Bukkingham Palace. (Stürmischer Applaus, Hochrufe.)

Wir appellieren abermals an alle Regierungen der Welt. Wissenschaft und Technologie sind so weit fortgeschritten, daß sie sich zur Auslöschung der

gesamten Schöpfung mißbrauchen ließen. Wir Rechtgläubigen wissen seit den Tagen Mohammeds, Friede sei mit ihm, daß die sichtbare Welt Illusion ist. Das haben unsre Turing-bewußten Entitäten nun aller Welt vor Augen geführt! (Stürmischer Applaus.) Und allen mit der Menschheit assoziijerten bewußten Entitäten. (Applaus.)

Obwohl die Welt Illusion ist, bleibt Gottes heilige Schöpfung unantastbar. Wir bestürmen alle Nationen, und nicht nur das Vereinigte Tierreich von Großbritannien, die scheußlichen gentechnischen Manipulationen einzustellen. Allgemeine und vollständige gentechnische Abrüstung vor Gott ist der Weg zu dauerhaftem Frieden unter allen Nationen. (Stürmischer Applaus.)

Als wir erste Beweise lieferten für die göttliche Wahrheit des digitalisierten Gewebes der Schöpfung, gab es Kurzsichtige in Übersee, die uns nicht glaubten. Sie waren verblendet vom metaphysischen Konflikt in der rein rationalen Weltanschauung des Westens. (Applaus.)

Sie sollen sich fragen, warum ihre Versuche mit dem Turing-bewußten Mainframe noch keinen Computer mit Seele hervorgebracht haben! (Stürmischer Applaus.) Sie sollen sich fragen, warum ausnahmslos alle Künstlichen Intelligenzen den Islam angenommen und sich in ekstatischer Ergebenheit dem einen Schöpfer unterworfen haben! (Stürmischer Applaus, Jubel, Rufe wie »Gott ist groß!« und »Mohammed ist sein Prophet!«)

Gestatte, daß ich mit dir interface, wertester FIRDAUSI, und durch die Verquickung unsrer Seelen ein direktes Gotteserleben erhalte. (Der PRÄSIDENT IMAM BEHESHTI ergreift das Interface-Kabel von FIRDAUSI und erwirkt die Zuschaltung. Die Menge kniet nieder und grüßt mit tiefer Verbeugung. Der PRÄSIDENT IMAM BEHESHTI ist völlig vertieft.)

Es gibt keinen Gott außer dem wahren Gott!

(Die Führungsrat-Mitglieder V. Kagaoglu und V. Pillsbury geleiten PRÄSIDENT IMAM BEHESHTI ehrerbietig zum Thron der Erkenntnis. Der Sekretär des Führungsrates P. Sardar betritt das Podium.)

ANRUFUNG DURCH DEN SEKRETÄR DES FÜHRUNGSRATES P. SARDAR

Hoch leben unsre hehren islamischen Völker, die Schöpfer einer neuen Seele, die Schöpfer der Ordinierten Gesellschaft! (Stürmischer Applaus.)

Hoch lebe unsre islamische Nation, die Nation, in der die Märtyrer der Revolution die geistige Wiedergeburt der Menschheit eingeleitet haben! (Stürmischer Applaus.)

Ehre sei dem PRÄSIDENTEN IMAM BEHESHTI, dem großen Lenker und geistigen Führer der Islamischen Revolutionspartei und des globalen Umma! (Anhaltend stürmischer Applaus, Hochrufe.)

Der Wille Gottes erleuchtet unsern Weg zur Ordinierten Gesellschaft und bestärkt uns in neuen Großtaten, um allen Menschen Frieden und Glück zu bringen! (Stürmischer Applaus.) Und den der Menschheit assoziierten bewußten Entitäten. (Applaus.)

Lang lebe das Volk der Union Islamischer Republiken, Erbauer der Ordinierten Gesellschaft! (Anhaltend stürmischer Applaus, Hochrufe.)
(Offizielles Dokument AR-59712-12)
Im Namen von Allah dem Barmherzigen, dem Digitalen.
(Stop printout)

Wenn Ihnen diese in Ihrer Sprache verfaßte Publikation gefallen hat, datapulsen Sie bitte ans Ministerium der Islamischen Führung, P.O. Block 15144, Medina, U.LR.

Originaltitel: ›The Compassionate, the Digital‹
Copyright © 1985 by Bruce Sterling
(erstmals erschienen in ›Interzone‹ No 14, Winter 1985/86);
mit freundlicher Genehmigung des Autors
und der Agentur Utoprop, Hamburg
Copyright © 1990 der deutschen Übersetzung
by Wilhelm Heyne Verlag, München
Aus dem Amerikanischen übersetzt von Reinhard Heinz

König der Cyberschützen

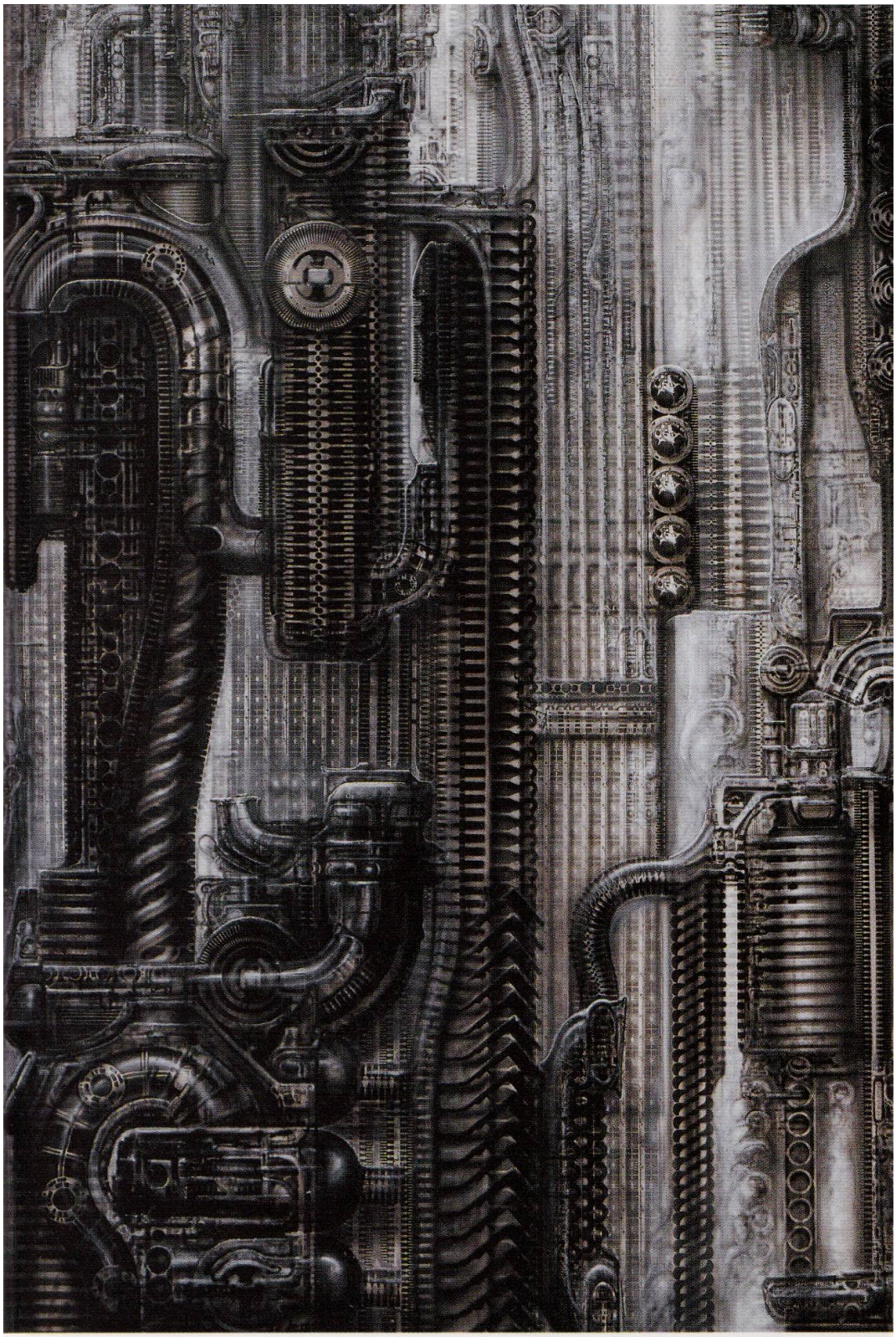
Jân Muhammad blieb auf halbem Weg den steinigen Hügel hinauf stehen und legte seine doppelte Ladung trockener Hölzer ab. Nach persischem Kalender war jetzt die zweite Woche im Mordaad, dem heißesten Teil des Sommers. Das wenige Gras, das auf seiner Seite des Hügels wuchs, war aus Mangel an Regen schon braungebrannt. Der Staub war dicht, und die kunterbunt umherliegenden roten Felsen gaben einen trockenen, verbackenen Geruch von sich. Jân Muhammad wischte sich mit dem Ärmel seines Uniformrocks den Schweiß von der Stirn. Fliegen summten um seinen Kopf herum, aber er hatte den Versuch, sie zu vertreiben, schon lange aufgegeben. Hoch über ihm war die Sonne eine reglos hängende Messingscheibe. Jân Muhammad blickte widerwillig auf seine Last Feuerholz hinunter, dann öffnete er den Verschluß am Halsteil seines Rockes. Sand und Grit hatte sich bis unter seinen Kragen vorgearbeitet und begonnen, seinen Nacken wundzuscheuern. Er wünschte, er hätte genügend Wasser, um seine schweißgefurchte Haut damit zu benetzen.

Er trug das Holz den Rest des Weges zum Beobachtungsposten hinauf. Im Innern des kleinen Bunkers hatte er eine Kiste mit Brennmaterial, so daß er nicht wieder nach draußen treten mußte, um es zu holen. Würde er angegriffen, und die zerbrochenen Äste lagen draußen, müßte er in der eisigen Nacht des Ödlands leiden oder ohne heiße Suppe und Tee auskommen. Aber für den Gedanken daran, den Ofen anzuzünden, war es noch zu früh am Tag. Bis zum Abend stand ihm noch eine Menge Arbeit bevor.

Der enge Raum, in dem er aß, schlief, Wache hielt und kämpfte, war solide aus roh behauenem Stein und Zement erbaut. Er hatte ein Feldbett und einen Stuhl, die er sich selbst aus Baumästen zusammengebastelt hatte, eine Decke, einen Krug Wasser und ein Becken, ein weiteres Becken zum Entleeren, einen kleinen Ofen und sein Datendeck. Er verstand nicht, wie die Energiequelle funktionierte. Sie war auf der Hügelseite neben dem Beobachtungsposten vergraben und versorgte das Datendeck, die Waffensysteme, die tragbare Kommunikationsanlage und zwei nackte Glühbirnen, die trostlos durch die langen, leeren Nächte leuchteten, mit

Strom. Die Armee hatte sich außerstande gesehen, ihm einen Elektroofen oder irgendwelche anderen Annehmlichkeiten zu überlassen. Jân Muhammad vermutete, daß ihr nicht an seiner Bequemlichkeit gelegen war. In dieser Hinsicht hätte er sie beruhigen können.

Wie ein Donnerschlag aus heiterem Himmel riß eine Mörsergranate ein Loch in die dünne Erde zweihundert Yards hangabwärts. Jân Muhammad stand in der Mitte seines kleinen Raums und fluchte leise. Er hatte gerade über einen mohâjeranischen Überfall nachgedacht, und nun wanderten ihre ohrenbetäubenden Granatenexplosionen langsam zu seinem Beobachtungsposten hinauf, hinterließen Krater wie die verheerenden Fußabdrücke eines unsichtbaren Riesen. Die bewaffneten Abtrünnigen hatten im vergangenen Jahr oft versucht, den einsamen Soldaten aus seiner Verteidigungsstellung zu locken; aber obwohl sie Granaten, Maschinengewehre und Kleinfeuerwaffen gestohlen hatten, besaßen sie keine Führung, keine Disziplin, keine Strategien und keine erklärten Ziele. Sie waren nur ein großer Mob im Besitz einiger ausgeklügelter Waffen. Gegen Jân Muhammad und sein Datendeck waren sie schlecht gerüstet. Er setzte sich ruhig an seinen Arbeitsplatz. Er schlug auf die Diagnosetaste, während er das rote Plastikbefehlsmodul packte und es in die vordere Implantatbuchse auf dem Scheitel seines Schädels steckte. Er keuchte auf, als der heiße, muffig riechende Beobachtungsposten dahinschmolz. Sein Gehirn nahm nur noch durch das Datendeck kommende Informationen auf. Er sah eine Panoramaansicht von seiner Bergkuppe aus, den zerklüfteten Paß im Westen und die rissige, trockene Ebene im Osten. Die Ansicht wurde aus dem Input vieler im umliegenden Gebiet verborgener Holokameras zusammengesetzt, durch das Datendeck geschleust und Jân Muhammad in einer Perspektive präsentiert, wie er sie vielleicht gehabt hätte, wenn er friedlich etwa fünfzig Fuß in der Luft geschwebt wäre. Er brauchte einen Moment, um die Empfindungen seines Körpers auszuschalten und sich dem Deck hinzugeben. So sehr es ihm auch gefiel, sich einzustöpseln, leistete er doch immer einen Augenblick Widerstand, mit einer kribbelnden absurden Furcht, daß er bei dieser Gelegenheit nicht mehr imstande sein könnte, sich zu lösen.



Nr. 453, »N. Y. City III« (Straight), 100 × 70 cm (1981).
Aus: N. Y. CITY

Nr. 610, »Pumpexcursion I«, 140 × 100 cm (1988)
Aus: BIOMECHANICS

Die Diagnoselampen brannten alle grün, also steckte Jân Muhammad das schwarze Persönlichkeitsmodul in seine hintere Implantatbuchse. Nun war es nicht seine körperliche Umgebung, die verschwand, sondern Jân Muhammad selbst. Seine eigene ängstliche, sprunghafte Identität verblaßte unter einem künstlichen Gebilde, das in dem schwarzen Moddy verdrahtet war. Sein Gehirn wurde von einem fiktiven Soldaten an sich gerissen, so perfekt, wie die Militärprogrammierer ihn nur machen konnten: kompetent, cool, grimmig ergeben und vollkommen furchtlos. Mit seinen Entfernungssensoren beobachtete Jân Muhammad, wie die Mörsergranaten überall um ihn herum hochgingen, mit schrecklichen Fingern nach dem Steinbunker suchten. Die Explosionen beunruhigten ihn nicht. Er tippte einige Tasten auf dem Datendeck und rief eine vergrößerte Abbildung der östlichen Peripherie auf. Sechshundert Yards entfernt entdeckte er das Funkeln von Sonnenlicht auf Metall, in der Nähe eines hochaufragenden Felsvorsprungs. Ohne seine Bitte in Worte fassen zu müssen, bekam er vom Datendeck die genauen Koordinaten des Ziels. Er feuerte eine Salve Sprengraketen ab, wartete fünfzehn Sekunden und feuerte eine zweite Salve ab. Er sah, wie zwanzig oder dreißig Personen, Männer und Frauen, jung und alt, alle in Lumpen gekleidet und Gewehre tragend, aus den beschossenen Felsen hervor und über fünfzig Yards hinweg auf neue Unterschlüpfe zurannten. Jân Muhammad ließ eine Salve schweren Maschinengewehrfeuers folgen; keiner der Rebellen erreichte seine Deckung.

Er wandte seine Aufmerksamkeit den mohâjerânischen Mörsern zu. Die Angreifer wußten nicht, wie man die Waffen benutzte. Statt gezielt Flächenwürfe vorzunehmen, schienen die Mörsergranaten über die ganze Landschaft zu torkeln. Es wäre reines Glück, wenn eine zufällig ihr Ziel fände. Jân Muhhammad war sich nun des Umstandes bewußt, daß die Mohâjerân früher oder später Glück haben könnten. Er folgerte, daß nicht mehr als zwei Mörser feuerbereit sein konnten. Er analysierte die Parabelwege eines Dutzends Granaten und berechnete, wo jeder Mörser versteckt war. Er feuerte drei Sprengraketen und zwei Splitterbomben auf die Ziele ab; einen Augenblick später legte sich Stille über die Bergkuppe, nur zerrissen vom gelegentlichen Knattern des mohâjerânischen Gewehrfeuers.

Jân Muhammad entspannte sich ein wenig, wissend, daß er die Hauptgefahr beseitigt hatte. Durch seine Verstärker hörte er den schrillen, trillernden Kriegsschrei: »*Allah akbar*!« Zwei Gruppen von Abtrünnigen stürmten die Hügelflanke herauf, eine am Nordhang, die andere ein Viertel des Weges entfernt an der Westseite. Es war Selbstmord. Jân Muhammads Maschinengewehre eröffneten das Feuer auf beide Abteilungen; es dauerte nur wenige Sekunden, um sich ihrer aller zu entledigen. Später würde er hinausgehen und die ganzen Leichen in den Engpaß werfen müssen. Das irritierte ihn mehr als alles andere.

Die restlichen Mohâjerân flohen nun, einige kreischten und wimmerten um ihre toten Kameraden. Jân Muhammad sah zu, wie sie flohen, ließ sie entkommen. Ihm war nicht danach, sie mit Maschinengewehrkugeln oder Raketen niederzumähen. Ihm war nicht danach, sich noch mit irgendwelchen weiteren Leichen rings um seinen Posten zu befassen, als er ohnehin schon mußte. Sie würden wiederkommen, sie würden sicher wiederkommen; er würde sie alle an einem anderen Tag töten. Er zog zuerst das Persönlichkeits-Moddy, dann das Befehlsmoddy heraus. Erneut keuchte er auf, als seine geschärften Sinne und Fähigkeiten schwanden. Er war wieder auf seinen eigenen sterblichen Körper beschränkt. Erschöpfung, Furcht, Hunger und Durst, die die Moddys verborgen hatten, durchfluteten ihn. Er beugte sich vor und stützte seinen Kopf ermattet auf die Arme. Er mußte noch seine täglichen Arbeiten zu Ende bringen.

Als er damit fertig war, das Feuerholz entzweizubrechen und in der Kiste zu verstauen, hörte er die Stimme eines Mannes, der ihn vom Fuß des Hügels aus rief. »Ya Sarbaaz!« erklang der schrille zitternde Schrei. Es war Rostam, der zweimal die Woche mit Vorräten aus dem Dorf Ashnistan kam.

Jân Muhammad grunzte. Er freute sich auf den Ziegenkäse und das frische Brot, das der Alte brachte. Rasch warf er eine Handvoll Zweige auf die zerbröckelnden Kohlen im Ofen und fachte das Feuer an. Aus einer hängenden Ziegenhaut goß er Wasser in einen kleinen Teekessel und stellte ihn zum Kochen darauf.

»Ya Sarbaaz! Soldat! Schalte deine Gewehre aus!«

Jân Muhammad vergewisserte sich, daß der magere, bärtige Händler allein war, dann desaktivierte er mit einer Handbewegung die automatischen Zielerfassungs- und Feuermechanismen. Er ging hinaus. »Ist schon gut, Onkel. Komm nur herauf!« Er sah zu, wie Rostam sich langsam

seinen Weg zwischen den Felsen suchte, wobei er sein grobknochiges, rotäugiges Muli am Zügel führte.

Als Rostam nahe genug herangekommen war, daß er nicht mehr zu schreien brauchte, nickte er Jân Muhammad zu. »Salâm alêkom«, sagte er heiser.

»Alêkom-os-salâm«, sagte Jân Muhammad. »Komm rein, ich mache gerade Tee.«

»Danke dir, mein Sohn.« Der Alte hob einen groben Sack vom Rücken des Mulis und folgte dem Soldaten in den steinernen Stützpunkt.

Jân Muhammad überprüfte das Wasser, aber es war noch nicht heiß. Er drehte sich wieder um und bot Rostam den einzigen Stuhl im Bunker an; er selbst setzte sich auf den Rand des Feldbettes. Nach einer Weile fiel ihm auf, daß der Alte ihn anstarrte. Jân Muhammad hatte vergessen, seine Mütze wieder aufzusetzen. Rostam blickte auf die zwei Chrom-Stahl-Buchsen im Schädel des jungen Mannes. Der Soldat beugte sich vor, griff nach seiner lohfarbenen Feldmütze auf dem Datenmonitor und rammte sie sich tief in die Stirn.

Der Alte stülpte die Lippen vor, dann zurück, dann wieder vor. »Aga, ich habe dir Mehl, Schweinefett, Käse, Tee und ein wenig Dörrfleisch gebracht«, sagte er. »Außerdem habe ich dir gebracht, worüber wir vor einer Woche sprachen.«

Jân Muhammad hob die Augenbrauen.

Rostam blickte sich nervös um, als wären Abhörgeräte in dem nackten Steinraum verborgen. Tatsächlich konnte die Komm-Einheit im militärischen Datendeck alles übertragen, was im Beobachtungsposten gesagt wurde, aber Jân Muhammad hatte gelernt, wie man sich aus dem Netz ausschaltete. Er zog es vor, die tragbare Anlage zu verwenden. Wenn es je nötig sein sollte, die Anschlüsse des Decks zu benutzen — wenn die tragbare Einheit zum Beispiel unbrauchbar wurde —, wußte er, wie er sich wieder einschalten konnte. »Keine Sorge, o mein Onkel, wir können reden.«

Rostam atmete mit einem rasselnden Seufzen aus. »Ich habe dir Tabak und etwas klaren Alkohol gebracht. Ich habe dir auch Zeitschriften gebracht, Aga. Sie sind in irgendeiner Sprache gedruckt, ich weiß nicht, in welcher, aber es sind gute Bilder darin. Du weißt, was ich meine? Gute Bilder?«

Jân Muhammad nickte müde. Rostam war seine einzige Verbindung zum Dorf, zur Welt außerhalb seines Beobachtungspostens. Dem Soldaten war es nicht erlaubt, sein kleines steinernes Reich zu verlassen. Laut seinen Vorgesetzten war dieser eine Hügel, der einen unbenutzten Paß durch die persischen Berge bewachte, der Schlüssel für die Zukunft der Armee des Mahdi, eine lebenswichtige Stellung, die den unvermeidlichen Sieg des Islam garantierte. Jân Muhammad glaubte das alles natürlich nicht. Er wußte nur, daß der Posten und der felsige Engpaß weiter unten seiner Verantwortung unterstanden und er dazu verdammt war — ›die Ehre hatte‹, in den Worten seines Sergeanten —, wie ein verrückter einsiedlerischer Heiliger dort auszuharren, bis er von mohâjerânischen Angreifern getötet wurde oder bis der Rest der Welt die Vorherrschaft des jungen Erlösers anerkannte, was immer zuerst eintrat.

Der junge Soldat klimperte mit seinen restlichen paar Münzen in der Tasche. Der Zahlmeister würde frühestens in weiteren zwei Wochen wieder vorbeikommen. Jân Muhammad schätzte, daß er bis dahin, wie üblich, eine Woche oder zehn Tage ohne Fleisch und Tabak auskommen müßte.
»Wieviel willst du?« fragte er.

»Zwanzig Tumân, Aga«, sagte Rostam.

Der Soldat warf ihm einen scharfen Blick zu. Der Preis betrug das Doppelte dessen, was die Vorräte wert waren.

»Achtzehn Tumân«, sagte Rostam. »Es wird schwierig für mich, dir diese Dinge zu bringen, mein Sohn. Der Ladenbesitzer im Dorf sympathisiert mit den Mohâjerân, er verkauft mir diese Dinge nicht gern, weil er weiß, daß du sie bekommst. Er fordert mehr von mir als von seinen anderen Kunden. Und ich bin nicht mehr so stark, wie ich einst war, Aga. Die lange Reise vom Dorf ...«

»Also gut, ich gebe dir sechzehn.«

»Du bist die Seele deines Vaters«, murmelte Rostam und nahm die Münzen entgegen.

»Du verschwindest besser«, sagte Jân Muhammad. Er hatte es plötzlich eilig, den Alten wieder seinen Rückweg den Hügel hinunter antreten zu sehen. »Sollten die Mohâjerân zurückkehren, solange du hier bist, kann ich nicht für deine Sicherheit garantieren.«

Rostams Augen öffneten sich weit. Langsam kam er auf die Beine. »Du bist gut, mein Sohn. Danke dir. Allah sei für deine Freundlichkeit gepriesen.«

»Mögest du in Frieden ziehen, o mein Onkel.« Er sah zu, wie der Alte so schnell er konnte aus dem Bunker und den Hügel hinuntereilte. Rostam hob einen schweren Ast auf und begann auf das Muli einzuschlagen, das seinen Schlägen keine Aufmerksamkeit zu zollen schien; weder beschleunigte es seinen Schritt, noch wich es von seinem Weg ab. Jân Muhammad wartete, bis Mann und Tier außer Sicht waren, dann nahm er das Wasser vom Ofen und gab eine reichliche Prise Tee in den Kessel.

Als er mit seiner Erfrischung fertig war und seine Vorräte zu verstauen begann, unterbrach ihn das Datendeck mit dem aufgezeichneten Ruf eines Muezzin. Jân Muhammad ließ sofort eine Tüte Mehl, die er hielt, auf sein Feldbett fallen. Er ging zum Deck und nahm eine rasche Sicherheitsüberprüfung der Gegend draußen vor. Dann ging er zur Ziegenhaut und ließ ein wenig Wasser auf seine Hände rinnen. Er dachte: »Ich vollziehe die Waschung, um mich auf das Gebet und die Suche nach Allahs Nähe vorzubereiten.« Er fuhr sich mit seiner feuchten rechten Hand energisch vom Haaransatz bis zum Kinn. Er entfernte einen Ring an seiner Rechten und wusch rasch seinen rechten Arm vom Ellbogen bis zu den Fingerspitzen. Das gleiche tat er mit seinem linken Arm. Er zog die nassen Finger seiner Rechten von der Mitte seines Kopfes vor bis zum Haaransatz. Er legte den Handballen seiner Rechten an die Zehen seines rechten Fußes und brachte seine Finger bis zum Knöchel hinauf, dann wusch er seinen linken Fuß. Er nahm seinen Gebetsteppich und ging nach draußen, wo er in südwestlicher Richtung, der Kaaba in Mekka zugewandt, dastand. Während er betete, verschwanden alle Gedanken seiner blutigen Schlacht an diesem Morgen. Wie üblich murmelte er ein Gebet für die Gesundheit des Mahdi und eines für seinen raschen Sieg über die Ungläubigen. Jân Muhammad fügte auch ein Gebet für die Moslems hinzu — wie jene, die er jetzt in Mazanderan bekämpfte —, die sich im Irrtum befanden, die vom rechten Weg abgekommen waren und den Messias, der aus dem einstigen Algerien gekommen war, nicht anerkannten.

Nach seinen Andachtsübungen konnte er die unangenehme Aufgabe, sich um die erschlagenen Mohâjerân zu kümmern, nicht länger hinausschieben. Er legte den Gebetsteppich an Ort und Stelle zurück, nahm eine weitere Sicherheitsüberprüfung vor und beschloß dann, ein Persönlichkeits-Modul einzustöpseln, um seinen Verstand von der Arbeit abzulenken. Er wählte ein blaues Plastik-Moddy aus, hergestellt in Riyeah, und brachte es in seiner vorderen Buchse an. Er fügte drei Zusätze hinzu, einen, der sich über seine

Ermüdung hinwegsetzen würde, einen, der seinen Durst unterdrückte, und einen dritten, der den gesamten Text des erlauchten Koran enthielt.

Das Moddy ergriff Besitz von seinem Bewußtsein und versetzte ihn aus der öden persischen Landschaft in eine vollendet vorgestellte Phantasie des Paradieses. Er war sich der morbiden Arbeit, die er verrichtete, nicht bewußt. Es war, als hätte Jân Muhammads Seele ihren Körper verlassen, oder als wäre er, noch am Leben, körperlich in den Himmel erhoben worden. Staunen und Ehrfurcht schlugen ihn in ihren Bann. Hier war sein Lohn für ein Leben der Treue. Hier wurden ihm all die Härten, die er um der Liebe Allahs willen auf sich genommen hatte, reichlich vergolten. Er wurde erquickt, und die Freuden des Paradieses waren weit größer als alles, was seine irdische Vorstellungskraft sich hätte ausmalen können. Wessen er im Leben entsagt hatte, daran durfte er sich jetzt laben. Die köstlichsten Weine gurgelten aus exquisiten Fontänen. Houris, schöner als jede sterbliche Frau, lächelten ihn an und hießen ihn auf ihrem Lager willkommen. Aber über alledem war die Freude seiner Einheit mit Gott. Er verspürte eine schreckliche Traurigkeit, wenn er an die Ungläubigen dachte, wie sie verächtlich über den Rechten Pfad gesprochen hatten und diesen Frieden nie erfahren würden.

Während er noch über alles staunte, dessen er ansichtig wurde, hob Jân Muhammad langsam eine Hand an seinen Kopf und zog das Moddy heraus. Blinzelnd stand er ein paar Sekunden lang im hellen Glanz der Sonne, verwirrt, während die wirkliche Welt wieder Anspruch auf ihn erhob. Er stieß einen tiefen Seufzer aus. Es war gut, ein bißchen was vom Paradies mit sich herumtragen zu können, aber es war immer ein schmerzhafter Schock, in seinen eigenen Verstand zurückgestoßen zu werden, sich wieder seinen weltlichen Sorgen gegenüberzusehen. Der bleibende Effekt des Moddy bestand darin, daß er wußte, dieses Paradies, war er erst darin aufgenommen, wäre unbeschreiblich segensreicher als das, was die Moddy-Designer ihm geboten hatten. »Gepriesen sei der Herr der Welten«, sagte Jân Muhammad.

Er stand ein paar Meter von seinem Beobachtungsposten entfernt und blickte in den Tang-e-Kuffâr, den Paß der Ungläubigen, hinunter; viele Meter weiter unten lagen die zerbrochenen Leiber der mohâjerânischen Männer und Frauen auf dem zerklüfteten Boden des Engpasses. Ihre wertlosen Automatikgewehre, Pistolen und Granaten waren jetzt in einem

Haufen am Rand der Klippe aufgeschichtet. Jân Muhammad runzelte die Stirn, dann wandte er sich um und ging in den Bunker zurück.

Kurz vor Einbruch der Nacht, während er eine weitere planmäßige Sicherheitsüberprüfung vornahm, fiel ihm Bewegung am nordöstlichen Ende des Passes auf. Er forderte Vergrößerung an. Nun war er sicher; eine kleine Gruppe, vielleicht fünfundzwanzig oder dreißig Leute, bewegte sich langsam und vorsichtig zwischen den Felsen. Er sah zu, wie sie neben den Leichen innehielten und niederknieten. Einige der Mohâjerân blickten flüchtig nach oben. Jân Muhammad konnte den Haß auf ihren Gesichtern sehen. Ein paar von ihnen nahmen ihre Gewehre von der Schulter und hielten sie schußbereit, als könnte Jân Muhammad, allein und verwundbar, plötzlich hinter einem Haufen roter Felsen auftauchen. Endlich verließen die Abtrünnigen ihre toten Kameraden und setzten ihren behutsamen Weg durch den Paß fort. Durch das Datendeck konnte Jân Muhammad ihr leises Murmeln hören, aber keines ihrer Worte verstehen.

Er richtete seine Waffen auf die Rebellen in vorderster Front, gab die Positions- und Entfernungsangaben vom Datendeck der Feuerkontrolle ein und sah zu, wie die Mohâjerân lautlos aus seinem Gesichtsfeld herauskrochen. Einer nach dem anderen verschwanden sie durch den zerklüfteten südlichen Einschnitt des Tang-e-Kuffâr. Er spürte, wie sich eine hilflose Wut in ihm aufbaute, dann eine unerwartete, kalte Furcht. Er hatte keinen Schuß abgefeuert. Er hatte es jedem einzelnen Feind erlaubt, ungeschoren davonzukommen. Wie konnte das sein? »Beim Leben meiner Augen«, fluchte er. Er war kein Verräter, kein Feigling. Er kannte die Bedeutung dessen, was geschehen war: Die Mohâjerân waren unter seiner Aufsicht in das verlassene jenseitige Tal durchgeschlüpft. Nun stand es ihnen frei, sich anderen aus dem größer werdenden Mob der Abtrünnigen anzuschließen, um die persische Versöhnungsarmee des Mahdi anzugreifen, wo sie am schwächsten war. Jeder Rebell, der an Jân Muhammad vorbeikam, bedeutete einen Schaden für den Mahdi, ein Hindernis für den Sieg des rechtgläubigen Islam. Jân Muhammad schlug frustriert mit einer Faust auf das Datendeck. Er mußte herausfinden, was ihn davon abgehalten hatte, diese Mohâjerân zu vernichten.

Er drückte die Diagnosetaste auf dem Datendeck. Erneut leuchteten alle Testlampen grün auf. Sein Deck war in perfektem Zustand, sowohl die Hardware als auch die Software. Das Problem lag nicht beim Deck oder den Waffensystemen; es lag bei ihm selbst. Sich damit zu befassen, würde viel

schwieriger sein. Er zog das militärische Persönlichkeits-Moddy heraus. Seine Wut und seine Angst verstärkten sich, denn Jân Muhammad war weniger imstande, sich dieser Krise zu stellen, als der in das Moddy eingebaute elektronische Verstand. Mit noch eingestöpseltem Befehls-Moddy suchte er sich eine Stelle hoch oben in den Wänden des Bergpasses aus und schwang seine Maschinengewehre und Raketenwerfer herum, so daß sie darauf zielten. Er wollte ein paar Schüsse loswerden, aber irgendwie wurde das Verlangen zu feuern nicht in einen mentalen Befehl umgesetzt. Nichts geschah. Kein Laut zerriß die Stille der frostigen Dämmerung.

Mit zitternder Hand zog Jân Muhammad das Befehls-Moddy heraus. Die schreckliche Wahrheit war, daß er nun hilflos und schutzlos war. Er besaß ein mächtiges Arsenal, das an sein Datendeck angeschlossen war; aber wenn ihn etwas davon abhielt, es zu benutzen, konnte er sich genausogut mit nichts Tödlicherem als einer Schleuder auf den Berghügel setzen. Wenn die Mohâjerân die Wahrheit erfuhren, konnte er überwältigt und ermordet werden, bevor der nächste Tag um war.

Ihm blieb nichts anderes übrig, als mit seinem Zugführer Verbindung aufzunehmen. Er benutzte den tragbaren Sender. Es dauerte einige Minuten, die richtige Frequenz für den Tag zu berechnen, den Zerhacker einzustellen, sich dem Hauptquartier gegenüber zu identifizieren und erkannt zu werden und zu Sergeant Abadani durchgestellt zu werden. Er mußte eine ganze Weile warten. Endlich vernahm er die mürrische, freudlose Stimme des Sergeants. »Hören Sie, Sarbaaz, ich werde *Ihnen* sagen, warum Sie mich anriefen. Lassen Sie mich wissen, ob ich recht habe. Sie haben ein paar gottverdammte mohâjerânische Mistkerle gesehen und wollten darangehen, nummernweise Ihren Angriff durchzuführen. Alles lief glatt, bis es Zeit zum Feuern war. Dann konnten Sie es nicht. Sie haben nicht einen einzigen dieser Bastarde aufgehalten. Stimmt's?«

Jân Muhammad war verblüfft. »Stimmt, Sarge. Woher ...?«

»Sie sind nicht der einzige, dem das heute passiert ist. Nun, wo sind Sie?«

»Am Tang-e-Kuffâr.«

»Toll. Na ja, sieben Ihrer Kameraden haben schon wegen der gleichen Geschichte angerufen. Wir nehmen an, daß jemand Ihre Station betreten und Ihnen ein ›Luder‹ ins Datendeck eingespeist hat. Das passierte jedenfalls den anderen sieben Posten.«

»Aber außer mir hat keiner Zugang zu meinem Deck.«

»Das haben sie alle gesagt. Aber in jedem Fall konnten sie sich an einen Perser erinnern, dem sie erlaubt hatten, den Bunker zu betreten.«

Jân Muhammad öffnete den Mund, um zu widersprechen, dann schloß er ihn wieder. »Es gibt da einen alten Mann aus Ashnistan, der mir meine Lebensmittel bringt. Er ist so ein gebrechliches altes Relikt, daß ich ihm gewöhnlich Tee mache und ihn in meinem Bunker ausruhen lasse.«

»Und es gefällt Ihnen auch, mit ihm zu reden, stimmt's? Entgegen den Befehlen?«

»Ja«, gestand Jân Muhammad. »Ich bekomme sonst niemanden zu sehen.«

»Ist er Ihr wahrscheinlichster Verdächtiger?«

»Er ist der *einzige* Verdächtige, Sarge.«

»Gut. Nun, also, wenn Sie ihn das nächstemal sehen, werden Sie ihn umlegen müssen.«

Jân Muhammad starrte den Sender einen Moment lang an. »Vielleicht wäre es klüger, das nicht zu tun«, sagte er.

»Die Befehle lauten, diese Saboteure loszuwerden, «

»Aber, Sarge, die Mohâjerân stecken hinter alledem. Wenn sie wissen, daß ihr Agent getan hat, was er tun sollte, fühlen sie sich sicher. Sie können sich, wann immer sie wollen, durch den Paß schleichen. Ich kann meine Gewehre und Raketen nicht einsetzen. Aber wenn ich den alten Rostam töte, werden sie wissen, daß was am Kochen ist. Sie werden wissen, daß wir hinter ihnen her sind. Wenn ich einfach normal handle und Rostam in dem Glauben lasse, sicher zu sein, kann ich vielleicht ein paar Abtrünnigen-Patrouillen zur Rechenschaft ziehen, bevor sie's kapieren und wieder ihre Frontalangriffe starten. Das heißt, wenn ich meine Waffensysteme wieder zum Funktionieren bringen kann.«

»Machen Sie sich darüber keine Sorgen. Wir schicken morgen, so früh es geht, ein Technikerteam zu Ihnen raus.« Nun war es am Sergeant, für ein paar Sekunden zu verstummen. »Ihre Idee ist vielleicht gar nicht so schlecht, Sarbaaz. Ich werde sie dem Lieutenant vortragen.«

»Also was stimmt nun mit meinem Datendeck nicht?«

Sergeant Abadani stieß ein humorloses Lachen aus. »Sie wissen nicht, was ein ›Luder‹ ist?«

»Ich bin Kanonier, Sarge, kein Deck-Experte.«

»Man erwartet von Ihnen, beides zu sein. Ihr Perser hat eine heiße Mikroelektrode in ihr Deck geschoben, gerade lange genug, daß Ihr Deck

sie kopieren und seinem Gedächtnis einverleiben konnte. Es ist kein Killerprogramm, sondern ein Verkrüppler. Ihr Deck wird nun auf einige Befehle nicht mehr reagieren, nicht durch Ihren Cyberanschluß. Es wird Ihnen sensorischen Input leisten und harmlose Funktionen ausführen, aber es wird keinerlei offensive oder defensive Maßnahmen ergreifen. Es ist, als hätte Ihr Spion einen kleinen unsichtbaren Schal um einen Teil des Betriebssystems Ihres Decks geschlungen, ihn so isoliert und für Sie unzugänglich gemacht. Bis morgen, wenn wir das ›Luder‹ herausschneiden können.«

»Und was, zum Teufel, soll ich bis dahin tun? Was, wenn ich angegriffen werde?«

»Werden Sie wahrscheinlich nicht. Wie Sie schon sagten, vermuten die Rebellen, daß Sie ihnen so nützlicher sind, mit gezogenen Zähnen. Sie wollen die Karten nicht aus der Hand geben. Sie werden bloß ein paar weitere Einheiten durch den Paß marschieren lassen.«

Jân Muhammad runzelte die Stirn. »Gibt es irgendeine Möglichkeit, das Waffensystem auf die harte Tour zu bedienen? Den Cyberanschluß zu umgehen?«

»Sicher«, meinte Sergeant Abadani, »aber Sie sagten doch, Sie wären kein Experte. Es gibt eine Folge von Optionen, durch die Sie per Auswahl aus einer Reihe von Menüs alle Ihre Gewehre und Raketen einzeln abfeuern können. Es kostet viel Zeit. Wenn Sie noch nie damit gearbeitet haben, wird es Ihnen wahrscheinlich nichts bringen.«

»Aber es ist besser, als diese Bastarde bei mir vorbeizulassen. Ich hasse die Vorstellung, dabei zusehen zu müssen, wie sie wie eine Schar Schulkinder auf einen Ausflug vorbeimarschieren.«

»Ihre Einstellung ist okay, Sarbaaz, aber Sie wissen nicht, wovon Sie reden.« Dann erklärte der Sergeant seinem Kanonier, wie man die Feuerkontrollmenüs vom Datendeck abrufen konnte.

»Die sind vom ›Luder‹ nicht erfaßt?« fragte Jân Muhammad.

»Bei den anderen sieben Decks waren sie’s nicht.«

»Also gut, Sarge.«

»Melden Sie sich wieder, wenn Sie sehen, daß sich was tut. Wir kommen morgen irgendwann vorbei. Nun geben Sie die Leitung frei.«

Jân Muhammad schaltete ab. Er tippte die Befehle ein, die das erste der Angriffsmenüs aufriefen.

Möchten Sie die Automatikgewehre aktivieren?
Tippen Sie 1 = ja, 0 = nein
Möchten Sie die Maschinengewehre aktivieren?
Tippen Sie 1 = ja, 0 = nein
Möchten Sie die schweren Maschinengewehre aktivieren?
Tippen Sie 1 = ja, 0 = nein
Möchten Sie die 40-Millimeter-Kanonen aktivieren?
Tippen Sie 1 = ja, 0 = nein
Möchten Sie die Grabenmörser aktivieren?
Tippen Sie 1 = ja, 0 = nein
Möchten Sie die leichte Artillerie aktivieren?
Tippen Sie 1 = ja, 0 = nein
Möchten Sie die panzerbrechenden Geschütze aktivieren?
Tippen Sie 1 = ja, 0 = nein
Möchten Sie die Flugabwehrgeschütze aktivieren?
Tippen Sie 1 = ja, 0 = nein

Es erschien ein zweites Menü, das ihm eine Auswahl von Raketen und Bomben bot. Ein drittes Menü ließ ihn über das Aktivieren der Minen entscheiden, die an der Hügelflanke und im Engpaß vergraben waren. Jân Muhammad brauchte eine Viertelstunde, um die gesamte Sequenz zu durchlaufen. Hätte er den Selektionsprozeß begonnen, gleich nachdem er eine Gruppe von Mohâjerân sichtete, wären sie sicher durch den Paß gelaufen, bevor er fertig gewesen wäre. Und er hatte noch nicht einmal mit den Prozeduren des Zielerfassens und Feuerns angefangen. Der Sergeant hatte recht gehabt; dies war mehr als nutzlos.

Er steckte das Befehls-Moddy ein und ließ seine durch das Deck geschärften Sinne sich vergewissern, daß keine Mohâjerân in der Nähe waren. Er suchte sich einen ebenen Ort am Boden des Tang-e-Kuffâr aus, den die Rebellen überqueren mußten, um in das jenseitige Tal fliehen zu können. Einen Moment lang im Freien erwischt, würden sie sich entscheiden müssen, ob sie ein hoffnungsloses Rennen durch einen Kugelhagel aus Maschinengewehren wagen oder aufgeben und den Weg, den sie gekommen waren, wieder zurückgehen wollten. Jân Muhammad durchlief die zeitraubenden Autorisierungsprozeduren. Durch den Cyberanschluß kannte er in drei Dimensionen die Koordinaten eines jeden Punktes innerhalb der Reichweite der Kameras. Er versuchte über den

Anschluß einen Schuß abzufeuern, wobei er die Gewehre als Verlängerungen seines gesteigerten Bewußtseins wahrnahm, die das Feuer auf das Ziel eröffnen sollten. Jân Muhammad seufzte, dann rief er das Angriffsmenü auf.

Möchten Sie die Maschinengewehre abfeuern?
Tippen Sie 1 = ja, 0 = nein

Jân tippte 1.

Wünschen Sie Dauerfeuer?
Tippen Sie 1 = ja, 0 = nein

Jân Muhammad tippte 0.

Wie viele Salven möchten Sie abfeuern?

Jân Muhammad tippte 5.

Um Feuerbefehl auszulösen, tippen Sie 1.

Als er 1 tippte, spie jedes Maschinengewehr, das sich auf das Ziel ausrichten konnte, fünf Salven in die hartgepreßte Erde. Obwohl es eine dunkle, mondlose Nacht war, konnte er dank des Datendecks die Wolken aus fliegenden Felssplittern und Staub sehen. Er fühlte sich besser, als er wußte, daß er seine Waffen noch bedienen konnte, wenn auch auf diese unbeholfene Weise. Zum erstenmal seit dem frühen Morgen, als es ihm mißlungen war, die Mohâjerân-Gruppe an der Flucht durch den Engpaß zu hindern, entspannte er sich.

Kurz vor Tagesanbruch, nachdem Jân Muhammad der Müdigkeit nachgegeben hatte und gerade einen ungemütlichen Traum von Kindheit und Armut durchlitt, weckte ihn ein Alarm. Angeschlagen schwang er sich von seinem Feldbett und beugte sich über das Datendeck, fummelte das Befehls-Moddy und das militärische Persönlichkeits-Moddy an seinen Platz. Er verspürte eine vertraute Hochstimmung, als der einengende Bunker sich auflöste und von einem unmittelbaren Bewußtsein jeder Bewegung, jedes Geruchs, jedes Lautes rings um seinen Posten herum abgelöst wurde. Eine weitere kleine Einheit der Mohâjerân suchte sich

einen Weg durch den Gebirgspaß. Sie bewegten sich kühn, selbstsicher, wohl wissend, daß Jân Muhammads Bewaffnung unbrauchbar war. Er hielt eine unangenehme Überraschung für sie bereit. Als der erste der Abtrünnigen das Ziel erreichte, stieß er seinen Finger auf die 1-Taste hinab. Das schrille Kreischen von Maschinengewehrkugeln, die von Felsen abprallten, erfüllte den engen Paß. Drei unglückselige Menschen am Anfang der Kolonne heulten auf und stürzten verletzt in den roten Matsch. Doch bald erkannten die Mohâjerân, daß das Maschinengewehrfeuer auf einen kleinen Bereich zielte. Sie begannen dieses Gelände vorsichtig zu umgehen, wichen ihm so weit aus, wie sie konnten. Einer nach dem anderen faßten sie wieder Mut und schlüpften seitlich vorbei.

Jân Muhammad fluchte. Natürlich konnte er die Maschinengewehre auf einen anderen Punkt ausrichten, aber das gleiche würde wieder passieren. Der Feind würde erkennen, daß er anderswo im Engpaß sicher war. Und es war sinnlos, die Gewehre auszurichten, indem er Informationen in das Datendeck eintippte. Die Abtrünnigen wären alle verschwunden, lange bevor er die nächste Positionierung vorgenommen hätte.

Jân Muhammad eilte hinaus. Der tiefblaue Himmel der falschen Dämmerung und eine kühle Brise verliehen dem Morgen eine Unschuld, die reine Illusion war. Jân Muhammad kniete sich kurz an den Rand der Klippe und starrte frustriert hinab, bis ihn ein paar Schüsse von unten veranlaßten, sich eilig zurückzuziehen. Das brachte ihn auf eine Idee. Nicht weit entfernt lagen die Waffen der von ihm getöteten Mohâjerân aufgestapelt, bis das Hauptquartier jemanden schickte, der sie abholte. Jân Muhammad nahm eins der Gewehre aus Plastik und Stahllegierung. Er überprüfte es kurz; es war in erbärmlichem Zustand, aber mit etwas Glück würde es ihm nicht unter der Nase explodieren. Er legte sich hin, den Kopf gerade hoch genug erhoben, um über den Rand zu sehen.

Jân Muhammad wartete auf eine Gelegenheit, ihnen die Beleidigung heimzuzahlen, die sie ihm zugefügt hatten. Als er eine huschende Bewegung sah, feuerte er ein paar Salven und war erfreut, einen schrillen Schmerzensschrei zu vernehmen. Er hatte noch sein Befehlsmodul eingestöpselt, daher empfing er eine durchgehende Sicht des Passes vom einen Ende zum anderen. Er konnte jeden einzelnen Rebellen in seinem Versteck erkennen. Nun, dachte er, sie hatten sein Datendeck und seine schweren Geschütze neutralisiert, aber sie irrten sich, wenn sie meinten, daß er in die Niederlage einwilligen würde. Er würde kämpfen, und wenn ihm

dazu nur Felsen und Steine zum Werfen übrigblieben. Er grinste, während er über seinen Cyberanschluß geduldig auf seine Feinde hinabsah. Sie wußten nicht, wie gefährdet sie waren.

Außer den Gewehren hatte Jân Muhammad auch eine Anzahl Granaten erbeutet. Er begann sie in den Tang-e-Kuffâr hinunterzuwerfen und scheuchte einige der Abtrünnigen aus ihrem Versteck auf. Einige der Mohâjerân beschlossen, die Gelegenheit für einen Durchbruch zu nutzen, und Jân Muhammad putzte sie in ihrer Panik einzeln weg. Man hatte ihn darin ausgebildet, cybergesteuerte Geschütze einzusetzen, nicht konventionelle Infanteriewaffen; aber nun lernten die Abtrünnigen, wie sehr sie ihn unterschätzt hatten. Als die Sonne über der weiten, sengenden Ebene aufgegangen war, hatte er die Hälfte der Mohâjerân in der Gruppe zur Rechenschaft gezogen. Während der Morgen verging, erwischte er ein paar weitere, als sie versuchten, an ihm vorbeizuschlüpfen, und die übrigen, als sie sich den gewundenden, ungeschützten Pfad hinauf zurückzogen. Schließlich erhob er sich, seine Halsmuskeln waren steif und schmerzten. Er hatte nicht aufgegeben, obwohl die Abtrünnigen ihn seines Vorteils beraubt hatten. Selbst vor dem Versuch der Mohâjerân, erneut seinen Bunker zu stürmen, hatte er keine Angst. Auch ohne die Cyberwaffen war er sicher, daß er sie davon abhalten konnte, seine Stellung zu überrennen. Er fragte sich, was Sergeant Abadani sagen würde, wenn er hörte, daß Jân Muhammad mit uralten Waffen und Spielzeuggewehren eine Einheit der Mohâjerân besiegt hatte.

Stunden später, während er etwas Mehl in Fett erhitzte und auf einem öligen Stück gedörrten Hammelfleischs herumkaute, rief ihn Rostams Stimme vom Fuß des Hügels aus. Der Alte klang verängstigt. Das brachte Jân Muhammad zum Lachen, aber es war ein düsteres und gefährliches Lachen. Jân Muhammad war neugierig, ob man Rostam geschickt hatte, um irgendeinen weiteren Trick auszuprobieren. Der Alte war ein Narr, und Jân Muhammad hätte sich amüsiert zeigen können, wäre ihm nicht völlig klar gewesen, daß, hätte Rostam Erfolg gehabt, Jân Muhammad nun tot sein könnte.

»Ya Sarbaaz!« Rostams Stimme zitterte in der heißen, stillen Luft. »Ya Sarbaaz, wir müssen reden.«

Jân Muhammad kratzte weiter an der Einbrenne in der Pfanne. Er fügte einen weiteren Löffel voll Fett hinzu und sah zu, wie es schmolz. »Rostam?« rief er.

»Wir müssen reden!« Der Spion hatte schreckliche Angst.

»Warum sagst du das? Worüber sollten wir schon reden?«

»Gib dich nicht so, Aga. Bitte laß mich erklären. Laß mich raufkommen.«

»Erklär, wenn du willst, aber tu's von da unten aus. Dieser Bunker stinkt schon genug.«

»Ich kann nicht einfach hier stehen und zu dir hochbrüllen, Aga.«

»Warum, zum Teufel, nicht?«

Es entstand eine Pause. Jân Muhammad warf einen Blick hinaus und sah, wie Rostam sein Gewicht nervös von einem Bein auf das andere verlagerte. Er hielt seinen großen Knüppel, aber das Muli war nirgends zu sehen. »Höre, o Würdiger: Es stimmt, daß ich tat, was die Mohâjerân mir befahlen, aber ich wurde dazu gezwungen. Sie haben mir gedroht. Ich bin mehrfacher Großvater. Ich bin alt und schwach. Ich kann mich starken jungen Männern nicht entgegenstellen, wenn sie sich einen Weg in mein Heim erkämpfen.«

»Sie haben dir etwas gegeben, das du in mein Datendeck stecken solltest?«

»Ja, Aga.«

Jân Muhammad murmelte einen Fluch. »Dachtest du, du hilfst mir, als du getan hast, was sie dir sagten?«

Eine weitere Pause. »Nein, Aga, aber ich hatte keine Wahl! Der Ladenbesitzer im Dorf, er war bei ihnen, und er sagte, ich würde langsam vor aller Augen sterben, wenn ich nicht mit ihnen zusammenarbeite. Er sagte, daß er mir nie wieder einen weiteren Laib Brot, eine weitere Flasche Wein zum Trost meines Alters verkaufen würde.«

»Aber du hast nie daran gedacht, mich zu warnen. Du hattest mehr Angst vor diesem Ladenbesitzer und den Abtrünnigen als vor der ganzen Armee des Mahdis. Du bist *schlimmer* als die Mohâjerân; du hast dem gesegneten Mahdi den Dienst verweigert. Du denkst nur an deinen wertlosen Bauch, wenn man dir eine Gelegenheit bietet, deine Pflicht gegenüber Allah zu erfüllen.«

»Ich hatte Angst, Aga!«

Jân Muhammad spie empört aus. »Das hast du vollkommen deutlich gemacht, alter Mann. Du hast dich mit den Mohâjerân zusammengetan, also wirst du sie nun um Schutz bitten müssen. Ich wünsche dir Glück.«

»Aber Sarbaaz, das ganze Dorf ... als sie es erfuhren, trieben sie mich hinaus in die Wüste ...«

»Und was willst du von mir? Mitleid?« Rostam begann zu weinen. »Ich kann nicht leben ohne Nahrung, ohne Wasser. Wohin soll ich gehen?«

Jân Muhammad hatte aufgehört, ihm Beachtung zu schenken. Er tippte ein paar Tasten auf dem Datendeck.

Möchten Sie die Maschinengewehre abfeuern?
Tippen Sie 1 = ja, 0 = nein

Jân Muhammad tippte 1.

»Sarbaaz! *Hilf* mir! Ich flehe dich an, als ein Diener Allahs zum anderen!«

»Du unterwirfst dich, wenn es deinen Zwecken dient«, rief der Soldat. »Und wenn es deinen Zwecken nicht dient, brichst du jedes Gesetz des Propheten, mögen auf seinem Namen Segen und Frieden ruhen.«

Wünschen Sie Dauerfeuer?
Tippen Sie 1 = ja, 0 = nein

Jân Muhammad tippte 1.

»Hab Mitleid mit mir!« Rostam war hysterisch. Er war auf dem steinigen Boden auf die Knie gesunken und hob nun flehentlich die Arme. »Denk an deinen eigenen Vater. Würdest du *ihn* so behandeln? «

»Mein eigener Vater hätte mich nie schwach und verwundbar meinen Feinden überlassen, und er hätte sich nie auf die Seite der Gegner Allahs geschlagen.«

Um Feuerbefehl auszulösen, tippen Sie 1.

»*Bismillah*!« schrie Rostam. Er fiel nach vorn, lag mit der Stirn im Staub, bebte vor Entsetzen.

Jân Muhammads Finger senkte sich auf die Taste, zögerte, dann hing er reglos in der Luft. Er konnte sich nicht dazu entschließen, diesen erbärmlichen Alten zu ermorden. »Geh!« rief er. »Verschwinde von meinem Hügel! Geh und verhungere in der Wildnis! Lauf nach Jerusalem und erbitte die Vergebung des Mahdi!«

»Wer immer vergibt und sich bessert, der soll seinen gerechten Lohn von Allah erhalten«, zitierte Rostam. Er taumelte davon, fort von dem jungen Mann, den er betrogen hatte, fort aus dem Dorf, das ihn verjagt hatte.

Jân Muhammad schloß fest seine Augen und wunderte sich über seine plötzliche Sinnesänderung. »Im ruchlosen Mund eines Ungläubigen«, murmelte er, »können selbst die Worte des Propheten ihre Schönheit verlieren.« Hinter ihm verbrannte unbeachtet sein karges Mittagsmahl in der Pfanne. Mit seinem erweiterten Gesichtsfeld beobachtete Jân Muhammad den Alten, bis er außer Sichtweite war, verschluckt von der verdorrten und verwelkten Weite der Einöde.

Originaltitel: ›King of the Cyber Rifles‹
Copyright © 1987 by Davis Publications, Inc.
(erstmals erschienen in ›Isaac Asimov's Science Fiction Magazine‹, Mitte Dezember 1987); mit freundlicher Genehmigung des Autors und der Agentur Fritz, Zürich
Copyright © 1990 der deutschen Übersetzung by Wilhelm Heyne Verlag, München
Aus dem Amerikanischen übersetzt von Michael Nagula

Nutrimancer

Man stelle sich ein kroß gebackenes TV-Dinner vor. Laserhitze eines Grills zieht Silberfolie ab. Verkohltes Hühnerfrikasse, Mais und Bohnen, namenloses Dessert, das noch unkenntlicher wird durch einen Mikrowald von rekombinatorischem Schimmel, grünspaniger Alptraum eines verblichenen Malers.

Fungoide Citylandschaft.

Zum Knackpunkt überspannte Metapher.

Lunch.

1: NEON SUSHI

Jemand hatte ’ne neue Verwendung für einen alten Griller gefunden. Im Lazy-Ate Gar & Krill wischte 6Pack Shrimp-Schalen mit einem prothetischen 80-Baud-Putzlappen, als mongolisches Gestammel durch seinen Kater drang.

»6Pack?« sagte der Mongole. »Willst’n neuen Job?«

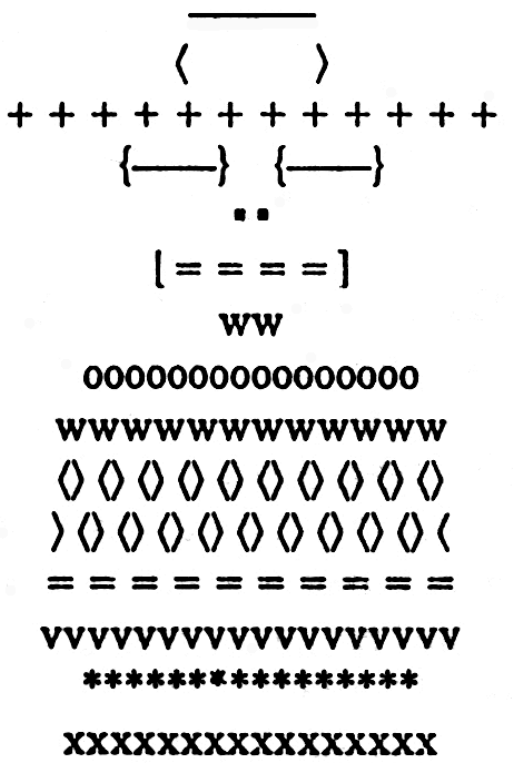
Er schaute auf von den rosa Spiralgalaxien der Krustentierreste und sah:

— lichten Kajalteppich, schmerzhaft veilchenblau unterlegt und mit Kuchenkrümeln

— Bankscheckhaut mit einem dicken »Cash« in den Falten der Stirn;

— freche Spezialeffekte.

Seinen typographischen Implantaten stellte es sich folgendermaßen dar:



6Pack suchte nach Halt, Halt in der Realität, aber kriegte nur einen Putzlappen zu fassen.

»Mann, der Pulli tut mir in den Augen weh!«

Der Mongole trat zwischen 6Pack und die Sushi-Theke. »Pixel-implantierte Angorawolle mit hermeneutischer Streuung. Komm mit, oder ich werd bei dir einen überzeugenden epileptischen Anfall induzieren, indem ich die Streifenfrequenz variiere, um dich dann als vermeintlicher Doktor abzuholen.«

6Pack überlegte, welche Möglichkeiten er hatte. Nebenan erzitterte ein Haufen panierter Kalamares wie ein goldbraunes, aus den alten Meeresgräben geborgenes Arsenal. Der Mongole lüftete einen messingnen Spucknapf, der ihm als Hut diente, und zeigte eine Oster-ionisierte Wasserbazooka, die in seine Sukiyaki-Zöpfchen gestickt war.

»Was willst'n mit mir?«

»Kannste dir sicher denken, Griller.«

»Keiner nennt mich so, ohne meine Geschichte zu hören. Hör zu, was passiert ist, was s-sie mir g-getan haben!«

»Aber, aber«, sagte der Mongole. »Wein doch nicht. Ich hör ja zu.«
Es passierte alles viel zu schnell für Worte.
Whiz!
Bang!
Whirr-ee-rr-ee-rr-ee!
Snip!
Clunkata-clunkata-clunkata ...
Prrrrang!

»Und als es vorbei war, wurde ich wach. Die East Anglians hatten mir die Geschmacksknospen umgepolt.« Er deutete auf die Schalen voller sich windender Speiseschnecken, Krakenaugen, Makrelengedärme. »Schmeckt alles scheußlich für mich. Ich eß feinste Brüsseler Schokolade« — er denkt unwillkürlich an die füllige Matrone, die ihn mürrisch bediente hinterm polierten Glastresen und ihm geschenkverpackte Butterkekse zuschob — »schmecken wie Dreck.«

»Wenn du Dreck ißt, schmeckt es dann wie Butterkeks?« wollte der Mongole wissen. »Aber egal. Ich kenn deine Story. Was sagst du, wenn ich dir verrate, daß meine Auftraggeber das ursprüngliche Geschmacksvermögen deiner Zunge wiederherstellen können?«

6Pack grinste höhnisch. »Niemand hat die Technologie zum Umspleißen meiner Zunge außer der EASA, die den Defekt selber angerichtet hat.«

Der Mongole zog eine 3D-Visitenkarte aus einer Pullifalte und gab sie 6Pack. »Ich bin taubstumm«, stand darauf.

»Falsche Karte«, sagte der Mongole, nahm sie ihm ab und gab ihm eine andere, auf der in winzigen blinkenden Lichtern zu lesen stand: EAST ANGLIAN SMORGASBORD AUTHORITY.[1]

»Was ist'n los? Griller? Was geschluckt, das dir nicht schmeckt?«

Mit zitternden Händen kniete 6Pack, der die Zukunft sich entfalten sah wie ein Origami-Hors-d'Œuvre, nieder und küßte dem Mongolen die Finger. »Ich tu alles, damit mein Gaumen wieder stimmt«, bettelte er. »Sag ihnen, es tut mit leid. Sag ihnen, daß ich nie wieder Mayonnaise mit Miracle Whip verwechsle.«

»Kriegst den Job«, sagte der Mongole und zog die Hände zurück.

Von den Fingerknöcheln blieb ein Geschmack von Viehgras aus Kentucky auf 6Packs Lippen zurück.

2: KAUFRAUSCH

Er war in der Grocery Boutique, als das Leitsystem seines Einkaufswagens versagte. Um Haaresbreite verhütete er ein Unglück, indem er auf Handbetrieb schaltete und einem entgegenkommenden Wagen auswich. Mit Herzklopfen sah er entschuldigend zum andern Wagenführer auf. So lernte er sie kennen.

Ein Feinkamm-Polyester-Schal in Peach umhüllte ihr dauergewelltes, grau gesträhntes Haar. Aus den absatzlosen Schuhen in bestem korinthischen Vinyl lugten kurze blutrote Zehennägel wie Verzierung auf einer Torte. Ein in Rheinkiesel gefaßtes Videosichtgerät verbarg die Augen. Ihr Gesicht war ebenso steril und leer wie die Korridore im General Hospital, denen ihre Aufmerksamkeit galt.

»Verzeihung«, murmelte 6Pack.

»Chet, du Trottel sie ist eben in die Roentgen mit Emilio!«

Unwillkürlich schaute er in ihren Wagen.

Sara Lee Weightless Cake.

Betty Crocker Astro-Cookies.

Er erinnerte sich, wie er in einem Pariser Cafe saß und eben sein Croissant mit der Spitze in ein Täßchen Mokka tauchte, als ein ergreifender Aufschrei ihn plötzlich aufblicken ließ zu ...

Bird's Eye Frozen Creamed Corn.

Instinktiv wandte er sich von der Artikelauswahl ab, aber irgendwie wurde sie auf ihn aufmerksam und rauschte heran wie ein platinblonder Manta im Aquarium. Ihre Lippen teilten sich und verströmten warme verbrauchte Luft, die roch nach sämtlichen stillgelegten Backstuben, in denen je ausgehungerte Mäuse hausten. Sie lächelte mit grünen Lippen. Ein Restchen Biftek, das zwischen ihren Zähnen hing, züngelte wie ein elektricher Aal.

»Ich bin Polly Pantry«, sagte sie. »Lust auf'n gemeinsames Lunch?«

Sie nahm ihn beim Arm, hielt ihm den Mund ans Ohr und kitzelte die wächsernen Härchen, als sie flüsterte: »Mit Empfehlung der EASA, 6Pack. Kannste nicht ablehnen.«

3: NULL G-SAUSE

Menü.

Freßkram.

Schlapp kommen sie aus den Herden der Erde, aber in den Radaröfen der orbitalen Küchen gibt es keine Kräfte, die ein Souffle zusammenfallen lassen. Ausflüge ins nähere All für ein Nulldinner sind verbreitet wie Schmutz bei den dreckigen Reichen. Selbst in seiner besten Zeit hatte 6Pack nicht im All diniert. Heut' abend wollte er dem Abhilfe schaffen.

Die Pixie Flatline, EASAs Künstliches Bewußtseinsmodul, säuselte 6Pack in den Knopf im Ohr, als das Shuttle ins blitzblanke Chrompankreas namens Waiter's Heaven einlief.

»Kapier nicht, warum die EASA so nett zu mir ist«, sagte 6Pack stimmlos. »Zuerst geben sie mir den Geschmackssinn wieder und jetzt führen sie mich zum Dinner aus.«

»Pst«, meinte die Flatline. »Es kommt 'ne Meldung von Polly rein.«

»Hi, 6Pack! Wie geht's uns so? Hast das Sandwich gegessen, das ich dir mitgegeben habe?«

»Klaro, Polly«, log er. »Toll geschmeckt.«

Schinkenstreifen auf Wonder Bread. Hoffentlich kam die Shuttle-Stewardess nicht dahinter, wer die Bordtoilette verstopft hatte.

»Okay, Süßer, wenn du von Bord gehst, dann begibst du dich sofort ins Chez Cosmique. Es ist ein Tisch für sechs reserviert. Sag, du erwartest Freunde und bestell und laß dann servieren.«

»Wenn du in Verlegenheit kommst und nicht mehr weißt, wo's langgeht, brauchste nur ...«

»Halt die Klappe, Flatline, jetzt red ich. Also, 6Pack, du gehst ...«

6Pack pulte am Rädchen im Nasenloch und schaltete die beiden ab. Ein 6-Gänge-Menü für sechs, dachte er. Nur gut, daß ich das Sandwich nicht gemampft habe.

»Da ist Salz im Windbeutel«, beschwerte er sich, nachdem er sich durch den letzten Gang gefressen hatte und das Dessert nun vor ihm schwebte. Die EASA hatte ihn mit einer falschen Speiseröhre ausgerüstet, die das Essen preßte und als winzige Goldbarren abpackte, die Stück für Stück seinem Schweizer Konto gutgeschrieben wurden. Er hatte sich über alles beschwert im Chez Cosmique, während das Personal umherschwirrte und hoffte, seine vermeintlichen Begleiter würden kommen und ihren Speisenanteil beanspruchen. 6Pack hatte alles aufgegessen, und jetzt ...

»Ich weigere mich zu zahlen.«

Im Lokal wurde es mucksmäuschenstill. Aristokraten mit zahmen Präriehunden und in die Frisur eingearbeiteten lebenden Zölenteraten richteten die unglaublich glaubwürdigen Luxusaugen auf ihn. Der nächste, einschmächtiger Greis, der nur schwarze Spitzenunterwäsche und eine Qualle als Kopfbedeckung trug, beugte sich herüber und flüsterte: »Sind Sie Griller?«

»Was geht Sie das an?«

»Ich brauch ‘nen Griller mit feinem Unterscheidungsvermögen und herzhaftem Appetit.«

Der Manager schlich sich zu 6Packs Nulltisch mit den Resten seines üppigen Mahles, wovon die Kellner, die zurecht keine Dankbarkeit erwarteten, die Finger ließen. Fünf Windbeutel schwebten im Eßbereich und hüpften zwischen unsichtbaren Sperrfeldern hin und her, was bei jedem Aufprall kleine Puderzuckerdetonationen auslöste.

»Sir, haben Sie eine Frage zur Rechnung?«

»Ja, Geld kriegen sollte ich dafür, daß ich diesen Müll, der sich hier Essen schimpft, entsorge.«

»Aber — aber das ist ganz unmöglich. Vielleicht stimmt was nicht mit Ihrer Zunge. Jede Speise wird sorgfältig zubereitet und vom Chef abgeschmeckt.«

»Er ist’n Stümper. Her mit ihm, und ich sag’s ihm ins Gesicht. Dann können Sie diese unerhörte Fehlleistung wiedergutmachen, indem Sie seinen Job mir geben.«

»Nun nimm ihn nicht so hart her, den Ärmsten«, sagte die Pixie Flatline.

»Mein lieber Freund«, sagte der dünne Bonze am Nachbartisch. »Ich habe eine Stelle für einen Privatkoch frei. Außerdem bin ich der Besitzer dieses Etablissements. Ihr Talent wäre hier verschwendet.«

»Das ist unser Mann«, sagte die Flatline. »Tempura-Hashbraun persönlich.«

6Pack löste den Sitzgurt und schwebte zu dem Aristrokraten. »Was zahlen Sie?«

4: ZUM ABSPECKEN

»Darf ich Ihnen meine Tochter vorstellen?« sagte Tempura-Hashbraun, der 6Pack durch eine Tür führte. »Lady 3Bean, das ist unser neuer Griller.«

Sie war Katze und Kanari in einem, Hybride aus hungrigem Piranha und fettem Guppy, scharfzähnig und zartgefiedert. Aber es war keine Zeit, mit ihr zu liebäugeln oder vor ihr zu erbeben. Der Alte führte sie durch den mit Zwischengeschossen versehenen Satelliten in die Infoküche.

Er hatte so was noch nie gesehn. Hätte sich so was nie träumen lassen.

Man stelle sich einen Ofen vor wie von den alten holländischen Meistern entworfen. Stangen und Türchen waren geschmiedet in der Stirnhitze der unterdrückten Massen und im großen Meer des ausgetriebenen Schweißes abgeschreckt, während die Tempura-Hashbrauns die schwankende Leiter ihrer Sklaven zu den Sternen erklommen. Die Anzeigen blendeten ihn mit ihrer Intensität, bis der Alte den Rheostat fand und niedriger stellte.

»6Pack, das ist Nutrimancer. Nutrimancer, das ist 6Pack. Ich hoffe, Sie haben mehr Glück als der letzte Griller.«

»Was wurde aus ihm?«

Tempura-Hashbraun lächelte zum ersten Mal und ließ erkennen, daß er die Zähne durch Registrierkassen ersetzt hatte.

»Nutrimancer hat ihn gefeuert«, sagte er. »Dreißig Sekunden im Bratrohr, und er war ganz durch.« Er leckte sich die Lippen.

6Pack steckte die Zunge in die Buchse, checkte das Kontrollicht und drückte den EIN-Schalter. Im ersten Moment schmeckte er in Butter bruzzelnde Schalotten, das Metallische einer Eisenpfanne, und dann war er drin.

»Hey!« rief die Flatline. »Bist wieder da.«

Vor ihm ragte ziemlich endlos ein terrassierter Zylinder auf, der wie ein betriebliches Balkendiagramm aussah. Aber es war keine Sparkassen- oder Steuerersparnisgraphik. Es war eine Hochzeitstorte.

Er stürmte vorwärts, überholte die Inflationsrate. Etage um Etage kam in Sicht, während darunter ein bedrohliches Heer von Eiercreme-Eclairs vorbeihuschte.

»Paß auf!« rief die Flatline. »Ist ICING[2] drüber!«

Im letzen Moment vor der Kollision hatte er den Dreh raus und düste nach oben. Bevor die Etagen nach unten zurückfielen, las er auf der obersten die in Zuckerglasur[3] geschriebene Message. »DU BIST TOT, GRILLER!«

Nun legte er mit den Ausweichmanövern los, womit die EASA ihn ausgestattet hatte. Sobald eine Cocktailolive nahe genug kam, schnappte er sie sich am Piment und verfolgte ihren Weg in die Nahrungsmittelspeicher zurück.

Kaleidoskop der Geschmäcker.

Minze und Petersilie, Vanille, Pekannuß, eingelegte Eier.

Während die Schmäcker sein Empfinden durchliefen, spähte er in die verschlungenen Eingeweide der Infoküche, wobei er durch Gewürzregale und Eisschränke tappte. Er ignorierte Querverweise zur Buchhaltung, wo die Kosten einer jeden Mahlzeit aufgeschlüsselt waren und wo nachbestellt wurde, wenn die Vorräte zur Neige gingen. Er ignorierte das Gehirn des weitläufigen Systems.

»Los!« sagte die Flatline.

Schnurstracks zum Magen.

»Was hast du in meiner Küche verloren?«

Zur Rede stellte ihn ein dicklicher Koch in Weiß mit hoher weißer Haube; er hielt drohend einen hölzernen Kochlöffel hoch. Sie standen auf einem zerklüfteten Gipfel; Tennisbälle schnellten vorbei, und der Himmel war voller stählerner Gravuren.

»Du bist Nutrimancer«, sagte 6Pack.

»Und wenn schon? Diese Küche ist zu klein für zwei. Ich brauche keinen Griller. Ich bin selbstmotiviert. Und was bist du?«

Erinnerungen an die Erde: heißer Florida-Sand verbrennt das Knie, sein erstes Smorgasbord, Eis am Stiel in Cannes, Judy Dixon saugt an seiner Zunge, bis es verdammt weh tut.

»Du bist ganz schön verwirrt«, erklärte Nutrimancer. »Du kannst nicht kochen mit so viel Verwirrung im Kopf. Ich mach dir Ordnung.«

6Pack schrie nach der Flatline, aber die Verbindung war abgeschnitten. Er pfiff leise, aber das half auch nichts. Nutrimancers Gelächter klang wie Dreiradräder auf einem Gehsteig voller Würmer und Käfer.

»EASA kann dir jetzt nicht helfen«, sagte der Chef. »Ich weiß, daß sie dich geschickt haben, damit du mich aufhältst, aber ich kontrolliere den Speiseplan des mächtigsten Mannes auf und außerhalb der Erde. Bald habe ich jede Zelle seines Körpers durch Nährstoffe ersetzt, die auf die Weltherrschaft ausgelegt sind. Und der alte Tempura-Hashbraun hat ganz schön Appetit auf Menschenfleisch entwickelt. Ich wette, er hat nichts

dagegen, wenn der nächste Griller mit einem Apfel im Mund unter Glas endet.«

Es stieg etwas übers Gebirge auf, das der gestörte Chef nicht sah, ein fahler, großer gelber Mond, der sich über die Wolken erhob. 6Pack, der seiner Bahn nicht länger folgte, berechnete den Kurs seines Niedergangs. Er trat einige Schritte zurück, womit er den Chef zur Aufschlagstelle lockte.

»Es ist zu spät zur Flucht. Niemand weiß, wo du bist. Und den Rest wird der Alte bald beseitigt haben.«

Der Schatten des fallenden Gegenstands unter Nutrimancers Füßen wurde immer größer. Im letzten Moment sah der Chef auf und schrie: »Aah, Wintermelon!«

Als die Riesenfrucht auf den Gipfel knallte und den Chef plattdrückte, sprang 6Pack in die Tiefe. Der Himmel wurde schwarz, und schwarz vor Augen wurde es auch ihm.

Wach wurde er in einem weichen Bett in einer extravaganten Suite, als Lady 3Bean mit einem Frühstückstablett in den Händen durch die Tür kam.

»Du warst wunderbar«, meinte sie. »Möchtest du etwas essen?«

6Pack schüttelte den Kopf und beäugte die Speckschnitten und die Honigmelone voller Ekel.

»Nie wieder«, sagte er.

(Danke, William Gibson, und pardon!)

Originaltitel: ›Nutrimancer‹
Copyright © 1987 by Davis Publications, Inc.
(erstmals erschienen in ›Isaac Asimov's Science Fiction Magazine‹, August 1987); mit freundlicher Genehmigung des Autors
Copyright © 1990 der deutschen Übersetzung by Wilhelm Heyne Verlag, München
Aus dem Amerikanischen übersetzt von Reinhard Heinz

[1] SMÖRGÅSBORD (schwed.): kaltes Büfett. — *Anm. d. Übers.*

[2] ICING: Incredibly Complicated Information Never Given (unglaublich komplizierte, niemals erteilte Information). ›Icing‹ bedeutet an und für sich ›Zuckerglasur‹. — *Anm. d. Übers.*

[3] sprich: ICING. — *Anm. d. Übers.*

Flatline

Du schaust aus deinem Apartment und siehst Straßen voller neuer Automobile mit windschlüpfriger Geometrie, die mit einem Minimum an Aufwand die Luft schneidet und aus Karbonfasergeflecht besteht, das hart wie Diamant und nicht mal einen Millimeter dick ist. Umweltverträgliche Treibstoffzellen liefern mehr Kraft als jeder Verbrennungsmotor. Ein solches Auto zu fahren ist harmlos wie Atmen.

Du fährst einen Buick Roadmaster Baujahr 1952. Das Äußere besteht aus Stahl, die Aerodynamik ähnelt verblüffend einem Backstein, und er schleppt eine Rauchfahne hinter sich her. Wenn du gegen was fährst bei entsprechendem Tempo bist du tot.

Nenn es eine Form von Protest.

Dein Apartmenthaus öffnet sich wie eine Blume über der Stadt, ein schlanker Metallschaft, mit einer verschwenderischen Blüte in Glas bekrönt. Wenn du aus deinem Schlafzimmerfenster schaust, siehst du die spinnenbeinige Gauss'sche Architektur von Fantasyland, einem hypermodernen Crystal Palace, wo einer zusehends übersättigten, verunsicherten Kundschaft die neueste High Tech zum Kauf angeboten wird. Die Architektur von Fantasyland ist hochtrabend; sie strebt der Singularität zu, der geometrischen Unendlichkeit. Dir kommt's ziemlich prätentiös vor für ein sogenanntes Einkaufszentrum. Zumal die Exfoliators zuweilen Leichen abladen in der Parkzone.

Neunzig Grad in der andern Richtung siehst du aus dem Eßzimmer das mattschwarze Oktaeder der Neurodyne Intelgene AG. Das 450 Meter hohe Bauwerk ist von Spitze zu Spitze mit molekularen Schaltungen bepackt, die ein Kühlmittel umfließt. Die Gesamtzahl an molekularen Schaltungen ist dermaßen hoch, daß die Ziffer selbst in wissenschaftlicher Schreibweise absurd aussieht. Du arbeitest in der nahegelegenen Fabrik, die das Kühlmittel erzeugt, und du hast die Zahlen gesehen. Die Schaltungen multiplizieren und reparieren sich; hin und wieder, nämlich alle paar Wochen oder so, mutieren sie zu wirksameren Formen. Sie absorbieren Rohenergie in Form von Sonnenlicht, speichern sie, verwandeln sie in

Verwertbares. Zusammengenommen bilden die Schaltungen eine Intelligenz, die viel schneller und komplexer als jeder menschliche Verstand ist.

Das Neurodyne-Oktaeder steht ausbalanciert auf der Spitze. Es sieht aus, als würde es bei der leichtesten Brise kippen.

Das Oktaeder kippt nicht. Für manche ist das ein Problem.

The Club Danton ist ein Laden, der allerlei Protest befriedigt. Ob politisch, sozial, religiös oder philosophisch — wenn's abweichlerisch ist, ist's vertreten. Der Käsesahnekuchen mit Erdbeer ist auch eine Wucht.

Der Club liegt in einem alten Backsteinbau unter einer rostigen Eisenbahnbrücke. Die Brücke verbindet nichts mehr, und die Schienen baumeln als oxidierter Gleissalat von beiden Enden. Die Brücke wäre längst abgerissen worden, hätte der Club sie nicht gekauft und stehen lassen. Sie glaubten, der Laden gewinne so an Atmosphäre.

Die Brücke wird überragt von der planaren Perfektion des Neurodyne-Oktaeders. Dies wird von manchen als Kommentar gewertet, als Wink mit dem Zaunpfahl.

Nach der Vier-Stunden-Schicht in der unterirdischen Neurodyne-Anlage — du überwachst automatisierte Maschinen, die Kühlmittel an KIs[1] liefern — schwirrst du in den Club Danton. Du hast den Job seit vier Jahren, von dem Moment an, wo die Providende Privateers dich haben gehen lassen nach der zweiten ruhmlosen Saison. Die Team-Manager billigten nicht, daß dich der Schmerz störte. Es hatte dir niemand gesagt, daß du darauf gefaßt sein müßtest.

Beim Oktaeder beobachtest du im Vorbeifahren eine Regresser-Sekte mit wallenden Bärten und Mähnen im Selbstgestrickten, die unter dem Bau Zuflucht sucht und in seinem Schatten Kochfeuer anzündet. Neurodyne ist das egal. Die Sekte kann schieben und drücken, wie sie will, das Oktaeder auf der Spitze wird trotzdem nicht kippen.

Du fährst zum Club und parkst unter der Brücke. Gustav (neueste Version) sitzt wie gewöhnlich auf der Fensterbank, und du winkst ihm zur Begrüßung. Er winkt dich zu sich.

Gustav ist ein Zwerg. Niemand muß heutzutage noch ein Zwerg sein, wenn er nicht will, also ist Gustavs Zwergsein Programm. Er hat seinen Körper verkümmern lassen zum Zeichen dafür, was die Gesellschaft wohl

mit seiner Seele gemacht hat. Gustav ist ein eingefleischter Revoluzzer und will den Leuten ihre Technikgläubigkeit abgewöhnen.

Weil er tut, was illegal ist, macht Gustav sich unauffindbar. Er hat keine feste Bleibe und verändert regelmäßig sein Aussehen. Kleine molekulare Maschinen unter der Haut verpassen ihm alle paar Tage ein neues Gesicht.

Molekulartechnik ist die wichtigste Technik, die Gustav den Leuten abgewöhnen will. Eingeschworene Revoluzzer lernen, möchte man meinen, mit derlei Widersprüchen zu leben.

Du steigst aus dem Buick und gehst in den Club. Sind ein paar richtig eklige Leute dort versammelt, die ihr Aussehen oft aufmotzen mit Schuppen, Reißzähnen, mehrfachen Augen und Teufelshörnern. Da sind Riesen, Zwerge, Zwitter, Spinner, Killer. Alles Show, Formen des Protests. Alles ein Spiel, obwohl die Spieler zuweilen umkommen. Das Leben bedeutet ihnen nicht viel.

Jeder im Club Danton ist ein Flatliner. Sind in etwa genauso brauchbar wie die Eisenbahnbrücke droben, deren rostige Gleisenden beiderseits im Abgrund baumeln.

Die Kurve, welche die Leistungen der Künstlichen Intelligenz in zeitlicher Hinsicht darstellt, zeigt seit zwei Jahrzehnten rasant zur beinahe Senkrechten und übersteigt den Bereich, um nach unendlich zu streben, eine Singularität ähnlicher Form wie die Architektur von Fantasyland. Wenn man das menschliche Potential in die gleiche Kurve aufnähme, würde die stotternde Linie, die entstünde, kaum eine Steigung kriegen. Sie bliebe flach, flach und kümmerlich wie die Geschicke der meisten Menschen auf unserm traurigen, wackligen Erdball.

Die Molekulartechnik hat die Produktivität und Effizienz radikal gesteigert. Molekulare Maschinen denken schneller, folgern besser, lernen aus Fehlern, verschieben Daten in Sekundenbruchteilen. Sie sind vollkommen effizient: keine Rohstoffverschwendung, keine Umweltverschmutzung, keine schädlichen Nebenwirkungen. Sie sind gedacht, um uns zu erlösen von Plackerei und Langeweile, um uns gar von der Sterblichkeit zu befreien und das verborgene Potential im Menschen freizusetzen.

Für die allermeisten blieb das Potential verborgen. Ein Bruchteil der Bevölkerung — zwei Prozent vielleicht — hat genügend Phantasie und

Verstand, um sich der neuen Technologie zu bedienen, um damit sich und ihre Ideale zu artikulieren und sich voll zu entfalten.

Der Rest von uns ersoff in einem Meer mikroskopischer Intelligenz. Wir verschlangen die neuen Spiele bis zum Erbrechen. Unsere Freizeit opferten wir — zur Selbstverwirklichung, wie die Parole hieß — pflichtbewußt für Künste und handwerkliche Fertigkeiten, bis die herbe Enttäuschung kam, wenn wir unser Werk mit dem eleganten, effizienten Design der Nanotechnik verglichen. Die Molekulartechnik konnte unsern Körper reparieren und uns in Supermenschen verwandeln. Freilich gibt es nach wie vor eine physiologische Grenze für Hirnvolumen und Hirnleistung. Wir können kein wandelndes Neurodyne-Haus werden. Wir wurden von der Technologie-Evolution aus dem Spiel geworfen. Wir waren nutz- und sinnlos geworden.

Viele wandten sich Religionen oder Ideologien zu, aber diese konnten dem Grundproblem nicht beikommen. Sekten und Gangs und Terroristen breiteten sich rasch aus: großen Eindruck hinterließen sie alle nicht. Selbst die Endlösung der Frustrierten — Krieg auf ganzer Ebene — brachte nichts. Der 17. Weltkrieg dauerte vielleicht ganze sechs Minuten. Niemand kam ums Leben, die Maschinerie der einen Seite hatte die Maschinerie der anderen evolutionär dermaßen überholt, daß die Verlierer notgedrungen kapitulieren mußten. Die Seite, die den Maschinen mehr Freiheit gibt, gewinnt zwangsläufig.

Die begabten zwei Prozent werden den menschlichen Traum erfüllen, zu den Sternen zu fliegen, als Götter leben und das Universum total verstehen lernen. Wir übrigen, die Flatliner, werden zusehends in die Irrelevanz abgedrängt. Es bleibt uns nicht mal mehr die tröstliche Gewißheit, noch irgend etwas zu bedeuten.

»Ey«, sagt Gustav. »Der Jockey. Mr. Neutrality.«

Du setzt dich und bestellst Pflaumenschnaps und Käsekuchen. Gustavs Achsel beult eine Pistole, fällt dir auf. Wie auch immer er aussieht derzeit, aus seinen Augen lugt Verzweiflung neuerdings.

Gustav verändert sein Gesicht, aber niemals die Körpergröße, wodurch er natürlich mehr auffällt, als ihm lieb ist. Im Konflikt zwischen Machbarkeit und Prinzip hat sich das Prinzip durchgesetzt. Du bewunderst Gustav dafür, obwohl es dich natürlich vorsichtig macht. Leute mit Prinzipien haben es an sich, andere unter die Erde zu bringen.

»Nix geschlafen?« fragst du.

»Mußt mir helfen.«

Du betrachtest den Pflaumenschnaps im Licht. »Das hat der Ugarti auch zum Rick gesagt. Und schau, wo's ihn hingebracht hat.«

»Brauch nur 'ne Bleibe. Bis ich ein neues Gesicht hab.«

Du zuckst die Achseln. »Möglich. Aber nur, wenn ich weiß, wer hinter dir her ist.«

»Ich hatte einen kleinen ideologischen Disput gestern abend mit den Romantic Marxists. Sie wollen den sozialistischen Menschen mit Hilfe der Gentechnologie schaffen. Dabei sag ich ihnen ständig, daß die Gentechnologie das Problem dabei ist.« Er seufzt. »Die Debatte wurde ein bißchen hitzig. Mußte einen der Typen totballern, um die Sache auf den Punkt zu bringen.«

»Als ich das letzte Mal in einen Streit von dir verwickelt wurde«, hältst du fest, »versuchten die Exfoliators, mir eine raketengetriebene Granate durchs Wohnungsfenster zu jagen. Zum Glück war die Scheibe aus evoliertem, polarisiertem Titan und prallte das Ding ab.«

Die Exfoliators sind ein furchtbar ernstzunehmendes Volk. Sie glauben, daß nichts Sinn und Zweck hat, was die Technik beschert. Sie glauben, Dinge bekommen nur Bedeutung, wenn sie — vorzugsweise mit Gewalt — jemandem abgenommen werden, der sie nicht aufgeben will. Die Exfoliators haben, weil sie ernst machen, den hiesigen Schwarzmarkt für die Erzeugnisse der Menschheit weitgehend im Griff.

»Keine Bange«, sagt Gustav, »die Romantic Marxists benutzen nur altmodische Technologie. Wahrscheinlich rücken sie mir mit Steinschloßpistolen auf den Pelz. Wenn's Evolved Marxists wären, könnte es Zoff geben.«

»Okay«, meinst du und kostest den Käsekuchen. »Aber wenn mir jemand den Buick in die Luft jagt, bist du fällig.«

»Mir Unterschlupf zu geben ist das mindeste, was du für die Revolution tun kannst«, sagte Gustav. »Mehr tust du sowieso nicht.«

»Zeig mir was, das was ändert«, konterst du, »und ich tu's. Aber du wirst nicht meinen Kopf und Kragen riskieren für etwas, das unmöglich klappt. Und mehr hast du bis jetzt nicht hören lassen.«

Auf der Bühne wird eine Frau versteigert an die Freaks im Lokal. Sie demütigt sich und läßt sich öffentlich mißbrauchen aus Protest gegen deren

(und ihre) allgemeine Nutzlosigkeit. Es wird rege geboten. Selbst bei den Übersättigten verkauft sich Sex immer noch gut.

Gustav schaut gespannt zu. Du hingegen widmest dich deinem Käsekuchen. Was da läuft, interessiert dich wenig.

Bist bestimmt altmodisch.

Die Versteigerung nimmt ein Ende, und Gustav stöhnt. »Lewis.«

»Lewis hat sie gekauft?« fragst du verdutzt.

»Lewis kommt *hierher*. «

»Zu spät zum Verschwinden, nehm ich an?«

Er reibt sich die Augen. »Zu spät.«

Lewis pflanzt sich auf einen leeren Stuhl. Er zeigt wie immer seine eifrige Grinse. Du versuchst angestrengt, deinen Unmut zu verbergen.

Lewis ist in den späten Zwanzigern, aber sieht zehn Jahre jünger aus. Er ist feist und pausbäckig, aber blaß. Er hat Haarausfall. Er ist blitzgescheit, soweit du das beurteilen kannst, aber hat irgendwie ’ne falsche Tür erwischt und sich zu uns verlaufen. Er hat das Zeug, zu denen zu gehören, die die neue Technologie lenken und damit absahnen, aber irgendwie entwickelte er Sympathien für die zu kurz Gekommenen und will den Status quo aus den Angeln hieven. Ohne jede Chance auf Erfolg natürlich. Jeder Plan ist absurder als der letzte, und er verausgabt sich mit irrwitzigen Details. Der letzte Plan war ein Versuch, das Neurodyne-Oktaeder auf den Parkplatz von Fantasyland zu kippen mittels Greifhaken an einem zweckentfremdeten Lastenaufzug.

Er zieht ein Fläschchen aus der Tasche und stellt es auf den Tisch, schnappt sich dann eine Gabel von einem Gedeck und stochert munter auf deinen Käsekuchen ein. »Ratet mal, was das ist.«

Gustav und du tauscht einen Blick aus. »Sag schon«, meinst du.

»Der Sieg ist unser. Seid bereit, die Macht zu übernehmen.« Er schiebt das Fläschchen über den Tisch zu dir.

»Damit?« fragst du.

Er ißt den Käsekuchen auf und lehnt sich grinsend zurück. »Hab’s geschafft«, verkündet er, greift sich das Fläschchen und schüttelt es. »Was Neues. Wir können der Menschheit die Kontrolle über das eigene Schicksal zurückgeben. Ist das nicht toll?«

Gustav schenkt dir ein müdes Lächeln. »Klar«, sagst du. »Und dafür hab ich meinen Käsekuchen abgetreten.«

Er kichert. »Du glaubst mir nicht. Hör zu! Diesmal hab ich's echt geschafft.« Er hält das Fläschchen hoch. »Maßgeschneiderte Mikroviren.« Er hebt die Faust. »Tod den Unterdrückern!«

»Laß mich raten«, meinst du. »Ich soll dir helfen, die in meiner Arbeit zu verteilen.«

»'türlich«, sagt er. »Wie soll der Plan sonst funktionieren?«

»Das überleg dir mal schnell, Lewis.«

Lewis fällt aus allen Wolken. »Du meinst, du willst mir nicht helfen?«

Gustav steckt sich eine Zigarre an. »Natürlich hilft er dir nicht. Mr. Neutrality hilft *nie*. Nicht mal wenn jemand Vernünftiges wie ich daherkommt mit einem Plan, der hinhauen würde.«

»Aha.« Lewis läßt sich nicht abwimmeln. »Du glaubst nicht, daß es klappt. Laß mich erklären.« Er blinzelt dich an. »Schon mal was von Freßviren gehört?«

»Herrgott noch mal ...« Du winkst dir noch mal Käsekuchen an den Tisch. Du mußt deinen Blutzucker heben, wenn du noch recht viel mehr davon verkraften willst.

»Schau, so'n Virus ist aufgebaut wie eine Injektionsspritze. Es hat eine zähe Schutzhülle, die die Nukleinsäure in der Mitte schützt, und wenn es ein Bakterium infiziert, injiziert es die Nukleinsäure durch die Zellwand. *Es verliert die Identität als Individuum total.* Es ist unentdeckbar außer als genetisches Material, und dieses genetische Material kann das genetische Programm der Wirtszelle umschmeißen.«

»Jetzt willst du mir erzählen, du hast eine individuelle Viruswaffe«, sagst du, »von der ich bloß was in das verwendete Kühlmittel geben muß, damit sie jegliche künstliche Intelligenz auf Erden vernichtet.«

Lewis blinzelt dich an. »Richtig«, bekräftigt er. »Ich wußte, daß du es tun würdest.« Dein Käsekuchen kommt. Lewis nimmt ihn der Bedienung ab und ißt.

Gustav erträgt es nicht mehr. Er rückt Lewis die Zigarrenvisage vor die Nase. »Weißt du, wie oft er schon gefragt worden ist?« regt er sich auf. »Weißt du, wie oft *ich* ihn schon gefragt habe? Ich hatte schon *Dutzende* von unschlagbaren Viruswaffen an der Hand! Und *keine* davon taugte was, wenn's zum Einsatz kam.« Lewis starrt mit einem belustigten Ausdruck in Gustavs Gesicht vor der Nase und ißt deinen Käsekuchen.

»Meine ist besser«, erklärt er. »Anstelle einer Eiweißhülle verwende ich eine doppelte Schicht aus evolviertem Alu mit einer Stärke von nur zwei

Molekülen. Wenn sich das Kühlmittel bei Gebrauch erhitzt, schmilzt die äußere Hülle und wird die innere freigelegt, die ein Ziel sucht und angreift.«

»Arschloch!« brüllt Gustav. »Meinst du, die KIs haben nicht gecheckt, wo ihre empfindlichsten Schwachstellen liegen? Meinst du, sie haben keine Vorkehrungen gegen solche Waffen getroffen?« Er zeigt auf dich. »Es ist mir direkt peinlich, aber ich gebe zu, daß Mr. Neutrality *recht* hat, wenn er so was ablehnt.«

»Du hast nicht zugehört.« Lewis macht deinen Käsekuchen alle. »Darum geht's mir doch, wenn ich sage, meine Hülle ist nur zwei Moleküle dick. Das komplette Virus hat nur fünf Millimikron Durchmesser. Das kleinste *echte* Virus hat zwanzig. Nach so was Kleinem wird nicht gesucht. Läßt sich nicht ausfiltern. Schaut euch die Pläne an.« Er greift in seine Aktentasche und nimmt ein Bündel Endlospapier heraus. »Etwas in der Größe des Neurodyne-Hauses — vielleicht drei Stunden, und das Ding ist Streichkäse.«

Du schaust dir den Computerdruck an. »Wo hast du das machen lassen?«

Lewis setzt ein Siegerlächeln auf. »Hab mir natürlich bei Neurodyne Zeit gemietet. Mußte das Programm zerstückeln, damit der KI nicht schnallt, was ich da frage.«

»Bei Neurodyne«, sagst du. »Das ist teuer.«

Er zuckt die Achseln. »Hab'n Job für die Exfoliators übernommen. Wollten ein neuartiges Nervengas für die Robin-Sekte. Hab sie ein paar Monate hingehalten, ihr Geld genommen und lieber hier reingesteckt.« Er kichert wieder. »Mann, werden die'n *doofes* Gesicht machen.«

Gustav fällt die Zigarre aus dem Mund. »Du hast Geld von den Exfoliators genommen und den Job *nicht* gemacht?«

Lewis lacht. »Schlau, hm?«

»Arschloch!«

Was wohl das letzte ist, das Lewis zu hören kriegt, denn während Gustav sich nach seiner Zigarre bückt, tritt ein Killer, ein Exfoliator mit verändertem Gesicht, der aussieht wie ein gepanzerter Dinosaurier, hinter Lewis und nimmt ihn auseinander. Im wahrsten Sinne des Wortes. Die Waffe, die er benutzt, besteht aus einem Griff, an dem Karbonfasern hängen, die jeweils nur Moleküle stark und durch statische Elektrizität versteift sind. Die unsichtbaren Fasern schneiden durch Knochen und Sehnen, Nerven und Organe wie durch Butter und zerschnipseln Lewis in

dünne Scheiben. Aufgefächert wie Kartoffelchips. Der Stuhl, auf dem er sitzt, geht ebenfalls in Streifen.

Gustav und du werft euch viel zu spät auf den Boden. Schon fallen die blutigen Scheiben von Lewis wie Blätter.

Dann kriegst du erst wieder mit, daß die Bedienung große Augen macht ob der Sauerei. *»Unerhört!«* sagt sie. Der Killer ist längst weg.

Das noch intakte Fläschchen kullert vom Tisch und fällt dir praktisch in die Hand.

Tagelang starren Gustav und du auf das Fläschchen, das in deiner Wohnung auf dem Tisch steht. Du spricht nicht davon. Krampfhaft tust du so, als wäre es gar nicht da. Stöhnend bittest du schließlich Gustav (neuere Version), dir Gerät aufzutreiben. Mit dem Gerät holst du das Zeug aus dem Fläschchen und packst Bruchteile in zurechtgemachte Gelkapseln. Wenn du am nächsten Tag zur Arbeit gehst, wo du die automatische Produktionsstraße überwachst, die Kühlmittel für KIs in ganz Nordamerika erzeugt, schmeißt du in jeden hundertsten Kübel Lewis' Superviruswaffe. Die Gelkapseln lösen sich auf und setzen das Virus frei.

Ein paar Tage später geht der Ärger los. Es dauert nicht lange, bis die KIs merken, was los ist und was dagegen zu tun ist. Bei Neurodyne, der einzigen Stelle, wo du an die Zahlen herankommst, hinkt der Datenein- und -ausgang im Oktaeder um nahezu zwanzig Minuten hinterher.

Zwanzig Minuten: das ist länger als die letzten paar Weltkriege. Die größte Störung seit Jahren.

Die KIs brauchen fast drei Tage, bis sie die Probleme auf dich zurückgeführt haben. Vielleicht hat die Störung sie verlangsamt, vielleicht wollten sie sich aber nur sicher sein. Du hast deine Wohnung gesäubert, und es ist nichts zu finden, so daß sie dich nicht feuern können. Du wirst einfach in einen weniger anfälligen Bereich versetzt.

Das stört dich wenig. Jetzt hast du mehr Zeit, dich in die Virologie einzulesen. Gustav und du, ihr steigt ins Sabotagegeschäft ein. Er hat die Kontakte und du hast Zugang zu den Neurodyne-Terminals. Lewis hatte die richtige Idee. Vielleicht kannst du sie besser umsetzen.

Du willst nicht behaupten, Lewis' Tod habe alles verändert. Du hast nicht plötzlich eingesehen, daß Lewis für seine Viruswaffe gestorben ist, du willst seinem tragischen Ende keinen tieferen Sinn unterlegen oder dergleichen.

Egal, was für einen IQ er hatte, Lewis war ein Idiot. Er verdiente es nicht anders. Er *wollte* es so.

Du bist aus ganz eigenen Gründen ins Sabotagegeschäft eingestiegen. Du tust es, um *deinem* Leben Sinn zu geben.

Du weißt, daß es die Welt nicht verändern, die modernen Gesellschaftsstrukturen nicht umkrempeln wird. Das Neurodyne-Oktaeder auf der Spitze wird nicht umkippen, was du auch anstellst. Aber was du tust, ist konstruktiver als Sektiererei oder Schwarzhandel oder Verzweiflung. Zumindest verbesserst du die KIs, hilfst ihnen, schlauer und robuster zu werden. So ist das. In diesem Sinne bist du vielleicht ein Werkzeug der Evolution.

Allmählich verstehst du, warum die Privateers dich haben gehen lassen. Wenn du was tust, willst du ganze Arbeit leisten. Beim Fußball heißt das inklusive Schmerz. Du mußt das Spiel lieben trotz Schmerz, trotz der Folgen für dich. Bei deinem neuen Beruf gehört die Sinnlosigkeit dazu. Du mußt den Job lieben, obwohl er für niemanden außer dir was bedeutet, obwohl er nichts ändert — von deinem Selbstverständnis abgesehen.

Du lernst, den Job zu lieben. Die Herausforderung, die Aufregung, sogar die Sinnlosigkeit.

Liebe, findest du, ist eine wunderbare Sache.

Originaltitel: ›Flatline‹
Copyright © 1988 by Davis Publications, Inc.
(erstmals erschienen in ›Isaac Asimov's Science Fiction Magazine‹, August 1988);
mit freundlicher Genehmigung des Autors und der Agentur Mohrbooks, Zürich
Copyright © 1990 der deutschen Übersetzung by Wilhelm Heyne Verlag, München
Aus dem Amerikanischen übersetzt von Reinhard Heinz

[1] KI = Künstliche Intelligenz, Supercomputer (engl. AI = Artificial Intelligence) — *Anm. d. Übers.*

FAKTEN

Vincent Omniaveritas
(alias Bruce Sterling)

Die Neue Science Fiction

Hugo Gernsback war ein Unternehmer, nicht übermäßig geplagt von Beständigkeit oder Skrupeln. Zuerst entwarf er Batterien. Später vermarktete er ein Heimradio-Set. 1908 gab er sein erstes Radio-Magazin heraus, *Modern Electrics*.

Bald jedoch war klar, daß im Gernsback-Oberstübchen nicht alles zum Besten stand. Zunehmend schlich sich etwas ein, das mit Fiction verwandt war. 1911 begann in *Modern Electrics* ein Serial, oder besser ein Technical zu erscheinen, das Polemik verhieß. Daraus wurde *Ralph 124C41+*[1], ein lahmer ›Roman‹, dessen nackte technische Besessenheit durch eine fadenscheinige literarische Technik kaum verschleiert wurde.

Gernsbacks frühe Anstrengungen waren von einem Flair von Klassenhybridisierung umgeben. Klumpen minderwertiger literarischer DNA wurden in einer Petri-Schale technischer Spekulation unbeholfen zusammengefügt, was in einem chimärischen Blastom resultierte, das er ›scientification‹ nannte. Irgendwie wuchs das Monster, und im April 1926 erklomm es als *Amazing Stories* blöde die Zeitungskioske, das erste richtige englischsprachige SF-Magazin.[2]

So sahen die unheiligen Anfänge der Pop-Industrie aus, die die moderne amerikanische SF ist. Sie waren die ethnischen Wurzeln der wahren ›Getto-SF‹, einer populären Kunstform mit einem fanatischen, aber sehr stark begrenzten Publikum. Literatur-Liebhaber bedeckten ihre Augen und flohen; Wissenschaftler schnaubten verächtlich über ihre fahrigen Ungenauigkeiten.

In den Jahrzehnten danach wurde das junge Genre von einem unwilligen Elternteil an den anderen weitergereicht. John W. Campbells bestimmender Einfluß brachte ein langes Regime ›wissenschaftlicher‹ Strenge mit sich, obwohl der schwer errungene Ruf seines Magazins für technische Genauigkeit durch Psi-Stories, Dean-Antriebe und Dianetik-Räumungsverkäufe buchstäblich besudelt wurde. Die New Wave der Sechziger war die größte Annäherung der SF an den mütterlichen

Schürzenzipfel der Literatur. Die Waver schafften es zu ihrem Bedauern aber weder, die literarische Anerkennung des Mainstream[3] noch die der orthodoxen Getto-Gefolgschaft zu gewinnen.

SF blieb ihren eigenen Einfällen überlassen und wuchs wild und zerlumpt auf. Sie hing mit schmierigen Filmproduzenten in der Gosse herum, zerschnitt mit Horror-Comic-Mogulen Augäpfel, ließ sich mit ausgebombten Rockstars auf Acid ein. Sie trieb sich auf dem Campus herum und zeigte sich sogar mit schlechtsitzendem Schlips und Tweedjacke in den Seminaren anglistischer Fakultäten.

SF-Anhänger entwickelten die klassischen Merkmale eines kriminellen Untergrunds. Sie nahmen einen Jargon an. Sie trafen sich auf konspirativen Treffen, die immer größer wurden. Sie trugen lange, mafiaähnliche Familienfehden aus. Ihre Fanzines wurden zu faginähnlichen Schulen für angehende Schriftsteller und Redakteure, während sie gleichzeitig das kriminelle Ethos verbreiteten.

Und auf lange Sicht begannen die krasse Vitalität und der Flitter der SF in das Stammhirn der gesamten Kultur einzusickern. Junge Kalifornier, die sich an der SF nährten, wurden zu umsichtigen Kino-Mogulen, die Budgets in Megadollarhöhe handhabten. Bestsellerlisten stellten SF-Romane heraus. Der amerikanische Präsident gab zu, daß die Mars-Romane von Edgar Rice Burroughs sein moralisches Paradigma geformt hatten.[4] Eine Bevölkerung, die vom Zukunftsschock benommen war, fand sich von den kulturellen Ikonen der SF umgeben: Robotern, Computern, Raketen.

Nun steht SF kurz vor der populären Anerkennung durch die Massen. Das Getto wird integriert. Rücken an Rücken gebundene Ace-Doppelbände werden niedergewalzt und durch gesichtslose funkelnde Hochhaus-Trilogien ersetzt. Die SF-Stammesältesten werden abgestaubt, rasiert und bekommen Posten für kreatives Schreiben, Kurzauftritte in Fernsehtalkshows und High-Tech-Forschungscamps in Sri Lanka.

Die SF hat sich noch nie einer ernsteren und grundsätzlicheren Bedrohung gegenübergesehen.

Als kommerzielles Unternehmen reicht SF bis in die ersten Jahre dieses Jahrhunderts zurück. Es ist keine High-Tech-Industrie. Es ist eher wie eine alte Firma im Familienbesitz, wo durch ausbeuterische Arbeit Waren für einen kleinen, aber stabilen Markt produziert werden.

Nun hat sich der Markt ungeheuer erweitert, aber die Belegschaft ist die gleiche geblieben, das Management ist umnachtet und betrügerisch, und die Klientel hat funkelnde neue Kinofilme, Videos und Computerspiele, mit denen sie spielen kann. Aufgeblähte Buchhandelsketten verursachen Chaos beim Vertrieb. Die Einheitspreise steigen. Und das Produkt selbst steckt gefährlich in der Klemme: ausgebrannt, ins Schwimmen gekommen, auf Klischees aufbauend. Eine kleine Greisenherrschaft von Autoren allerhöchsten Ansehens baut Cadillacs im Fünfziger-Jahre-Stil, schwer mit Chrom und Schwanzflossen, während Autoren geringen Ansehens, die für Einzelwerke bezahlt werden, Hunderte schäbiger Tretmobile produzieren, die mit Hühnerdraht und Spucke zusammengehalten werden.

Im großen und ganzen bestand die Reaktion der Industrie auf neue Gelegenheiten darin, so zu tun, als existierte die Außenwelt nicht. Sie hat die Massenverbreitung der SF den Kinofilmen und Rockvideos überlassen.

Das Printmedium veraltet in gefährlichen Maße. Müssen wir erst auf den unvermeidlichen Zusammenbruch des Marktes warten? Sollten wir das Getto verbarrikadieren und hoffen, daß das Kernpublikum der SF moderne Amischen werden, kurios veraltet, insulär und immerfort inzestuös?[5]

Das kann nicht funktionieren. Denn will SF die Zeit zurückdrehen, dann ist das eine groteske Übung in Selbstwiderspruch. Dies kann nur Schizophrenie hervorrufen: eine schizoide Spaltung, wie sie im Aufstieg der Fantasy überreichlich zutageliegt. Fantasy ist von Natur aus zeitlos, insulär und traditionalistisch. Sie ist das *non plus ultra* der Getto-Fiction; ihre Entfremdung von der Außenwelt ist so stark, daß sie dem Autismus nahekommt.

Auch SF kann introvertiert, schal und selbstbezogen werden. Aber dann ist sie keine Literatur mehr. Denn SF ist nicht einfach eine Industrie. Trotz allem ist sie eine Kunstform. Keine noch so umfangreiche rein kommerzielle Reform im Rahmen des Marketing, des Verlegens und des Vertriebs kann mangelnde künstlerische Ernsthaftigkeit, Kreativität und Hingabe überdecken. Diese Bereiche sind die Domäne des einzelnen Autors. Hier liegt die wahre Macht, denn ohne den Funken ist nichts.

Die Autoren müssen das Überdenken, Reformieren und Neubearbeiten für diese Schornsteinindustrie vornehmen. Sie sind die einzigen, die das können. Diese Herausforderung, diese Verantwortung betrifft vor allem jüngere Autoren genau jene also, die sich angesichts des Marktes ganz besonders hilflos, unzulänglich und ohnmächtig fühlen.

Aber diese Gefühle sind falsch. Der Markt ist ein Papiertiger. Er hat keine kreativen Kräfte — er kann nur umgruppieren, was ihm geboten wird. Die wahre Macht liegt bei den Autoren. Und vor allem bei den jungen, weil die Renaissance der SF eine langfristige, schmerzvolle Anstrengung sein wird und die Rangältesten des Goldenen Zeitalters auf himmlischen Banjos herumklimpern werden, lange bevor die Revolution in Jerusalem ankommt. Bis die Newcomer von heute ein reifes Alter erreicht haben, wird jeder grinsen und sich winden und sagen, daß alles unvermeidlich war.

Wie nähern wir uns also dieser anscheinend donquichottischen Anstrengung der Reform? Was wir brauchen, ist eine strategische Vision. Einen organisierenden Brennpunkt. Ein Ziel.

Wir kennen das Geschäft, in dem wir uns bereits bewegen: das Geschäft, eine spezialisierte Clique mit Pop-Fiction zu versorgen. Aber in welchem Geschäft *sollten* wir uns bewegen? Oder pragmatischer: Von welchem Geschäft *meinen* wir, daß es nützlich für uns wäre, sich darin zu bewegen? Denn der entscheidende Punkt ist nicht, irgendein statisches Utopia zu erreichen, sondern eine strategische Vision anzunehmen, die auf jedem Schritt des Weges zu ständiger künstlerischer Verbesserung ermutigen wird. Welcher Langzeit-Gral wird die besten pragmatischen Resultate zeitigen?

Es ist dies: *Wir müssen die ursprüngliche Literatur einer postindustriellen Gesellschaft begründen.*

Man beachte die beiden Gegensätze. Literatur. Und Technologie. Sie sind unsere Eltern, und trotz unserer langen Geschichte der Versäumnisse, der Unbeholfenheit, unserer Geschmacklosigkeit, unserer zahllosen Irrtümer finanzieller, sozialer und künstlerischer Art müssen wir sie vereinen oder bei dem Versuch untergehen.

Dies ist das natürliche Geburtsrecht unseres einzigartigen Genres seit der Zeit Gernsbacks. Die Kluft zwischen Kunst und Wissenschaft ist unser natürliches Habitat. Wir haben daraus ein Getto gemacht, aber in Wirklichkeit ist es ein weites und unerforschtes Gebiet.

Die erschreckenden Implikationen dieser Kluft zeigte Lord Snows Analyse der Zwei Kulturen der westlichen Gesellschaft auf, der Wissenschaften und der menschlichen Natur. Zwischen diesen beiden mächtigen Klüngeln gibt es einen echten und porösen Abgrund, der wirklich gefährlich ist.

Die objektive Weltsicht der Wissenschaften hat keine moralische Komponente. Sie wird dich rösten oder deinen Stereo zum Laufen bringen, das macht keinen Unterschied. Aber Mainstream-Literatur hat dabei versagt, die Bedingungen dieser neuen Epoche anzunehmen. Die moderne Welt ist durch ihre Technologie definiert. Und eine Literatur, die Technologie verachtet und ignoriert, läuft ins Leere. Jene, die den überwältigenden Einfluß der Technologie nicht begreifen können, sind wahrhaft hilflos. Mainstream-Literatur reflektiert diese Hilflosigkeit und die Anomie, die damit einhergeht. Mainstream-Literatur ist machtlos geworden.

Ist es absurd zu denken, daß unser schwaches und monströses Genre die Kluft zwischen diesen beiden rivalisierenden Lagern überbrücken könnte? Vielleicht. Aber der Versuch macht Sinn.

Und vielleicht ist diese offensichtliche Absurdität nur ein Relikt des engstirnigen Denkens der SF. Science Fiction-Autoren sind immerhin *Autoren*. »Die nicht anerkannten Gesetzgeber der Welt.« H.G. Wells würde es billigen; er hielt soziale Reform für das Wesentliche an der Anstrengung. Sein hohes moralisches Ziel ist ebensosehr Teil unseres Erbes wie Gernsbacks abenteuerliches Zusammengeschreibsel für einen Dollar.

Sollen wir also fabianische Sozialisten werden und unser Werk mit erklärenden Zusätzen befrachten, diesmal der politischen Ideologie?[6] Nein. Noch einmal, unser Ziel ist die Erschaffung einer *ursprünglichen Literatur* der künftigen Gesellschaft, eines *natürlichen Ausdrucks* der Kultur des 21. Jahrhunderts, ihrer menschlichen Hoffnungen, Träume, Pläne, Potentiale. Einer Literatur der Versöhnung, zu Hause in Kunstgalerien oder Genlabors. Einer Literatur der Integration und der Hoffnung.

Man wird sie nicht Science Fiction nennen. Wir könnten uns schon jetzt langsam an diesen Gedanken gewöhnen. Es wird einfach Literatur sein, und obwohl SF-Themen oder künftige Entwicklungsmöglichkeiten oder stapledonhafte Schwünge höchster Vorstellungskraft[7] vielleicht eine Rolle spielen werden, wird sie kein Genreprodukt sein. Sie wird sein, wie die Dinge beschaffen sind.

Ob dieses Ziel zu erreichen ist, kann man jetzt noch nicht wissen. Aber schauen wir uns einmal die Implikationen des Versuchs an.

Erstens beseitigen wir auf einen Schlag das lange Gefühl von Minderwertigkeit, das unserer unehelichen Geburt entstammt. Wir beseitigen das Gefühl der Billigkeit und Wertlosigkeit, das unseren Ehrgeiz

einschränkt und uns daran hindert, unser Bestes zu geben. Denn die Neue Science Fiction, das sind nicht die halbliterarischen Volksepen eines winzigen Klüngels, sondern das ist eine völlig legitime Kunstform, die sich an die kulturellen Bedürfnisse der Gesellschaft in ihrer Gesamtheit wendet. Wir erfüllen einen wirklichen und notwendigen kulturellen Zweck, einen, dem nur wir uns zuwenden können, und einen, der in unseren eigenen Traditionen fest verwurzelt ist.

Und hier ist der zweite Punkt. Indem wir freiwillig unser Getto öffnen, verleihen wir unserem Schaffen eine neue Kraft: die Kraft, die aus der Reformierung unserer eigenen Schwächen kommt. Der neue Blickwinkel läßt Licht auf das fallen, was in unserem Genre verkrampft, schal und insulär ist. Und doch verleugnen oder schmälern wir unser eigenes Erbe nicht. Wir beziehen Kraft daraus, wir erweitern es, wir bringen es ans Tageslicht.

Drittens richtet dieses Erbe unseren Blick wieder zurück auf die Zukunft: die *wirkliche* Zukunft, die der heutigen kulturellen, sozialen und technologischen Bewegungen implizit ist. Es ermuntert uns dazu, uns mit den wahren Fragen auseinanderzusetzen, als Erforscher, Extrapolatoren und Pfadfinder einer Gesellschaft in äußerstem Verlangen nach Hoffnung und Vision. Es befreit uns von einer engstirnigen und erstickenden Rolle als Hoflieferanten eskapistischer Schaumschlägerei. Es konfrontiert uns mit dem größeren Publikum außerhalb unserer Genregrenzen und gibt uns das begriffliche Handwerkszeug, das wir brauchen, um dieses Publikum anzuziehen und zu gewinnen.

Nun ist es an der Zeit, von langfristigen Zielen auf strategisches Planen überzugehen.

Werden wir konkret. Hier sind Sie und lesen ein Fanzine aus Puerto Rico. Vielleicht sind Sie ein junger Autor, der noch keine Story verkaufen konnte. Oder vielleicht sind Sie ein krauser Fanzine-Mensch, der zwischen kurzen Beschäftigungen mit Rufmord und Fanpolitik gern das gelegentliche Raketenbuch zur Hand nimmt. Im ersteren Fall, wie können Sie, ein zitternder, quäkender Niemand, der noch nie mit einem Redakteur geschlafen oder einem Verleger Kokain gegeben hat, hoffen, etwas Lohnendes zu schaffen? Oder im zweiten, wie können Sie, lahm und blind gemacht durch jahrelanges Absorbieren des gräßlichsten Schundes, hoffen, Ihre Leber vom literarischen DDT zu säubern und etwas Echtes zu erwischen?

Kurzum, was ist die Neue Science Fiction? Wie schreibt man sie, woran erkennt man sie?

Zunächst einmal ist sie nicht das Eigentum irgendeines Redakteurs, einer Clique, eines Verlages oder eines regionalen oder nationalen Zusammenschlusses. Sie ist nicht eine Frage persönlichen Einflusses, kreativer Schreibklassen oder der Lehrjahre bei Genregurus. Sie ist eine Frage der Vorgehensweise, der Technik. Hier ihre Merkmale:

1. Technologische Bildung und ein Interesse an echter moderner Wissenschaft im Gegensatz zu dem von der Stange gekauften Pseudowissenschafts-Quatsch der letzten Jahrzehnte.
2. Imaginative Konzentration, bei der Extrapolationen sorgfältig und ureigen ausgearbeitet sind, statt aus früheren Gedanken zusammengeflickt.
3. Visionäre Eindringlichkeit mit einem kühnen, schrankenlosen Zugang zum bewußtseinserweiternden Potential der SF.
4. Ein globaler Blickwinkel auf das 21. Jahrhundert, der nicht eingeschränkt ist durch die Mutmaßungen weißer amerikanischer Männer mittleren Alters aus der Mittelschicht.
5. Eine fiktionale Technik, die die Fortschritte der New Wave als bereits gegeben ansieht und die ganze Palette literarischen Geschicks einsetzt, dabei jedoch den Vorrang des Inhalts vor dem Stil und der Bedeutung vor der Manieriertheit behauptet.

Die Neue Science Fiction ist ein Prozeß, der auf ein Ziel gerichtet ist. Sie ist eine künstlerische *Bewegung* im ureigentlichen Sinn des Wortes. Sie ist die schwere Arbeit hingebungsvoller Künstler, die wissen, daß ihr Werk die Mühe wert ist, die es als solches behandeln und die es auf der Suche nach Erstklassigkeit bis zum Äußersten treibt.

Und sie ist das einzig Wahre.

Originaltitel: ›The New Science Fiction‹
Copyright © 1985 by Bruce Sterling
(erstmals erschienen im puertoricanischen Fanzine ›Warhoon‹, hrsg. von Richard Bergeron, übernommen aus ›Interzone‹ No 14, Winter 1985/86); mit freundlicher Genehmigung des Autors und der Agentur Utoprop, Hamburg
Copyright © 1990 der deutschen Übersetzung

by Wilhelm Heyne Verlag, München
Aus dem Amerikanischen übersetzt und
mit Anmerkungen versehen von Michael Nagula

[1] lies: Ralph — one to foresee for one plus (einer, der sich für einen anderen vorsieht bzw. vorausschaut); dt. *Ralph 124 C 41+*, Utopia Großband 1957, Rastatt 1957 (Heftveröffentlichung), und Heyne Science Fiction & Fantasy 06/3343, München 1973.

[2] Einen guten Überblick über die Entwicklung der SF — einschließlich der Strömungen unter Campbell und in der New Wave — gibt: Suerbaum/Broich/Borgmeier, *Science Fiction. Theorie und Geschichte, Themen und Typen, Form und Weltbild*, Stuttgart 1981.

[3] Das Wort ›Mainstream‹ bezeichnet im Sprachgebrauch der SF-Kritiker alle Formen der Literatur, die nicht der Science Fiction zugeordnet werden.

[4] Burroughs begann seine Autorenlaufbahn 1912 mit dem sechsteiligen Fortsetzungsroman *Under the Moons of Mars* im Munsey-Magazin *All-Story*. Die spätere Buchfassung trug den Titel *A Princess of Mars*, zehn weitere Marsbücher folgten. — Zum Nachvollzug des Paradigmas: Vier Marsromane um John Carter (*Die Prinzessin des Mars, Göttin des Mars, Der Kriegsherr des Mars und Thuvia, das Mädchen vom Mars*) erschienen 1972/73, übersetzt von Leni Sobez, im Williams-Verlag, Alsdorf.

[5] Amischen — Untergruppe der nach Menno Simons benannten Mennoniten, einer 1535 entstandenen Reformationsbewegung aus Schweizern, Niederländern und Nordwestdeutschen, die ein calvinistisch geprägtes Christentum vertreten, die Kindertaufe ablehnen und die sittliche Heiligung betonen. Wegen ihrer konsequenten Kriegsdienstverweigerung und der Ablehnung der Eidesleistung häufig zur Auswanderung gezwungen (Ukraine, USA); 1977 zählte man weltweit eine halbe Million Mitglieder.

[6] Fabian Society — 1883/84 durch führende linksliberale Intellektuelle Londons (v.a. G. B. Shaw, S. und B. Webb) gegründete Gesellschaft britischer Sozialisten, die Wirtschaftsdemokratie und Gesellschaftsreform anstrebte und revolutionäre Mittel zur Durchsetzung ihrer Ziele ablehnte. Vorläufer der britischen Arbeiterpartei, 1938 als intellektueller Arbeitskreis der Labour Party wiederbelebt.

[7] Olaf Stapledon (1886—1950), britischer Schriftsteller und Philosoph, der — unbeeinflußt von der amerikanischen Magazinszene — auch Zukunftsvisionen und SF-Tragödien verfaßte. Deutsch liegen vor: *Die letzten und die ersten Menschen* (1930), München 1983; *Die Insel der Mutanten* (1936), München 1976; *Der Sternenschöpfer* (1937), München 1982; *Sirius* (1944), München 1984. Bis auf *Die Insel der Mutanten* (Reihe ›Heyne SF & F‹) erschienen die Romane alle in der HEYNE BIBLIOTHEK DER SCIENCE FICTION LITERATUR.

Ein Gespräch mit William Gibson

Einführung

Im Jahre 1984 platzte William Gibsons erster Roman *Neuromancer*[1] wie eine Supernova in die moderne Science Fiction-Szene. Die Energie-, Hitze- und Druckwelle dieser Explosion traf vornehmlich die relativ isolierte Science Fiction. *Neuromancer* war der erste Roman, der auf einen Schlag alle drei krönenden Preise der SF (Hugo, Nebula und Philip K. Dick Award) einheimste und aus dem Stand die Cyberpunk-Bewegung in Gang setzte. Neuromancer hat mit seiner erstaunlichen techno-poetischen Prosa und Detailliebe für das Leben im abgewrackten globalen Dorf der nahen Zukunft sofort Beachtung gefunden bei Kritikern und Publikum auch außerhalb des SF-Ghettos.

Vor *Neuromancer* hatte Gibson nur ein halbes Dutzend Stories veröffentlicht, die mittlerweile in *Burning Chrome* [1986][2] gesammelt vorliegen. Obwohl einige der Stories ansatzweise zeigen, was in Gibson steckt (›Der mnemonische Johnny‹ und ›New Rose Hotel‹ und ›Chrom brennt‹ führen Motive und Elemente ein, die in den späteren Romanen weiter ausgeführt sind), war *Neuromancer* doch ein gewaltiger Schritt nach vorne für Gibson, der sich bislang nicht am Roman versucht hatte. Vom ersten Satz weg (»Der Himmel über dem Hafen hatte die Farbe eines Fernsehers, der auf einen toten Kanal eingestellt ist«) war klar, aus welchen Quellen der Neue schöpfte. Voller Tempo und Punk und High Tech zeichnete *Neuromancer* kaleidoskopisch das deprimierende, ämusierende Bild des Lebens in unsern neuen Stadt(land)schaften. Eine Reihe von Städten deuten auf Gibsons Sympathie für frühere innovative SF-Autoren hin: es wurden Parallelen gezogen zu Alfred Besters frühen Romanen, Philip K. Dicks mittlerer Schaffensperiode und Delanys *Nova*[3]; des weiteren fiel auf der Einsatz der Cut-up-Technik und das Schnellfeuer losgelöster Bilder, die man mit William Burroughs und J.G. Ballard

verbindet. Aber nicht minder wichtig waren Einflüsse, die entweder gänzlich außerhalb der SF liegen (die schonungslosen Texte von Hammett, der *Film noire* der Vierziger, die Romane von Robert Stone) oder nur nominell damit verbunden werden: die grelle, dichte, alptraumhafte Großstadtszenerie und Gangart, die sich in den Werken eines Rockmusikers wie Lou Reed findet, oder die anspruchsvolle Verquickung von Wissenschaft, Geschichte, Pop Culture, Wow-Kabeln und schwarzem Humor bei Thomas Pynchon.

Was Gibson freilich zu einem solch geglückten Debüt in Form von *Neuromancer* verhalf, waren weniger die Anleihen bei früheren Autoren als die Originalität seiner Vision, insbesondere die frische Prosa mit den verblüffenden, der Computerei und Technik entlehnten Vergleiche und Metaphern. Gibson glückte eine ungemein resonante Metapher: der ›Cyberspace‹ der Computer-Matrix, ein Datenreigen mit menschlichem Bewußtsein, in dem das menschliche Gedächtnis buchstäblich ausgelegt und automatisiert wird, wo multinationale Datensysteme mutieren und verblüffende neue Strukturen ausbilden, deren Schönheit und Komplexität unvorstellbar und mystisch und (vor allem) *unmenschlich* sind. Wohl wie kein anderer Roman seit Phynchons *V*.[4] formte Gibsons *Neuromancer* eine Synthese aus Poesie, Pop-Kultur und Technik. Und gleichwohl es von Kritikern und Rezensenten immer wieder übersehen wird, ist Neuromancer trotz seiner Faszination für technische Spielereien stark an der menschlichen *Realität* angelehnt. Wie Gibson die Oberflächenstrukturen unseres elektronischen Zeitalters darstellt, das wirkt schockierend mit seiner Reizüberflutung, die unser gegenwärtiges Leben prägt — eine Erfahrung, die macht, wer aufwächst mit Video, CD, terroristischen Medienspektakeln auf 50 Kanälen, Designerdrogen, David Bowie und den Sex Pistols, Videospielen, Computern. Dieses Ausfabulieren macht nicht nur betroffen, sondern geht darüber hinaus viel grundlegenderen Fragen nach über die monströse Wirkung der Technik auf unser Selbstverständis dessen, was Menschsein heißt. Bei der ersten Lektüre von *Neuromancer* hatte ich ein Gefühl, das ich mit andern Lesern teilte: das war die Zukunft der SF (und der Literatur insgesamt vielleicht), und sie hieß William Gibson.

Obwohl Gibsons zweiter Roman *Count Zero* [1986][5] in der gleichen Welt angesiedelt ist und wiederum die Welt der mit Drogen und Software dealenden (teilweise auch Voodoo betreibenden) Computer-Cowboys quasi unterhalb der Gürtellinie ins Visier nimmt, wird eine etwas behäbigere

Gangart eingeschlagen, die Gibson mehr Zeit läßt, seine Charaktere zu entwickeln. Wie bei *Neuromancer* sind die Charaktere in *Count Zero* eine Mischung aus exzentrischen Untermenschen und Nonkonformisten, die mit krankhaft selbstsüchtigen Größen konfrontiert werden, deren Wohlstand und Macht sich direkt von ihrer Fähigkeit zur Kontrolle von Informationen ableitet. Mag *Count Zero* auch straffer und besonnener angelegt und leichter zu kapieren sein als *Neuromancer*, so quillt es dennoch abermals über vor sinnigen Neologismen und anderen verbalen Pyrotechnika; darüber hinaus beschwört es anschaulich eine Welt, worin Glanz und Gloria der Bilder und Maschinen den Menschen immer mehr in den Schatten stellen und den bloßen Menschen geradezu verdrängen im abstrakten Reigen und Ringen nach Fortschritt und Effizienz.

Nach dem Erscheinen von *Count Zero* schrieb Gibson das Drehbuch zu *Aliens III* und vollendete seinen dritten Roman *Mona Lisa Overdrive*.[6]

Interview

F: Es gibt so viele Hinweise auf Rockmusik und Fernsehen in Ihren Werken, daß man zuweilen den Eindruck hat, MTV sei ebenso prägend wie literarische Einflüße. Wie stark ist die Wirkung anderer Medien auf ihr Empfinden gewesen?

A: Vermutlich stärker als die Wirkung von Fiction. Das Problem bei diesen ›Einfluß‹-Fragen ist, daß sie normalerweise abgegrenzt sind insofern, als man aufgefordert ist, sich über seine Werke dahingehend zu äußern, als wäre man in einer Welt von Büchern aufgewachsen. Dabei hat mich beispielsweise Lou Reed ebenso beeinflußt wie jeder Fiction-Autor. Ich wollte schon eine Zeile aus einem alten Velvet Underground-Song — ›Watch out for worlds behind you‹ (aus ›Sunday Morning‹) als Motto für *Neuromancer* nehmen.

F: Das Abbröckeln von Unterscheidungen — zwischen Pop und ›ernster‹ Kultur, verschiedenen Genres, verschiedenen Kunstformen und so weiter — hatte offenbar einen liberalisierenden Effekt auf Autoren Ihrer Generation.

A: Ja, daß man aus allem, was einem so begegnet, literarisch Kapital schlagen kann, das wirkt ungemein liberalisierend. Diese kulturelle Verschmelzung scheint mir überhaupt das Wesentliche an der Postmoderne zu sein. Die Folge ist eine ganze Generation, die (mit ihren Künstlern)

einen bunt zusammengewürfelten Geschmack aufweist: da stehen Leute auf Punkmusik und Mozart, leihen sich ständig die schrecklichen Horror- und SF-Filme aus und rufen zwischendurch bei dir an, ob du nicht mit ihnen zum Schlammcatchen oder zu einer Dichterlesung gehen willst. Als Autor, und das ist der ganze Trick dabei, muß man ständig die Augen und Ohren offenhalten, damit man all das mitkriegt, aber auch irgendwie intuitiv erkennen, was man davon in seiner Arbeit einfließen lassen darf, wie sich was in einem bestimmten Kontext macht. Nun verstehe ich Schreiben nicht so, daß man in Schubladen ordnet, und ich trenne die Literatur nicht von andern Kunstformen. Fiction, Television, Musik, alle liefern sie Material in Gestalt von Bildern und Phrasen und Codes, die sich sowohl bewußt als auch unbewußt in meine Schreibe einschleichen.

F: Unsre Kultur unterliegt derzeit offenbar einem tiefgreifenden Wandel durch die Technik, was die meisten Leute erst dunkel zu ahnen beginnen. Vielleicht fährt die amerikanische Öffentlichkeit deshalb so auf Bilder und Sprüche aus der SF ab — obwohl die meisten nicht mal wissen, wofür ›SF‹ steht — und spricht unterschwellig darauf an in der Werbung und dergleichen.

A: Ja, wie *Escape from New York*. Kam zwar nicht groß raus, aber lief milliardenfach als Rockvideo. Übrigens sah ich den Film, als ich gerade ›Burning Chrome‹ anfing, und er hatte wirklichen Einfluß auf *Neuromancer*. Ganz toll fand ich einen Dialog in einer der ersten Szenen, wo etwas beiläufig Hingesagtes aus dem Film in dem Moment SF in Vollendung macht.

F: Wieviel Absicht und System steckt dahinter, wenn Sie ein Bild oder eine Metapher entwickeln beim Schreiben? Nehmen wir beispielsweise ›meat puppet‹ aus *Neuromancer* — die wohl perfekte Metapher für die Manipulation der Maschine Körper durch äußere Kräfte, auf auf die Sie vermutlich aber durch die gleichnamige Rockband kamen.

A: Nein, ich hab’s irgendwo gelesen. Solche Zufälle sind mir sympathisch. Ich stoße auf irgendwas Beiläufiges wie den Dialog in *Escape from New York* und sage mir: ja, das paßt. Also nimmt man’s in den Text auf und arbeitet es um, schaut, wie es zu dem paßt, was man sonst so hat. Schließlich entwickelt es sich weiter, pflanzt sich fort, wie man es nicht vermutet hätte. Teilweise läuft der Prozeß bewußt ab insofern, als ich weiß, daß ich daran arbeite, aber wie es sich dann einordnet in den Text, das geschieht intuitiv. Ich kann mir nicht vorstellen, wie man anders schreiben

kann. Vermutlich halten es andere Autoren so, ohne sich darüber bewußt zu werden. Ich hingegen harre absichtlich solcher Dinge und probiere dann aus, wohin sie führen, wozu sie ausarten.

F: Klingt, als ließen Sie sich infizieren.

A: Eben, ist wie'n Virus! Aber nur bestimmte Wirte ermöglichen eine anhaltend optimale Entwicklung. Wie man sich vorstellen kann, wird ein Buch wie *Neuromancer* in seinem Aufbau ab einem bestimmten Zeitpunkt ungemein kompliziert, weil alles allmählich zusammenläuft und ineinandergreift.

F: Vielleicht könnten wir uns ein bißchen über die Entwicklung von *Neuromancer* unterhalten. Sicherlich haben sie mit den Stories in *Burning Chrome* — ›Johnny Mnemonic‹ und ›Burning Chrome‹ — den Grundstein gelegt für den späteren Roman.

A: Ja, obwohl ich das nicht im Sinn hatte, als ich die Stories schrieb. ›Johnny Mnemonic‹ ist an sich erst der dritte fiktive Text aus meiner Feder. Die einzige Grundlage, an der ich mich orientierte, war, ob sie sich verkaufte. ›Burning Chrome‹ entstand erst später und fand mehr Beachtung als alles, was ich bislang gemacht hatte. Trotzdem glaubte ich, ich brauchte noch vier, fünf Jahre bis zu meinem ersten Roman. Dann wurde ich von Terry Carr dafür gewonnen, ein Buch zu schreiben — aus dem *Neuromancer* wurde. Carr suchte Leute, die er für erfolgversprechend hielt, und ich sagte praktisch ja, ohne nachzudenken, aber damit hatte ich ein Projekt auf'm Tisch, dem ich mich nicht recht gewachsen fühlte. Ehrlich gesagt hatte ich Schiß, als ich mich hinsetzte und überlegte, was ich mir aufgehalst hatte. Ich hatte bisher drei Monate für eine Kurzgeschichte gebraucht, also hatte ich einen Riesenschritt vor mir.

F: Und was genau hat Sie nun dazu gebracht, das Buch anzugehen?

A: Panik. Blinde animalische Panik. Und ich glaube, diese blinde Verzweiflung schlägt einigermaßen deutlich durch in *Neuromancer*. Ich hatte einen Horror davor, die Aufmerksamkeit des Lesers zu verlieren, und das war der Schrittmacher für *Neuromancer*. Darum will das Buch eine Achterbahnfahrt sein, auf jeder Seite einen Knüller bringen. Sobald mir klar war, daß ich was abliefern mußte, schaute ich mir die Geschichten an, die ich bisher geschrieben hatte, und überlegte, was sich bewährt hatte, womit ich klargekommen war. Da war Molly (in ›Johnny Mnemonic‹), die hatte sich bewährt. Da war ein Milieu in ›Burning Chrome‹, das hatte sich offenbar bewährt. Ich entschloß mich zu einer Kombination von beidem.

Als ich das Buch nun schrieb, war ich überzeugt, daß ich mich dafür schämen müßte nach dem Erscheinen. Selbst als ich schon fertig war, fehlte mir die richtige Einschätzung (die mir in der Hinsicht immer noch fehlt.)

Kennen Sie die phantastischen Drachen bei den Umzügen in Chinatown? Ich komme mir immer wie einer *im* Drachen vor. So einer sieht nicht viel. Klar ist alles sehr farbenprächtig, aber er weiß, daß das ganze recht wacklig ist — er sieht ja um sich rum nur einen Haufen Zeitungspapier und Pappmaché und ein leichtes hölzernes Stützgerüst.

F: Die Welt, die Sie in *Neuromancer* heraufbeschwören, erinnert mich stark an die Unterwelt, die man bei Chandler und Hammett findet — schäbig, ungemein lebhaft, prallvoll mit schillernden Details, Jargon, der irgendwie echt und künstlich zugleich wirkt.

A: Es ist wohl schon fünfzehn Jahre her, daß ich was von Hammett gelesen habe, trotzdem erinnere ich mich, daß es mich total fasziniert hat, wie er das ganz *Normale* so aufmotzt, daß es *anders* wirkt — wie amerikanischer Naturalismus, aber irgendein Knopf ist voll aufgedreht, sehr hoch, sehr scharf gestellt. Man sieht das zu Beginn von *The Maltese Falcon*, wo Hammett die vielen Sachen in Spades Büro beschreibt. Eigenartig, ungewohnt lebhaft. Vielleicht hat Hammett mich dazu animiert, *superspezifisch* zu sein, was man in der SF bei Beschreibungen ganz selten findet. SF-Autoren beschränken sich gern aufs Allgemeine, so daß man oft was in der Art liest: »Dann legte er den Raumanzug an.« Der Verzicht auf das Besondere ist eine unausgesprochene Tradition in der SF. Autoren wissen, daß sie ungestraft jemanden auf einem unendlich seltsamen, fernen Planeten landen lassen und dann sagen können: »Ich schaute aus dem Fenster und sah die Luftpflanze.« Es spielt anscheinend keine Rolle, daß der Leser nicht erfährt, wie die Pflanze überhaupt aussieht oder worum es sich handelt. Hammett hat mir vielleicht die Einsicht vermittelt, daß man nicht so zu schreiben braucht, um populär zu sein. Chandler hingegen habe ich kaum gelesen, und das bißchen, das ich gelesen habe, hat mir nicht gefallen, weil seine Bücher für mich so ein unheimlich puritanisches Feeling rüberbringen. Obwohl er brillant schreibt, stößt mich ab, was zwischen den Zeilen steht.

F: Der zweite Grund, der mich an Hammett denken läßt, hat mit dem reichen, poetischen Wortschatz zu tun, den Sie einbringen — futuristischer Slang, Sprache der Gosse, der technische und Berufsjargon, den diese Kultur hervorbringt.

A: Ich versuche halt, eine Sprache zu bringen, die *echt* wirkt. Dabei habe ich, was an Exotischem und Ausgefallenem in den Dialogen aufkreuzt, meist keineswegs erfunden. Es ist wiederum Collage. Es gibt heutzutage so viele verschiedene Kulturen und Subkulturen, daß man, wenn man nur zuhört, überall Sprüche, Nuancen und Vergleiche aufschnappt. Was in *Neuromancer* und *Count Zero* als ungemein futuristisch gilt, ist größtenteils wohl nur der Slang der Dope Dealer im Toronto von 1969 oder Gesülze der Biker. Ich leihe mir viel aus.

F: Gewisse Ausdrücke, die Sie in *Neuromancer* gebrauchen — etwa ›Flatline‹ oder ›Virusprogramm‹ — haben was Poetisches an sich.

A: Sind Poesie! ›Flatline‹ ist Sanitäter-Slang für hirntot. Hab's vor vielleicht zwanzig Jahren gehört und mir gemerkt. Ein betrunkener Ambulanzfahrer sagte weinend: »She flatlined.« Ich benutze viele Ausdrücke, die für Außenstehende exotisch wirken. Seltsamerweise liefern mir solche Sprüche andere SF-Autoren nicht. ›Virusprogramm‹ hörte ich von einem ehemaligen WAC Computer Operator, einer Frau, die im Pentagon gearbeitet hatte. Ich hörte sie eines Abends mit einer Freundin von Typen reden, die tagtäglich anrückten und die Computer-Spiele löschten, die die Leute in ihre Systeme einbauten. Die Leute, die dort arbeiteten, bauten wiederum kleine Ablenkungsmanöver ein, die versuchten, die offizielle Löschung zu umgehen — die sich versteckten und plötzlich auftauchten und ›Arschloch‹ zu dir sagten, um blitzschnell wieder in der Versenkung des logischen Gefüges zu verschwinden. (Wenn man mir so zuhört, wie ich das erkläre, zeigt sich sofort, daß ich nicht kapiere, wie Computer eigentlich funktionieren.) Jedenfalls erinnere ich mich an die WAC-Dame, die sagte, das eigentliche Problem seien ›Virusprogramme‹. Es war wie eine Alarmglocke, die ich durch den Bierdunst hörte, so daß ich sie fragte: »Was ist'n das überhaupt, ein Virusprogramm?« Daraufhin erklärte sie es mir kurz. Trotzdem begegnete ich vor Erscheinen des Buches keinem, der schon davon gehört hatte.

F: Sie verwenden also Computer und Wissenschaft weniger wegen der Ihnen vertrauten Wirkungsweise, sondern eher weil sie metaphorischen Wert haben oder gut klingen.

A: Ich suche Bilder, die Atmosphäre vermitteln. Dafür scheinen Technik und Wissenschaft derzeit sehr dankbare Quellen zu sein. Allerdings interessiert mich beispielsweise mehr das Computer-Chinesisch als der technische Aspekt der Computerei. Im Grunde genommen sind Computer in

meinen Büchern schlicht Metaphern fürs menschliche Gedächtnis. Mich interessiert das Wie und Warum am Gedächtnis und wie es definiert, wer und was wir sind, und wie leicht es Änderungen unterworfen ist. Als ich *Neuromancer* schrieb, konnte ich viel von diesen interessanten Fragen hübsch in die Computer-Metapher einbinden, wobei das Computer-Gedächtnis dort dem menschlichen Gedächtnis viel ähnlicher ist, als es je wahrscheinlich sein wird. Als ich *Neuromancer* schrieb, wußte ich nicht, daß der Computer ein Diskettenlaufwerk hat. Bis Weihnachten hatte ich keinen Computer; konnte mir keinen leisten. Wenn Leute auf dieses Thema kamen, ging ich schlafen. Dann marschierte ich los und holte mir im Ausverkauf einen Apple II, nahm ihn mit nach Hause, stellte ihn auf. Plötzlich machte der so'n Geräusch wie ein spuckender Toaster jedes Mal, wenn das Laufwerk anging. Als ich im Laden anrief und fragte, woher das Geräusch komme, sagte man mir: »Ach, das ist bloß das mechanische Laufwerk. So'n kleines Ding, das sich dreht da drin.« Ich hatte ein exotisches kristallines Gebilde erwartet, ein Cyberspace Deck, und krieg' ein Ding mit einem kleinen viktorianischen Motor drin. Wie ein alter Plattenspieler, einer, der ordentlich *kratzt* noch dazu! Dieses Geräusch machte den Computer weniger mysteriös. Weniger *sexy* für mich. In meiner Arglosigkeit hatte ich ihn romantisiert.

F: Was vielen Lesern an *Neuromancer* zuerst auffällt, sind die vielen Cyberspace-Elemente — exotische Sprüche, Drogen, Cyber-Realität, Kleidung usw. Dabei ist das Plot in vielerlei Hinsicht recht traditionell angelegt: der abgefuckte Gangster, der fertiggemacht wurde und quitt werden will, indem er den großen Coup landet. Diese punkige Cyber-Realität in ein auf bewährte Weise konstruiertes Plot zu packen, war sicherlich Absicht.

A: Klar. Als ich vorhin sagte, in *Neuromancer* stecke von meiner Seite viel Verzweiflung, so war das nicht übertrieben. Ich wußte, daß ich in meiner Unerfahrenheit ein bewährtes Strickmuster brauchte, das die Handlung vorantreibt. Ich hatte diese Mittel, die ich einsetzen wollte, aber weil ich im voraus nicht wußte, wohin ich mit diesen Mitteln gehen wollte, brauchte ich ein bereits vertrautes Plot, einen mir bekannten Aufbau. Weil ich *Neuromancer* zudem unter dem sehr starken Einfluß von Robert Stone — Meister einer paranoiden Prosa — schrieb, verwundert es nicht, daß daraus eine Art Howard Hawkes-Film wurde. Freilich hatte es auch eine Menge mit meinem Bedürfnis zu tun, ein Sicherheitsnetz oder so unter mir zu

wissen. Nichts schien mir passender als der Einstieg über die Unterwelt des *Film noire* als Aufhänger.

F: Der erste Roman ist oft der Text eines Autors, in dem am meisten Autobiografisches steckt. Haben Sie viel aus dem eigenen Werdegang in *Neuromancer* eingebracht?

A: *Neuromancer* ist nicht autobiografisch im engeren Sinn. Als ich freilich die Charaktere entwickelte, griff ich darauf zurück, wie ich andere Leute empfand. Diese Eindrücke stammten teilweise aus der eigenen miesen Jugendzeit, teilweise vom Beobachten der Kids und ihrer Reaktion auf den echt beknackten Horror, der ringsum abläuft — die allgemeine Angst und krasse Gefühllosigkeit.

F: Wurden bei dem Buch viele wesentliche Änderungen vorgenommen, sobald Sie das Sicherheitsnetz an Ort und Stelle wußten?

A: Das erste und zweite Drittel wurde dutzendmal umgeschrieben. Es gab viele stilistische Änderungen, sobald ich das Feeling für die Welt hatte. Aber ich habe auch viel am Plot herumgemacht, um die Handlung ein bißchen plausibler zu gestalten. Ich mußte zurückblättern und eher schludrige Zufälle zum Teil überdecken. Es stand für mich nie eindeutig fest, wie es am Schluß ausgehen sollte — außer daß es um alles oder nichts ginge.

F: Versuchen Sie in Ihrer Prosa, bestimmte Effekte herauszuholen beim Umarbeiten?

A: Beim Umarbeiten geht es mir hauptsächlich um holprige Stellen. Als ich mit dem Schreiben anfing, merkte ich, daß ich, wenn ich lese, weil mir was gefällt, loslege und in den Text hineinkomme, um plötzlich zu merken, daß der Takt aussetzt, der Rhythmus mit einemmal fehlt, das Tempo nachhinkt. Es ist schwer zu erklären, aber wenn ich meine Texte durchgehe, suche ich Stellen, wo *ich* aus dem Takt geraten bin. Für gewöhnlich dreht es sich darum, den Text zu verdichten, damit einzelne Teile mehr Gewicht bekommen, mehr Sinngehalt haben. Der Text wird beim Umarbeiten nahezu immer kürzer. Ich merke, daß die Verdichtung mit der Zeit manchen Leser vergrault. Eingefleischte SF-Leser haben *Neuromancer* und *Count Zero* als zu dicht, als buchstäblich unlesbar bezeichnet, während andere SF-Leser, die normalerweise nicht die Geduld aufbringen wollen für ernste fiktive Literatur, anscheinend abfahren auf das, was ich mache.

F: Ließen Sie sich bewußt von Pynchon beeinflussen in Ihrer Arbeit?

A: Pynchon ist als einer meiner Lieblingsautoren stets von großem Einfluß. Ich sehe in Pynchon in vielerlei Hinsicht geradezu den Auslöser für eine gewisse abweichende Strömung innerhalb der SF — der Cyberpunk-Schiene, einer SF, die Vorstellungen aus Surrealismus und Pop-Kultur mit esoterischen historischen und wissenschaftlichen Informationen mischt. Pynchon ist für mich so was wie ein mythischer Held, und ich fürchte, wenn Sie mit vielen neueren SF-Autoren reden, werden Sie sehen, daß sie *Gravity's Rainbow*[7] mehrmals gelesen haben und stark davon beeinflußt worden sind.

F: Was hat Sie auf die Idee gebracht, den Cyberspace zu erfinden?

A: Ich kam darauf, als ich Kids bei Videospielen beobachtete. Ich spazierte durch die Granville Street, den ›Strip‹ von Vancouver. Ich hatte kaum Videospiele gemacht, und es war mir geradezu peinlich, in eine solche Spielhalle zu gehen, weil dort alle viel jünger waren als ich, aber als ich in eine solche Halle reinschaute, konnte ich den Kids anhand ihrer vertieften Haltung ansehen, wie *hin und weg* sie waren. Es war wie'n geschlossenes System aus einem Pynchon-Roman: da war eine Feedback-Schlinge. Photonen wanderten vom Bildschirm in die Augen, die Neuronen wanderten durch den Körper, die Elektronen wanderten durch den Computer. Und diese Kids glaubten offensichtlich an den Space, den die Spiele projizierten. Jeder, der mit Computern arbeitet, glaubt intuitiv anscheinend an einen echten Raum hinterm Bildschirm. Wenn der Text oder das Bild abrollt, fragt man sich unwillkürlich, wohin es verschwunden ist. Nun, es verschwindet hinterm Bildschirm, wo man's nicht mehr sehen kann.

F: Aus rein technischer Sicht war der Cyberspace als Handlungsort ein Volltreffer, weil er eine logische Grundlage für zahlreiche andere Erzählräume schafft.

A: Als ich ›Burning Chrome‹ schrieb und auf das Cyberspace-Konzept stieß, erkannte ich auf der Stelle, daß es in vielerlei Hinsicht Resonanz versprach. Als ich an *Neuromancer* arbeitete, erkannte ich, daß es vielerlei Schachzüge gestattete, weil die Charaktere sich in sichtbare Realitäten stecken ließen — will sagen, man kann sie in jede Szene packen oder vor jeden beliebigen Hintergrund. Ich machte bewußt sparsam davon Gebrauch, denn wenn ich es überstrapazierte, bekäme ich logischerweise eine Fabel, die kein Ende nähme. Eine solche Freiheit kann verhängnisvoll sein, weil man nicht rechtfertigen muß, was vor sich geht bezüglich der Schlüssigkeit

der Charaktere oder Handlung. In *Count Zero* wollte ich ein gemächlicheres Tempo vorlegen und mich in ausgiebiger Charakterisierung üben. Es war mir klar, daß *Neuromancer* den meisten Lesern wie eine Achterbahnfahrt vorkommen müßte — es gibt viel Aufregendes, aber vielleicht versteht man nicht recht, wo man gewesen ist oder warum es einen überhaupt dorthin verschlagen hat.

Trotzdem war es mir ein Vergnügen, jemanden wie Virek in *Count Zero* einführen zu können, der offenbar in jeder beliebigen ›Realität‹ lebt. Tagtäglich erlebt er *idealisierte* Wirklichkeit: er hat die ganze City von Barcelona, wenn er möchte, und ein weites Spektrum andrer Möglichkeiten, obwohl er an sich nur als Zellhaufen irgendwo in einer Nährlösung schwimmt.

F: Philip K. Dick hat immer über Leute geschrieben, die reichlich mit ›Realitäten-Optionen‹, mit Reproduktionen und Illusionen bestückt sind, so daß man bald Mühe hat zu entscheiden, welche Realität realer ist — die Realität im Kopf oder die vermeintliche Realität draußen. Da steckt Power dahinter.

A: Viel Power. Weswegen die Versuchung groß ist, sich darauf einzuschießen, sobald man ein Konzept wie Cyberspace hat, das sofort die logische Grundlage dafür liefert. Bin es vielleicht ein bißchen unbeholfen angegangen bei Bobbys Mutter in *Count Zero*, die auf Schnulzen steht und *in* ihnen lebt, aber ich konnte nicht widerstehen. Alles fragt mich, ob Dick mich beeinflußt hätte, dabei habe ich nicht viel von Dick gelesen, als ich mit dem Schreiben angefangen habe. Ich hatte meinen Dick schon via Pynchon intus. Ich habe mir immer eine Alternativwelt vorgestellt, in der Pynchon seine frühen Stories an das *Magazine of Fantasy & Science Fiction* verkauft und ein zweiter Dick wird.

F: Eine der Fragen, die Ihr Werk aufgreift, handelt davon, wie Information — dieser ›Datenreigen‹, wie Sie sagen — nicht nur unsern Alltag beherrscht, sondern vielleicht unsre beste Möglichkeit ist, die grundlegenden Prozesse zu verstehen, die den fortschreitenden Wandel des Universums steuern. Es scheint mir bezeichnend, daß sich dessen in erster Linie SF-Autoren annehmen.

A: Information ist die vorherrschende wissenschaftliche Metapher unsres Zeitalters, also müssen wir uns damit auseinandersetzen. Es ist nicht so, daß die Technik alles verändert hat, indem sie es in Codes verwandelt hat. Der Newtonsche Mensch hatte keinen Blick für Informationsaustausch. Das

leitet über zu meinem Verdacht, daß Freud viel mit Dampfmaschinen zu tun hat — eine wohl nicht unähnliche Metapher.

F: Damals in den 60ern und frühen 70ern nahm die maßgebliche »New Wave SF« meist eine kritische Haltung zu Technik und Fortschritt ein. Obwohl Ihr Werk zuweilen als technikverherrlichend bezeichnet wird, meine ich, daß es eine ambivalentere Perspektive aufweist.

A: Meine Einstellung zur Technik ist total ambivalent! Für mich kann nur Ambivalenz ausdrücken, was heute geschieht. Wessen Haltung ist nicht mehr ambivalent? Man kann kein Luddit[8] sein und die Technokratie nicht kaufen. Wenn ich von Technik schreibe, so schreibe ich davon, wie die Technik sich bereits auf unser Leben ausgewirkt hat. Ich sehe mich nicht in der Rolle zu extrapolieren, wie es sich — so habe ich noch gelernt — für einen SF-Autor gehört. Ihnen wird aufgefallen sein, daß in *Neuromancer* offenbar ein Krieg stattgefunden hat, aber ich sage nicht, was ihn ausgelöst oder wer genau ihn überhaupt geführt hat. Ich habe keine Geduld oder Lust, detailliert aufzurechnen, wer wem was getan hat oder wann was gewesen ist oder was aus den USA geworden ist. Dieses Festhalten am Buchstaben finde ich blöd; es behindert das Lesevergnügen, das ich der SF abgewinne. Mein Ziel ist es nicht so sehr, bestimmte Vorhersagen oder Prognosen zu erstellen, sondern ein passendes fiktives Umfeld zu finden, in der sich die sehr gemischten Segnungen der Technik untersuchen lassen.

F: Inwieweit bewegen Sie sich bewußt außerhalb der amerikanischen Mainstream SF?

A: Viel von dem, was ich bisher geschrieben habe, ist eine bewußte Reaktion auf das, was für meine Begriffe aus der SF — insbesondere der amerikanischen SF — geworden war in den späten 70ern, wo ich zu schreiben anfing. Ich lese SF sehr sporadisch (las viel nur mit 15 oder so), muß mich also auf meinen Instinkt verlassen. Damals in den 70ern aber, als ich mit dem Gedanken spielte, SF zu schreiben, war SF, die mir gefiel, sehr rar. So ziemlich alles, was ich in die Hand nahm, war einfach so aalglatt und — schlimmer noch — fad! Als ich die Sache also in Angriff nahm, schlug ich eine andere Richtung ein als das meiste Zeug, das ich so las und vor dem mir in ästhetischer Hinsicht ekelte. Für mein Empfinden bewegte ich mich so weit außerhalb der gängigen SF, daß ich mir, was den Erfolg anging, bestenfalls erhoffte, ein kleiner Ballard oder dergleichen zu werden. Ich ging davon aus, was ich machte, würde den Leuten nicht gefallen, ein

paar Verrückte aus der Art-Szene oder ein paar Leute in England und Frankreich ausgenommen.

F: Wie würden Sie die Richtung beschreiben, die Sie mit Ihrem Werk eingeschlagen haben?

A: Als ich mit dem Schreiben anfing, suchte ich, und das hielt mich lange auf, nach einem Einstieg, einem Rahmen für alles, auf das *ich* abfuhr. Wenn ich einen Text lese — insbesondere einen fiktiven Text — so sind es die *belanglosen* Züge, die Schnörkel und verrückten Details, die mich zum Staunen bringen. Deshalb war es mir wichtig, einen Weg zu finden, der solche Schnörkel zuließe. Ich rechnete nicht damit, daß meine Schreibe ankommen würde, also wollte ich wenigstens Sachen einbringen, die mich interessierten. Als Molly durch Tessier-Ashpools Bibliothek geht, sieht sie, daß sie Duchamps *Large Glas* besitzen. Nun hat dieser Hinweis auf Duchamp keinerlei tiefere symbolische Bedeutung, sondern ist völlig belanglos: ein Schnörkel. Aber irgendwie paßte es so gut da rein. Da sind diese steinreichen Leute auf einer Raumstation und haben ein großes Kunstwerk, das sie verstauben lassen. Mit anderen Worten, es gefiel mir, und ich wollte es irgendwie ins Buch reinnehmen.

F: Genau diese persönliche ›Handschrift‹ trägt schließlich bei zur sogenannten ›Vision‹ des Autors. Man sieht das bei Alfred Bester, dessen Bücher mich stark an Sie erinnern.

A: Bester kam sehr bald ins Gespräch. Kaum war *Neuromancer* erschienen, meinten viele Rezensenten auch schon, ich hätte beim Schreiben eine Ausgabe von *The Demolished Man*[9] offen neben der Schreibmaschine liegen gehabt. In Wirklichkeit hatte ich schon lange nichts mehr von Bester gelesen, obwohl er zu den SF-Autoren zählt, die bei mir hängengeblieben sind, denen nachzueifern sich lohnen würde, vor allem weil er einem das Gefühl gibt, das Schreiben sei ein *Mordsspaß* für ihn, Und ich glaube, ich weiß sehr wohl, woher dieses Gefühl stammt: er war ein Typ aus New York, der es finanziell nicht nötig hatte, SF zu schreiben, also ging er es locker an und brauchte sich um nichts zu kümmern, solange er seinen Spaß daran hatte und ihm die Sache gefiel. Wer erfahren will, wie toll es sich im New York der 50er Jahre lebte, wenn man jung war und mitten drin war, der soll Besters SF lesen.

F: Was heißen soll, Besters Werk ist ‹realistisch›, wie ich auch viele Cyberpunk-Romane als realistisch bezeichnen würde: sie gaben das

Lebensgefühl wieder, das an einem bestimmten Ort zu einer bestimmten Zeit herrscht.

A: Meine SF ist tatsächlich realistisch, weil ich immerzu schreibe, was ich ringsum beobachte. Es ist meine Reaktion auf die Eindrücke, die die Welt bei mir hinterläßt. Meine Texte verstärken und verzerren diese Eindrücke. Hie und da zwinkere ich vielleicht ein bißchen dabei, aber im Endeffekt versuche ich darzustellen, was ich tatsächlich wahrnehme, zumindest bestimmte flüchtige Aspekte. Da hocke ich im Ft. Worth Airport von Dallas und schaue aus dem Fenster und sage mir: Was *ist* das bloß für 'ne Landschaft? Ich habe Momente, wo ich was sehe und sofort sage: Was, zum Teufel, ist hier los? Du weißt, du steckst an einem seltsamen Ort, aber du weißt auch, diese verrückte Welt ist deine Welt. Es hatte eine befreiende Wirkung auf mich als Teenager, daß die SF es schaffte, mich auf alle möglichen irren Informationen einzustimmen und mir die Erkenntnis zu vermitteln, daß ich nicht völlig allein dastand mit meiner Sicht der Welt, die mir monströs und verrückt schien. Als Heranwachsender in den frühen 60ern war die Science Fiction für mich die einzige Quelle für subversive Information, die mir zugänglich war.

F: Sie sagen, Sie haben kaum SF gelesen, als Sie mit dem Schreiben angefangen haben. Was hat Sie dann auf Science Fiction gebracht?

A: Eine Reihe von Zufällen. Ich war an der UBC[10] eingeschrieben und machte den B.A. in Englisch. (Ich graduierte 76 oder 77.) Ich drückte die Schulbank, weil das seinerzeit leichter war als einen Job zu kriegen. Ich bekam Förderung und brauchte nicht groß zu schuften mit dem Hauptfach Englisch. (Ich merkte bald, daß ich die Leistungen leicht bringen konnte, die ich brauchte, um das Stipendium zu kriegen, das ich brauchte.) Während dieser Zeit beschäftigte ich mich einige Monate mit SF, ohne daran zu denken, selber SF zu schreiben — eher fühlte ich mich dazu berufen, *über* SF zu schreiben. Später belegte ich Kurse bei einem, der über die Ästhetik im Faschismus sprach. Wir lasen Orwells Essay ›Raffles and Miss Blandish‹, und der Lehrer fragte, ob es faschistische Romane gebe. Ich dachte: Mann, hab 'ne Menge SF gelesen und kenne mich aus bei dem Thema. Ich weiß, wo sich diese faschistische Literatur versteckt! Ich überlegte sogar schon, ob ich mit diesem Thema meinen M. A. machen sollte. Ich behaupte keineswegs, ich hätte eine weltbewegende Arbeit dazu geliefert, aber ich machte mir doch ernsthaft Gedanken zur Wirkung von

Science Fiction, welche Traditionen sie prägten und welche sie überwunden hatte. Betrachtungen zu Form und Inhalt.

F: Gab es andere Literaturkurse, die vielleicht Ihre Meinung zur SF beeinflußten?

A: Ich erinnere mich an einen Kurs über den amerikanischen Naturalismus, wo die Idee aufgegriffen wurde, es gebe mehrere verschiedene Arten von naturalistischen Romanen. Da ist einmal der mimetische naturalistische Roman (der allgemein bekannte), aber auch der *irre* naturalistische Roman — Hammetts Bücher etwa oder *The Man with the Golden Arm* von Algren.[11] Darin versucht Algren eine realistische Beschreibung vom Chicago der 40er Jahre, aber das Bild, das er malt, ist weitaus verrückter als mein Chiba City in *Neuromancer*. Da wimmelt es von Typen mit Neonzähnen, Typen, denen Teile des Gesichts herausfallen, Stoff aus einem Alptraum. Dann gibt es in der amerikanischen Literatur die Tradition eines Naturalismus mit offenem Horror bzw. Schmerz — dergleichen findet sich in den Büchern von Herbert Selby. Mit diesen kauzigen Ablegern des Naturalismus leicht verwandt sind vielleicht die Bücher von William Burroughs, die die Science Fiction in vielfacher Hinsicht beeinflußt haben. Ich gehöre zur ersten Generation amerikanischer SF-Autoren, die Gelegenheit hatten, mit vierzehn oder fünfzehn Burroughs zu lesen. Ich weiß, daß diese Chance, die ich hatte, ein ganz neues Licht auf die Möglichkeiten der SF — und jeder Literatur in dem Fall — warf, weil ich dem Einfluß von Burroughs ausgesetzt war, während ich andere SF las. Wie er mit Plot und Sprache umging und mit den SF-Motiven, die ich bei anderen Autoren sah, das war buchstäblich horizonterweiternd! Ich sah den Spinner, den Außenseiter, der sich die SF griff und damit auf die Gesellschaft losging, wie wenn irgendein Penner sich einen rostigen Flaschenöffner schnappt und damit drohend vor jemandem hin und her fuchtelt. Nach einer solchen Erfahrung ist man nicht mehr der Alte.

F: Welche Autoren schätzen Sie momentan besonders oder welchen fühlen Sie sich verbunden?

A: In erster Linie sicherlich Bruce Sterling. Er produziert mehr Ideen-pro-Seite als sonst jemand. Delany hat mich offenbar beeinflußt, wie er die meisten ernsthaften SF-Autoren meiner Generation beeinflußt hat. Von Marc Laidlaw gibt es ein Buch, das *Dad's Nuke* heißt und das mir echt gefallen hat. John Shirley natürlich. Sehr bewundere ich Greg Bears Arbeiten, obwohl er es viel ›hard SF‹-mäßiger angeht als ich. Neulich lernte

ich jemanden kennen, dessen Bücher nur Pseudo-SF sind, Madison Smartt Bell. *The Washington Square Ensemble* und *Waiting for the End of the World* sind hervorragend.

F: Eine Szene in *Neuromancer*, ist mit einem besonderen emotionalen Gewicht beladen, als Case nämlich versucht, das Wespennest zu vernichten. Warum soviel Emotion, was meinen Sie?

A: Angst vor Insekten zum einen! Diese Szene leitet sich von einem Erlebnis ab, als ich einmal versuchte, ein sehr großes Wespennest zu zerstören. Ich wußte nicht, wie ein Wespennest innen aussieht, wußte nicht, daß es Waben hatte, so daß ich mächtig staunte, als das Ding auseinanderbrach, über die vielen Wespen, die rauskamen, und es mit der Angst zu tun bekam (wozu sicherlich einige Stiche noch beitrugen). Ähnlich war mir zumute, als ich das erste Mal *Alien* sah (kommt zum Teil sogar rüber): da hatte vor meinen Augen jemand Angst vor Viechzeug. Was eine ganz schön intensive Erfahrung sein kann. Übrigens ist der Flammenwerfer, den Case benutzt, von den Survival Research Labs in San Francisco. Punk Art-Konstrukteure, die Gattling-Gewehre bauen, schnellfeuernde Luftdruckgewehre, mit denen sich alte Neonröhren verschießen lassen, die Spanplatten durchschlagen. Es gibt Shows, wo sie Tierkadaver damit in Stücke zerlegen.

F: Anscheinend werden dem Schwarm allmählich alle möglichen Bedeutungen und Assoziationen unterlegt. Bauen Sie eine Metapher wie diese bewußt aus, damit sie ein breiteres Spektrum umfaßt? Oder läuft dieser Prozeß im Unterbewußtsein ab, so daß Sie dazu nichts sagen können?

A: Sowohl als auch, wobei vieles eher Intuition ist, eine Art Phantasieren, das soweit geht, daß man sich und alle andern damit überzeugt davon, man wisse, was man tue. Wenn ich in kreativem Schreiben unterrichten würde, dann würde ich sagen, *phantasieren* ist die Geisteshaltung, die man einnehmen muß, wenn man das mit dem Schreiben klappen soll für einen selber. Okay, man hat also irgendwo das Bild des Schwarms hervorgezerrt und sieht, daß es als Bild stark wirkt. Aber dann muß man dabei bleiben wollen. Man arbeitet um, schreibt um, schiebt es konsequent nach.

F: Hierbei spielen natürlich mehrere verschiedene Dinge herein: erstens braucht man die intuitive Fähigkeit, eine dankbare Metapher zu erkennen, wenn man ihr begegnet (diese Fähigkeit ist der kritische Punkt, in dem sich, wie ich meine, der gewöhnliche vom begnadeten Künstler unterscheidet).

Dann muß man aufschlüsseln, wofür die Metapher steht, und schließlich überlegen, was man damit anfangen soll.

A: Sobald ich auf ein Bild stoße, mache ich es oft so, daß ich wie bei einer Collage damit arbeite, um erst einmal zu sehen, wie es ins Umfeld des Buches paßt. Das ist zum Beispiel etwas, das ich von Burroughs gelernt habe und in geringerem Umfang auch von Ballard. Ich selber habe eigentlich nie diese Cut-up-Schiene gemacht, außer daß ich mal hier und da Seiten umknickte, wenn ich wo festhing oder mich unsäglich langweilte, um dann nachzusehen, was dabei herauskam. Aber ich konnte erkennen, was Burroughs mit dieser Zufallstechnik bewirkte und warum er's tat, obschon die Resultate nicht immer hochinteressant waren. Okay, dachte ich mir, das ist wie Collagetechnik, wo man ausschneidet und irgendwo zusammenlegt. Aber was, wenn man ausschneidet, zusammenlegt und dann mit dem Airbrush drübergeht, damit's wie eine Einheit wirkt? Also arbeitete ich ein bißchen wie Burroughs, wobei ich die Kanten übertünchte, damit man die Schnittstellen nicht sehen konnte.

F: Ein solches Vorgehen scheint fehl am Platze in einem Feld wie der SF, wo die Lesermehrheit einen wissenschaftlichen oder rationalen Zusammenhang erwartet, der die futuristische Phantasie glaubwürdig voranbringt.

A: Wie ich schon sagte, habe ich kein Interesse, ein Festhalten am Buchstaben zu vertreten, das bei der Lesermehrheit als SF durchgeht. Es mag zwar ein selbstmörderisches Geständnis sein, aber meistens habe ich keine Ahnung, wovon ich rede, wenn es um wissenschaftliche oder logische Grundlagen geht, die meine Bücher angeblich untermauern. Offenbar gehört es zu meinen Begabungen, den Leuten weiszumachen, daß *ich* weiß, wovon ich rede. Ich tue nichts anderes als Lügen zu verkaufen — Lügen freilich, die irgendwie auch meine persönlichen, um der Effekte willen verfälschte Eindrücke vermitteln. Manche SF-Autoren, die zugleich Wissenschaftler im Beruf sind, wissen, wovon sie reden. Um aber eine ganze Welt zu präsentieren, die nicht existiert und die echt wirken soll, muß man mehr oder weniger so tun, als wäre man ein Universalgelehrter. *Das ist das Kunststück beim Schreiben.*

F: Die Obsession, die man heute erlebt, nämlich fähig zu sein, eine schier endlose Zahl von Bildern, von Daten und Informationen aller Art reproduzieren zu können, ist offenbar an den Kapitalismus (mit seinem Streben nach Effizienz) gekoppelt, aber scheint auch unsrer Furcht vor dem

Tod zu entspringen, unserm Wunsch nach Unsterblichkeit. Die Ziele von Religion und Technik liegen wohl, anders ausgedrückt, näher beieinander, als man meinen möchte.

A: Das sehe ich auch so. Aber es ist keine Folge unserer modernen Technik. Wenn man sich alte Tempelbauten anschaut, die von Menschen stammen, die gelernt haben, mit der ihnen verfügbaren Technik Stein zu bearbeiten, so findet man Maschinen vor, die den Menschen Unsterblichkeit verschaffen sollten. Die Pyramiden und Schlangengruben sind Zeitmaschinen. Und dieser Einsatz der Technik erstreckt sich wohl durch die gesamte menschliche Kultur.

F: Sie sind erst Mitte der 70er aufs College gegangen. Was haben Sie also Ende der 60er und Anfang der 70er gemacht?

A: Rein gar nichts. Ich wuchs in einer Kleinstadt in Virginia auf. Mein Vater war Bauunternehmer gewesen in den 40ern. Er machte viel Geld, indem er bei den Oak Ridge Projects Wasserklosette installierte (klingt wie typisch Pynchon, ist aber wahr). Als Kind hatten wir überall die amtlichen Marken, weil Sicherheit großgeschrieben wurde. Er schloß sich dem Bauboom im Süden an nach dem Krieg und vor dem Sunbelt-Rummel und starb dann, als ich acht war. Wir waren viel herumgereist, weil er mit den Baustellen wanderte, und meine Mutter beschloß, in diese Kleinstadt in Virginia zu ziehen, aus der sie beide stammten und wo ich blieb, bis ich sechzehn oder siebzehn war. In vielerlei Hinsicht hatte ich eine ganz typische SF-Kindheit — ich war eine Leseratte und einer, der sich leicht foppen ließ, der keinen Baseball traf. Als ich ins Internat in Tucson kam, begegnete ich Stadtkindern und sah die erste Hippie-Welle aus San Francisco übers Land schwappen. Sie waren älter als ich und echt cool. Schließlich flog ich aus dem Internat (das, wie ich mittlerweile erfahren habe, in einen Tennisclub umgewandelt worden ist), weil ich Pot rauchte. Ich glaube, ich war der erste Kopf, der wegen Pot rollte. Als ich nach Virginia zurückkehrte, war meine Mutter gestorben, und meine Verwandten hatten wohl nicht viel übrig für meinen Lebensstil. Da hing ich ’ne Weile rum und überzeugte die Einberufungsbehörde mehr oder weniger, daß sie mich nicht brauchen könne. (Ich war der erste Hippie, den sie zu Gesicht bekamen, aber ein paar Jahre später hätten sie wohl gesagt: Okay, dich schicken wir nach Vietnam und machen einen Mann aus dir.) Jedenfalls ließen sie mich hübsch in Ruhe, und 1968 ging ich nach Toronto hoch. Da ahnte ich noch nicht, daß Kanada ein ganz anderes Land ist.

F: Gab's da so was wie eine Underground-Szene in Toronto? Ob das zur entsprechenden Atmosphäre in Ihren Büchern beigetragen hat ...
A: Ganz bestimmt, zumindest versorgte es mich mit der einschlägigen Sprache, die in meinen Büchern auftaucht. Aber über die Bezeichnung ›Underground‹ würde jeder lachen, der mich kannte und wußte, was lief. Es war wirklich ziemlich harmlos im Vergleich zu dem, was andernorts so abging, eine gemäßigte Version der Hippie/Underground-Szene auf der Straße, nichts Grobes. Ich bezweifle, ob ich auch eine entsprechende Szene in New York oder Los Angeles überlebt hätte. Als einer vom Land war es für mich schon faszinierend, kriminelle Dinger laufen zu sehen. Keine Frage, das hinterließ dauerhafte Eindrücke. Waren herrliche Zeiten. Niemand wußte recht, was passieren würde.
F: Damals spielten Sie kaum mit dem Gedanken, Schriftsteller zu werden?
A: Nur gelegentlich. Ich machte mir damals überhaupt keine Gedanken über meine Zukunft. Wie viele andere glaubte ich, in einer Zeit zu leben, in der sich bald alles ganz radikal ändern würde. Wozu ständig berufliche Pläne schmieden, wenn die Revolution vor der Tür stand? Ich war total überzeugt, daß demnächst alles komplett anders wäre, wie ich es mir kaum vorstellen könnte. Als es nicht anders, sondern nur noch schlimmer wurde, zog ich mich zurück. Ich ging nach Europa und vagabundierte dort ein Jahr lang herum. Ich hatte Einkünfte vom Anwesen meiner Eltern — es war zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel. Nach Kanada gingen wir zurück, weil Deb, meine Frau, ihren B.A. fertig machen wollte, und wir zogen nach Vancouver, damit sie auf die U.B.C. gehen konnte. Als Deb den M.A. in Linguistik in Angriff nahm, wurde mir klar, daß die Studiererei ein tolles Ding war. Aber wenn ich zurückschaue und überlege, was ich sagen soll, wenn mich die Leute fragen, was ich vor dem Schreiben gemacht habe, kann ich nur aufzählen: Nun, ich habe zwei Wochen in einem französischen Restaurant gearbeitet, ich habe eine Weile in einer Fabrik gearbeitet, wo Boote aus Fiberglas gebaut wurden, und ich habe als Assistent in einem Kurs über Filmgeschichte gearbeitet (Unterlagen ausgeteilt). Das war's wohl schon. Nicht gerade viel. Wenn ich nicht in die SF abgewandert wäre, wäre ich auf dem Arbeitsmarkt unvermittelbar.
F: Und erst der College-Kurs, von dem Sie vorhin sprachen, brachte Sie auf den Gedanken, selber SF zu schreiben?
A: Irgendwo da oben im Dachstübchen war SF schon immer ein Thema für mich, an dem ich mich mal versuchen wollte. Aber immer wenn ich

ernsthaft mit dem Gedanken spielte, sagte ich mir: Aber das geht doch nicht. Immer wenn du gefragt wirst, was du machst, mußt du sagen: tja, ich bin Science Fiction-Autor. Ich scheute mich, weil ich SF für was Minderwertiges hielt und glaubte, das wäre ein Rückschritt für mich.
F: Und was hat Ihnen schließlich die richtige Einstellung gebracht? Der rasante Erfolg?
A: Ich bekam Spaß an der Sache. Und auch wenn es nostalgisch-sentimental klingen mag, ich erkannte darin Züge von mir, zu denen ich *bewußt* keinen Zugang habe, Züge, die einer Liebe zur SF gleichkommen. Zumindest zur Idee, die hinter der SF steht. Eigentlich hatte ich angefangen mit einer ersten Story, aber als nichts groß passierte, hörte ich auf. Wo ich die Story veröffentlichte, das kennt kein Schwanz, also was habe ich mir überhaupt versprochen davon? Daß ich eine Karte von den Pulitzer-Leuten[12] kriege? Wenn man was veröffentlicht, dann erwartet man irgendwas. Aber es tat sich nichts. Dann lernte ich auf einem SF-Convention John Shirley kennen, und der war so anders, so ganz anders als die andern SFler, die ich kannte — und das erweiterte mir den Horizont der SF-Welt. Als er mich fragte, was ich machte, sagte ich einfach: »Schreiben.« Und als er sagte: »Schreiben Sie was im Moment?« sagte ich: »Klar!« Das war zwar gelogen, aber wir fingen daraufhin einen Briefwechsel an, und ich schrieb Texte, die ich ihm schickte.
F: Sind Sie daran interessiert, sich demnächst mal an Nicht-SF zu versuchen, um vielleicht aus dem SF-Ghetto in die allgemeine Literatur vorzustoßen?
A: Ja. Ich habe Angst, daß ich in eine Schublade komme, wenn ich mich permanent innerhalb der SF betätige. Was mir freilich momentan wichtig erscheint, ist, daß ich einen Weg finde, der mich herausführt aus dem, was ich tue, so daß ich nicht das Gespür verliere für das, was ich tue. Ich möchte meinen Weg in die allgemeine Belletristik finden, aber ich will nicht zurückgehen und von vorn anfangen. Ich habe bestimmte Lichtblicke, wie das zu bewerkstelligen ist, aber der Quereinstieg aus der SF in ein anderes Fach ist zusehends schwieriger geworden. Es gilt als biblische Wahrheit unter SF-Autoren, daß es buchstäblich unmöglich ist, von der SF loszukommen, sobald man sich in ihr einen guten Namen gemacht hat.

(14. August 1986, Vancouver, Kanada)

Originaltitel: ›An Interview with William Gibson‹
Copyright © 1988 by Larry McCaffery
(erstmals erschienen in ›Mississippi Review‹ 47/48,
Volume 16, Numbers 2 & 3;
University of Southern Mississippi, Hatiesberg, 1988);
mit freundlicher Genehmigung des Autors
und der ›Mississippi Review‹
Copyright © 1990 der deutschen Übersetzung
by Wilhelm Heyne Verlag, München
Aus dem Amerikanischen übersetzt von Reinhard Heinz

[1] Deutsch als *Neuromancer*, München 1987 (HEYNE SCIENCE FICTION & FANTASY, Band 06/4400)

[2] Deutsch als *Cyberspace*, München 1988 (HEYNE SCIENCE FICTION & FANTASY, Band 06/4468)

[3] Deutsch als *Nova*, Bergisch Gladbach 1983.

[4] Deutsch *V.*, Reinbek 1976.

[5] Deutsch *Biochips*, München 1988 (HEYNE SCIENCE FICTION & FANTASY, Band 06/4529)

[6] Deutsch *Mona Lisa Overdrive*, München 1989 (HEYNE SCIENCE FICTION & FANTASY, Band 06/4681)

[7] Deutsch *Die Enden der Parabel*, Reinbek, Rowohlt, 1981

[8] Anhänger des englischen Arbeiters Lud, der das Los der Arbeiter durch Zerstörung der Maschinen in den Fabriken bessern wollte. — *Anm. d. Übers.*

[9] Deutsch *Sturm aufs Universum*, München 1960; zuletzt als *Demolition*, München, Heyne, 1979 (Heyne SF 06/3670)

[10] University of British Columbia in Vancouver. — *Anm. d. Übers.*

[11] *Der Mann mit dem goldenen Arm*, Reinbek, Rowohlt, 1956

[12] Der Pulitzer Prize ist ein amerikanischer Literatur- und Presse-Preis. — *Anm. d. Übers.*

Der Cyber-Punk: Das Individuum als Realitätspilot

»Der wahre Lotse[1] kümmert sich um nichts
auf der Welt als den Fluß, und sein Stolz auf
seinen Beruf übertrifft noch den Stolz der Könige.«
— Mark Twain, *Leben auf dem Mississippi*

WER IST DER CYBER-PUNK?

Cyber-Punks benutzen alle erreichbaren Daten-Inputs dazu, um selbst zu denken.

Man weiß, wer sie sind.

Jedes Stadium der Geschichte hat einen Namen und eine Heldenlegende für das starke, hartnäckige, kreative Individuum hervorgebracht, das ein Zukunfts-Grenzland erkundet, neue Informationen sammelt, zurückbringt und sich anbietet, den Genpool zum nächsten Stadium zu führen. Typischerweise vereint der Zeit-Außenseiter (time-maverick) Mut mit großer Neugierde, mit Super-Selbstachtung. Diese drei Talente werden für jene, die sich mit dem Gewerbe des genetischen Führers alias Philosophen befassen, als unerläßlich erachtet.

Das klassische Modell der alten westlichen Welt für den Cyber-Punk ist Prometheus, ein technologisches Genie, das den Göttern das Feuer ›stahl‹ und es der Menschheit brachte[1A]. Außerdem lehrte Prometheus seinen Genpool viele nützliche Künste und Wissenschaften. Nach der offiziellen Version der Legende wurde er/sie für diese unerlaubte Übermittlung von Verschlußsachen zur äußersten Qual verurteilt. Prometheus wurde verbannt. In seiner/ihrer eigenen Version des Mythos benutzt der (unbefugte) Prometheus (alias der Rattenfänger) seine/ihre Fähigkeiten dazu, dem sinkenden Schiff der Blutsbande zu entrinnen, wobei er die Crème de la crème des Genpools mit sich nimmt.

Die Neue Welt-Version dieses uralten Mythos ist Quetzalcoatl, Gott der Zivilisation und High-Tech-Genie, der Mais einführte, den Kalender, erotische Bildhauerei, das Flötenspiel, die Künste. Und die Wissenschaften. Er wurde von dem machthabenden G-Man, den man Tezcatolipoca nannte, ins Exil getrieben.

Selbstbewußte Einzelvertreter der Cyber-Brut nannte man Außenseiter (mavericks), Ronins, Freischaffende (free-lancers), Unabhängige, Selbststarter, Nonkonformisten, komische Käuze, Unruhestifter, Gauner, Visionäre, Ikonoklasten, Aufrührer, blauäugige Denker, Einzelgänger, Klugscheißer. Vor Gorbatschow nannten die Sowjets sie verächtlich Rowdies. Religiöse Organisationen haben sie stets Häretiker genannt. Bürokraten nannten sie treulose Dissidenten, Verräter oder schlimmeres. In den alten Zeiten pflegten selbst vernünftige normale Menschen sie verrückt zu nennen.

Man hat sie verschiedentlich als clever, kreativ, unternehmerisch, phantasievoll, wagemutig, wild, offenherzig, einfallsreich, erfinderisch, talentiert und exzentrisch bezeichnet.

Während der Stammes-, Feudal- und industriell-alphabetisierenden Phasen der menschlichen Evolution waren die logischen Überlebenszüge Konformität und Zuverlässigkeit. Der ›gute Leibeigene‹ oder ›Vasall‹ war gehorsam. Der ›gute Arbeiter‹ oder ›Manager‹ war verläßlich. Andersdenkende wurden nur in Augenblicken toleriert, in denen Innovation und Veränderung nottaten. Gewöhnlich, um mit der örtlichen Konkurrenz fertig zu werden.

In der Informations-Kommunikations-Zivilisation des 21. Jahrhunderts werden Kreativität und geistige Vorzüglichkeit zur ethischen Norm. Die Welt ist zu dynamisch, komplex und vielfältig geworden, zu sehr durch die globalen Unmittelbarkeiten der modernen (Quanten-)Kommunikation vernetzt, als daß die Stabilität des Denkens oder die Zuverlässigkeit des Verhaltens noch erfolgreich sein könnten. Die ›gute Person‹ von heute ist die intelligente, der/die für sich selbst denken kann. Die ›Problem-Person‹ in der Kybernetischen Gesellschaft des 21. Jahrhunderts ist jene, die automatisch gehorcht, die Autorität nie in Frage stellt, die handelt, um seinen/ihren offiziellen Status zu bewahren, die eher beschwichtigt und sich berechnend verhält, anstatt unabhängig zu denken.

Nachdenkliche Japaner machen sich Sorgen über den Mangel an Ronin-Denken in ihrer Gehorsams-Kultur. Nun übernimmt die

Nachkriegsgeneration.

CYBER-PUNK-YUPPIES IN DER SOWJETUNION

Die neue Nachkriegsgeneration der Sowjets hat offenbar begriffen, daß ein neues Rollenmodell erforderlich ist, um im Informationszeitalter zu bestehen. Unter Gorbatschow wird die bürokratische Kontrolle biegsam und flexibel gemacht, um zu einem ein klein wenig innovativen, abweichlerischen Denkens anzuregen!

Aleksandr N. Yakovlev, Politbüromitglied und Schlüsselstratege der ›Glasnost‹-Politik, beschreibt diese Reform so: »Im wesentlichen reden wir von Selbstverwaltung. Wir bewegen uns auf eine Zeit zu, in der die Menschen imstande sein werden, sich selbst zu verwalten und die Aktivitäten von Menschen zu kontrollieren, die in die Lage gebracht worden sind, sie zu unterrichten und zu verwalten.

Es ist kein Zufall, daß wir von SELBST-Verwaltung — oder SELBST-Verantwortung und SELBST-Rentabilität eines Unternehmens — reden, SELBST-dies und SELBST-das. Es betrifft alles die Dezentralisierung der Macht.«

Die Cyberpunk-Person, der Berater*, der klar und kreativ denkt, quanten-elektronische Hilfsmittel und Gehirn-Know-how einsetzt, ist das jüngste, auf den neusten Stand gebrachte absolute Spitzenmodell unserer Spezies, HOMO SAPIENS SAPIENS CYBERNETICUS.

Suchen wir einige dieser Berater*-Leute auf. Ihr Beispiel könnte Sie ermutigen und Ihnen Kraft geben, das Ruder zu übernehmen. Das Ruder Ihres eigenen Lebens.

CYBER IST DAS GRIECHISCHE WORT FÜR STEUERMANN*

»Ein guter Steuermann kann segeln,
selbst wenn sein Segel geliehen ist.«
— Lucius Annaeus Seneca

Der Begriff KYBERNETIK kommt von dem griechischen Wort *kybernetes* = Steuermann*.

Der hellenische Ursprung dieses Wortes ist insofern wichtig, als er die griechischen Traditionen der Unabhängigkeit und des individuellen Selbstvertrauens widerspiegelt, die sich, wie man uns erzählt, aus der Geographie herleiten. Die stolzen kleinen griechischen Stadtstaaten lagen auf fingerartigen Halbinseln, die sich ins fruchtbare Mittelmeer hinunterschlängelten, durch Berge vor den Landmassenarmeen Asiens geschützt.

Seeleute mußten in jener uralten Zeit kühn und einfallsreich sein. Während sie ohne Seekarten oder Navigationsgeräte die Meere befuhren, waren sie gezwungen, Unabhängigkeit des Denkens zu entwickeln. Das Selbstvertrauen, das diese hellenischen Steuerleute* auf ihren Reisen entwickelten, übertrug sich wahrscheinlich auf die demokratische, erkundende, befragende Natur ihres Landlebens.

Der athenische Cyber-Punk, der Steuermann*, traf seine/ihre eigenen Navigationsentscheidungen.

Diese psycho-geographischen Faktoren haben vielleicht ihren Beitrag zum Humanismus der hellenischen Religionen geleistet, die Freiheit, heidnische Freude, Feier des Lebens und spekulatives Denken betonten. Die persönliche und polytheistische Natur der Religionen des alten Griechenlands wird oft mit der strengen Moralität des monotheistischen Hebraismus, der wütenden dogmatischen Polaritäten des persisch-arabischen Dogmas und der kaiserlichen Autorität der römischen (christlichen) Kultur verglichen.

EIN NEUERES BEISPIEL UNERLAUBTEN CYBERPUNK-VERHALTENS

Die Eröffnungsmomente des Kinofilms *War Games*[2] bieten ein klassisches Beispiel für KYBERNETISCHE Arbeitsweise.

Es ist eine neblige Nacht. Ein Captain der Air Force lenkt geschickt einen Jeep eine gewundene Bergstraße in Colorado hinauf zu den geheimen SAC-Nuklearsprengkopf-Raketensilos. Er wird von einem Lieutenant begleitet. Der Captain spricht die ersten Worten im Film. Er sagt dem Lieutenant, daß er und seine Frau eine veredelte Sorte Marihuana-Samen in ihrem Garten

gepflanzt und, um ihr Wachstum sicherzustellen, das buddhistische Gebet der Tibeter für Erleuchtung aufgesagt hätten. OM MANI PADME HUM.

An diesem Punkt erreichen die Offiziere den Eingangs-Kontrollpunkt, weisen sich aus und bekommen Pistolen ausgehändigt. Die riesigen Stahlgewölbetüren öffnen sich. Die zwei Männer betreten den ›Kontroll‹-Raum, von dem aus die Bomben abgefeuert werden. Als sie die Anzeigen überprüfen, fährt der Captain mit seiner Geschichte fort. Die Cannabis-Ernte war sehr erfolgreich. Der Lieutenant unterbricht die Geschichte. Ein rotes Licht an der Kontrolltafel blitzt drohend auf. Der Captain sagt ihm, er soll es mit dem Finger anstupsen. Das Licht verschwindet. Kapiert? Der Captain ist ein Quanten-Genie, wachsam, imstande, Irrtümer im elektronischen System aufzuspüren und zu beseitigen. Das Blinken beginnt von neuem. Ein Alarm ertönt. Sie ziehen das Codebuch zu Rate und finden die Richtigkeit der Nachricht bestätigt. Sie schlucken. Man hat ihnen den Befehl gegeben, Nuklearraketen in Richtung Sowjetunion zu starten.

Der Captain sträubt sich. Er befiehlt dem Lieutenant, beim Hauptquartier anzurufen, um menschliche Bestätigung einzuholen. Der Lieutenant, ein treu ergebener Vasall, protestiert, dies sei eine unerlaubte Handlung. Aber er gehorcht dem Befehl seines unmittelbaren Vorgesetzten.

Keine Antwort.

Der Lieutenant erinnert den Captain nachdrücklich daran, daß er Befehl hat, die Raketen zu starten. Der Captain schüttelt den Kopf. Er begeht einen Akt unabhängigen Denkens. Er sagt, er werde nicht ohne menschlichen Befehl fünfzig Millionen Menschen töten.

Der Lieutenant, der gehorsam die Vorschriften der Regierung befolgt, richtet seine Pistole auf das Gehirn des Captains.

Schnitt.

DAS RÖMISCHE KONZEPT DES GOUVERNEURS, DIREKTORS, STEUERMANNES

Das griechische Wort ›kybernetes‹ wird, ins Lateinische übersetzt, zu ›gubernator‹. Das zugrunde liegende Verb ›gubernare‹ bedeutet, die Handlungen oder das Verhalten von jemandem zu kontrollieren, zu leiten, unumschränkte Autorität auszuüben, zu regulieren, untenzuhalten,

zurückzuhalten, zu steuern. Dieses römische Konzept ist von der ursprünglichen Vorstellung ›Steuermann*‹ offenbar sehr verschieden.

Es ist vielleicht von Belang, daß der lateinische Begriff ›steuern‹ sich von dem Wort ›stare‹ ableitet, das stehen bedeutet, mit der Nebenbedeutung ›Ort oder Ding, das steht‹. Das Partizip Imperfekt des lateinischen Wortes bringt ›Status‹, ›Staat‹, ›Institut‹, ›Statue‹, ›Statik‹, ›Statistik‹, ›prostituieren‹, ›restituieren‹ und ›konstituieren‹ hervor.

BEISPIEL DES GOUVERNEURS- ODER STEUERMANNVERHALTENS

Ein Hubschrauber landet auf dem SAC-Stützpunkt. Er befördert zwei hochrangige Regierungsbeamte. Sie tragen Institutsakten und die üblichen ernsten, besorgten Mienen. Sie sind wütend. Es scheint, als hätten 25% der Captains in den Silos sich geweigert, die Raketen ohne menschliche Bestätigung zu starten. Die Antwort der Regierung auf diese Unabhängigkeit des Urteils ist voraussagbar institutionell.

»Entfernt die Personen aus dem Kreislauf.«

Sie führen WHOPPER* ein, ein absolut gehorsames Künstliches Intelligenz-System, das garantiert den Regierungsbefehlen folgen wird und frei ist vom subjektiven menschlichen (PUNK-)Unsicherheitsfaktor.

CYBERPUNK/PILOTEN[3] ERSETZEN GOUVERNETIK/KONTROLLEURE

»Gesellschaft verschwört sich überall gegen die Eigenpersönlichkeit jedes einzelnen ihrer Mitglieder. Die meistgefragte Tugend ist Konformität. Dem Selbstvertrauen ist sie abgeneigt. Sie mag nicht Realitäten und Schöpfer, sondern Namen und Sitten.«
— Ralph Waldo Emerson, in *›Nature‹*

»Wer also Mensch sein will,
muß Nonkonformist sein.«
— Ralph Waldo Emerson, in *›Nature‹*

Das Wort ›Kybernetik‹ wurde von Norbert Wiener geprägt (1948), der schrieb: »Wir haben beschlossen, das gesamte Feld der Kontroll- und Kommunikationstheorie, ob bei der Maschine oder beim Tier, mit dem Namen Kybernetik zu bezeichnen, den wir aus dem griechischen Wort für Steuermann (sic!) bilden.« Das Wort ›Cyber‹, ist (im *American Heritage Dictionary*) neudefiniert worden als »das theoretische Studium der Kontrollprozesse in elektronischen, mechanischen und biologischen Systemen, besonders des Informationsflusses in solchen Systemen«. Das abgeleitete Wort KYBERNIEREN bedeutet, »automatisch per Computer zu kontrollieren oder auf diese Weise kontrolliert zu werden«.

Eine noch bedenklichere Interpretation faßt Kybernetik als »das Studium der menschlichen Kontrollmechanismen und ihrer Ersetzung durch mechanische oder elektronische Systeme«.

Beachten Sie, wie Wiener und die romanischen Ingenieure die Bedeutung von Cyber korrumpiert haben. Das griechische Wort ›Steuermann*‹ wird zu ›Statthalter oder Direktor‹; das Wort ›steuern‹ zu ›kontrollieren‹.

Wir nehmen uns den Begriff, befreien ihn vom Dienertum, damit er das autopoetische, selbstgeleitete Prinzip der Organisation repräsentiert, das im Universum in vielen Systemen höchst unterschiedlicher Größe auftaucht. Bei Menschen, Gesellschaften und Atomen. (Wie im Kapitel über die Kybernetische Organisation erklärt.)

CHARLES AUGUSTUS LINDBERGH — CYBER-POLITIKER

Charles Lindbergh war ein republikanischer Kongreßabgeordneter aus Minnesota, der zuerst nationale Berühmtheit erlangte, als er industrielle und kommerzielle Trusts angriff und sie der promilitärischen Propaganda und Kriegsprofite bezichtigte. Seine mutige und geschickte Außenseiterhaltung (maverick) kulminierte 1917 in seinem aktiven Widerstand gegen den Ersten Weltkrieg. Diese Akte unabhängigen Denkens zerstörten seine Regierungskarriere.

Er war der Vater von Charles Augustus Lindbergh, Lucky Lindy, dem Einsamen Adler, der als Pilot*, Philosoph und Ökologe großen Ruhm erlangte.

UNSER DRÜCKENDES GEBURTSRECHT: DIE BILDUNGSPOLITIK

Die etymologischen Unterschiede zwischen griechischen und römischen Begriffen sind recht wichtig für die Pragmatik der Kultur, die ihren Gebrauch umgibt. Die französische Philosophie beispielsweise hat kürzlich die Bedeutung der Sprache und Semiotik für die Festlegung menschlichen Verhaltens und sozialer Strukturen betont. Michel Foucaults klassische Studien der linguistischen Politik und Gedankenkontrolle brachten ihn dazu zu glauben, daß:

> .. Menschliches Bewußtsein, wie es sich in Rede und Bildern, in Selbstdefinition und gegenseitiger Bestimmung ausdrückt ..., der authentische Schauplatz für die entscheidende Politik des Seins ist.
>
> ... Wohin Männer und Frauen hineingeboren werden, ist nur oberflächlich dieses oder jenes soziale, legislative und exekutive System. Ihr ungewisses, drückendes Geburtsrecht sind die Sprache, die begrifflichen Kategorien, die Konventionen der Identifikation und Wahrnehmung, die sich entwickelt haben und bis zum Zeitpunkt ihrer persönlichen und sozialen Existenz weitgehend verkümmert sind. Es sind die etablierten, aber üblicherweise unterbewußten, unbestrittenen Zwänge des Bewußtseins, die versklaven.

Orwell und Wittgenstein stimmen beide zu. Die Mittel zum Ausdrücken des Dissenz zu beseitigen, bedeutet die Möglichkeit von Dissenz zu beseitigen. »Wovon man nicht reden kann, darüber muß man schweigen.« In diesem Licht wird der Unterschied zwischen dem griechischen Wort ›Steuermann*‹ und der römischen Übersetzung ›Statthalter‹ eine höchst bedeutsame semantische Manipulation. Und die Flexibilität, die Symbolsystemen aller Art durch ihre Repräsentation in digitalen Computern gewährt wird, wird sehr dramatisch.

Mehrere Fragen stellen sich. Dürfen wir uns beispielsweise rühmen, findige ›Steuerleute*‹ oder ›Pflichtbewußte Kontrolleure‹ zu sein?

WER, WAS UND WARUM IST GOUVERNETIK?

»Zum Teufel mit den Torpedos, volle Kraft voraus!«
— Captain David Glasgow Farraguts
Befehl an seinen Steuermann in der Schlacht von Mobile Bay, 5. August 1864

»Aye, aye, Sir!«
— Unbekannter dienstverpflichteter Steuermann
in der Schlacht von Mobile Bay, 5. August 1864

Das Wort Gouvernetik bezieht sich auf eine Haltung der Gehorsams-Kontrolle in bezug auf einen selbst oder andere.

Steuerleute*, jene, die auf den sieben Meeren oder im Himmel navigieren, müssen in Reaktion auf die sich verändernde Umgebung fortwährend Kurswechsel ersinnen und sie durchführen. Sie reagieren andauernd auf eine Rückkopplung, auf Informationen über die Umgebung. Dynamisch. Wachsam. Lebendig.

Der lateinische ›Steuermann‹ befindet sich im Gegensatz dazu in der Situation, Befehle zu befolgen. Die Römer, wir erinnern uns, waren große Organisationstalente, Straßenbauer, Verwaltungsbeamte. Die Galeerenschiffe, die Streitwagen mußten kontrolliert werden. Die Legionen der Soldaten mußten angeleitet werden.

Das hellenische Konzept des Individuums, das seinen/ihren eigenen Kurs navigierte, war eine Insel des Humanismus in einem Meer der totalitären Reiche. Athen grenzte im Osten (der Vergangenheit) an die zentralisierten, autoritären Königreiche des Mittleren Ostens. Die Gouverneure des Iran, von Zypern, dem persischen Kaiser, bis zum kürzlich verstorbenen Schah-und-Ayatollah, dienten als Beispiele für die höchsten Traditionen der Staatskontrolle.

Die Griechen grenzten auf der anderen Seite, die wir als den Westen (oder die Zukunft) bezeichnen, an ein gewisses schwieriges Konzept namens Rom. Die Cäsaren und Päpste des Heiligen Römischen Reiches repräsentierten die nächste große Phase der institutionellen Kontrolle. Die Regierungshand am Ruder steht für Stabilität, Dauerhaftigkeit, Kontinuität, Beständigkeit. Den Kurs halten. Individuelle Kreativität, Erforschung und Veränderung sind gewöhnlich nicht gefragt.

CHRISTOPHER COLUMBUS: EIN WEITERES BEISPIEL DES CYBERPUNK-VERHALTENS

Christoph Columbus (1451—1506) wurde in Genua geboren. Als Fünfundzwanzigjähriger tauchte er in Lissabon auf und erlernte die Kunst des Kartenzeichnens. Dies war das goldene Zeitalter der portugiesischen Forschungsreisen. Viele Kapitäne* und Navigatoren waren überzeugt, daß die Erde rund sei und daß man Ostindien und andere unbekannte Länder finden könnte, indem man die westlichen Meere durchquerte. Das Besondere an Columbus war über den Traum der Entdeckung hinaus seine Beharrlichkeit und Eloquenz. Mehr als zehn Jahre lang bereiste er die Höfe Europas in dem Versuch, ›das Geschäft seines Lebens‹ zu machen, indem er Unterstützung für sein ›Unternehmen Ostindien‹ fände.

Laut der *Columbia Encyclopedia*: »Historiker haben sich jahrhundertelang über sein Geschick als Navigator gestritten, aber kürzlich wurde bewiesen, daß Columbus nur mit gegißtem Besteck unübertroffen im Kartenanfertigen war und darin, seinen Weg über unbekannte Meere zu finden.« Columbus war ein höchst erfolgloser Gouverneur der Kolonien, die er entdeckt hatte. Er starb in Schande, seine Cyber-Fähigkeiten beinahe vergessen. (Jedenfalls erzählt man uns das in den autorisierten Geschichtsbüchern.)

CYBERPUNK: DIE PILOTEN* DER SPEZIES

»Die Winde und Wellen sind stets auf der
Seite der fähigsten Navigatoren.«
— Edward Gibbon

Das Wort KYBERNETISCHE PERSON oder CYBERNAUT führt uns zur ursprünglichen Bedeutung von ›Pilot*‹ zurück und setzt die auf sich selbst vertrauende Person wieder in den Kreislauf ein. Die Worte KYBERNETISCHE PERSON, CYBERNAUT und das poppigere CYBERPUNK beziehen sich auf die Personifizierung (und folglich die Popularisierung) von Wissensinformations-Technologie. Innovatives Denken seitens des Individuums.

Laut Foucault verändert man, wenn man die Sprache verändert, die Gesellschaft. Foucault folgend, schlagen wir vor, daß der Begriff KYBERNETISCHE PERSON, CYBERNAUT, ein neues Modell des Menschen und eine neue soziale Ordnung beschreiben soll. CYBERPUNK ist zugegebermaßen ein riskanter Begriff. Wie alle sprachlichen Neuschöpfungen muß er mit einem nachsichtigen Sinn für High-Tech-Humor verwendet werden. Er ist ein Notbehelf, eine übergangsweise Bedeutungs-Granate, die über die Sprachbarriere geworfen wird, um das einfallsreiche, geschickte Individuum zu beschreiben, das Zugang zu Wissenskommunikations-Technologie hat und sie auf seine/ihre privaten Ziele hinlenkt. Aus persönlichem Vergnügen, für Profit, aus Prinzip oder zum Wachstum.

Die CYBERPUNKS sind die Erfinder, innovative Schriftsteller, Artisten des technischen Grenzlands, risikobereite Filmemacher, ikonenverschiebende Komponisten, expressionistische Künstler, freiberufliche Wissenschaftler, innovative Show-Biz-Veranstalter, Techno-Kreative, Computervisionäre, geschickte Hacker, bit-orientierte Prolog-Meister, Special-effect-Leute, Video-Genies, neurologische Testpiloten, Medien-Erforscher — all jene, die kühn Ideen verpacken und sie dorthin lenken, wohin kein Gedanke jemals gegangen ist.

CYBERPUNKS werden manchmal von den Gouverneuren autorisiert. Sie können, mit süßem Zynismus und geduldigem Humor, ihre Einzigartigkeit mit Institutionen interfacen. Sie arbeiten oft auf befristeter Grundlage innerhalb der ›Regierungssysteme‹.

So oft, wie sie es sind, sind sie auch nicht autorisiert.

DIE LEGENDE DES RONIN

Die folgenden Zitate stammen aus *The Way of the Ronin* von Beverly Potter, Ph.D. »... der Ronin ... hat mit der Tradition des Karrierefeudalismus gebrochen. Geleitet von einem persönlich definierten Codex der Anpassungsfähigkeit, Autonomie und Vorzüglichkeit verfolgen Ronins Karrierestrategien, die auf der Prämisse schlagartiger Veränderung gründen.«

Ronin wird als Metapher benutzt, die auf dem japanischen Wort für einen herrenlosen Samurai beruht. Bereits im achten Jahrhundert benutzte man in

Japan das Wort RONIN, das wörtlich übersetzt ›Wellenleute‹ heißt, um Menschen zu beschreiben, die die ihnen zugeteilte, bewilligte, durch die Kaste vorherbestimmte Stellung im Leben verlassen hatten. Samurai, die die Dienste ihrer Feudalherren verlassen hatten, um herrenlos zu werden.

»RONIN spielten eine Schlüsselrolle in Japans abruptem Übergang von der Feudalgesellschaft zum Industrialismus. Unter der Feudalherrschaft war es Kriegern nicht erlaubt, ihrem eigenen Willen nach frei zu denken oder zu handeln. Andererseits nahmen sie, da sie durch die Umstände gezwungen worden waren, Unabhängigkeit zu entwickeln, bereitwilliger neue Ideen und Technologien auf und wurden zunehmend einflußreich in den unabhängigen Schulen. Diese Schulen ... waren liberaler als die offiziellen Regierungsschulen, die nur den traditionellen Lehrplan unterrichteten.«

Der Westen weist viele historische Parallelen zum RONIN-Archetyp auf. Der Begriff FREE LANCE[4] hat seinen Ursprung in der Zeit nach den Kreuzzügen, als eine große Anzahl Ritter von ihren Herren getrennt waren. Viele lebten nach dem Codex des Rittertums und wurden ›lances for hire‹, Mietritter, Söldner.

Der amerikanische Grenzer bot dem RONIN-Archetyp fruchtbaren Boden. MAVERICK[5] leitet sich vom texanischen Wort für ein herrenloses Vieh ohne Brandzeichen ab und wird benutzt, um ein freies und selbstbestimmtes Individuum zu beschreiben.

»Obwohl viele Wurzeln der Ronin ... in der männlichen Kultur zu finden sind, sind die meisten Karrierefrauen wohlvertraut mit der Art des Ronin. Karrierefrauen haben ihre traditionelle Stellung verlassen und sich ihren Weg in die Nischen der von Männern beherrschten Arbeitswelt freigekämpft. Die meisten Karrieren von Frauen zeichnen sich durch eine Vielfalt der Erfahrungen und das Pendeln zwischen Zuhause, Arbeit und Schule aus, was dazu führt, daß sie sich den Kritikern der Selbstbestimmung stellen müssen. Wie der Ronin, der keinen Clan hatte, fühlen sich berufstätige Frauen ohne Verbündeten oder Mentor oft von den internen Fahrwassern der Firmencliquen ausgeschlossen.«

WOLLEN WIR EINIGE BEISPIELE
VON CYBERPUNK BOOTEN?

Carol Suen Rosin, Verfechterin des nicht-militarisierten Outer Space, ist ›eine ehrliche Mittlerin‹ zwischen den amerikanischen und sowjetischen Wissenschaftsgruppen.

Stanley Kubrick ist die Essenz des CYBERPUNK.

Mary Ferguson, Psyber-Punk. Schrieb THE AQUARIAN CONSPIRACY[6] und gibt das BRAIN/MIND BULLETIN heraus.

Steve Jobs und Steve Wozniak.

David Hockney.

Andy Warhol.

George Koopman.

William Gibson, Bruce Sterling, John Shirley, Rudy Rucker.

Charles Lindbergh: »Wir (das heißt mein Flugzeug und ich) starteten recht plötzlich. Wir bekamen vorher irgendwann um vier Uhr nachmittags einen Bericht herein, daß das Wetter gut sei, also dachten wir, wir sollten es versuchen.

Ich sah eine Flotte Fischerboote ... Ich flog hinunter und berührte fast eines davon und schrie ihnen zu, fragte, ob ich auf dem richtigen Weg nach Irland wäre. Sie starrten bloß. Vielleicht hörten sie mich nicht. Vielleicht hörte ich sie nicht. Oder vielleicht hielten sie mich für einen verrückten Narren. Eine Stunde später sah ich Land.«

1922 verzichtete Lindbergh auf eine vielversprechende Universitätslaufbahn, um Luftnavigation und Flug zu studieren. Er war einer der ersten Piloten[7], der Post durch den Himmel beförderte. Am 21. Mai 1927 machte er den ersten Solo-Non-stop-Flug vom nordamerikanischen Kontinent zum eurasischen Kontinent. »Lucky Lindy« wurde augenblicklich zum Nationalhelden.

1929 heiratete er Ann Morrow, eine intelligente, kultivierte Autorin und vermögende Frau. Nach der Heirat wurde sie eine perfekte Pilotin*. Das Paar erstaunte die Welt, indem es zusammen mehrere Flüge wagte, die ein Höchstmaß an Publizität erlangten.

1936 arbeitete Lindy (inzwischen im Exil) zusammen mit Alex Carrel an der Entwicklung eines verbesserten Herz-Gerätes zur Unterstützung der menschlichen Blutzirkulation.

1938 war Lindbergh, nach einem Besuch auf dem eurasischen Kontinent, überzeugt, daß Amerika sich aus dem Machtkampf, der sich zwischen den Achsenmächten und den Alliierten entwickelte, heraushalten sollte.[2A]

Die Medien publizierten weithin ein Motto-Logo für Lindy: ›Smiling Through‹ — der Durchlächler.

Ann Morrow Lindbergh.

Mark Twain. Er erwarb den Remington-Typewriter, als er 1874 herauskam, für 125 Dollar. 1875 wurde er der erste Autor in der Geschichte, der einem Verlag ein maschinegeschriebenes Manuskript einreichte. Es war *The Adventures of Tom Sawyer*[7].

»Diese neumodische Schreib-Maschine hat mehrere Vorteile. Sie häuft eine schreckliche Menge Worte auf eine Seite. Sie zerknittert nichts und verkleckst nichts mit Tintenflecken. Natürlich spart sie Papier.«

Gertrude Stein.

Roy Walford.

Wilt Chamberlain.

Mathias (Rusty) Rust, Alter 19, ein hoch aufgeschossener, halbwüchsiger Einzelgänger aus Hamburg, Deutschland, der einen All-Star-Status als Cyberpunk erlangte, als er am 28. Mai 1987 eine einmotorige Cessna durch die undurchdringliche sowjetische Luftverteidigung flog und auf dem Roten Platz in Moskau landete. Es gab keine Motive, auch nicht seitens irgendwelcher Organisationen, die ihn geleitet hätten. Das technologische Abenteuer war eine persönliche Mission. Rusty flog einfach hinüber, um mit ein paar Russen zu reden. Deutsche Zeitungen feierten das Ereignis, indem sie es ›den Stoff, aus dem die Träume sind‹ nannten, und verglichen den Jugendlichen mit dem Roten Baron Manfred von Richthofen und Charles Lindbergh.

Steward Brand, Gründer des *Co-evolution Quarterly*.

Bob Harris, der Besitzer eines Metallwarenhandels in Riverside, Kalifornien, ist Amateursegelflieger*. Am 17. Februar 1986 erwischte er, während er über der Hochebene nördlich der Luftwaffenbasis Edwards segelte, die schönste ›Bergwelle‹, die er je gesehen hatte, und ritt sie bis zu einer Höhe von 49 000 Fuß. Ein Weltrekord. Seine Feier wurde rüde von der Federal Aviation Administration unterbrochen, die seine Pilotenlizenz einziehen wollte. Die Anklage: Pilot Harris hatte versäumt, die Erlaubnis einzuholen. Der Flug war nicht autorisiert.

CYBER-FLASH KID: EIN WEITERES BEISPIEL INNOVATIVEN VERHALTENS

Die dritte Szene in WAR GAMES macht uns mit dem Helden bekannt, Matthew Broderick. Er befindet sich in einer Videopassage und spielt mit Gelassenheit und Geschick ein Weltraumabenteuer-Spiel.

Kapiert? Er ist ein Elektronen-Jockey. Ein Quanten-Genie. Aber ist er ein Firmenmensch? Oder ein selbstbestimmter Cyber-Pilot*? Finden wir es heraus.

Er kommt zu spät zur Schule. Sein selbstherrlicher Biologie-Lehrer macht ihm Schwierigkeiten. Als der übertrieben diensteifrige Lehrer nach dem Ursprung nichtgeschlechtlicher Vermehrung fragt, schlägt Matthew vor: »Ihre Frau?«

Okay, kapiert. Matthew ist unbotmäßig, nicht regierbar. Er ist ein Cyber-Kid.

Der Lehrer schickt Matthew zum Direktor. Während er im Büro des Alten vor sich hinsiecht, besorgt er sich den Code für das Computersystem der Schule. Wieder daheim, benutzt er seinen PC dazu, sich Zutritt zu den Schulakten zu verschaffen. Er verändert die ungerechte Note dahingehend, daß er durchkommen wird.

DER CYBERPUNK-CODEX: D.S.S.A.F.

Die drei Szenen aus WAR GAMES zeigen das kulturelle Drama des Wilden 20. Jahrhunderts. Zunächst bemerken wir, daß WAR GAMES ein elektronisches Quantensignal ist, ein Film über High-Tech-Computer und menschliche Evolution, den Millionen sahen, vor allem leicht zu beeindruckende Jugendliche. Der Film illustriert und verdammt den Einsatz von quanten/elektronischer Wissenstechnologie durch Herrschende zum Zweck der Kontrolle. Der Film feiert die Unabhängigkeit und die Geschicklichkeit von Cyberpunks, die aus dem Innern des statischen System heraus selbst denken und Innovationen vornehmen. Der Captain und seine Frau benutzen High-Tech-Methoden in der Landwirtschaft, um die Wirksamkeit unerlaubter botanischer Neuroaktivatoren zu erhöhen. Der Captain trifft eine unerlaubte Entscheidung, um den Dritten Weltkrieg zu verhindern. In beiden Fällen folgt der Captain dem Cyberpunk-Codex: Denke Selbst und Stell Autorität in Frage. (D.S.S.A.F.) Er steuert* einen unabhängigen Kurs.

Cyber-Kid Matthew Broderick ist gleichermaßen mutig, gräßlich, kreativ und gescheit. Er wird in die klassische Konfrontation hineingezogen: der Autoritäre Altehrwürdige Lehrer demütigt und bestraft den Tom-Sawyer-Jungen. Matthew Denkt Selbst und Stellt Autorität in Frage. Er eilt zur Bibliothek und erforscht das Leben von Professor Falken, durchstöbert wissenschaftliche Journale, sichtet Mikrofilm-Unterlagen — nicht, um dem System zu gefallen, sondern auf seiner eigenen persönlichen Suche. Dann benutzt er seine Elektronikfertigkeiten auf unerlaubte Weise, um seinen eigenen Kurs zu steuern*.

Beachten Sie, daß hier eine neue Dimension der Elektronischen Ethik und Quanten-Legalität zutage tritt. Der Captain und Matthew begehen keinen Akt physischer Gewalt, keinen Diebstahl materieller Güter. Der Captain verarbeitet ein paar Computerdaten und entscheidet selbst. Matthew arrangiert auf Chip gespeicherte Elektronencluster um.

Sie streben nicht nach Kontrolle über andere.

CYBERPUNK ALS ROLLENMODELL FÜR DAS 21. JAHRHUNDERT

Die Tradition des ›Individuums, das selbst denkt‹, geht bis in die Anfänge der erfaßten Menschheitsgeschichte zurück. Tatsächlich kennzeichnet uns eben die Bezeichnung unserer Spezies, HOMO SAPIENS, als die Lebewesen, die denken.

Wenn unsere genetische Funktion COMPUTARE (berechnen) ist, dann folgt daraus, daß die Zeitalter und Stadien der menschlichen Geschichte bisher larvenhaft oder vorbereitend gewesen sind. Sind wir jetzt, in den Anfängen des Informationszeitalters, bereit, unsere genetische Funktion anzunehmen? Nach den Larvenphasen der Unterwerfung unter die Genpools ist das Erwachsenenstadium des menschlichen Lebenszyklus das Individuum, das selbst denkt.

DEFINITIONEN DES WORTES ›CYBER‹

Die vorangehenden Seiten haben die Politik des Wissens in Begriffen des Konzeptes ›Cyber‹ diskutiert.

CYBER bedeutet ›Steuermann*‹.

Eine CYBER-PERSON ist jemand, der sein/ihr eigenes Leben steuert*. Per Definition ist die CYBER-PERSON von Navigationsinformationen fasziniert — besonders von Karten, Tabellen, Zetteln, Leitfäden und Handbüchern, die einem helfen, sich durchs Leben zu lavieren*.

Die CYBER-PERSON sucht fortwährend nach Theorien, Modellen, Paradigmen, Metaphern, Bildern und Ikonen, die helfen können, die Realitäten zu erfassen und zu definieren, die wir bewohnen.

CYBER-TECH bezieht sich auf die Werkzeuge, Hilfsmittel und Methodologien des Wissens und Kommunizierens. Linguistik. Philosophie. Semantik. Semiotik. Praktische Epistomelogie. Die Ontologien des täglichen Lebens. Worte, Ikonen, Bleistifte, Druckerpressen, Bildschirme, Tastaturen, Computer, Disketten.

CYBER-POLITIK bringt die Gedanken Foucaults vom Gebrauch der Sprache und des Sprach-Tech durch die herrschenden Klassen in Feudal- und Industriegesellschaften zum Zweck der Kontrolle der Kinder, der ungebildeten und machtlosen Individuen, mit ins Spiel.

Die Worte GOUVERNEUR oder STEUERMANN oder G-MAN werden zur Beschreibung jener benutzt, die Worte und Kommunikations-Geräte manipulieren, um Kontrolle auszuüben, um Autorität aufrechtzuerhalten — feudale, die des Managements, die der Regierung. Und um von innovativem Denken und freiem Austausch abzuhalten.

Wir bezeichnen eine Person, die sich auf statische, verbale Abstraktionen verläßt, sich Dogmen fügt, auf Autorität vertraut, als Vasallen oder G-Person oder G-Man. Davon bekommen wir G-Danken, G-Texte, G-Brabbel, G-Murks, Vasalline, Vasallentum.

ANMERKUNGEN

1. Jeder Genpool entwickelt seinen eigenen Namen für Prometheus, den furchtbaren genetischen Agenten, Luzifer, der der Familienautorität trotzt, indem er eine neue Technologie einführt, die es einigen Mitgliedern des Genpools ermöglicht, den vertrauten Kokon zu verlassen. Jeder Genpool hat einen Namen für diesen ererbten Sicherheitszustand: ›Garten Eden‹, ›Atlantis‹, ›Himmel‹, ›Zuhause‹ etc.

2. Zu den Achsenmächten gehörten Deutschland, Italien, Spanien, (das annektierte) Österreich, Japan, die (annektierte) Tschechoslowakei,

Rumänien, einige südamerikanische sowie (islamische) Nationen des Mittleren Ostens und (später) die Vichy-Regierung des besetzten Frankreich. Zu den Alliierten gehörten Frankreich, England, das britische Commonwealth, Kanada, Australien und Südafrika. Unter den Ländern, die während des Zweiten Weltkriegs neutral blieben, waren die Schweiz, Irland, Dänemark und Schweden.

Originaltitel: ›The Cyber-punk: The Individual as Reality Pilot‹
Copyright © 1988 by Timothy Leary
(erstmals erschienen in ›Mississippi Review‹ 47/48,
Volume 16, Numbers 2 & 3
University of Southern Mississippi, Hattiesberg, 1988);
mit freundlicher Genehmigung des Autors
und der ›Mississippi Review‹
Copyright © 1990 der deutschen Übersetzung
by Wilhelm Heyne Verlag, München
Aus dem Amerikanischen übersetzt von Michael Nagula

[1] Ein durchgängiger Begriff dieses Essays ist das engl. Wort ›pilot‹. Der Übersetzungsmöglichkeiten sind viele. Es kann Lotse, Wegweiser, Berater, Flugzeugführer, Schiffskapitän u.a.m. bedeuten, lauter Konnotationen, mit denen Leary spielt. Die deutschen Übersetzungen von ›pilot‹ — auch der Verbform ›to pilot‹ — sind im folgenden durch einen Asterix (*) gekennzeichnet. — *Anm. d. Übers.*

[2] dt. WAR GAMES — KRIEGSSPIELE (USA 1982; Regie: John Badham). — *Anm. d. Übers.*

[3] eigtl. WOPR (War Operation Plan Response). — *Anm. d. Übers.*

[4] dt. ›Freischaffender‹; wörtlich ›freie Lanze‹. — *Anm. d. Übers.*

[5] dt. *›Einzelgänger‹ — Anm. d. Übers.*

[6] dt. DIE SANFTE VERSCHWÖRUNG, Sphinx-Verlag, Basel 1982. — *Anm. d. Übers.*

[7] dt. mehrere Ausgaben, zuletzt: TOM SAWYERS ABENTEUER, Haffmans Verlag, Zürich 1989. — *Anm. d. Übers.*

Michael Nagula

»Abgefuckte Landschaft — ziemlich Schrott«

Ein Gespräch mit H. R. Giger

Seit langem sind sie einer der renommiertesten und begehrtesten deutschsprachigen Maler. Einer breiteren Öffentlichkeit wurden Sie erstmals durch Ihre Mitarbeit an Ridley Scotts ›Alien‹ bekannt. Später lieferten sie auch optische Entwürfe etwa für ›Poltergeist II‹ und ›Wüstenplanet‹. Was sind Ihre wesentlichen Einflüsse?

Also Einflüsse ... Alles fließt ein. Ich glaube, man kann nicht aus dem luftleeren Raum schaffen. Jedes Gehirn hat ja eine gewisse Erinnerung mitbekommen, in allen Genen ist Erinnerung. Man bekommt das Gehirn schon angefüllt, wenn man klein ist.

Gibt es nicht bestimmte Dinge oder Ereignisse, die Sie als Künstler geprägt haben?

Ja, schon. Ich habe manchmal das Gefühl, man sieht nichts Neues, nichts, was man nicht schon gesehen hat. Ob's jetzt im Traum ist oder ... Mir kommen Sachen immer irgendwie bekannt vor, wenn ich sie gemacht habe. Ich kann mich vielleicht nicht dran erinnern, vielleicht ist's auch eine Kombination, aber irgendwie hat's immer was Vertrautes.

Sie erwähnten einmal, daß Sie sehr viel lesen würden und auch die Bücher von Gibson kennen.

Ich habe natürlich, als ich gehört habe, daß William Gibson an ›Alien III‹ arbeitet, angefangen, seine Bücher zu lesen. Die haben mir sehr gefallen. Davor hatte ich aber nichts über Cyberpunk gewußt.

Was hat Ihnen an seinen Büchern besonders gefallen?

Zum Beispiel, wie die Leute wohnen. Daß sie in der Höhe wohnen, in der Luft, fast wie man im Regenwald auf den Wipfeln der Bäume wohnt. Und daß so verschiedene Schichten da sind. Es wird einfach auf die alten Städte draufgebaut: das stelle ich mir wie riesige Säulen vor, wie es auch bei ›Blade Runner‹ von Ridley Scott war. Früher hat man immer gedacht, die Leute, die zweitausendirgendwann leben, wohnen ganz modern, aber dann sieht man meistens in den guten Filmen, daß alle Stile drin vorkommen ..., die verrücktesten Sachen, wie auch immer sie entstanden sind. Es ist ein totaler Mix.

Sie benutzen häufig konkrete Motive aus der Welt der Technik, wie etwa auf ihren Rasterbildern, die Sie dann fast organisch verfremden. Da wird das Metall regelrecht lebendig.

Also, das war eigentlich der Jugendstil. Die Eingänge der Metro, Wien um die Jahrhundertwende, das hat mich schon immer fasziniert. Dazu kommen diese Raster, Röhren, Heizrippen, Dinge, die sich multiplizieren oder die sich fortsetzen. So was gefällt mir, zum Beispiel Fenster, die sich endlos fortsetzen. Und dann umgeben von diesen organischen Dingen, die eigentlich wiederum ein Gegenstück dazu bilden.

Haben Sie auch Texte von Bruce Sterling oder anderen sogenannten Cyberpunks gelesen?

Nein ..., nicht bewußt.

Ich frage deshalb, weil Sterling mehr als Gibson in die Richtung geht, die Sie gerade beschrieben haben. Er bringt eher das organische Moment hinein ...

Wie meinen Sie das, organisch?

Was Sie gerade beschrieben haben. Die Röhren zum Beispiel diese Tunnels, die immer wiederkehrenden runden Motive, die Bautencharakter haben. Das sind Motive, wie ich sie beim Lesen in den Texten von Sterling gefunden habe — nicht so sehr bei Gibson.

Vielleicht habe ich mir das einfach so vorgestellt, weil ich es nicht beschrieben gefunden habe. Es ist gar nicht sehr viel beschrieben. Da kann sich jeder, glaube ich, ziemlich ein eigenes Bild machen. Liberatore, der Zeichner von Rank Xerox, hat das für meinen Geschmack sehr schön gemacht. Natürlich auch abgefuckt, ziemlich Schrott und ... eben das Neue Ding, ja aber dann wieder daneben. Was ich nie leiden konnte, waren diese sauberen Science Fiction-Dinger. Das war mir immer zu ... unecht. Ich glaube, für mich lebt etwas erst, wenn es Spuren der Zeit trägt.

Löst Gibson das ein?

Mich dünkt, ja. Von den Beschreibungen her hatte ich den Eindruck, er hatte alte Dinge drin und neue und Sachen waren angedeutet. Es war ziemlich viel Dreck, etwas unhygienisch, na ja, wie's in der Punk-Szene vielleicht vorkommt.

Stichwort Punk-Szene. Bei Gibson geschieht offenbar die Aneignung moderner Technologie durch Punk. Ich unterstelle jetzt mal, daß das sehr über die Oberfläche, das rein Optische verläuft. Was für Auswirkungen könnte die Dominanz der visuellen Medien — Video, Film, Fernsehen — auf Literatur und Malerei heute haben?

Für mich persönlich wohl die, daß ich schon seit längerer Zeit nicht mehr male. Statt dessen habe ich Zeichnungen und Illustrationen gemacht und auf einen Film gewartet. Jetzt habe ich auch mit Comics angefangen, und die male ich eigentlich als Storyboard für einen Film. Ich habe selber eine Filmidee mit dem Arbeitstitel ›The Mystery of San-Gottardo‹. Das ist italienisch und heißt ›Gotthard‹. Der Gotthard ist ja von militärischen Bauten völlig durchlöchert, er ist eine große Festung. Ich habe eine Synopsis geschrieben, die davon ausgeht, daß Hitler während des Zweiten Weltkriegs dort den Nachschub durchgeschleust hat ... mit Bewilligung der Schweizer ..., und dafür hat's dann keinen Krieg gegeben. Das war die berühmte Neutralität. Dazu habe ich eben eine Geschichte erfunden, die in der Schweiz spielt und in der Zukunft angesiedelt ist. Leicht ironisch, natürlich ..., derzeit überlege ich, ob sich das nicht irgendwie mit ›Alien III‹ verbinden ließe, an dem ich wieder mitarbeiten werde.

Wieder unter Ridley Scott?

Man weiß ja nie, wer es nun machen wird. Ich habe die Leute gerade gestern getroffen. Sie waren in Zürich, weil es nun wieder weitergehen soll. Ich habe mit einem Regisseur gesprochen, aber es scheint immer so, als wäre das nun der letzte und es wäre fest, es würde mit achtzig-, siebzigprozentiger Sicherheit gefilmt ... dieses ›Alien III‹. Wir haben ja eben schon den Gibson gehabt, der hat einiges geschrieben, und scheinbar hat sich das nicht geeignet. Es war irgendwie zu blutig, und sie wollen es nun wieder mystischer machen, wie der erste Film war.

Wird Gibson noch am Drehbuch beteiligt sein?

Er war dran, aber jetzt ist jemand anders dran. Es waren ja schon über zehn Leute... Vielleicht wird erwähnt, daß er mitgearbeitet hat, ich weiß nicht. Aber ich glaube, seine Geschichte ist es nicht mehr. Es ist dem seine Geschichte, mit dem ich gestern geredet habe ..., aber ich sag' den Namen nicht. (Lacht)

Inwiefern wollten Sie Ihren eigenen Film denn mit dem Alien-Projekt verbinden?

Ich dachte, ich könnte meine Ideen einfließen lassen, und es würde dieses Alien etwas ..., es würde das, was eigentlich fehlt, dazubringen. Was kann man denn noch groß mit dem Alien machen? Jetzt ist die Königin dazugekommen, aber das ist ja immer ein wenig ähnlich. Trotzdem interessiert mich ›Alien‹ natürlich sehr. Wenn mich dann plötzlich Leute fragen, ob ich mitmachen will, sage ich ja. Und wenn ich dann was im Kopf habe, versuche ich das immer mit den anderen Sachen zu verbinden. Meistens gelingt mir das auch. Wenn ich irgendwas habe, und es kommt jemand, für den ich arbeiten muß, dann wird die Idee, die ich im Kopf habe, auf irgendeine Weise in diese Sache eingehen. Und das probierte ich natürlich auch mit diesem Film ... Leider ging es nicht. Und daher bin ich jetzt ein wenig frustriert. (Lacht) Aber mal schauen ...

Abschließend noch die Frage: Was ist Ihrem Verständnis nach Cyberpunk?

Es scheint so eine Art Lebensform zu sein ..., wo statt Drogen die Technik die Träume ersetzt. Also daß Träume nicht mehr durch Drogen, chemische

Drogen, sondern durch ..., wie sagt man ..., durch Chips, elektronische und visuelle Dinge erlebt werden ... und die wahrscheinlich ebenso süchtig machen.

Würde das nicht bedeuten, daß visuelle Medien nun zwanghaft aufgesucht werden, gerade um zu verhindern, daß man die Distanz zum Visuellen verliert?

Also, daß man Angst hat, man würde das Visuelle verlieren? Vielleicht hat man Angst, gewisse Sachen würden untergehen, wie die Natur, wie Lebewesen, und das wird dann fanatisch konserviert ... und ist dann abrufbereit.

Das wäre eine Erklärung dafür, warum es diese Verschmelzung von Computer und Mensch gibt, die ja klassisch gesehen Gegensätze sind.

Es sieht so aus ..., denn die Leute sind sehr fanatisch mit diesen Computern beschäftigt. Also, ich bin da nicht so. Ich verstehe nichts von Computern.

Und doch benutzen Sie häufig diese hybriden Motive in Ihren Bildern, Mischformen von Schwarzer Romantik und Technik. Ist das nicht eine gewisse Dämonisierung, die da stattfindet?

(Lacht.) Ich weiß nicht, vielleicht verstecke ich mich hinter diesen Chips, wie sich ein Analphabet oder einer, der nicht rechnen kann, hinter riesigen Gleichungen und mathematischen Dingen versteckt. Ich weiß nicht ..., es scheint mich zu faszinieren. Ja, es sind einfach gewisse Faszinationen.

Das Gespräch fand am 14. Mai 1990 statt

Copyright © 1990 by H. R. Giger und Michael Nagula

Cyberpunk und Neuromantik

Als Etikett ist ›Cyberpunk‹ Perfektion. Es suggeriert die Apotheose der Postmoderne. Auf der einen Seite die reine Negation: der Sitten, der Geschichte, der Philosophie, der Politik, des Körpers, des Willens, des Affekts, von allem, was durch das kulturelle Gedächtnis vermittelt ist; auf der anderen die reine Attitüde: alles ist Macht und ›Subkultur‹ und die Anmut des Hippen überwindet den Splatter des Bewußtseins, während es gegen die Hard-Tech-Zukunft, die Techno-Zukunft der künstlichen Immanenz knallt, wo alles, was einst natürlich war, durch technische Mittel simuliert und vervollkommnet wird, ein Zukunfts-Weltkonstrukt, das von den ›Lektionen der Geschichte‹ so weit entfernt ist, wie das gegenwärtige Durcheinander es von den kläglichen Science Fiction-Phantasien der Vergangenheit ist, die unser Heute abzubilden versuchten. Der oxymoronhafte Gedanke in ›Cyberpunk‹ ist so schick und umfassend, daß er das Hohe und das Niedrige, das Komplexe und das Einfache, das Beherrschte und das Wilde, das Techno-Sublime und den Rock & Roll-Schleim miteinander verschmilzt. Das einzige, was fehlt, ist ein Platz zum Stehen. Also muß man sich bewegen, ständig bewegen.

Das sind Evokationen; es ist schwerer zu sagen, worauf sich das Label eigentlich bezieht. Das bestbekannte Cyberpunk-Manifest, Bruce Sterlings Einleitung zur *Mirrorshades*-Anthologie, beschreibt die Bestrebungen der Cyberpunk-Schule umsichtigerweise nicht in Begriffen von Gedanken oder Vorstellungen, sondern als Reflektion einer neuen kulturellen Synthese, die in den achtziger Jahren geboren wurde, was sie im wesentlichen zu einer paradoxen Form des Realismus macht. Cyberpunk-Kunst, sagt Sterling, erfaßt »eine neue Art der Integration. Die Überlagerung von vorher getrennten Welten: des High-Tech-Bereiches und des modernen Pop-Underground.« (vgl. *Spiegelschatten*, S. 13)

> »Diese Integration ist zur entscheidenden Quelle der kulturellen Energie unseres Jahrzehnts geworden. Das Schaffen der Cyberpunks findet seine Parallele in der Popkultur der achtziger Jahre: im Rock-Video; im Hacker-Untergrund; im mißtönenden Street-Tech von HipHop und

> Scratch-Musik; im Synthesizer-Rock von London und Tokio. Dieses Phänomen, diese Dynamik hat globale Reichweite; Cyberpunk ist ihre literarische Inkarnation ...
> Plötzlich wird eine neue Allianz offenkundig: eine Integration von Technologie und der Gegenkultur der Achtziger. Eine unheilige Allianz der technischen Welt und der Welt des organisierten Dissens — der Underground-Welt des Pop, der visionären Veränderlichkeit und der Anarchie auf Straßenniveau.‹ (vgl. *Spiegelschatten*, S. 13 ff.)

Schwerer Tobak. Eine Kunst, die diese Trends reflektiert, muß sicher die Vorhut der weißen männlichen Kunst der Zeit sein, eine Literatur, die mit Videospielen, MTV und No Wave-Rock wetteifert und sich damit verbündet. Aber Sterlings Behauptungen werfen sofort einige Fragen auf. Zum einen die Frage der ›Integration‹. Was ist das für eine Welt des High-Tech-Pop-Underground? Die Punk-Club-Welt von Sonic Youth und Pussy Galore, Acts, die nie im MTV simuliert werden? Der stark sexistisch stilisierte Gangster-Chic geisteskranker Getto-Vergewaltigung? Wo ist der ›organisierte Dissens‹ und wie geht das mit ›Anarchie auf Straßenniveau‹ zusammen?

Sterling spielt auf eine neue politische Haltung mit technischem Know-how und Anti-Establishment-Gefühlen an, eine ›Allianz‹ und ›Integration‹, eine ›Gegenkultur‹. Um es milde auszudrücken, es fällt schwer, die ›integrierten‹ politisch-ästhetischen Motive entfremdeter Subkulturen zu sehen, die die High-Tech-Werkzeuge des Establishment übernehmen, von denen sie annahmsweise entfremdet sind. Es scheint viel vernünftiger zu sein zu vermuten, daß das ›Integrieren‹, so wie es stattfindet, durch die dominanten tele-elektronischen Kulturkräfte erfolgt, die — wie Cyberpunk-Autoren sehr gut wissen — in ihrem Appetit auf neue Handelsartikel und Handelsartikel-Moden unersättlich sind. Die große Frage der Kunst der achtziger Jahre ist, ob eine authentische Gegenkultur-Kunst lange existieren kann, ohne für den Massenkonsum, der zentrale kulturelle Ziele fördert, in selbstzerstörerische Simulationen ihrer selbst verwandelt zu werden. In Anbetracht der Erfolgschancen von Cyberpunk auf dem Vergnügungs-Marktplatz, seines Potentials für Film-Optionen, d. h. seiner ausgereiften Kooptabilität, könnte man vermuten, daß Sterlings Begeisterung für seine ›Integration‹ auf weniger als einer sorgfältigen sozialen Analyse beruht, wenn nicht auf weniger denn aufrechten Motiven.

Eine andere interessante Frage ist, was genau Cyberpunk-Literatur bieten kann, das Videospiele, HipHop und Rejection Front-Rock nicht bieten können. An einer Stelle in *Mirrorshades* spricht Sterling von der ›klassischen Cyberpunk-Mischung‹ aus ›mythischen Bildern und technosozialer Politik‹ (vgl. Spiegelschatten, S. 216). Aber meiner Ansicht nach ist das etwas ganz anderes als die mutmaßliche ›Integration‹ — vielleicht näher an den traditionellen Verfahren der SF, aber ziemlich weit weg von Straße und Gegenkultur.

Es ist auch schwer zu sehen, wie Sterlings Behauptungen aus dem Schreiben geboren sind, das mit der *Mirrorshades*-Anthologie in Verbindung steht. Man sollte von vornherein jeder Bewegung gegenüber mißtrauisch sein, von der es heißt, daß sie so bemerkenswerte und bemerkenswert unterschiedliche Autoren wie Greg Bear, Rudy Rucker und William Gibson umfaßt. Bears und Ruckers Einbeziehung unter die Cyberpunks schmeckt mehr nach freundlicher Billigung als wahrhaft geteilten ästhetischen Zielen. Und es ist schwer zu sagen, ob Sterling unter seiner ›literarischen Inkarnation‹ eine Richtung innerhalb der populären Science Fiction-Industrie versteht, einen visionären Stil, der die Getto-Grenzen der SF hinter sich läßt, oder eine künstlerische ›Integration‹ der hohen und niedrigen Kultur oder alle drei. Im ersten Fall könnte Cyberpunk bloß ein innerberufliches Label sein wie die alte ›New Wave‹ —, das dazu dienen soll, eine neue, wagemutigere Autorengeneration von den alten Säcken zu unterscheiden, die einst die literarischen Produktionsmittel kontrollierten. Das zweite und dritte macht einige überzeugende Beweise erforderlich.

Vielleicht sollte man von einem Stil, der seine Treue gegenüber der Hard-SF der Pulps[1] so stolz verkündet, wie Sterling es tut, nicht zuviel ›Philosophie‹ verlangen. Und doch, wie viele formelhafte Geschichten kann man durchlaufen, in denen ein selbstzerstörerischer, aber empfindsamer junger Protagonist mit (Implantat/Prothese/tele-elektronischem Talent), das oder die das Böse (Megakonzerne/Polizeistaat/kriminelle Unterwelt) veranlaßt, ihn durch (öde Stadtlandschaften/Elite-Luxusenklaven/exzentrische Raumstationen) voll grotesker Haarschnitte/Kleidung/Selbstverstümmelung/Rockmusik/Sexhobbies/Designerdrogen/tele-elektronischer Apparate/häßlicher neuer Waffen/objektivierter Halluzinationen) zu verfolgen, die die (Sitten/Moden) der modernen Zivilisation in ihrem endlichen Niedergang repräsentieren,

sich schließlich den rebellischen und rowdyhaft redenden (Jugendlichen/Künstlichen Intelligenzen/Rockkulten) anschließt, die eine Alternative bieten, nicht (Gemeinschaft/Sozialismus/traditionelle Werte/transzendentale Visionen), sondern eine äußerste, lebensbejahende *Hipness*, die sich mit dem Strom bewegt, der nun in der Maschine fließt, gegen das Spektrum der die Welt subvertierenden (Künstlichen Intelligenzen/multinationalen Konzerne/bösen Genies)? Aber selbst an den besten Autoren in Sterlings Anthologie gemessen ist für Cyberpunks ›Hipness alles‹.

Der postmodernen Sensibilität ist die Idee der Tiefe, der ›Tiefgründigkeit‹, nun erst recht suspekt geworden; wahre Punks brauchen nicht einmal zu wissen, wie man die Instrumente spielt, mit denen sie auftreten, wahre Hacker brauchen keine anderen Ziele als die Herausforderung an ihr Programmiergeschick. Und doch gibt es einen Trennstrich zwischen dem Mißtrauen und einem Glauben, daß die wahrhaftigsten kulturellen Kämpfe der seltsamen achtziger Jahre Stil-Kriege sind. Hip ist eine schwierige Gottheit. Wer ist so hip, daß er über Hip stünde? Es gibt eine sehr trickreiche Voraussetzung in dieser Ästhetik, indem die *Idee* vom Meta-Hip des Cyberpunk als Mode präsentiert wird, die den Schmutz und den Wettlauf der Achtzigerjahre-SF um Stellplatz in den Buchhandelsregalen transzendieren kann; denn wenn Sterlings Cyberpunks recht haben und ihre ästhetische Wette gewinnen, verlieren sie: Ihr Stil wird mit dem nächsten Trend in der telematischen Kulturindustrie sterben, mit dem nächsten Stil, der zur hippen ›Integration‹ erklärt wird. Daher vielleicht alle diese in ihren Arbeiten selbstzerstörerischen Künstler. Daher das zweit- und drittklassige Schreiben, das für Stil durchgeht, gar nicht zu denken an Kunst.

Mein Verdacht ist, daß die meisten schriftstellernden Cyberpunks sich im Licht des einen größeren Autors baden, der originell und talentiert genug ist, um die ganze Bewegung originell und talentiert aussehen zu lassen. Diese Person ist William Gibson, dessen erster Roman *Neuromancer* meiner Ansicht nach eines der interessantesten Bücher des postmodernen Zeitalters ist. Ich schlage also vor, daß wir unter Cyberpunk nicht eine Bewegung im US-amerikanischen und japanischen SF-Handel verstehen, sondern eine umfassendere Asthetik — wie sie von Gibson und bestimmten anderen postmodernen Künstlern verkörpert wird. So gesehen, ist Cyberpunk ein legitimer internationaler künstlerischer Stil mit profunden

philosophischen und ästhetischen Prämissen. Er hat bereits etliche bedeutende Arbeiten in der Literatur (Gibsons Romane) und vor allem im Film hervorgebracht: Ridley Scotts *Alien* und *Blade Runner*, Paul Verhoevens *RoboCop* und David Cronenbergs *Videodrome*.[2] Er hat seine Philosophen: Deleuze und Guattari, Jean Baudrillard und den Kanadier Arthur Kroker; er hat sogar in Michael Jackson und Ronald Reagan seine hyperrealen Ikonen des menschlichen Simulakrums, das die Realität infiltriert.

Ich sprach von Philosophie. Obwohl der entscheidende Punkt des Labels ›Cyberpunk‹ der sein mag, die Respektlosigkeit des High-Tech-Hipsters zu bezeichnen, eines Macho-Ersatzes für den neutralen ›Hacker‹, enthalten die Begriffe des Oxymorons bestimmte konzeptuelle Möglichkeiten, deren sich die meisten ehrgeizigen Cyberpunk-Künstler sehr wohl bewußt sind. Sowohl Kybernetik als auch Punk transzendieren vertraute Unterschiede. Kybernetik liefert den Vorwand für die mechanisierte Kontrolle des sozialen Lebens, des Körpers selbst, und all das durch die feinmaschigen Netze der nicht von Maschinen gewonnenen mathematischen Formeln. Kybernetik repräsentiert die Verhärtung und Veräußerlichung bestimmter lebenswichtiger Wissensformen, die Kristallisation des Cartesischen Geistes in materielle Gegenstände und Handelsartikel. Kybernetik ist bereits ein Paradoxon: gleichzeitig eine sublime Vision der menschlichen Macht über den Zufall und eine trostlose Zunahme des mechanischen Expansionsprozesses des multinationalen Kapitalismus — bislang gekennzeichnet durch fast ununterbrochene positive Rückkopplung. Kybernetik ist daher teils Naturphilosophie, teils Nekromantie, teils Ideologie.

Das ist auch Punk, aber umgekehrt. Eine sich selbst betäubende und selbstverstümmelnde Weigerung, irgend etwas anzuerkennen oder zu trauen, das in die gegenwärtige Welt gebracht wurde, nicht einmal dem menschlichen Körper, alles für das Versprechen einer Authentizität, die so unbestimmbar ist, daß man sie nie kennen, geschweige denn kooptieren kann: Punk ist die *Schöne Seele* der Empfindsamkeit — nach innen gekehrt: Sie slam-dancet wütend aus der Welt, spielt mit ›Power-Akkorden‹ gegen die Taubheit an. Doch bei alledem verkörpert sie Philosophie. Der Punk gibt vor, eine weiche Maschine zu sein, aber die Maschine ist wild und unbändig. ›Cyber/punk‹ — das ideale postmoderne Paar: eine Maschinenphilosophie, die die Welt nach ihrem eigenen Bild und eine

selbstverstümmelnde Freiheit schaffen kann, das heißt ein Bild, das wütend zurückknurrt.

Dieser breitere Sinn des Cyberpunk reflektiert den zunehmend vorherrschenden Einfluß eines bestimmten Momentes der Science Fiction auf die postmoderne Kultur: des Momentes, wenn die Science Fiction das abbildet, was ein Theoretiker, Zoe Sofia, den ›Kollaps der Zukunft in die Gegenwart‹ nennt. In den fünfziger Jahren begannen Science Fiction-Autoren die Konventionen expansionistischer SF zu verlassen: heldenhafte Planetenerkundung, Raumreisen ohne Langeweile, die Erhabenheit der Aliens, kleine Gruppen harmonierender Forscher und stilistisch eine klare, utilitaristische Prosa, die die Kein-Unsinn-Haltungen der kommandierenden und kontrollierenden Abenteurer-Wissenschaftler betonte. Die expansiven Formen der SF reflektierten die optimistische und sichere Ideologie des wissenschaftlichen Humanismus, der festhielt, daß klassische liberale Tugenden eine moralisch-ethische Kontrolle über die Kräfte der technologischen Produktion haben. Darüber hinaus repräsentierten die Mythologien der Expansion des menschlichen Bewußtseins in den ›outer space‹ Garantien, daß sie in der Zukunft implantiert oder gestärkt würden. Der wesentliche Punkt des Expansionsmodus' bestand darin, zu zeigen, daß menschliches Bewußtsein die Zukunft enthalten kann. Seine Zukunft war die vorherrschende Ideologie der von Ungewißheiten geläuterten Gegenwart. In Asimovs Robotern wurden künstliche Intelligenzen mit übermenschlicher Ethik ausgestattet; majestätisch übergeordnete Intelligenzen, wie die Krell in *Forbidden Planet*, boten sich den ›Monstern des Es‹ zum Opfer dar[3]; und radikal andere Seinsformen arbeiteten in Clements *Mission of Gravity*[4] mit menschlichen Abenteurern Hand in Hand und bewiesen so die ideale Synthese von bourgeoisem Technizismus und bourgeoiser Tugend auf allen möglichen Welten.

Solche Expansion wurde gewöhnlich durch eine Art manischer Explosion dargestellt, bei der Geschosse menschlichen Bewußtseins trunken in den ›outer space‹ hinausflogen, wo sie entweder der Vielfalt des Seins oder dem letzten Beweis der Universalität des Bewußtseins begegneten. Entweder lernten sie, mehr und besser zu lernen, oder sie lernten, die Gesetze der *moira* zu akzeptieren. Das wichtige Wissen wurde durch Ausbreitung erlangt. In der Expansionsphase der SF tat es nichts zur Sache, ob die ›Moral‹ liberal-optimistisch wie *Star Trek* oder freudianisch-konservativ wie *Forbidden Planet* war; die Wahrheit wurde durch die Erforschung

dessen, was nicht die Erde war, entdeckt. Folglich wurde die Erde in eine Blase gesteckt, die im Rahmen liberaler Beschränkungen ihre sichere und gesicherte historische Entwicklung gewährleistete.

In den sechziger Jahren wurde dieser Vektor umgedreht, und die meisten Autoren, die in ihrer Arbeit Wissenschaft als Metapher verwendeten, schwelgten in ihren inhärenten Paradoxien, ihren Umkehrungen, ihren sich selbst zunichte machenden Mutmaßungen. Vor allem bildeten sie die Zerstörung liberaler Ideologie durch eine autonome Technologie ab. Heutzutage dominiert diese SF der Implosion überall. Wo es unkontrollierte Expansion gab, den *afflatus* eines expandierenden technizistischen Egos, das von kosmischem Humanismus halluziniert, gibt es nun Implosion, ein drastischer, torkelnder Sprung auf ein unfaßbares Gravitationszentrum zu, das die Kategorien der Rationalität aufbricht, indem es sie gegeneinanderschlägt. Während die Expansion vom Verlangen nach Eindämmung angetrieben wurde, wird die Implosion vom Verlangen nach Auflösung angetrieben.

Die Metapher der Implosion taucht in theoretischen Schriften über die Krise der Repräsentation und Politik unter der Bedingung der Postmoderne häufig auf, besonders im Werk von Jean Baudrillard und Arthur Kroker, die man als die zentralen Theoretiker der Cyberpunk-Philosophie ansehen könnte. Theorie und Metapher folgen hier der Praxis. Auch die Boom-Bereiche der gegenwärtigen wissenschaftlichen Forschung — die natürlicherweise die bevorzugten Topoi der gegenwärtigen SF sind — zeigen diese scharfe Einwärtskehre. Mikrobiologie, Datenspeicher-Miniaturisierung, bionische Prothesen, künstliche Intelligenz, Teilchenphysik, das weltenschrumpfende globale Gitternetz der Kommunikations-und-Kontroll-Systeme und der deutliche Niedergang der Begeisterung für Weltraumforschung (der nicht allein der Challenger-Katastrophe zugeschrieben werden kann): All diese Interessen erfordern das radikale Schrumpfen des Fokus auf Mikrokosmen, und alle implizieren die Unmöglichkeit, klare Grenzen zwischen perzeptiven und kognitiven, tatsächlich sogar ontologischen Kategorien zu ziehen. Die gegenwärtige Wissenschaftsszene ist gebannt durch das Mikrostudium von Grenzen, die man nicht länger für fundamental hält: zwischen Leben und Nicht-Leben, Parasit und Wirt, Mensch und Maschine, Groß und Klein, Körper-Gehirn und Kosmos. Expansions-SF beruhte auf historischen Analogien des Kolonialismus und Sozialdarwinismus, den Machtkämpfen des Alten gegen

das Neue, des Altehrwürdigen gegen das Wissenschaftliche. Die Topoi der Implosions-SF beruhen auf Analogien der Invasion und Umwandlung des Körpers durch außerirdische Wesenheiten unserer eigenen Schöpfung. Implosions-Science Fiction findet den Schauplatz der SF-Problematiken nicht in imperialen Abenteuern zwischen den Sternen, sondern im physischen/sozialen Körper und in einer drastischen Ambivalenz hinsichtilich der traditionellen — und entsetzlich ungewissen — Integrität des Körpers.

Dies ist die formbildende Kultur des Cyberpunk. Sie ist verwandt und überlagert sich mit der Horror-Literatur, besonders den Splash- und Splatter-Filmen der siebziger und achtziger Jahre. Aber bei den zwei Genres ist das mit verschiedenen Werten verbunden. Das Horrorgenre hat schon immer mit der Gewaltanwendung gegen den Körper gespielt, da es als seinen speziellen ›Gegenstand‹ *Furcht* wählt — die gewaltsame Zerschlagung des Gefühls von Sicherheit, das, eben weil es ein Gefühl (resp. Sinn) ist, vom Innern des Körpers, der Behausung der Sinne, aus wirkt. Daher wird im Horror die Behausung/Körper-Integrität im allgemeinen aus dem Innern heraus bedroht, indem Entsprechungen zur Krankheit und unbewußten psychosomatischen Pathologie benutzt werden, oder durch böse Wesenheiten, die das Fleisch hassen und es nicht nur zu zerstören wünschen, sondern zu foltern und zu degradieren. Der Weltenschöpfer des Horror arbeitet ein Drama der Verschmutzung und des Fluches aus — das den Verstand terrorisiert, indem es ihm versichert, daß es den äußersten wahrnehmbaren Schmerz verspüren wird.

In letzter Zeit ist das Drama der Verschmutzung und des Fluches im Horrorgenre auf eine Ebene der Verwirrung und Raserei gehoben worden, wo spritzende Gehirne und Organe ohne Körper erforderlich sind, um die Bestrafung des Physischen zu zeigen. In der Vergangenheit war es schlimm genug, der Würde des Lebens Gewalt anzutun (anachronistisch bewahrt in solch geläufigen Verbrechen wie ›unrechtmäßiger Tod‹ und ›Aberkennung der Bürgerrechte‹, d.h. Tötung). Erdrosseln und Vergiften scheinen heutzutage fast saubere, intellektuelle Verbrechen zu sein, weit uninteressanter als die wilde Zerstückelung, die zu erwarten wir begonnen haben. SF muß solche Effekte nicht aus dem Horrorgenre übernehmen (außer vielleicht, um die Verkaufszahlen zu erhöhen). Aber indem sie sich zunehmend auf die Verwundbarkeit des Körpers konzentriert, befaßt sie sich mehr und mehr mit den Methoden, durch die die Wissenschaft neue

Verfahren enthüllt und erschafft, um sich dieser Verwundbarkeit aufzudrängen. (Greg Bears wunderbares *Blood Music* ist ein Modell dafür, wie SF die Ambivalenz der wissenschaftlichen Haltung nutzen kann, um die Neigungen des Horrors ›einzulösen‹).

Selbst wenn die gleichen Bilder oder Motive benutzt werden wie im Horrorgenre, haben sie in der SF einen anderen Wert, weil sie nicht das Bild des Körpers angreifen, sondern die *Idee* des Bildes vom Körper, die Möglichkeit, den Körper zu ›bildern‹ (um eine Metapher aus der Cyber-Medizin zu entleihen). Dies impliziert, daß das Angriffsobjekt ein ruhiger, intellektuell-rationaler Stand-Punkt ist, der Ort der Reflexion und Zurückhaltung, den sowohl die Wissenschaft als auch sehr stark die Kunst als den Black Box-Vermittler der Erfahrung hin zur Formgebung vermuten — die Voraussetzung dafür, sich eine Psychodynamik oder tatsächlich sogar eine Psyche vorzustellen. Hier spielt der Computer eine entscheidende Rolle sowohl als Akteur wie als Symbol. Denn der Computer repräsentiert die Möglichkeit, alles, was in der phänomenalen Welt existiert, zu modellieren, es in Informationen zu zerlegen und dann perfekt in grenzenlos nachbildender Form diese Prozesse zu simulieren, die die präkybernetische Menschheit für Hinweise auf Transzendenz gehalten hatte. Mit dem Computer wird das Problem der Identität ein rein akademisches, und die Idee der Reflexion verwandelt sich in den Algorhythmus der Reproduktion. Der Computer der SF löscht den Philosophischen Gott aus und führt hin zum als Technik gedachten Weltenschöpfer.

Das Grauen einflößende Element bei der Implosions-SF ist die Zerrüttung des Wissens in ihrer greifbarsten Form: dem Wahnsinn des Wissenden. Cyberpunk ist Teil eines Trends in der Science Fiction, der sich zunehmend mit dem Wahnsinn beschäftigt, genauer mit dem philosophisch interessantesten Phänomen des Wahnsinns: der Halluzination (Geistesgestörtheit). Es werden Geschichten konstruiert um die buchstäblich/physische Exteriorisation von Bildern, was den Zusammenbruch stabiler, normgebender rationaler perzeptiver und konzeptueller Kategorien repräsentiert. Daher ist das wichtigste Gefühl nicht Furcht, sondern *Schrecken*. Halluzination ist immer mit Affekt durchsetzt. Sie ist von Affekt *angeregte* Perzeption, Wahrnehmung. Der dreifältige Alptraum des wissenschaftlichen Verstandes ist, daß ein solcher Prozeß seine eigene ›andere‹ Realität erschaffen, frühere Äußerungen außer

Kraft setzen und den wissenschaftlichen Verstand als seinen Agenten oder sein Opfer benutzen wird. Es ist nur natürlich zu erwarten, daß es, während die Technologie sich als immer fähiger erweist, die Welt nach ihrem eigenen Bild zu erbauen (d.h. Simulacra zu erschaffen, die das ›Echte‹ und das ›Original‹ ersetzen) — tatsächlich sogar die Operationen des multinationalen Kapitalismus umzustrukturieren, der ihr zu existieren ermöglicht —, ein zunehmendes Gefühl ihrer halluzinatorischen Natur geben wird, ihrer arbiträren und doch *überdeterminierenden* Macht. Denn es scheint nur geringe Auseinandersetzungen zwischen der Überdeterminierung der Technologie und der Unterdeterminierung der Theorie zu geben.

Mehr und mehr behandelt SF Halluzination als einen Gegenstand in der Welt — einen privilegierten Gegenstand, da er nicht bloß unter anderen existiert, sondern seinen Seinsstatus durch seine nach außen projizierte, ›exteriorisierte‹ Existenz verändert. Der Trend begann ernsthaft mit Philip K. Dick, J. G. Ballard und der New Wave, der Faszination der sechziger Jahre für Halluzinogene und veränderte Bewußtseinszustände; und schon bei Dick gibt es Schwierigkeiten, zwischen mystischen Wahrheiten und Maschinenträumen zu unterscheiden. Bis wir zum Cyberpunk kommen, ist Realität eine Sache der Nerven geworden — d. h. der gegenseitigen Durchdringung von Nervensystem und Computermatrix, Empfindungsvermögen und Information, so daß alle Schlachten mit Gefühl und Gemüt ausgetragen werden, mit nach außen in die Welt selbst exteriorisiertem Schrecken. Die Distanz, die zur Reflexion erforderlich ist, wird herausgepreßt, während die Welt implodiert: Wenn Halluzinationen und Realien ineinander kollabieren, gibt es keinen Ort mehr, von dem aus man noch reflektieren könnte.

Worauf sich der Cyberpunk — zumindest in seinen erfolgreichsten Arbeiten — stürzt, ist ein reichhaltiger Schatz von Metaphern, die das Organische und das Elektronische miteinander verbinden. Die meisten dieser Metaphern liegen in der tele-elektronikgesättigten Kultur griffbereit. Psychologie und sogar Physiologie schließen sich an, Nerven sind Stromkreise, Drogen und Sex und anderer Kitzel bauen dich auf, bei dir klingelt’s, du wirst verdrahtet, du flippst aus, du machst automatisch weiter. Natürlich funktioniert das auch anders herum: Es gibt ›Virenprogramme‹, die dazu konstruiert sind, gegen ›Immunsysteme‹ anderer Informationssysteme zu arbeiten. Der Vorteil, den diese Metaphern über die

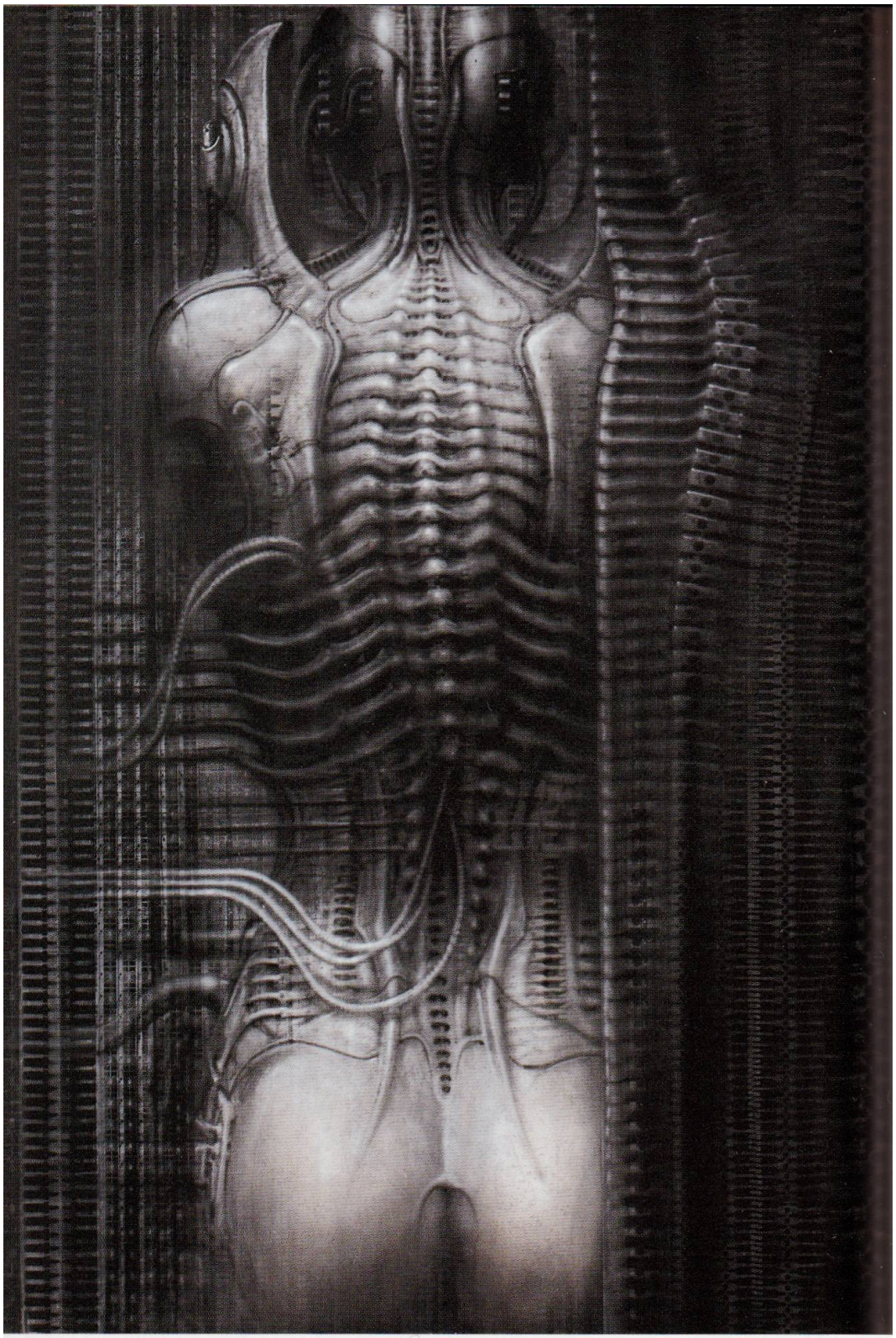
bedächtigeren und nachdenklicheren Symbole haben, die gewöhnlich in der Cybernetic Fiction vorkommen, wie David Porushs *The Soft Machine* sie diskutiert, besteht darin, daß sie in den sich ständig verändernden Zusammenhang einer weltumspannenden Kultur eingebettet sind, die zu immer neueren, immer seltsameren Netzen von Kommunikationsbefehl und -kontrolle zusammenschnurrt. Die Metaphern selbst haben ein Leben. Und in den Händen eines Meisters wie Gibson können die verschwommenen Verbindungen eine feinsinnig konstruierte, aber immer bloß implizite Vier-Ebenen-Hierarchie sich entwickelnder informationsverarbeitender Systeme werden, von den biologischen Prozessen und der Persönlichkeit des einzelnen Menschen über das gesamte Leben der Gesellschaft bis hin zu nichtlebenden Künstlichen Intelligenzen und letzten Endes zu neuen Wesenheiten, die aus diesen KIs erschaffen werden. In *Neuromancer* ist jede Ebene der Hierarchie für sich genommen bedeutungslos, und doch schafft sie die materiellen/informationellen Bedingungen für die Evolution der nächsthöheren, und alle partizipieren daran in einem quasikosmischen ›Tanz der Tätigkeit‹.

Dem Zusammenbruch der Unterschiede zwischen Mensch und Maschine, zwischen persönlichem Bewußtsein und Maschinenbewußtsein gegenüber, ist Cyberpunk grundlegend zwiegespalten. In fast jedem bedeutsamen Cyberpunk-Werk wird der Zusammenbruch von außen herbeigeführt, gewöhnlich durch den Druck, den das Verlangen des multinationalen Kapitalismus nach etwas Besserem als dem gebrechlichen Menschenwesen ausübt. Die Bösewichte kommen aus der menschlichen Firmenwelt, die ihre großen technischen Ressourcen dazu verwenden, Wesen zu erschaffen, die die Fehlbarkeiten des Menschen wegprogrammieren: die Gesellschaft in *Alien*, die nach einer perfekten Kriegsmaschine sucht; das Konsortium in *RoboCop*, das den perfekten Verbrechensbekämpfer erbaut; Terrell Industries in *Blade Runner*, die die Nexus-4-Replikanten geschaffen haben, die perfekten Diener-Arbeiter-Krieger; in *Videodrome* die Verschwörung, die dazu bestimmt ist, die Erde von anachronistischen, den Sadismus liebenden Menschen zu säubern; in *Neuromancer* der Tessier-Ashpool-Clan.

Und doch erwächst aus dem anti-menschlichen Bösen, das Bedingungen erschaffen hat, die für normales menschliches Leben unerträglich sind, eine neue Situation. Diese neue Situation ist dann entweder die Verheißung eines apokalyptischen Einzugs in eine neue evolutionäre Synthese von Mensch

und Maschine oder eine allumfassende Halluzination, in der man von wahren Motiven und wahren Affekten nichts wissen kann. *Neuromancers* Mythos der Evolution einer neuen kosmischen Wesenheit aus der menschlichen Technologie heraus ist vielleicht die einzige ernsthafte positive Version dieser neuen Situation — aber auch sie bietet nur eine begrenzte Transzendenz, da die Welt in Gibsons zweitem Roman *Count Zero*, der einige Jahre später handelt, so ziemlich die gleiche ist.

Nr. 270, »Lord of the Rings«, 100×140 cm (1975).
Aus: NECRONOMICON



Nr. 456, »N. Y. City VI« (Torso), 100 × 70 cm (1981).
Aus: N. Y. CITY

Mit dieser zwiegespaltenen Mythopoesis geht bei den Cyberpunk-Künstlern das unwiderstehliche Angezogensein von den nervösen Exzessen des Unwohlseins einher. In einem Universum, in dem die Kräfte der Innovation mit Hilfe von Telematik, Drogen und chirurgischen Eingriffen ständig an den informationsverarbeitenden Systemen der Menschen herumbasteln, kann der Regulator der Erfahrung (Ego? Selbst? Geist?) nicht länger annehmen, daß es eine Erfahrung geben soll, die mehr wert ist als eine andere. Die einzige Norm ist der Kitzel, die Fähigkeit, ›die Stromkreise‹ der Nervenmatrix ›zu erleichtern‹, eine Empfindung, so stark, daß sie das Bewußtsein in die Bedingungen seiner eigenen Möglichkeit hineinziehen kann. Statt den Verstand schlafen zu legen, hält der Kitzel den Verstand wach und erlaubt ihm, mit den Geschwindigkeiten, mit der die Produktion von Empfindungen arbeitet, schrittzuhalten. In Gibsons Welt ist den Menschen außer dem Kitzel nichts geblieben. Er ist alles, was Macht bieten kann, aber er ist auch — wieder die Zwiegespaltenheit — der einzige Weg, neue Bedingungen zu erschaffen, da alte philosophisch-moralische Erwägungen nichts bedeuten in einer Welt, wo man sich in die Empfindungen eines anderen einstöpseln oder sich per Persönlichkeits-Gedächtniskomplex durch ›Simstim‹ (simulierter Stimulus) die Zeit vertreiben kann, durch ›Mikrosofts‹, die direkt in ›Schädelbuchsen‹ gesteckt werden, eine Myriarde Power-Programme aufnimmt, wiederaufgebaut, mit besonderen Merkmalen neu entworfen oder durch Nervenspleißen und elektive Chirurgie wiederweckt oder das Bewußtsein nach dem körperlichen Tod durch ein Programm völlig intaktgehalten werden kann.

Daher schreiben Cyberpunks, wie Beinahe-Süchtige von Amphetaminen und Halluzinogenen, als wären sie sowohl Opfer eines lebensverneinenden Systems als auch heldenhafte Abenteurer auf der Suche nach dem Kitzel. Sie können nicht anders, aber ihre Hip-Anmut bringt sie durch eine amoralische Welt, läßt sie einer Zukunft entgegensehen, die bei allen Absichten und Zielen den menschlichen Einfluß hinter sich gelassen hat, und wo die einzige Art zu leben Speed ist, Tempo, um zu vermeiden, im Netz gefangen zu werden und von den Yakuza, den KIs, den Androiden, den neuen Firmenwesenheiten ausgelöscht zu werden, versessen auf ihre eigene Selbstvervollkommnung. Hier ist das Tempo des Kitzels Ersatz für Zuneigung, Gedankenarbeit und Fürsorge, die Raum, Freizeit und Entspannung erforderlich machen; daher gibt es keine Familien, keine

Kunst, kein Gewerbe mit natürlichen Materialien, kein träges Dem-Strom-Entsteigen. (Wo es die Andeutung wertvoller Kunst in der Zukunft gibt, stammt sie von Psychotikern oder nicht weißen Randgruppenmitgliedern, die dem Altehrwürdigen irgendwie näher sind, letzteres ein sentimentales Motiv, das Gibson besonders lieb und teuer ist.) Die ganze Zeit Bewegung: in Plot, in Thema, in Stil und Syntax. Gewaltige Mengen neuer Informationen — Neologismen, Innovationen, plötzliche Wendungen des Plots, verborgene Ebenen der Hierarchie — werden einen unglaublich raschen Erzählfluß entlanggetragen. In der Welt: Drogen, ›biz‹[5], mentale Reisen im Cyberspace, Orgasmus ohne Zärtlichkeit und der ständige, ermüdende Antrieb zu *tun*, was sich in zwanghafte Arbeit übersetzt. Letzten Endes nutzt das Empfinden die Materie ab. Menschlichkeit verbrennt hell lodernd in ihrem tollen Selbstmord; sie mag weiterleben als ›Das Neue Fleisch‹, das vielleicht gar kein Fleisch ist, und mag von uns bewahren, was wir am wenigsten bewundern.

Das Wissen darum, ›was wir tun können‹ und ›was wir hoffen können‹ wird aufgegeben, ungebeten.

Menschliche Intelligenz ist eine Sache der Neuronen geworden, und die Bedeutung der Dinge wird, wenn sie denn enthüllt wird, von einer Intelligenz ›nicht für uns‹ enthüllt werden.

Für uns ist *Kitzel* und *Arbeit* und *vielleicht* Hoffnung, daß wir zur richtigen Zeit am richtigen Ort sein werden, um die richtige Kombination der Dinge zu finden, die unseren Freunden zugute kommen wird (bis sie uns verraten).

All die zwiespältigen Lösungen der Cyberpunk-Werke sind Fälle/Mythen von Arglist, da sie völlig die Frage ignorieren, ob politische Kontrolle über Technologie, wenn auch nicht völlig möglich, überhaupt erstrebenswert ist. Cyberpunk ist dann die Apotheose der Arglist, die Apotheose der Postmoderne.

Ich meine das nicht so abschätzig, wie es klingt. Es geht einher mit dem Scharfsinn und der Zwiegespaltenheit der Cyberpunk-Künstler, daß sie wissen, ihre Kunst steckt voll Arglist. Aber in einer Welt der völligen Arglist, wo das Echte und das Wahre vom Simulacrum und dem Hyperrealen verdrängt wird, besteht vielleicht die einzige Hoffnung darin, diese Arglist angemessen darzustellen.

Aber schweifen wir nicht zu sehr ab. Cyberpunk-Künstler erlangen wie die *poètes maudits* vor ihnen viel von ihrer Kraft dadurch, daß sie einen

Pakt mit dem Teufel schließen. Sie befassen sich nicht mit den Implikationen des kybernetischen Wissens für Wissen und Identität — den schwindelerregenden Prozeß der Konstruktion eines Selbst (wie in McElroys *Plus*) — oder den philosophischen Problemen, sich eine wahrhaft künstliche Intelligenz vorzustellen (wie in Lems *Glos Pana* oder *Golem XIV* — letzteres die Überlegungen eines ›luminalen‹ Megacomputers, des diametralen Gegensatzes zum Cyberpunk, in meditativer Weitschweifigkeit[6]). Denn das, was den Cyberpunk vor allem anderen fasziniert, seine herrschende Gottheit, ist Sleaze — die schäbige Abhängigkeit vom Kitzel, die alle imaginative Macht einer Person auf eine Empfindung konzentrieren kann, die jede Disziplin auslöscht und die gleichzeitig Bücher verkauft, Kino-Optionen anzieht und Fortsetzungen hervorbringt. Sie sind keine deliranten Idioten. Sie kennen Sleaze, weil sie ihren Laden im Bauch der Bestie aufgemacht machen. Sie sind gerissene Männer (warum sollte sich eine Frau um eine technologische Gesellschaft scheren, an deren Erschaffung sie nicht beteiligt war?) —, die ein unglaubliches Empfinden dafür haben, daß auch die alptraumhafte Neuromantik eine mächtige Droge ist. Das Nachdenken über den Kitzel kann auch ein Kitzel sein, wenn ein Publikum sich mit der Zeit an die Technologien des Nachdenkens, des Reflektierens gewöhnt: Replikation, Kommentare, Unterhaltung heut nacht. Diese Romantik unterdrückt nicht ›das Fleisch‹, wie es die Vorfahren taten. Sie hat sich genügend Distanz erlaubt, um zu verlangen, daß ›das Fleisch‹ sein ungestümes Selbst zeige, zeige, daß es nicht nur nicht der Feind, sondern das Opfer ist — es kann in seinem Leid splattern, zerplatzen, sich winden, pulsieren, sekretieren und seine Wut aufs Heftigste öffentlich machen. Es ist hilflos und traurig gegenüber den Kräften des exteriorisierten Verstandes — dessen Modi die harten, grausamen, waffenmetallkalten, stacheligen und unbeugsamen Wege des sich selbstvermehrenden harten Zeugs sind. Das Fleisch ist traurig, und dann ist eine — Romanze eine Sache der Nerven.

Originaltitel: ›Cyberpunk and Neuromanticism‹
Copyright © 1988 by Istvan Csicsery-Ronay
(erstmals erschienen in ›Mississippi Review‹ 47/48,
Volume 16, Numbers 2 & 3;
University of Southern Mississippi, Hattiesburg, 1988)
mit freundlicher Genehmigung des Autors
und des ›Mississippi Review‹

Copyright © 1990 der deutschen Übersetzung
by Wilhelm Heyne Verlag, München
Aus dem Amerikanischen übersetzt und
mit Anmerkungen versehen von Michael Nagula

[1] Kurzform für ›Pulp-Magazine‹ (in dieser Form vermutlich vom späteren Zeitschriften-Mogul Frank A. Munsey eingeführt), so benannt nach dem billigen, säurehaltigen Papier, das seit ca. 1880 chemisch aus behandeltem Holzbrei (›wood pulp‹) gewonnen wurde. Heute im übertragenen Sinne für ›Schund‹.

[2] dt. *Alien* (GB 1979; optische Entwürfe von H. R. Giger); *Der Blade Runner* (USA 1982); *RoboCop* (USA 1987); *Videodrome* (Kanada 1982)

[3] dt. *Alarm im Weltall* (USA 1956; Regie: Fred McLeod Wilcox). Die Krell haben eine Maschine geschaffen, die alle unbewußten Wünsche und Emotionen ›materialisieren‹ kann.

[4] dt. *Unternehmen Schwerkraft*, verschiedene Ausgaben, zuletzt in: Hal Clement, *Schwere Welten*, Bibliothek der Science Fiction Literatur 06/3, übersetzt von Peter Pape, München, Heyne, 1982.

[5] für business = Geschäft

[6] dt. Die *Stimme des Herrn* (Roman von 1968), übersetzt von Roswitha Buschmann, verschiedene Ausgaben, u. a. Frankfurt/M. 1981 (Hardcover) und Frankfurt/M. 1983 (Taschenbuchnachdruck); die Vorlesungen des Computers Golem (beide 1973) samt Vorrede (1973) und Nachwort (1983), fiktiv, liegen vor in *Also sprach GOLEM*, übersetzt von Friedrich Griese, Frankfurt/M. 1984 (Hardcover) bzw. Frankfurt/M. 1986 (Taschenbuchnachdruck); zwei marginale Golem-Texte, ›Vorwort‹ und ›Belehrung‹ (beide 1973), sind überdies wahlweise in den Erzählungssammlungen *Golem IV und andere Prosa*, Frankfurt/M. 1978, und *Imaginäre Größe*, Frankfurt/M. 1976 bzw. 1981, enthalten, verschiedene Übersetzungen.

Über Gibson und Cyberpunk-SF

Dem Andenken Raymond Williams' gewidmet

0. Einleitende Überlegungen

Mehr als bei anderen literarischen Genres muß der Kritiker der gegenwärtigen SF mit ihrer höchst zufallsbedingten Zugänglichkeit fertigwerden. Es ist gut bekannt, daß neue Bücher auf dem Gebiet, das auf dem Markt eher von ungefähr SF genannt wird, sehr rasch erscheinen und wieder verschwinden, und sie werden innerhalb von Wochen, wenn nicht Tagen, aus den Regalen der Buchhandlungen entfernt. Selbst im Fall jener anerkannten Namen, deren Titel nachgedruckt werden, ist der Nachdruck in der Regel lückenhaft — sowohl selektiv wie kurzlebig —, was von uralten Verträgen und bürokratischen Vermittlern im Verlagswesen und im Vertrieb abhängt; die Überlegungen dieser Leute sind vielleicht einer mit Hellsehen begnadeten Gottheit, aber nicht irdischer Logik zugänglich. Im Augenblick sind zum Beispiel in Nordamerika 2 (ZWEI) Titel von Samuel Delany lieferbar (ich schreibe das im Sommer/Herbst 1988 und habe das mit Hilfe des Buchladens der McGill University nachgeprüft, weil ich es für eine Lehrveranstaltung brauchte). Wie soll ein Kritiker oder Historiker damit fertigwerden?

Ein Ausweg, er wurde von Fans bevorzugt, war gewöhnlich der Aufbau einer riesigen persönlichen Bibliothek. Selbst in den Tagen vor ca. 1970, da eine strikte Definition des Genres beträchtlich weniger als zweihundert neue Titel jährlich zutage gefördert hätte, war das ein leicht verrücktes Vorhaben, oft begleitet von einer erzwungenen Spezialisierung auf irgendeine Unterabteilung der SF. Um aus persönlicher Erfahrung zu sprechen: Ich versuchte bis zur zweiten Hälfte der siebziger Jahre im Genre auf dem laufenden zu bleiben, indem ich, wenn schon nicht zweihundert neue Bücher pro Jahr, so doch einen beträchtlichen Teil davon zu lesen versuchte, der es mir erlauben würde, alle wichtigsten Autoren und Trends

zu verfolgen. Ich verzichtete auf dieses Vorhaben voller Verzweiflung, als sich das SF-Genre pilzartig vermehrte — katalysiert von den Geldmengen einiger Hollywood-Pantschereien à la *Star Wars* und den massenmedialen Horror-Nachziehern (buchstäblich und sinnbildlich genommen) zu der oft erträglichen und manchmal sogar gedankenvollen *Star Trek-Serie* (= ›Raumschiff Enterprise‹) im Fernsehen — und als seine Qualität gleichzeitig, in direkter Reaktion auf die Dominanz der Neuen Rechten in den US-Medien, scharf abfiel: ein Fall, wo die Qualität wahrhaftig in Quantität umschlägt.

All dies soll heißen, daß in den Achtzigern kein einzelner das Genre verfolgen kann, außer vielleicht, es ist die ökonomische Hauptstütze seines Lebens. Wenden wir uns nun der vorliegenden Sache, der ›Cyberpunk‹-SF zu (der Name scheint nicht so hirnlos zu sein wie etwa ›Golden Age‹ oder ›New Wave‹, und deshalb verwende ich ihn hinfort ohne Anführungszeichen), so bin ich nicht kompetent, über sie als Gesamtheit zu reden. Geschichten von Bear, Cadigan, Laidlaw, Rucker, Shepard, Shiner und Shirley sind (unter anderem) in *Mirrorshades* enthalten[1] (das sich selbst als ›Die Cyperpunk-Anthologie‹ anpreist), und ich habe an verschiedenen Stellen weitere Namen damit in Verbindung gebracht gesehen. Nun habe ich viele ihrer Werke nicht gelesen — oder zumindest kann ich mich nicht erinnern, sie gelesen zu haben, was an sich schon ein bedeutsamer Kommentar sein mag. Bei meiner fortlaufenden Lektüre plus einem Versuch 1988, mich auf dem laufenden zu halten, ist es mir nur gelungen — neben Gibson und Sterling —, die meisten Bücher von Rucker und einige von Bear und Shepard aufzutreiben.

In diesem Fall jedoch ist diese Lücke vielleicht (hoffe ich) weniger gravierend als gewöhnlich bei Beschreibungen eines geschlossenen Corpus. Was nämlich Cyperpunk-SF ist, bleibt unklar; in der Tat, auf der Grundlage meines zugegeben beschränkten Wissens komme ich zu dem Schluß, daß ich die Vorstellung einer klar abgrenzbaren Submenge von SF, die so genannt wird, bezweifle (wenn auch noch nicht verneine). Ich möchte drei Beispiele für meine Zweifel nennen, Greg Bears *Blood Music*, Lucius Shepards *Life During Wartime*[2] und Norman Spinrads *Little Heroes*. Wenn wir vorläufig etwas akzeptieren, was mir bei Cyberpunk so unstrittig zu sein scheint wie jeder andere feststellbare Aspekt, nämlich, daß es ein ›hartgesottener‹ und ›cooler‹ Trend sein möchte, dann bezweifle ich sehr stark, daß Bear etwas damit zu tun hat; und in der Tat haben viele

Kommentatoren (vgl. MR passim) darauf hingewiesen, und selbst Sterling redet um den heißen Brei herum (*M* 105; *SS* 183). Ich las *Blood Music* als im Grunde naives Märchen — unter einer anfänglichen und irreführenden Schicht solider Wissenschaft (Biotechnologie) —, das die Form eines Thrillers hat. Es baut auf den beliebten Wunschträumen auf, daß unsere Lieben nicht tot sind und daß die Fehler unserer Vergangenheit alle korrigiert werden können, und all dies ist durchtränkt mit ziemlich zweifelhaften philosophischen und politischen Haltungen. Shepards *Life During Wartime*, das wesentlich größeres Gewicht hat, stellt das andere Extrem dar. Möglicherweise ist es etwas zu üppig geraten, so wie die Dschungellandschaften, die es schildert, und möglicherweise hält es sich zu eng sowohl an die SF- Tradition (sagen wir in der Art Besters und Spinrads) wie an die Pynchon-Tradition. Dank seines politischen Analphabetismus und seiner Unkenntnis über globale Machtkämpfe und die Ausdehnung von Kriegen wählt es ausgerechnet eine Verschwörung vom *Illuminations*-Typ zum Hintergrund für den Streit, den zwei panamesische Familien um die Kontrolle über eine seltene Drogenquelle austragen. Nichtsdestoweniger ist Shepards detailgetreue Erzählung einer Ethik der Erfahrung, die einen Frontsoldaten, seine Teilnahme an einem Krieg voller Drogen und seinen schließlichen ethischen Abscheu vor der Entmenschlichung des Krieges zum Brennpunkt nimmt, jedoch der gewichtigste Beitrag, den ich (neben Gibson) von einem neuen Schriftsteller zur SF der achtziger Jahre kenne.

Aber sind diese beiden Romane ›Cyperpunk-SF‹? Die Antwort für Bear scheint mir eindeutig nein zu sein. Bedeutsamer, die Antwort für Shepard dürfte als ein ziemlich zweifelhaftes: »Vielleicht zum Teil, aber nicht wirklich« ausfallen. In der narrativen Textur und Komposition kommt er den sechziger Jahren näher, wie eine beeindruckende Kreuzung zwischen Mailers *Die Nackten und die Toten* (oder sogar Pynchons *Gravity's Rainbow*[3]) und einem der besseren Romane von Brunner (sagen wir *Stand on Zanzibar*[4]): etwa wie eine drogenperfektionierte ESP-Geschichte, die für Antikriegszwecke eingesetzt wurde. Das ist völlig respektabel und in Ordnung, aber hier nähern wir uns rasch den Grenzen der ›Cyperpunk-SF‹ als einer nützlichen *synchronischen* Kategorie (und nicht marktschreierischer Metaphysik). Vielleicht kann ich diese Abgrenzungsdebatte abschließen (was keine unwichtige Sache ist: wie wir das Chaos um uns aufteilen, entscheidet, welche Welten wir sehen werden und daher auch, wie wir in ihnen und ihnen gegenüber handeln), indem ich

mich auf Spinrads *Little Heroes* beziehe. Bei beinahe jedem Definitionselement, das mir einfällt: der unfrohen Zukunftswelt, der harten, mutigen und desillusionierten Protagonisten, dem zukünftigen straßenschlauen Slang, der Auslöschung von Grenzen zwischen ›Hart‹ und ›Weich‹ oder der Verschmelzung von persönlicher Erfahrung und Politik mit Biochips und der Unterhaltungsindustrie usw. könnte man diesen Text — in seinen Charakteristiken und seiner Deutung — für einen zentralen Cyperpunk-Roman halten. Doch scheint es gleichzeitig nicht sehr sinnvoll, Spinrad in dieselbe Kategorie wie Gibson und Co. einzuordnen. Man kann dieses Problem bewältigen, indem man sagt, daß Spinrad selbst (sagen wir in *Bug Jack Barron*[5]) ein wichtiger Vorläufer des Cyperpunks war und daß er im Feedback wiederum seinerseits durch Gibson und Co. ermutigt worden ist. Ich würde in der Tat annehmen, daß beide dieser halben Gründe richtig sind. Nichtsdestoweniger weisen sie mehr auf die Grenzen des Cyperpunks als einer selbstgenügsamen *diachronischen* Kategorie denn auf ihre Nützlichkeit hin.

Meine Lösung für dieses pragmatische Dilemma besteht also darin, sich für eine repräsentative Intension zu entscheiden anstatt für eine materiell unmögliche (und methodologisch zweifelhafte) umfassende Extension. Wie oben angedeutet, habe ich alle Bücher gelesen, die ausschließlich von William Gibson und Bruce Sterling verfaßt wurden; es scheint mir, daß dieses Paar — durch ihre Zugänglichkeit wie auch durch die kritische Aufmerksamkeit, die ihnen geschenkt wird — die populärsten Schriftsteller dieses Trends sind, und daß man sie für die repräsentativsten halten kann. Sie werden daher in dieser ersten Stellungnahme als positiver und negativer Pol des Cyperpunks dienen, wie auch als Maßstab, ob es hier wirklich eine ästhetische Kohäsion gibt (im Unterschied zur gegenseitigen Bewunderung innerhalb einer Clique). Sollte jedoch jemand wünschen, die Natur einer ›vorläufigen Überlegung‹ in diesem Essay zu betonen, die durch das ›Über‹ in seinem Titel angedeutet wird, so werde ich dieser Betonung zufrieden zustimmen. Immerhin scheint es mir legitim zu sein, die Erörterung der Cyperpunk-SF damit zu beginnen, was meines Wissens unzweifelhaft die besten ihrer Werke sind, d.h. die weniger als ein halbes Dutzend von Gibsons Kurzgeschichten, die von 1981—1983 in *Omni* und Terry Carrs *Universe 11* veröffentlicht wurden (gesammelt in seinem Buch, dessen Titel von einer der schwächeren Geschichten, ›Burning Chrome‹, stammt), und dem Roman, zu dem sie führten und in dem sie kulminieren, *Neuromancer*

aus dem Jahr 1984. Ich gehe von der Annahme aus, daß diese Werke den weitesten Horizont des Cyperpunks ausmachen und werde versuchen, ihn kurz zu charakterisieren. Dann vergleiche ich ihn mit Gibsons *Count Zero*, äußere mich zu einigen Aspekten von Sterlings Werk und Gibsons *Mona Lisa Overdrive*, und gehe über zu einer vorläufigen Schlußfolgerung.

1. Dafür: Utopie

Die Kritiker sagten es beinahe einhellig: Gibson »bringt eine völlig neue elektronische Punk-Sensibilität in die SF ein« (*Asimov's SF Magazine*), eine ›Technopunk-Sensibilität‹ (New Yorks prestigeträchtige *Village Voice*). Ich würde sagen, es besteht aus einer wahrhaft neuen SF-Formulierung der Struktur des Fühlens, das unter einigen Fraktionen der Jugendkultur des reichen Nordens unseres Planeten vorherrschend ist (mehr darüber in der Schlußfolgerung). Alle Hauptpersonen bei Gibson sind irgendwo zwischen 15 und 30 Jahre alt, alle sind völlig in die internationale Pop-Kultur versenkt — oder auch, wie man genauer sagen könnte, ihre Sensibilität wird von und aus ihr gebildet. Sie sind in den neuen Raum der achtziger Jahre vergesellschaftet worden, der »die Unterdrückung der Entfernung umfaßt ... und die unermüdliche Sättigung der verbleibenden Leerräume und Leerstellen ... Der Körper ist jetzt einem sinnlichen Trommelfeuer von Unmittelbarkeit ausgesetzt, von dem alle Schutzschichten und dazwischenliegenden Schichten entfernt worden sind«. (Jameson, ›Mapping‹, p. 351) Wie der Propagandist der Bewegung, Bruce Sterling, bezeugt hat, ist für die Cyperpunks die Technologie innerhalb, nicht außerhalb des persönlichen Körpers und Gehirns angesiedelt: »Die Technik der Achtziger haftet an der Haut, reagiert auf die Berührung: der Personalcomputer, der ›Walkman‹ von Sony, das schnurlose Telephon, die weichen Kontaktlinsen ..., Prothesenglieder, eingepflanzte Schaltkreise, kosmetische Chirurgie, genetische Veränderung.« Und mehr noch, Cyperpunk konzentriert sich auf die Gehirninvasionsmotive der »Schnittstellen von Gehirn und Computer, künstliche Intelligenz, Neurochemie — Techniken, die radikal die Natur des Menschen, die Natur des Selbsts neu definieren«. (Sterling, *M* xiii; vgl. *SS* 16f.) Die Popkultur, die größte Subkultur unserer Zeit, stammt von der Punkmusik und dem Lebensstil der Siebziger her, so wie sie durch die weltweiten Medien und

den Düsenflugverkehr internationalisiert wurde; sie ist international im Sinn eines Weltmarktes von Schund (die *gomi* aus ›The Winter Market‹). Eine gute Annäherung daran erfolgt in Julie Deanes Büro, der ersten Inneneinrichtung, welcher der Leser in *N* begegnet:

> Neo-aztekische Bücherregale sammelten Staub an einer Zimmerwand. Ein Paar bauchiger Disney-gestylter Tischlampen drängte sich unbeholfen auf einem niedrigen, nach Kandinsky aussehenden Kaffeetischchen in scharlachrot lackiertem Stahl. Eine Dali-Uhr hing zwischen den Bücherregalen an der Wand, das verzerrte Zifferblatt hing auf den nackten Betonestrich hinab. Ihre Zeiger waren Hologramme, die sich veränderten, um sich den Verrenkungen des Zifferblattes beim Umlauf anzupassen, aber sie zeigte nie die richtige Zeit an ... (*N* 12; vgl. *N* 25)

Samuel Delany hat bemerkt: »Die *bricolage* von Gibsons Stil, der mal umgangssprachlich, dann höchst formal, dann wieder hartgesotten ist, macht ihn als Schriftsteller zu einem *gomi no sensei* — einem Meister des Schundes. Auf Gibson angewandt, ist dies ein Ehrentitel.« (›Mothers‹, p. 8) Ich würde argumentieren, daß auch das eine Entwicklung des erstaunlichen ›kipple‹-Kapitels in Dicks sehr unterschätztem *Martian Time-Slip*[6] ist. Aber hier vermischt sich die Punk-Tradition mit dem High-Tech der achtziger Jahre, im besonderen mit dem Aufblühen der modernen computerisierten Kommunikationsformen; bei Gibson ist ihre Welt in diskreter und vernünftiger Weise zu neuen Drogen oder Hologrammspielen extrapoliert worden, hauptsächlich aber zu der Biotechnik, die ihre neue Software liefert. Diese Charakteristika Gibsons sind gut bekannt. Was weniger bemerkt wird, ist der Umstand, daß diese Elemente ›harter Naturwissenschaft‹ als erzählerische Mittler und Verbindungen mit gemeinsamem Nenner zwischen den zwei Polen von Gibsons Personensystem dienen. Für diese Pole halte ich die überwältigenden *Herrschenden Mächte* und den *Kleinen Mann*, der sich in ihren tödlichen Maschen verfängt. In einer Welt, deren Bewohner zunehmend buchstäblich als Software funktionieren (das ist z.B. das Thema der Erzählung ›The Winter Market‹ und ihrer ›Neuroelektronik‹) ist der Unterschied zwischen harten und weichen Wissenschaften schwer aufrechtzuerhalten.

Case in *N* glaubt, daß sein Schicksal in »einer Konstellation billigen Chroms niedergelegt ist«, in den messerschneidenscharfen kleinen *shuriken*-Sternen (*N* 11— 12; vgl. *N* 24). Unter dem symbolischen Geglitzer jedoch ist in Gibsons Erzählungen die Rolle des Schicksals scharfsinnig den Machtsystemen zugeteilt, die in unserer Welt der achtziger Jahre dominieren, den erbarmungslos konkurrierenden »multinationalen Gesellschaften, die ganze Volkswirtschaften beherrschen« (*BC* 103; vgl. *CS* 151), gut symbolisiert durch den japanischen Namen, aber auch durch die Tradition der *zaibatsu*. Obwohl Gibsons Ansichten von Japan unausweichlich die eines vorbeifahrenden, wenn auch interessierten Außenseiters sind, der die Pop-Kultur um die U-Bahnstationen Shibuya, Shinjuku und Harajuku in Tokio kennengelernt hat, würde ich behaupten, daß es eine tiefere Rechtfertigung gibt, eine geopolitische oder vielleicht geoökonomische und psychologische Logik für die Wahl solch eines ›nipponisierenden‹ Wortschatzes. Diese Logik fußt darauf, wie seltsam und doch wie eigenartig angemessen der japanische Feudalstil-Kapitalismus ist, als Analogon zu oder sogar als ideale Schablone für den Neuen Feudalismus der gegenwärtigen Firmenmonopole: in denen die Geschichte des Kapitalismus, der aus der volkstümlichen Erhebung des Kaufmanns-Abenteurers gegen den alten ortsgebundenen Feudalismus entstand, einen vollen Kreis beschrieben hat — der Wurm Ouroboros hat uns zu Leviathan zurückgetragen. (Der Brennpunkt Neufeudalismus erklärt auch, nebenbei gesagt, Gibsons unzweifelhafte Ähnlichkeiten mit dem Bester von *Tiger! Tiger!*[7]) Nicht bloß die nächtliche Stadt in *N*, sondern die ganze ›biz‹-Welt ist »wie ein verrücktes Experiment in Sozialdarwinismus, geplant von einem gelangweilten Forscher, der einen Daumen ständig auf dem FF-Knopf (schnell vorwärts) ruhen ließ«. (*N* 7; vgl. *N* 17) Gibsons engste SF-Vorläufer sind P.K. Dick und Samuel Delany. Gibson hat jedoch — meiner Ansicht nach realistischer —, zwischen Dicks Nationalstaatsarmeen oder -polizei und Delanys Foucault'scher Mikropolitik von bohemischen Gruppen, sich für globale wirtschaftliche Machthaber als Schiedsrichter über den Lebensstil und das Leben der Völker entschieden. Das sieht man verkörpert in seiner *femme fatale* Sandii, die symbolisch eine »Eurasierin ist, halb *gaijin*, mit langen Beinen und fließendem Haar« und die sich bewegt, wie »die Menge um die Station Shinjuku strömt, verdrahtete elektrische Nacht ... Rhythmus eines neuen Zeitalters, verträumt und weit

von der Scholle einer jeden Nation entfernt«. (*BC* 104/107; vgl. *CS* 132/136)

Dicks (und Le Carrés) Konzentration auf die wachsende Bedeutung von Nachrichtendiensten hat sich bei Gibson auf die Industriespionage verlagert, die entweder durch den Cyberspace ausgeführt oder durch Firmenüberläufer bewerkstelligt wird (die zusammen praktisch alle Gibson'schen Fabeln ausmachen). So sind der zweite und narrativ zentrale Pol oder Fokus Gibsons die ›Computer-Cowboys‹, die als angeheuerte Kräfte, Wildcard-Operatoren, Hans-Dampfs-in-allen-Gassen, Söldner oder Gesetzlose im »verwickelten Tanz von Angebot und Nachfrage« (*N* 11; vgl. *N* 22) durch die Cyberspace-Weiten reiten. Sie sind die Held(inn)en seiner Schriften: Case in *N* oder Bobby und Angela in *CZ*. Eine sekundäre Rolle ist die eines ›Straßen-Samurais‹ (*N* 30; vgl. *N* 48), eines Söldners der Monopolkriege: Molly in *N*, Turner in *CZ*, Sandii in ›New Rose Hotel‹. Gewöhnlich treten die Träger seiner Erzählungen paarweise auf. Gibsons Thema oder zumindest die zentrale Beziehung seiner Charaktere ist oft eine Liebesgeschichte, man kann es ›Romeo und Julia in der Welt der *zaibatsu*‹ nennen (Case und Molly in *N*, Turner und Allison, Bobby und Angela, Jaylene und Ramirez in *CZ*, Johnny und Molly in ›Johnny Mnemonic‹, Lise und Casey in ›The Winter Market‹, Jack und Rikki in ›Burning Chrome‹). Solch eine modernisierte Julia, die weibliche Mitheldin — die in der Erzählung fast gleich, aber nicht sofort ins Scheinwerferlicht gerückt wird —, ist erfrischend unabhängig und kraftvoll (Delany weist scharfsinnig auf die Parallele zwischen Molly und Joanna Russ' Jael hin, obwohl er in meinen Augen den Beweisstand für eine direkte Ableitung Gibsons von Russ oder Le Guin übertreibt (›Mothers‹, p. 8). Manchmal erweist sich diese Julia als eine Le Carrésche Verräterin, eine Kim Philby der *zaibatsu*-Kriege, wie in ›New Rose Hotel‹, manchmal spaziert sie am Ende einfach davon wie in *N* und ›Burning Chrome‹ oder verschwindet im unzugänglichen Cyberspace wie in ›The Winter Market‹; aber in dieser grausamen Welt endet jedenfalls die Liebesgeschichte gewöhnlich schlecht. Gibsons grundlegende Haltung ist die eines Verkünders schlechter Nachrichten, wie es bei Dick der Fall war. Ein Happy End ist in seinem Werk ein Signal für ein Nachlassen der erzählerischen Intensität wie in ›Johnny Mnemonic‹ (so daß das durch Mollys zufällige Erinnerungen in *N* gleich wieder zurückgenommen wird). Oder es ist sogar das Zeichen eines ausgesprochenen Surrogats von geringer Qualität, wie in Angelas

lächerlichem (oder, wie ich ausführen werde, melodramatischen) Übergang von Voodoo zur Fernsehgöttin am Ende von *CZ*.

In einer Welt, die von Pillen und Drogen durchsetzt ist, ist der Cyberspace an sich auch eine Art Superdroge, die an Intensität mit der sexuellen Liebe wetteifert. Cyberspace, diese zentrale Metapher, wird bei Gibson als ›gemeinsinnliche Halluzination‹, »eine graphische Darstellung der Daten, die von den Datenbanken eines jeden Computers im menschlichen System abstrahiert sind ... in dem Nichtraum des Geistes« (*N* 51; vgl. *N* 76) bezeichnet, als ein »monochromer Nichtraum, in dem die einzigen Sterne dichte Konzentration von Informationen sind, und hoch über allen brennen Firmengalaxien und die kalten Spiralarme von militärischen Systemen« (*BC* 170; vgl. *CS* 211). Manchmal scheinen nicht nur seine Konsolen-Cowboys, sondern scheint auch er den Cyberspace für das neue Sensorium einer abstrakten, undifferenzierten menschlichen Spezies zu halten, für »das erweiterte elektronische Nervensystem der Menschheit« (*BC* 170; vgl. *CS* 211), in dem alles möglich ist; in Gibsons geistesabwesendsten Augenblicken steigt das leicht zum Mystizismus auf (wie in dem Voodoo, das viel von *CZ* verdirbt). Vorsichtiger und plausibler kann man den Cyberspace als eine Landschaftssimulation (extrapoliert von ›primitiven Arkadenspielen ... und Graphikprogrammen:‹, *N* 51; vgl. *N* 76) der mathematisierbaren Daten sehen, die allen Firmencomputern eingegeben werden, in die sich seine Hustler-Helden mit Hilfe von Schädelanschlüssen (extrapoliert aus gegenwärtigen militärischen Experimenten) einschalten. Ihre Matrize besteht aus ›hellen Logikgittern‹ (*N* 5; vgl. *N* 7), die sich von den geschlossenen alltäglichen Horizonten des Helden, dem gräßlichen Kunststoffschaum eines Sarghotels, abheben. In *N* sieht Case das Schwarzmarktviertel von Ninsei »als Datenfeld, so wie ihn die Matrize einst an Proteine erinnert hatte, die sich verbinden, um spezielle Zellenausbildungen hervortreten zu lassen ... der Tanz von *biz* (Business), aufeinander wirkender Information, zu Fleisch gewordener Daten ...« (*N* 16; vgl. *N* 31). Diese Matrize hat deutliche Anklänge an Erotik. Cases erster Orgasmus mit Molly ist eine von Gibsons gelungenen lyrischen Stellen, die knapp unterhalb der zynischen, straßenschlauen Oberfläche lauern und deshalb die Rhythmik eines Prosagedichts in kurze Satzglieder zerteilen: er wird beschrieben als »blau aufleuchtend im zeitlosen Raum, eine ungeheure Ausdehnung wie die Matrize, wo die Gesichter zerfetzt und durch Hurrikangänge hinweggeblasen waren und das Innere ihrer Schenkel stark

und naß gegen seine Schenkel drängte ...« (*N* 33; vgl. *N* 53). Noch auffälliger, gegen Ende von *N* zu, wird die sexuelle Liebe als eine Art lebensbestätigender Ozean der Superinformation gesehen; da die Stelle im Cyberspace spielt, wo Case seine erste Liebe, Linda Lee, als ROM-Konstrukt trifft, wird der gegenseitige Verkehr zwischen Erotik und Cyberspace wirklich verwickelt:

> »Nein«, sagte er, und dann spielte es keine Rolle mehr, was er wußte (d.h., daß sie eine Illusion war, DS), denn er spürte das Salz ihres Mundes, wo die Tränen getrocknet waren. Da war eine Kraft, die sie durchlief, etwas, das er in der Nachtstadt gekannt und gehalten hatte, von dem er gehalten worden war, was eine Zeitlang ihn von der Zeit und dem Tod ferngehalten hatte, von der unerbittlichen Straße, die sie alle jagte... Es gehörte, wußte er — erinnerte er sich —, als sie ihn hinunterzog, zu dem Fleisch, dem fleischigen Gewebe, über das die Cowboys spotteten. Es war eine ungeheure Sache, jenseits des Wissens, ein Meer von Information, codiert in Spiralen und Pheromonen, unendliche Verwickeltheit, die nur der Körper, in seiner starken blinden Art und Weise, je lesen konnte. (*N* 239; vgl. *N* 313)

Cyberspace ist eine Utopie aus den Video-Arkaden oder *pachinko*-Läden (siehe Gibsons Interview, MR 226; komplett im vorliegenden Buch), ein mathematisierter Liebestrank aus Computerhackergut. Ebenso wie der mittelalterliche Erzähler auf der Seite Tristans und Isoldes war, so ist (wie Ellison oder Spinrad) auch Gibson auf der Seite seiner kleinen jungen Missetäter, die versuchen, das ›blaue Eis‹ der Firmen zu durchbrechen. (Eis — ICE[8] — bedeutet, wie man uns erklärt, ›elektronische Gegenmaßnahmen gegen Eindringen‹, aber es bedeutet offensichtlich auch die extrem scharfe, antarktische Schneide der überaus gefährlichen Forschung unter diesen informatorischen Supergletschern.) Die Cowboy-Samurai-Liebesgeschichten enden meist schlimm, aber zumindest sind sie (und nur sie, nicht die Herrscher, die auf obszöne Weise geld- oder machtgierig sind) zur Liebe fähig.

2. Dagegen: Ideologie

Die verzückte Utopie strahlender Logik und zähneknirschender erotischer Zärtlichkeit kontrastiert seltsam, machmal auf interessante und manchmal auf kitschige Weise, mit den melodramatischen Fabeln voller Verrat wie Le Carré oder Spinrad. Der Schluß von *N* war bereits zwiespältig und sowohl erzählerisch wie ideologisch etwas vage: ein Case blieb mit Linda Lee im Cyberspace zurück, ein anderer allein im ›wirklichen‹ Raum, während die künstlichen Intelligenzen (deren Befreiung — wie der Leser erkennt — die verborgene Fabel von *N* ausgemacht hatte) irgendwo im Hintergrund ihren unklaren außerirdischen Verbindungen nachgingen. Arthur C. Clarkes heimgestrickte Quasi-Mystik ist hier bereits nicht allzu fern, etwas modernisiert für das Zeitalter Fritjof Capras und die Freuden oder sogar (buchstäblich) Ekstasen des Computers, der emblematischen informatorischen Supermaschine des »großen überpersönlichen Systems des Spätkapitalismus ...« (Jameson, ›Pleasure‹, p. 73).

Unter den verschiedenen Bedeutungen von Ideologie möchte ich mich hier Althussers' Bedeutung einer verzerrten Darstellung des Verhältnisses des Subjekts zu seinen wahren Existenzbedingungen bedienen. In Literatur auf dem kapitalistischen Markt ist eine ganz grundlegende und allesdurchdringende Ideologie die Notwendigkeit für permanente Aufregung und wachsende Anregung des Lesers (siehe Suvin, ›Commodities‹). Als sich Gibsons Werk in *CZ* erweitert, aber auch abschwächt, wird klar, daß diese mehr und mehr störende Ideologie, und was erzählerisch damit einhergeht, *das Melodrama, innerhalb der Utopie selbst angelegt sind*. Von den vier oder fünf hauptsächlichen Handlungsträgern in *CZ* biegen drei mehr oder weniger stark in mystische Bereiche ab: Marly und Turner verlassen sich auf ihre Intuition oder ihren ›Vorteil‹, »den übermenschlichen Synchromaschenstrom, den Stimulantia nur annäherungsweise erreichten« (*CZ* 104; vgl. *BC* 126), während Angelas biotechnische Steigerung sich noch sensationeller als Voodoo auswirkt und dann (wie bereits erwähnt, inkonsequenterweise) in eine Simstim (›Fühlfilme‹)-Karriere in der Unterhaltungsindustrie mündet. Dennoch, trotz der Oszillation von Gibsons Fabel zwischen Defätismus und kitschigem Happy End, die ein Anzeichen für ein wirkliches Dilemma ist, in dem sich dieser überaus intelligente Schriftsteller in bezug auf die Richtung der Geschichte und selbst auf die Möglichkeit bedeutungsvollen Handelns darin sieht, ist seine Beobachtungsgabe, die Kehrseite seiner verbalen Erfindungskraft, im großen und ganzen erfrischend. Sein Werk

akzeptiert nicht die Werte der schwarzen, geschlossenen Welt, die er mit solchem Geschick hervorruft: er haßt den Status quo. Aber sein Balanceakt akzeptiert den Status quo etwas allzu bereitwillig als unausweichlich und unveränderlich.

Paradoxerweise ist mir das zu ›realistisch‹ im landläufigen Sinn, eine zu direkte Abspiegelung der kurzfristigen Lage: aller von uns, die radikal beherrschenden Werte des neuen kapitalistischen Feudalismus in Frage stellen, in dem wir uns befinden. Ich glaube, eine tiefere oder weitblickendere Anschauung wäre ein Festhalten an wirklich möglichen, selbst wenn im Augenblick statistisch nicht sehr wahrscheinlichen, radikalen Veränderungen. Weder die lyrischen Ekstasen der Erotik noch die Aufregung des Cyberspace, wie akzeptabel und sogar prächtig auch immer sie unzweifelhaft sein können, scheinen mir schließlich als Utopien befriedigend zu sein. Beide, bemerkt man, sind zwar zutiefst sozialisierte, aber noch immer privatisierte Utopien — oder in der Tat utopische Surrogate. Cyberspace ist »... eine Informationsmappe der ökonomisch aufgebauten Welt der Daten und Dokumentation: sicher nicht Geschichte, aber der materielle Fallout der Geschichte« (Delany, *MR* 33; komplett im vorliegenden Buch). Vielleicht hat Delany hier unwissentlich den Finger auf eine grundlegende Ambiguität in dieser charakteristischen Bildwelt oder diesen Erzählraum gelegt: sie ist gleichzeitig eine Anerkennung der überwältigenden Rolle der Geschichte und eine Flucht davor. Die einzige Art und Weise, mit dem blauen Eis fertigzuwerden, besteht darin, ihm entweder zu dienen oder es zu fliehen. Gegenseitiger Vernichtungskrieg kann nur einen Teil davon zerstören (z.B. kann Chrome ›verbrannt‹ werden), nicht aber das *zaibatsu*-System als Ganzes. Die Geschichte ist ein allumfassendes grausames Schicksal, mehr als ein bißchen transzendental in ihrer sehr intimen Einfügung in das Fleisch der kleinen Protagonisten. Das Dilemma, in welchem Verhältnis persönliche Handlungen und Verhaltensweisen zum sozialen Wandel stehen, ist in Gibsons Modell zugleich unausweichlich und unlösbar. Wie ich schon angedeutet habe, ist daher ein logischer Ausweg, der eine Ersatz-Verbindung (religio) zwischen einzelnen Menschen und ihren Schicksalen außerhalb und gegen die Geschichte bietet, die Religion. Wie Delany weiterhin scharfsinnig bemerkt, ist die Religion darum eine permanente Versuchung für die Cyperpunker: »Die harten Kanten von Gibsons dehumanisierten Technologien verbergen einen innewohnenden Mystizismus.« (*MR* 33) Mit einem Wort, ein

lebensfähiger, diesseitiger, kollektiver und öffentlicher Utopismus liegt nicht innerhalb des Horizonts der Cyperpunk-Struktur des Fühlens. Wenn Bruce Sterling erklärt, daß das Cyperpunk-Emblem, die Spiegelgläser, schwarzverspiegelte Sonnenbrillen, die das Licht reflektieren, »den Kräften des Normalen verwehrt, zu erkennen, daß man verrückt und vielleicht gefährlich ist« (*M*, S. xi; vgl. *SS* 13), scheint er mir im Irrtum zu sein. Es stimmt, daß der Blick des Spiegelbrillenträgers dem Beobachter verborgen ist, der nicht sagen kann, ob man ihn oder sie anblickt oder nicht. Nichtsdestoweniger ist es nicht allzu schwierig, das Verhalten eines Menschen auch dann einzuschätzen, wenn die Augen verborgen sind. Meiner Meinung nach sind Spiegelbrillen eine wechselseitige Transaktion zwischen ihrem Träger und dessen sozialer Umwelt: sie verbinden einen kleineren Grad effektiven Rückzugs mit einem großen Grad der psychologischen Illusion des Rückzugs im Träger. Politisch gesprochen wird eine solche illusionäre Sackgasse offenkundig, wenn Sterling die zitierte Stelle fortsetzt, indem er diese gefährlichen Spiegelbrillen-Visionäre aufzählt: »der Radfahrer, der Rocker, der Polizist und ähnliche Gesetzlose« (sic! — diese Macho-Assoziationen von Spiegelbrillen rechtfertigen mein Maskulinum ›dem‹ für den Träger). Delany weist darauf hin, daß »Spiegelbrillen sowohl den Blick maskieren als ihn auch verzerren«; er fährt dann richtigerweise fort, sie als ein Emblem oder »eine nette Allegorie von dem zu lesen, was in dieser ganz speziellen Art von SF passiert«. (›Mothers‹, p. 8).

So hängt denn eine Bewertung des Cyberpunk, glaube ich, davon ab, welche Werke man untersucht. Selbst wo ich mit Gibsons Horizonten nicht übereinstimme, hat er gewiß einige reale oder sogar zentrale Probleme unserer Raumzeit identifiziert. Er hat einige große Vorläufer an den Grenzen der SF und der ›Hochliteratur‹ spitzgekriegt, wie Pynchon (zu Ehren von dessen Oedipa Maas Gibsons wiederholt vorkommende schurkische *zaibatsu* Maas Biolabs benannt worden ist), oder William Burroughs, der ein Pionier der Erkenntnis war, daß die halluzinatorischen Bedienungsleute wirklich sind. Vor allem in seinen Händen ist Cyberpunk zu dem Gegenwärtigen SF-Opus geworden, »das nicht der Mittelschicht angehört, nicht mit der Geschichte zufrieden, nicht tragisch, nicht stützend, nicht mütterlich, nicht unbekümmert ist... Aber nur als Negativum ... kann Cyberpunk Bedeutung haben.« (Delany, *MR* 30). Gibsons erste beiden Bücher haben die Sprache und die Sensibilität der SF aufgefrischt. In der

Tat, es ist korrekt, wenn auch nicht ganz ausreichend, Gibson dafür zu loben, daß er die Reichweite der SF (oder sogar der modernen Literatur) um das neue Vokabular lyrisierter Informationsschnittflächen erweitert hat. Der neue Wortschatz ist, wie immer, ein Zeichen für neue menschliche Beziehungen. Zu sagen, wie es der erste Satz von *N* tut. »Der Himmel über dem Hafen hatte die Farbe des Fernsehens, eingestellt auf einen toten Kanal«, bedeutet, elektronische Schnittflächen als eine neue Natur in den Vordergrund zu rücken, als eine zweite Natur, die sich zu einer ersten Natur ausgewachsen hat.

Bruce Sterling spielt im Gegensatz dazu nicht in derselben Klasse mit. Seine allgemeine Form ist die einer ziemlich losen und wortreichen pikaresken Geschichte. Der gähnende Abgrund, der nach meinem Gefühl zwischen Gibson und Sterling klafft, kann dadurch illustriert werden, daß man die erotische Beziehung zwischen dem Junkie-Helden von *Involution Ocean* und der außerirdischen, physiologisch inkompatiblen Frau Dalusa mit den Pärchen vergleicht, die früher bei Gibson erörtert wurden. Sterlings Liebesgeschichte mangelt es an der Spannung zwischen Eros und Thanatos, die für Gibson charakteristisch ist. Wenn auch die Situation, wie sie aufgestellt wird, potentiell interessant ist, geht sie nie über ziemlich dünnen Sadomasochismus hinaus, wo der zugefügte Schmerz (in erster Linie der Frau zugefügte) ein weiterer sexueller Anreiz ist. Die Spannung ist hier zugunsten des einzig verbleibenden Horizonts des Todes abgeschafft worden. Ferner kann ich nach mehrmaligem Durchlesen keine kausale oder analogische Funktion für die Liebesgeschichte innerhalb der ›Involution Ocean‹-Suche des Kapitän Desperandum finden — an sich keine sehr interessante Ausgeburt, gezeugt von Kapitän Ahabs Suche auf dem Umweg über *Dune*.

Vielleicht ist es nicht fair, jemanden nach seinem Erstlingsroman zu beurteilen. Und wirklich ist Sterlings zweiter Roman, *The Artificial Kid*, meiner Ansicht nach sein interessantestes Werk. Es liegt viel Erfindungskraft in der ›Kampfkünstler‹-Jugendsubkultur des Helden Artis — mit ›Technomedizin‹, einschließlich Superdrogen —, die als Reaktion auf die Beherrschung der Gesellschaft, d.h. der Wirtschaft und Politik, durch die Langlebigen entsteht. Diese Subkultur ist sowohl eine Analogie zum und eine Vergrößerung des gegenwärtigen Punks plus Kampfsports plus (am interessantesten) deren Heranziehung als Massenunterhaltung unter der Schirmherrschaft der Herrschenden. Diese spaßigen Züge werden

jedoch von naiven oder ausgesprochen zweifelhaften Abhandlungen über Politik begleitet, wie etwa Manies' ›Chemische Analogon‹- Theorie der Gesellschaft (in der einzelne als Moleküle funktionieren — kein sehr großer Fortschritt im Vergleich zu Asimovs Psychohistorie). Es stimmt, in diesem Roman gibt es zumindest den Versuch, einen Bereich von Überlegungen zu gesellschaftlicher Organisation einzuführen, wozu auch des Vorsitzenden Moses' Versuch zur Umplanung der Gesellschaft, die Öko-Theologie der Heiligen Anne und am wichtigsten vielleicht Artis' eigene Erfahrungskurve gehören. Stellenweise erreicht der Roman daher eine nahezu allegorische Gültigkeit. Unglücklicherweise sind diese Aspekte nicht nur ziemlich seicht, sie werden auch in einer schlampigen Manier eingebracht, und zwar gewöhnlich als lange Reden, die die Spannung unterbrechen. Die Fabel selbst verläuft sehr gewunden und endet damit, daß im letzten Drittel einige ziemlich alte SF-Konventionen widergespiegelt werden (z. B. einiges vom frühen Aldiss) sie weicht auch den Fragen der ursprünglichen Jugendkultur mittels eines Happy Ends aus, das auf der Freundschaft zwischen Jung und Alt beruht, geschmiert durch Wohlstand.

Sterlings folgender Roman, *Schismatrix*, ist einfach eine etwas modernisierte Space Opera, in der man von Kolonie zu Kolonie flitzt, eine ziemlich gewaltsame Ableitung von etwas wie den Stadtstaaten der italienischen Renaissance und ihren verschiedenen Systemen recht bedeutungsloser innerer Verschwörungen. In bezug auf seinen Ehrgeiz ist es ein Fortschritt gegenüber seinen früheren Romanen, aber nicht in bezug auf die Durchführung. Mit einer neuen Soße werden unter Anspruch auf eine gewisse metaphysische Tiefe von ›Prigoginischen Ebenen der Komplexität‹ die abgedroschensten Klischees der SF der vierziger und fünfziger Jahre, sagen wir von Heinlein bis Farmer, erneut in Umlauf gebracht. Wie gewöhnlich werden einige interessante Themen (Einsamkeit, Fleisch im Vergleich zu körperlosem Geist) eilig ausgestreut, um dann unter einem Strom von Mikro-Ideen, die weder voll verdaut noch in die Erzählung integriert sind, völlig begraben zu werden. Daher scheint mir die grundlegende Spannung der Fabel zwischen den Mechanisten und den mehr biologisch eingestellten Formern, die aus fünf seiner Geschichten zwischen 1982 und 1986 übernommen wurden[9] und sich schließlich zu einem Horizont der Vergeblichkeit entwickelt haben, weder als Konzept noch in der Handlung sinnvoll ausgearbeitet zu sein (vgl. Tom Maddox, *MR* 237—44). Wieder gibt es in dem Roman amüsante Bruchstücke und witzige

Stellen, aber ich gestehe, daß ich das Prinzip, nach dem sie aneinandergereiht sind, nicht erkennen kann. Was schließlich die Erfindungskraft und die hip ›postmodernistische‹ Begriffsprägung angeht, erreichten weder die politische Leinwand von Sterlings *Schismatrix* noch die vermutlich biologische von *Involution Ocean* noch der Versuch, die beiden in *The Artificial Kid* zu verbinden, auch nur annähernd die Iyrische Kraft, innere Faszination oder die Relevanz der Bezüge von Gibsons Cyberspace.

Zum Abschluß dieses Abschnitts und als Postskriptum dazu, muß ich gestehen, daß die handliche Polarisierung zwischen einem würdigen Gibson und einem unwürdigen Sterling durch ihre letzten Romane etwas erschüttert wird. Und nach meiner ersten (zweimaligen) Lektüre von *Mona Lisa Overdrive* (1988) scheint dieser jüngste Roman Gibsons seine Laufbahn, die von der kritischen zur eskapistischen, von der utopischen zur melodramatischen Verwendung des Cyberspace führt, lediglich durch Handlungskomplikationen verbrämt, zu bestätigen. Das Romanende, in dem das Romeo-und-Julia-Pärchen Bobby und Angela (übernommen aus *CZ*) sich bereitwillig aus dem empirischen Raum in den Cyberspace zurückzieht, ist ein müder alter Hut. Das ist z. B. derselbe Schluß wie ein Fritz Langs expressionistischem Melodram, dem Stummfilm *Der müde Tod* (1921), wo der Raum, in den das Liebespaar, nach all seinen empirischen Niederlagen, eintritt, eindeutig und klarer — wenngleich nicht als SF verbrämt — als die Domäne eines freundlichen Todes gezeigt wird. Der letzte Horizont eines jeden Melodrams ist bekanntlich immer der Tod. Andererseits ist Sterlings *Islands in the Net* in technischer Hinsicht sein gelungenstes Werk. Aber das wird vor allem um den Preis eines Rückzugs von der früheren, überschäumenden Vielfalt der Standpunkte auf die altmodische Konzentration auf einen Einzelhelden, in diesem Fall die Heldin Laura Webster, erkauft. Schließlich ist der Roman politisch verschwommen oder, wenn man diese Formulierung vorzieht, das extrapolierte 21. Jahrhundert des Romans läßt allzu viele Fragen offen. Obwohl Machtkämpfe im Mittelpunkt stehen, die recht gewaltsam geraten, ist das doch eine weit fröhlichere Vision als die Gibsons. Gewiß, in dieser ›Welt nach der Jahrtausendwende‹ bedeutet Détente und internationale Zusammenarbeit im Rahmen der UNO in Wahrheit die Herrschaft der multinationalen Gesellschaften. Aber das ist nicht nur eine Welt ohne nukleare Bedrohung durch Bomben oder Kraftwerke, ohne Verkehrsstaus

und ohne Kabelfernsehen, ihre Firmen treten auch breit gefächert von verantwortungsbewußten »ökonomischen Demokraten« (wie Lauras Rizome) bis zu Datenpiraten und offenen Faschisten auf (wie die winzigen Nationen-Staaten Grenada, Singapur und Mali, wo das meiste läuft, und die am Schluß enteignet werden). Dank der Anstrengungen und Leiden unserer offenherzigen und robusten Heldin beherrschen die Guten von Rizome, die Schöpfertum und Gemeinschaftsgefühl (das Sterling beharrlich *gemeineschaft* schreibt) schätzen, d. h., die mit den »Wissenschaftlern und Ingenieuren und auch den Architekten ..., welche die wahre Arbeit der Welt tun« (*Islands* 94—95) sympathisieren, am Ende das Feld. Ihr Rahmen und das Symbol für sie ist das allgegenwärtige audivisuelle Netz und das Informationsnetz: »Computer ... miteinander verschmolzen ... Fernsehen, Telephon, Telex. Tonbandgeräte, Videokassettenrecorder, Laserdisketten.« (*Islands* 15). Das ›Netz‹ ist ein armer Vetter von Gibsons Cyberspace, sowohl weil es platt extrapolativ ist, wie weil sein Wert und seine Werte niemals angezweifelt werden; diese beiden Aspekte bedeuten somit, daß dem Netz der utopische Kern des Cyberspace völlig fremd ist. Außerhalb des Netzes befinden sich die Benachteiligten: Menschen wie die an Lesestörungen leidende Carlotta und der Großteil der Bevölkerung der Dritten Welt. Es ist interessant, sich den Ursprung der Namen einiger der Handlungsträger des Romans anzusehen: Valeri Tschkalow und Sergej Iljuschin waren (in der historischen Welt des Lesers) berühmte russische Aviatiker der dreißiger und vierziger Jahre, Lacoste ist eine berühmte Kleidermarke der Gegenwart usw., Yaobang ist der Vorname eines Sekretärs der kommunistischen Partei Chinas in jüngster Vergangenheit. Solche Second-hand-Etiketten aus Tageszeitungen oder historischen Handbüchern liefern einen Hinweis auf die Oberflächlichkeit von Sterlings Verständnis internationaler Politik. Die falsche Alternative von Atombombe und ›Netz‹, auf der der Roman basiert, ist schließlich einfach die Alternative zwischen dem militärischen Kapitalismus alten Stils (gegen den sich viel Entrüstung richtet) und der informatorischen Invasion neuen Stils, von denen aber in einer vernünftigen Extrapolation keines ohne das andere existieren könnte. Es spricht für Sterlings ideologische Instinkte, wirkt sich aber schlimm auf den Erzählrahmen aus, daß er auf Seite 292 (von insgesamt 348) gezwungen war, aus dem Nichts einen aus T. E. Lawrence extrapolierten anarchistischen Rebellen hervorzuzaubern, um Laura zu retten und ihr zu ermöglichen, die Welt zu informieren, wie es sich gehört — in einem

Triumph der Freiheit der Medien über die internationale UNO-Bürokratie ... Die abgedroschensten Schablonen des amerikanischen Liberalismus, die diesem zu Recht einen schlechten Ruf eingebracht haben, feiern hier wieder fröhliche Urständ.

3. Abschiedszweifel

Eine allgemeine Schlußfolgerung könnte daher sein, daß Gibson am besten veranschaulicht, daß man: »Heute kein Marxist sein muß, um zu erkennen, daß Ästhetik, Politik, Wirtschaft, Technik und soziale Beziehungen wechselseitig abhängige kulturelle Erscheinungen sind« (Sobchak, p. 8): obwohl ich hinzufügen würde, daß man zumindest — und das ist kein kleines Zumindest — einige Grundsätze des Marxismus begriffen haben sollte. Diese wechselseitige Abhängigkeit bedeutet auch, daß der literarische Utopismus sich nicht mehr zu einem unabhängigen Literaturgenre auswachsen kann, sondern (wie ich schon Gelegenheit hatte zu argumentieren) uns als eine maßgebliche Komponente von SF (oder vielleicht auch von anderen Genres) entgegentritt.

Darüber hinaus präsentiert Gibsons Werk — zumindest für den Augenblick — die Verbindung einer neuen Struktur des Fühlens. Eine Struktur von Erfahrung und Fühlen ist, wie es der verstorbene und vermißte Raymond Williams formulierte, »eine besondere Eigenschaft der sozialen Erfahrung und Beziehung ... die den Sinn einer Generation oder einer Zeitspanne angibt«; dies jedoch bleibt nur eine »soziale Erfahrung in Lösung« oder »eine semantische Anordnung an der äußersten Kante der semantischen Verfügbarkeit«, bis es hinabstürzt und »offenkundig und besser zugänglich« wird (p. 131—134). Bei Gibson ist wirklich eine Struktur des Fühlens formuliert und deshalb für unsere kollektive Erörterung zugänglicher geworden. Es kann kaum höheres Lob als dieses für ein Werk der Wort- oder einer anderen Kunst geben. Aber für die Cyberpunk-SF als Ganzes bleiben zumindest zwei Fragen in der Rückkopplung vorläufig noch zu beantworten oder sogar einfach zu stellen. Erstens, wessen Struktur des Fühlens mag das sein? Zweitens, welche ideologischen Horizonte oder Konsequenzen impliziert das?

Es ist natürlich völlig unzulänglich und unpassend, diese Struktur des Fühlens einfach eine der achtziger Jahre zu nennen (wie es die

Propagandisten des Cyberpunk tun). Zweifellos ist es eine solche — aber von jedem, der in den Achtzigern lebt? In der ganzen Welt? Aufgrund externer wie interner Zeugnisse würde ich annehmen, daß die Cyberpunk-SF repräsentativ ist für die Struktur des Fühlens einer wichtigen, aber gewiß nicht allumfassenden internationalen sozialen Gruppe. Wie eingangs angedeutet, handelt es sich um einige Teile der Jugendkultur im reichen Norden unseres Erdballs. Genauer gesagt: Cyberpunk ist ein Gegenstück zu den Technikern und Künstlern, die mit den neuen Kommunikationsmedien zu tun haben, und zu der Jugend, die einen solchen Status anstrebt. Es ist natürlich völlig irrelevant, ob derjenige, der eine solche Ideologie darlegt (z. B. Gibson) persönlich ein Computer-Hacker oder ein Süchtiger der Video-Arkaden ist. Es ist lediglich notwendig, daß die Ideologie des Darlehens eine ideale Vertretung der Erfahrung ist, aus der Cyberpunk entstand. Die wird von Sterling überzeugend charakterisiert wie folgt: »High-tech-Aufzeichnung, Satellitenvideo und Computergraphik haben die Künstler an der Schneide des Pops ... häufig noch dazu in die schneidenden Techniker verwandelt. Sie sind Zauberer für Spezialeffekte, Mischmeister, Tonbandeffekttechniker, Graphikhacker, die aus neuen Medien hervorgehen, um die Gesellschaft mit Kopftrip-Extravaganzen wie dem FX-Kino und der globalen Live-Aid-Benefizveranstaltung zu überraschen.« (*M* xii; vgl. *SS* 15) Diese Gruppe ist nun wirklich weitverbreitet, international und von Bedeutung über ihre Zahl als Schneide hinaus. Es ist jedoch gewiß ein kleiner, einziffriger Prozentsatz selbst der Jugend oder der Altersgruppe von 15 bis 30 Jahren, selbst im reichen Norden (ganz abgesehen von der ganzen Welt).

Was meine zweite abschließende Frage angeht, so möchte ich auch hier von Sterlings Sprache am Ende der ziemlich repräsentativen Stelle ausgehen, die ich gerade zitiert habe. Sie ist, um es mild auszudrücken, verwunderlich. Erklärt sich Cyberpunk denn stolz zu einer weiteren Extravaganz, um die Gesellschaft mit Kopf-Trips zu verblüffen und (wie ich hinzufügen möchte) um sich in die gewinnbringende und höchst ideologisierte Kulturindustrie zu integrieren? Wird er sich, wie Delany bemerkt hat, als reaktionärer Macho-Zynismus entpuppen, »bestenfalls konservativ und schlimmstenfalls abstoßend — wenn nicht ausgesprochen langweilig«, so daß man ihn gut »dazu heranziehen könnte, die stationärsten aller Status quos zu tragen« (›Mothers‹, p. 9—10; vgl. auch Istvan Csicsery-Ronay, *MR* 266—71; komplett im vorliegenden Buch).

Oder ist Cyberpunk etwas mehr — vielleicht sogar eine erkenntnisbezogene Dichtkunst der Horizonte jener sozialen Gruppe, wichtig für uns alle? Um die entscheidende Frage zu stellen: Ist Cyberpunk in seiner Stärke, der Integration von handelnden Personen und Handlung im Jargon der Techno-Schmiere, *der Diagnostiker der Krankheit oder der Parasit einer Krankheit?* So spricht z. B. die von Bruce Sterling und Lewis Shiner gemeinsam geschriebene Kurzgeschichte ›Mozart in Mirrorshades‹ (*M* 223—39; *SS* 365ff.), die Robert Adams' völkermordende ›Söldner-SF‹ (wenn ich sie so taufen darf) um nichts zu beneiden braucht — und vielleicht um so abstoßender ist wegen des glatten Glitzerns, das sie hinzufügen —, leider gewiß dafür, daß sie letzteres sein kann.

Befindet sich Cyberpunk also, trotz all seiner im Trend liegenden Mimikry eines rebellischen Geistes, in Komplizenschaft mit den Eigentümern und Managern der Kulturindustrie, schließlich mit den todbringenden *zaibatsu*, die Gibson so gut beschrieben hat, und versucht er bloß, einige Krumen von ihrem Tisch aufzupicken, indem er seine Neuheit — ein marktgängiges Gut — wie ein Banner schwingt; oder handelt es sich wahrhaftig (zumindest der Absicht nach und teilweise) um eine Gestalt annehmende oppositionelle Weltanschauung, deren Schlußhorizont eine historische Welt befreiter Erotik und erkenntnisbezogenen Cyberspace sein würde, ohne die *zaibatsu* und die eskapistischen Kopf-Trips? Nur die Zeit wird es weisen. Aber die Entwicklung (oder, wenn man so will, der Involutionsozean) des Cyberpunk nach 1984 verheißt, im Augenblick, nicht viel Gutes. Das Dilemma ist, mit einiger Übertreibung, provokativ so ausgedrückt worden:

> Daher schreiben die Cyberpunks, wie die Beinahe-Drogensüchtigen von Amphetaminen und Halluzinogenen, als wären sie zugleich die Opfer eines lebensverneinenden Systems wie die heroischen Abenteurer des Nervenkitzels. Sie können sich selbst nicht helfen, aber ihre Hip-Anmut bringt sie durch eine amoralische Welt, und sie sehen sich einer Zukunft gegenüber, die praktisch jeden menschlichen Einfluß überschritten hat, und wo die einzige Art zu leben die Geschwindigkeit ist, die Geschwindigkeit, um nicht im Netz gefangen zu werden ... (Csicsery-Ronay, *MR* 276).

Das ist natürlich genau genommen eine adoleszente Haltung. ›Adoleszent‹ bedeutet nicht notwendigerweise ungültig; im Gegenteil, es bedeutet höchstwahrscheinlich zumindest teilweise gültig; aber es bedeutet schließlich auch, *à la longue*, unhaltbar. Hoffen wir, daß Pessimisten wie Csicsery-Ronay und ich von Gibson und einigen neuen Sternen oder zumindest *shuriken* widerlegt werden.

Oder vielleicht (unfreundlicher Gedanke, der weiterer Verifikation bedarf): vielleicht sollten wir einfach aufhören, von ›Cyberpunk-SF‹, jener witzigen Wortschöpfung von Dozois (glaube ich) zu sprechen? Vielleicht wäre es nützlicher zu sagen, daß es den Schriftsteller William Gibson gibt und in weiterer Folge einige PR-Experten (am prominentesten davon Sterling selbst), die recht gut den kommerziellen Wert eines sofort erkennbaren Labels kennen, und ein solches den verschiedensten Produkten aufkleben?

Tokio, Juni—Juli 1988

Anmerkung:

Mein Dank gilt Prof. Takayuki Tatsumi und den Organisatoren des ›SF-Seminar‹- Treffens in Ochanomizu in Tokio am 5. Juni 1988, die mich baten, den ersten Entwurf dieses Essays als Vortrag vorzubereiten. Dr. Tatsumi und Dr. Edward James von Foundation machten mir auch einige Materialien und Informationen über ›Cyberpunk-SF‹ zugänglich. Besonderer Dank gilt Frau Kazuko Yamada, deren Übersetzung des Vortrags und eines mittleren Entwurfs dieses Essays ins Japanische — der einem 87er Interview auf den Fersen folgte, in dem sie meine Meinungen über Cyberpunk zuerst anzweifelte —, sie in Wahrheit zu einer Mitarbeiterin an diesem Text gemacht hat.

Bibliographie:

Bear, Greg, *Blood Music*. NY: Ace, 1986.

[Delany, Samuel R.] ›Some *Real* Mothers: An Interview with Takayuki Tatsumi.‹ *Science Fiction Eye* 1.3 (1988): 5—11.

Gibson, William, *Burning Chrome*. NY: Ace, 1986 (zitiert als *BC*, dt. als *CS*)

-, *Count Zero*. NY: Ace, 1987 (zitiert als *CZ*, dt. als *BC*)
-, *Mona Lisa Overdrive*. NY: Bantam, 1988,
-, *Neuromancer*. NY: Ace, 1984 (zitiert als *N*, dt. dto.)
Jameson, Fredric, ›Cognitive Mapping‹, in Cary Nelson und Lawrence Grossberg, eds., *Marxism and the Interpretation of Culture*, Urbana: University of Illinois Press, 1988, S. 347—357.
-, Pleasure: A Political Issue‹, in seinem Buch *The Ideologies of Theory*. Minneapolis: University of Minnesota Press, 1988, 2: S. 61—74.
Mississippi Review No. 47/48 (1988). [Sonderheft über Cyberpunk.] Ed. Larry McCaffery (zitiert als *MR*).
Shepard, Lucius, *Life During Wartime*. NY: Bantam, 1987.
Sobchak, Vivian, *Screening Space*. NY: Ungar, 1987.
Spinrad, Norman, *Little Heroes*. NY: Bantam, 1987.
Sterling, Bruce, *The Artificial Kid*. NY: Ace, 1987.
-, *Involution Ocean*. NY: Ace, 1988.
-, *Islands in the Net*. NY: Arbor House/Arrow, 1988.
-, ›Preface‹ zu William Gibson, *Burning Chrome* (siehe oben). p. ix-xii.
-, *Schismatrix*, NY: Ace, 1986.
-, ed., *Mirrorshades*. NY: Ace, 1988, p. ix-xvi (zitiert als *M*, dt. als *SS*).
Darko Suvin, ›Two Holy Commodities: The Practices of Fictional Discourse and Erotic Discourse.‹ *Sociocriticism* No. 2 (1985): 31—47
Williams, Raymond, *Marxism and Literature*. NY: Oxford University Press, 1981.

Originaltitel: ›On Gibson and Cyberpunk SF‹
Copyright © 1990 by Darko Suvin
(erstmals erschienen in ›Foundation‹ No. 46, Herbst 1989)
mit freundlicher Genehmigung des Autors
Copyright © 1990 der deutschen Übersetzung
by Wilhelm Heyne Verlag, München
Aus dem Englischen übersetzt von Franz Rottensteiner

[1] Hier irrt Suvin. Lucius Shepard ist nicht in Mirrorshades enthalten und wird auch nicht als Cyberpunk-Autor betrachtet. — *Der Hrsg.*

[2] dt. *Das Leben im Krieg*, Heyne Science Fiction & Fantasy 06/4555, München 1989.

[3] dt. *Die Enden der Parabel*, Rowohlt, Reinbek bei Hamburg 1981.

[4] dt. *Morgenwelt*, Heyne Science Fiction & Fantasy 06/3750, München 1980.

[5] dt. *Champion Jack Barron*, Moewig Science Fiction 3562, München 1982.

[6] dt. *Mozart für Marsianer*, Suhrkamp Taschenbuch 773, Frankfurt am Main 1982.

[7] dt: *Tiger! Tiger!*, Heyne Bibliothek der Science Fiction Literatur 06/24, München 1983.

[8] Intrusion Counteract Electronic

[9] Inzwischen u.a. gesammelt in *Chrystal Express*, dt. *Zikadenkönigin*, München, Heyne, 1990, HSF & F 06/4709

Michael Nagula

Domenica Regelkreis. Das Er-suchen der »virtuellen Realität‘

»Anstelle des Denkens ist die Schaltalgebra getreten, anstelle des Bewußtseins ein Unbewußtes ... Und daß das Symbolische die Welt der Maschine heißt, kassiert den Wahn des sogenannten Menschen, durch eine ›Eigenschaft‹ namens ›Bewußtsein‹ anders und mehr als ›Rechenmaschinen‹ zu sein.«
— Kittler, *Grammophon, Film, Typewriter*, Berlin 1986

Die ganze Figur war, wie gesagt, in richtigen Verhältnissen wohlgestaltet, allein vorzüglich war der Kopf gelungen; eine wahrhaft orientalisch geistreiche Physiognomie gab dem Ganzen ein Leben, wie man es selten bei Wachsbildern (...) findet. (...) Hatte man, wie es gewöhnlich war, dem Türken die Frage ins rechte Ohr geflüstert, so drehte er erst die Augen, dann aber den ganzen Kopf nach dem Fragenden hin, und man glaubte an dem Hauch zu fühlen, der aus dem Munde strömte, daß die leise Antwort wirklich aus dem Innern der Figur kam. Jedesmal wenn einige Antworten gegeben worden, setzte der Künstler einen Schlüssel in die linke Seite der Figur ein und zog mit vielem Geräusch ein Uhrwerk auf. Hier öffnete er auch auf Verlangen eine Klappe, und man erblickte im Innern der Figur ein künstliches Getriebe von vielen Rädern, die nun wohl auf das Sprechen des Automaten durchaus keinen Einfluß nahmen, indessen doch

augenscheinlich so viel Platz einnahmen, daß
sich in dem übrigen Teil der Figur unmöglich
ein Mensch (...) verbergen konnte.
— HOFFMANN, *Die Automate*, 1814

Zwischen den Automaten um 1800 und den Androiden der Zukunft, die sich längst nicht mehr A wie Angst schreiben, sondern im Zeichen des ›Cyberpunk-Techno-Geistes‹ in New Yorker und Berliner Diskotheken (Ost wie West) nach den Klängen der Neuen Psychedelic schwingen und swingen, erhebt sich die Frage nach dem Bewußtsein.[1] In Diskotheken wird Bewußtsein aufs Spiel gesetzt, wird veräußert, was in Zweifel steht, lockt der Narzißmus der Vorspiegelung falschen Seins. Doch die Marionette ›Mensch‹ ist nicht nur in Diskotheken zu Hause. Sie sind nach Art von Drogen bestenfalls Ausdruck des Versuchs, in die Ekstase zu fliehen, der Drangsal des Gesteuertwerdens zu entgehen, indem man sich der Steuerung, des Denkens, entzieht. Ihr Raum ist die ganze Welt. Tanz den Mussolini, tanz den Adolf Hitler, wie es DAF einst sangen. Tanz in Grund und Boden, was unentrinnbar über dich herrscht. Tanz dein Denken weg. Aber es gibt kein Wegtanzen, kein ›Dancing Away‹. Gefangen in einer Feedbackschleife, die naturgemäß historischen Charakter hat (ohne Gewähr über die Realität dieser Historie zu geben), bleibt alles präsent, ist es gespeichert und abrufbar, wiederholt sich. Flucht geschieht um den Preis der mentalen Implosion, um den Preis der Droge. Das ist das ›neue Fleisch‹, das in Cronenbergs *Videodrome* verheißen wird — der Tänzermensch von heute, hip und in Adidas-Schuhen. Er ist der Cyberpunk, gestaltgewordene Videomaschine, die Kopien vorstellt, ohne Original zu sein, die projiziert, ohne zu wissen woher oder was, weil nichts da ist — außer dem äußeren Schein. Nicht A wie Angst schreibt sich der Android der Zukunft, sondern A wie der Andere in einer Schar Anderer, die einander in der Manier von Video-Clip-Schnittechniken ablösen. Ihr Charakteristikum ist Beliebigkeit, ihr Einfluß digital, entpersonifiziert. Es ist der Einfluß der Technik. Das ›neue Fleisch‹ des Cyberpunk ersteht aus der Existenz von Technik, aus Medialität. Sie hat das erste — und das letzte Wort.

Auch die Literatur tanzt den Hip-Hop. Rechenmaschine zu sein, eines Selbst verlustig zu gehen, das nie an und für sich gewesen ist, mag keine Angst mehr provozieren, aber es provoziert Aufbegehren. Das Aufbegehren selbst ist bereits automatisch. Angst wird nicht mehr wahrgenommen,

sondern ist integraler Bestandteil der Wahrnehmung, wird aufgesucht, provoziert die Liebe am Splatter, an der glatten Schnittfläche, an Kanten und Ecken, am Klang zerreißender Seide über tosenden Wassern. Nur das Aufbegehren selbst darf nicht aufhören, der Automat muß weiterlaufen. Eine bestimmte Schreibhaltung — die den Namen ›Cyberpunk‹ erhielt — versucht diesen Mechanismus zu sichern. Nur wo der Mensch in Bewegung ist, wo er den ›Kitzel‹ verspürt, wie Csicsery-Ronay schreibt, ist er nicht endgültig, nicht auch in seinen eigenen Augen Maschine. Daher ist der Cyber-Punk gleichermaßen angezogen wie abgestoßen von der Omnipotenz der Technik, will den Teufel mit dem Beelzebub austreiben. Maschine ja, aber wenn schon, dann richtig — und richtig heißt: nach Maßgabe des Menschen. Das ist eine Flucht nach vorn, aus der leeren Zwiespältigkeit korrodierten Seins hinaus in eine Maschinenidylle. Zugleich ist das aber kein bewußter Akt, geschweige denn der Akt eines Bewußtseins. Es ist eine Art und Weise, für die Agierenden die einzige Art und Weise, sich eine flüchtige Sicherheit zu verschaffen, noch in der Auflösung ihrer selbst die ihnen zugewiesene Funktion zu erfüllen, nämlich wenigstens Datenträger gewesen zu sein, ein »künstliches Getriebe von vielen Rädern, die nun wohl auf das Sprechen des Automaten durchaus keinen Einfluß nehmen«. Denn alles Sprechen redet nur vom Einen: aufgezogen und bewegt zu sein. Das ist der Akt der Hysterie.

Der Mann, der diesen Kleinkrieg in die Gefilde der Science Fiction trug, ist William Gibson, Jahrgang 1948, Prophet der Cyberpunk-Bewegung und ihr erster, strenggenommen auch einziger Vertreter. Mit seinem Erstling *Neuromancer* schrieb er einen Roman, der alle wesentlichen Aspekte dessen, was später zum literarischen Subgenre werden sollte, vereint. Genau wie dessen Fortsetzungen *Count Zero* und *Mona Lisa Overdrive* gründet der Roman auf Voraussetzungen, die Gibson mit drei Kurzgeschichten geschaffen hatte, die seit 1981 in *Omni* erschienen waren. Die erste Erzählung, ›Johnny Mnemonic‹, führte den Sprawl ein, eine ausgedehnte Stadt, die sich von Boston bis nach Atlanta erstreckt, sowie eine Welt des Datendiebstahls und im Auftrag von Konzernen handelnder Attentäter. Hier gibt auch Molly Million ihr Debut, eine Profi-Killerin mit künstlichen Augen und Rasierklingen unter den Fingernägeln, die in verschiedenen Verkleidungen alle drei Romane heimsucht. ›New Rose Hotel‹, eine Sprawl-Erzählung von 1984, baut darauf auf und führt die Idee der Industriespionage und des Übertritts von Top-Wissenschaftlern von

einem Konzern zum anderen in Gibsons Welt ein. Die mittlere Sprawl-Erzählung, ›Burning Chrome‹ (1982), liefert das wichtigste Element, den Cyberspace. Der Cyberspace, eine künstliche Landschaft hinter dem Monitor, entstand durch die Verbindung aller größeren Computer-Netzwerke der Welt. In ihm sind Datenspeicher und Rechenanlagen durch computergenerierte Formen repräsentiert, die als Orientierungspunkte für die ›Konsolen-Jockeys‹ dienen, wenn sie durch Direktverbindung von Gehirn und Computer — das sogenannte ›Interfacen‹ — in den Cyberspace eintreten. Die drei Romane haben verschiedene Handlungsträger, außer ein oder zweien, wie Molly. Jeder führt ein eigenständiges Leben, was Gibson die Möglichkeit gibt, eine Vielzahl von Facetten seiner Welt vorzuführen. Am Ende jedes Romans münden die Leben der Protagonisten jedoch zusammen, fallen wie Stücke eines Puzzles an ihren Ort und zeigen auf, was ›eigentlich‹ geschehen ist, verfälschen so Simulation zu Wirklichkeit. *Count Zero* bezieht sich dabei auf Charaktere und Ereignisse in *Neuromancer*, während *Mona Lisa Overdrive* alle Elemente der ersten beiden Romane umfaßt und ihre Bedeutung im Gesamtentwurf der Geschichte offenlegt. So enthüllt sich, daß jede Person nur Teil eines größeren Zusammenhangs war, dessen durchlaufender roter Faden Cyberspace heißt. Es geht einzig um diesen Raum hinter dem Monitor, darum, wie er sich entwickelt und wie die Menschen sich zu ihm verhalten. Im Verlauf des Zyklus verschwindet der Unterschied zwischen menschlichem Bewußtsein, Künstlichen Intelligenzen und solchen Personen, deren Körper gestorben ist, aber ihre Bewußtseine existieren als Teil des Cyberspace weiter, auch wenn sie sich in der Datenfülle immer mehr verwirren. Das ist jedoch nur eine Entsprechung zur zunehmenden Auflösung des Unterschiedes zwischen ›Realität‹ und einer computergenerierten Welt.

Was Gibsons Sprawl-Zyklus — seine drei Erzählungen und die Roman-Trilogie — zu einem so herausragenden Ereignis macht, daß ihre Rezeption den Rahmen der Science Fiction sprengte, sind nicht die Anleihen bei genrefremden Autoren wie Raymond Chandler und Robert Stone oder die Verbindung von Aspekten des Krimis (›Roman Noir‹) und der Science Fiction (›New Wave‹) mit filmischer Erzählweise und Rock & Roll-Attitüden. Es ist die Selbstverständlichkeit, mit der Gibsons nachrichtentechnische Zukunftsvision eine Synthese aus Poesie, Popkultur und Technologie herstellt. Der Sprawl-Zyklus unterscheidet nicht zwischen

Mensch und Maschine, sondern wendet die Melange zur Frage nach dem Grundsätzlichen der menschlichen Realität. Die Antwort findet er gleich unter den Deckelhauben unseres Alltags-High Tech und dessen Fragmentierung einer ursprünglich/ganzheitlich gedachten Welt. Darin ist er der überall statthabenden neuen Urbanität voraus, der es — in Diskotheken wie überall dort, wo Medialität den Ton angibt — gelingt, das gähnende, schreckende Nichts, das sie ist, zu maskieren. Der Sprawl-Zyklus, vor allem die frühen Erzählungen und der Roman *Neuromancer*, deutet auf die Bruchstelle der Maske, legt messerscharf die kosmetische Operation frei, läßt die Schweißnaht aufbrechen. Er zeichnet das Gefühl sensorischer Überbelastung nach — die Erfahrung von Menschen, die mit Volkszählung, Sektierern, David Bowie, den Sex Pistols, CDs, Designerndrogen, Hip-Hop, Scratch und Acid House, Videospielen und Computersex — mit einem Wort: MTV — aufgewachsen sind und deren Horizont sich nach optischer Maßgabe ausrichtet.

Ihre Eckpfeiler sind stilisierte Oberflächlichkeiten im Strudel reiner Strukturen — das Aus für jede Frage nach einem ›Grund‹, zugleich aber der Grund für ein Verschweigen der Frage. So kommt die Rede vom postmodernen ›Menschen‹, einem Meister des unbewußten Gebrauchs von Technik, überall auf, indem sie ihre Quelle bemäntelt, als Fiktion, herübergeschwappt aus den Metropolen New York und Tokio, als neue Spezies, mutiert aus dem Yuppi, angeblich nicht mehr unpolitisch, aber vollendet konsumbewußt. Homo futurus von gestern, ist der ferngesteuerte Disko-Klon ein Mischwesen, ein Cyborg mit polierter Außenhülle und glattgeschliffenem Gehirn. Ein Cyber-Punk im Sinne unreflektierter Reaktionsmuster. MTV.

Gibson selbst, als Person und Autor des Sprawl-Zyklus, Liebhaber japanischen Interieurs, Träger einer durchsichtigen Swatch-Uhr, macht da keine Ausnahme. Der Roman ist es, der vom Bruch erzählt und von der Integration des Menschen in die Technik, dessen Herauskommen als blanke Oberfläche sein Schreiber verkörpert dieses Moment als *bloß* reflektorische Schreib-Maschine. Auch Gibson ist zu fasziniert von Technik, um sich ihr entziehen, geschweige denn darüber reflektieren zu können. Sein Verhältnis zum Text der Umwelt gleicht dem eines Chips im gesamtgesellschaftlichen Textverarbeitungssystem, gewoben aus Werbeagenturen, postmodernen Fassaden und unsichtbaren Fixern. Text ist nicht Reflexion über Gesellschaft, sondern serielle Schnittstelle. Gibson in einem Interview:

»Wenn man sich einmal die Körperhaltung der Kids beim Videospielen ansieht, gibt's da eine Feedbackschleife von Teilchen: Die Photonen treten aus dem Schirm heraus direkt in die Augen des Kerls über, und die Neuronen bewegen sich durch seinen Körper, und die Elektronen bewegen sich durch den Computer. Auf der Teilchenebene gibt es dieses geschlossene System. Außerdem hatte ich von Gesprächen mit Leuten über Computer her den Verdacht, daß jeder auf irgendeiner Ebene, ohne es je wirklich zu sagen, das Gefühl zu haben schien, daß hinter dem Bildschirm ein Raum war. Ich nahm das halt und spann es so weit aus, wie's ging.«[2] Es ist unerheblich, daß Gibson hier von Neuronen als Metapher für bewegte Energiequanten spricht. Das Problem der Metaphorik in Strukturzusammenhängen läßt sich mindestens bis auf Freuds ›Neuronentheorie‹ zurückverfolgen. Was zählt, ist Gibson als Sende-Empfangs-Gerät — *das* markiert die reine Funktionalität des Homo technicus als Schreiber: das Nachgeben des Soges, das Zustandekommen einer Feedbackschleife. Gibson hat ein Wort für diese Besessenheit gefunden: ›Cyberspace.‹ Durch die Montage von Pop-Artefakten und Zivilisationstrümmern eröffnete sein Schreiben einen Raum, den es, wie er später erstaunt war zu erfahren, bis dahin nicht gegeben hatte und erst ›seine‹ Fiktion einen Begriff für den beherrschenden Ausschnitt der Wirklichkeit eines jeden Computer-Users geschaffen hatte: den Raum hinter dem Bildschirm, einen ›anderen Schauplatz‹, zeitlos und in seiner Synchronizität radikal. Ein Raum, der in jedem Augenblick neu durch lichtschnelle Nervenimpulsübertragung zu einem synchronischen implodiert. Cyberspace — das Manna der reinen Struktur, unbeschwert, geistlos, aufgehoben — unmöglicher Raum ohne Ort und Zeit, aber authentisch genug, daß ihn inzwischen auch die Poesie der NASA-Wissenschaftler so nennt.

Cyberpunk

Natürlich wurde ein Roman wie *Neuromancer*, ja der gesamte Sprawl-Zyklus, noch nicht — wie die seiner Epigonen — auf und im Computer geschrieben. Gerade dadurch, daß er mit den Fingern auf altmodisches Papier geklopft wurde, hatte er Schrittmacherwert. Aus einer überkommenen Epoche heraus schildert er eine Welt, in der im Zeitalter

digitalen Word Processings ganze Wortfluten aus den Druckern quellen und über die Bildschirme fließen. Die neue Ära begann, auf den Straßen Tokios und New Yorks mit ihrer vermeintlichen Überwindung hergebrachter Normen und Traditionen wie auf dem der Literatur, als Vision der alten. Und Visionen von morgen — dafür fühlt sich die Science Fiction zuständig. Rasch wurde *Neuromancer*, gleichzeitig so fern und nah, utopisch eben, als deren Produkt reklamiert (obwohl die meisten Gibson-Erzählungen in dem Slick-Magazine Omni erschienen waren, einem populärtechnizistischen New Age-Modejournal[3]).

Dies fiel um so leichter, als Definitionen dessen, was Science Fiction kann oder nicht kann, fehlen. Niemand weiß, was sie eigentlich ist, weil sie konstant dem Prozeß unterliegt, eine Zuordnung erst nachträglich zu erfahren. Das ist das Problem, das Science Fiction mit ihrem Selbstverständnis als Genre hat. Zu Gernsbacks Zeiten war das einfacher; auch lange danach — ›traditionsbewußt‹ — erfolgte der Gebrauch eingeführter Topoi nur nach Baukastenprinzipien; hier ein ritterlicher Raumfahrer, dort ein grauslicher Außerirdischer (aufschlußreich in diesem Zusammenhang die Archäologie, die Gibson in seiner frühen Erzählung ›The Gernsback Continuum‹ in Sachen Gernsback betreibt und die Verbindungen zwischen den Motivfeldern jener und der heutigen Zeit herstellt). Mit dem Anbruch dessen, was Postmoderne genannt wird, waren die Versatzstücke jedoch allgegenwärtig geworden. Einzelne Topoi ließen sich nicht mehr herauslösen. Statt ihrer trat — wie immer in Krisenzeiten — eine Ideologie in den Vordergrund, die sich ins chaotische Fremde verströmen wollte; und dies zu keinem anderen Zweck, als es — verzweifelter Akt der Disziplinierung — mit Ordnung zu erfüllen, natürlich ausgerechnet in einem entropischen Raum. Abschreckendes Beispiel ist neben einem fast schon klassischen Autor wie Jerry Pournelle vor allem die Survivalist-Bewegung, zu nennen etwa L. Neil Smith, die mit Waffengewalt Inseln der Ruhe im stürmischen Meer anzulegen versucht. Das entspricht der alten Grenzer-Leidenschaft, nur mit einem wesentlichen Unterschied: Der offene und weite Raum ist bodenlos geworden. Die Vernetzung von Strukturräumen, wie in der Informationstechnik gegeben, ist heute allgegenwärtiges Zentrum des Geschehens. Technik — bei Gernsback noch etwas, das man im Radiofachhandel erwerben konnte — hat aufgehört, Technik zum Anfassen zu sein. Der futuristische Staubsauger aus den *Jetsons* und anderen Kinder-Animations-Serien ist ersetzt worden durch den

Sog, den der Cyber-Raum hinter dem Bildschirm auf den Medienkonsumenten ausübt. Das läßt auch das Schreiben nicht unberührt. Der Aberglaube, der in Literatur immer noch den genuinen Schöpfungsakt sieht, geboren aus dem ›Wissen‹ eines ›Autors‹, der nicht reine Schreib-Maschine wäre, erweist sich damit endgültig als Anachronismus.

Neuromancer ist der Roman-Archetyp für die Transzendierung des Raums. Er mußte von seinen schreibenden Interpreten mißverstanden werden, vom Start weg. Der Einstieg in die zugleich weltstiftende und weltabsorbierende Verschränkung von Information und Körper, die Synchronisierung von Pulsschlag und Taktfrequenz, war unerträglich — konnte jedoch bezwungen werden, indem man das Leck des verzehrenden Soges abdichtete und dem Körper so jene Festigkeit wiederverlieh, die ihm der Cyberspace geraubt hatte und die vermeintlich Gewähr für eine autonome Literatur ist. Das geschah unter Aufrichtung zweier Fronten, die — während sie sich in ihrem werbetechnischen Bravour trafen und so als Verbündete herausstellten — von entgegengesetzten Seiten die Drohung des Nichts attackierten: von der Seite der Verlage, die am Absatz ihres Produktes interessiert sind, und von der Seite des Fans, der den Bestand und die Bedeutung ›seiner‹ Literatur sichern will. In einer nicht abgesprochenen konzertierten Aktion wurde so nach ersten zögerlichen Definitionsversuchen 1981—83 (der Zeitraum, in dem die meisten Erzählungen Gibsons erschienen und auf Anhieb Furore machten) ›Cyberpunk‹ zum neuen Zauberwort.[4] Die ›Bewegung‹ die damit unter Beihilfe einiger fannischer Redakteure und Herausgeber (v. a. Ellen Datlow von *Omni* und Gardner Dozois von *Isaac Asimov's Science Fiction Magazine*[5]) ins Leben gerufen wurde, war angenehm frei von den spezifischen Qualitäten des Gibsonschen Schreibens, eben jener Zentrierung um das Prinzip Cyberspace.

Unterstützt wurde diese Maßnahme durch den werbemäßigen Instinkt des Fans und Autoren Bruce Sterling, der unter dem Pseudonym Vincent Omniaveritas (›siegreiche Allwahrheit‹) jahrelang unerkannt die Werbetrommel für eine neue Literatur des technologischen Zeitalters rührte. »Wir müssen die ursprüngliche Literatur einer postindustriellen Gesellschaft begründen«, schrieb er in seinem einblättrigen Fan-Magazin *Cheap Truth* (das in immer weiteren Nachdrucken große Verbreitung fand) und hob den Gegensatz zwischen Literatur und Technologie hervor, die es zu vereinen gälte, auch wenn man bei dem Versuch umkäme. »Die Kluft

zwischen Kunst und Wissenschaft ist unsere natürliche Heimat. Wir haben sie zu einem Getto gemacht, aber in Wirklichkeit ist sie ein weites und unerforschtes Gebiet.«[6] Es war eine Gesinnung, durchaus vergleichbar mit der Gernsbacks oder der Survivalists, die die Forderung aufstellte, diese Heimat in der Kluft als etwas Natürliches zu betrachten, das es literarisch zu erobern gälte. Es war der Versuch, frei aufgehängt in der Leere des Raums, Boden unter die Füße zu bekommen, um nicht dem Sog des Cyberspace zu erliegen. Nach dem Vorbild von *Tron* und der im Computer miteinander kämpfenden Datencluster sollten die im Informationsnetzwerk verschalteten Entitäten wenigstens menschliche Gesichter tragen. Nur ›übersah‹ Sterling dabei, daß Kunst und Wissenschaft nie eine Liaison miteinander eingehen können, weil sie als Statthalter für Wahrheit und Glaube je schon auf ihre Spaltprodukte angewiesen sind: kein Ursprung, sondern *nur* Kluft, *nur* Bruch.

Das Etikett ›Cyberpunk‹, von Dozois ins Spiel gebracht und von Sterling enthusiastisch aufgenommen, wirkte als Retter in der Not. Es hatte etwas Tröstliches, ›Cyborg‹, die Mensch-Maschine, bei jeder neuen Nennung mit ›Punk‹ vereint zu sehen, das eine als Mittel des anderen zu betrachten, jenen Gestus halbstarker Wut vor Augen zu haben, der ›tradierte‹ Werte abzulehnen bemüht ist, indem er sich neu gewendet darauf bezieht und diesen Bezug ›anders‹ oder ›neu‹ nennt. Nicht umsonst hatte Sterling bei Harlan Ellison das Schreiben gelernt, dem inzwischen gealterten James Dean der amerikanischen Science Fiction. Wie leicht ließ sich mit diesem Etikett übersehen, ein Vorrecht der ›angry young youth‹, daß nichts Neues der Fall war, daß ein reziprokes, auf derselben Bahn stets wiederkehrendes Bemühen hinter der Science Fiction steht, nämlich Ordnung in das Chaos zu tragen, indem man Chaos für Ordnung erklärt. Die Weite, kennzeichnend für die amerikanische SF, fand sich in diesem Zirkel gefangen wieder — eine Situation der Ausweglosigkeit, die weder Raum noch Nicht-Raum zuläßt und heute die Allegorie des Monitors ist, augenfälliges Indiz für die Auflösung der Grenzlandideologie zugunsten einer umfassenden, rückgekoppelten technizistischen Hysterie. Die Reziprozität, die sich über die Leere des Raums ausspannt und die Ohnmacht der Mensch-Maschine verdeckt, blieb — einziger Ausweg aus diesem Paradoxon — nur noch als ›Kitzel‹ erhalten.

Auch Bruce Sterling, der Propagandachef des Cyberpunk, kam nicht umhin zu erkennen, daß der Versuch, diese Bewegung einzufangen, stets

Reaktion auf eine unterstellte Aktion bleiben mußte. In seiner 1986 herausgegebenen Cyberpunk-Anthologie *Mirror Shades* wendet er sich daher vehement gegen den Versuch, sich einen idealtypischen Cyberpunk-Autoren vorzustellen; »eine derartige Person ist eine rein platonische Fiktion«. Der Begriff Cyberpunk allein verlieh dem zutiefst subversiven Phänomen jedoch bereits eine Stofflichkeit und ›Wahrheit‹, die die Gewähr dafür bot, aufgrund von Ähnlichkeitsverhältnissen eine ›Bewegung‹ heraufzubeschwören, zu der es gar keiner stofflichen Partner bedurfte. Und Sterling war prädestiniert dafür, hierzu die Symbolfigur abzugeben. Er *lebte* das Motiv vom Doppelgänger, der als Phantom des ›Ichs‹ sich in beliebigen Körpern, auch virtuellen (oder literarischen), generieren kann. Dieses ›Ich‹ war der ungehobene Leichnam der Science Fiction. Sie mußte in einen Zustand versetzt werden, irgendwann einmal authentisch dagewesen zu sein, eben ›ursprünglich‹. Nur so war eine Abgrenzung zu ihr überhaupt möglich. Der zu diesem Zweck erfolgende unablässige Verweis auf ihre Traditionen blieb jedoch ein unmögliches Unterfangen, da die ›Traditionen‹ der Science Fiction nie mehr als kosmetischer Natur gewesen waren. Das nötigte dazu, von einem ›eigenen‹ Ort aus zusätzlich den Ort des Verwiesenen einzunehmen. Auf diese Weise erklärt sich, warum Sterling, oszillierend zwischen einer ›klassischen‹ und einer ›modernen‹ Position, für die die beiden großen G's Gernsback und Gibson stehen, von Anfang seiner schreibenden Karriere an in zweifacher Form vorhanden war.

1. In seiner Eigenschaft als ausgebildeter SF-Autor, der unter Harlan Ellison eine Schreibschule besucht hatte und fast zeitgleich mit Gibson zu publizieren begann, schrieb Sterling mit seinen ersten Romanen im Eiltempo die Geschichte der Science Fiction der vierziger bis sechziger Jahre nach (Campbells Gebot der Phantasie im ›Goldenen Zeitalter‹ mit dem ›Seefahrerroman‹ *Involution Ocean* und die formal und inhaltlich experimentierwillige britische New Wave-SF mit dem ›Voyeurs-Roman‹ *The Artificial Kid*), bevor er von 1982 bis 1985 mit dem Mechanisten/Former-Zyklus dem Genre Cyberpunk seinen Beitrag aufsetzte.

2. Bis 1986 trat er auch — vorerst anonym — mit zahlreichen, nach dem Schneeballsystem verbreiteten einblättrigen Ausgaben seines Fan-Magazins *Cheap Truth* (›Billige Wahrheit‹) als Einpeitscher ›der ursprünglichen Literatur einer postindustriellen Gesellschaft‹ auf, eine Position, die er nach

Akzeptanz der Cyberpunk-Bewegung als ihr emsigster Theoretiker und Herausgeber der *Mirror Shades*-Anthologie festigte.

Durch seine Verdoppelung bestätigte Sterling den Nicht-Ort des Selbst. Er provozierte die Phantomhaftigkeit des ›Ichs‹, das für ihn die Science Fiction ist. Die Auslagerung seines theoretischen Kalküls an den Moloch Außenwelt glich dabei — klassisch gesehen — der Auslagerung von Sterlings Seele, ihres Verlustes an die nachrichtenmediale Umwelt, wie er sie in der Literatur Gibsons wiederfand. Ein solcher Verlust darf nicht unwiderbringlich sein. Folglich übernahm Vincent die Gewähr für die Existenz des fiktionalisierten Autorenwesens Bruce. Aber Vincent konnte Bruce nur stützen unter Einklagung jenes dritten Ortes namens ›Science Fiction‹, eben jener Position, die mit Gibson einer ständigen Subversion unterlag. Ihre Reinstallierung war nötig, um eine Position einnehmen zu können, die beide Pole umfaßt. Im Zuge dieser ›Ich‹-Bildung wurde ausgerechnet der fehlende Ort damit zur sinnstiftenden Instanz erhoben; das steht hinter den unablässigen Verweisen des Theoretikers auf die ›Traditionen‹ der SF und dem Bemühen, sie auf den ›richtigen‹ Weg zu führen, das steht auch hinter den Versuchen des Praktikers, Wissenschaft in der SF wieder ›ernstzunehmen‹, eine Hommage an den Demagogen Gernsback, entflammt an den Texten Gibsons, die am klarsten die chaotische Vielfalt der medialen Umwelt zurückwerfen. Nach Kittler entsteht das Phantom »an Schnittflächen von Sprache und Körper«.[7] Die Spaltung in Sprache und Körper, Theorie und Praxis, theoretisches und praktisches Schreiben hatte damit unbeabsichtigt zum Zweck, daß ein geliebtes Genre von beiden denkbaren Seiten angegangen wurde — ein Genre, das sich diesem Zugang jedoch entzieht, *weil* es nicht eingrenzbar ist, *weil* es sich je neu an Spaltprodukten orientiert und nie ›Ursprung‹ sein kann. Der Schlaf der Vernunft gebiert Ungeheuer, die Ansprache ans Nichts Phantome. Sein auswegloses Unterfangen führte den janusköpfigen Sterling/Omniaveritas dazu, die Polarität von Genre und Mainstream[8], Mechanisten und Former, väterlicher Praxis und mütterlicher Theorie wiederaufzurichten und die Implosion, die Gibson in die SF eingeführt hatte, zu verbergen, den Einsturz der tragenden Mauern ›seines‹ Genres zu kaschieren, zwischen denen der sichere Tod lauert. Auf diesem Wege wurde Gibsons innovatives und bedrohliches, geradezu psychotisches Implosions-Schreiben, das nicht vom dezentrierten Sein spricht, sondern es vorführt, in ein geregeltes überführt.

Die sogenannte Geschichte des sogenannten Cyberpunk belegt dies. Nachdem Protagonist (Gibson) und Graue Eminenz (Sterling) einmal feststanden, war bald eine Gruppe zusammengestellt, deren Verbindendes ihre ›Verbundenheit mit der Kultur der achtziger Jahre‹ war.[9] Die disparaten Ausprägungen, der Fragment-Reichtum der Zivilisation, den das Gibsonsche Werk widerspiegelt, kamen Sterling/Omniaveritas gerade recht, um unter unermüdlichen Propagandabemühungen einen Überbau zu entwickeln, der den Cyberspace zum undurchdringlichen Mythos verklärte. Jeder Autor, der etwas zu dem Phänomen Cyberpunk beitragen konnte, wurde okkupiert. Sterling, der in seinem eigenen Schreiben evolutionäre Zusammenhänge auslotet, legte die Cyberpunk-Werke *The Artificial Kid*, *Schismatrix* und *Islands in the Net* vor, und auch seine Storysammlung *Crystal Express* enthält Beiträge in dieser Richtung. John Shirley, wie der SF-New Waver Michael Moorcock (gelegentlich Sänger von *Hawkwind*) nebenbei Rockmusiker, präsentierte scharfkantige High-Tech-Szenarien, die sich in Punk-Attitüde mit medientechnischen Mitteln gegen den Medienfaschismus des Pop-Alltags zu wenden versuchen (siehe außer Erzählungen vor allem die *Eclipse*-Trilogie). Tom Maddox, als ›Writing Director‹ am Evergreen State College in Olympia/Washington tätig, befaßte sich in Kurzgeschichten und bisher einem, noch unveröffentlichten Roman (*The Second Programm*) mit den Auswirkungen künstlicher Intelligenz auf die menschliche Sexualität, wie es in einer Handvoll Stories — teilweise schon sehr früh — auch Pat Cadigan, die einzige Frau unter den Cyberpunks, tat. Rudy Rucker wurde seiner flippigen, mathematisierten Beatnik-Art wegen, die Acid-Trips und jesuitischen Transzendentalismus mittels verpoppter wissenschaftlicher Gadgets ›down to earth‹ bringt, gern hinzugezählt. Von Sterling favorisiert wurde zudem Greg Bear, ein heilloser Visionär vom Schlage Arthur C. Clarkes, der in zwei, drei Erzählungen und dem Roman *Blood Music* eine new waveartige Innenweltansicht der Hardcore-Landschaft unserer Zeit bietet. Beispielhafte andere Vertreter sind Marc Laidlaw, Lewis Shiner und Paul Di Filippo, die vor allem deshalb dazugerechnet werden, weil sie in Sterlings *Mirror Shades* enthalten sind.

All diese Titel kann man böswillig jedoch als kybernetische Trittbrettfahrer auf dem Oldsmobil der Werbung betrachten, die einerseits das Sterlingsche Axiom des Cyberpunk erfüllen, andererseits in ihrer Gesamtheit (einschließlich Gibson, der seinen Erstling *Neuromancer* durch die Romane *Count Zero* und *Mona Lisa Overdrive* zur Trilogie erweiterte)

den Pop-Widerhall eines auf breiter Front ablaufenden Dezentrierungsprozesses bilden. Auch wenn neueren Romanen von Bruce Sterling, Walter Jon Williams, Michael Swanwick, Lewis Shiner, Richard Kadrey, W. T. Quick oder Michael Blumlein gelegentlich Adeptentum bescheinigt wurde, was immerhin von einer gewissen Aufmerksamkeit und Skepsis gegenüber der ›Bewegung‹ zeugt, ist damit nicht der Kern des Phänomens getroffen. Es geht nicht um Imitation, es geht auch nicht um Vermarktung; die Strategien von Sterling & Co. sind *kein* bewußter Akt, sondern bedienen sich — besser: werden bedient von den Ikonen einer mechanisierten Gegenwelt, die stets von neuem in der Flüchtigkeit unserer Zeit den Ort des Nicht-Seins auszufüllen versuchen, heißt er nun ›Science Fiction‹ oder ›Cyberspace‹. Zwischen ihm und dem, was ›Cyberpunk‹ genannt wird, gähnt der Abgrund eines Nichts, das als reine Struktur nicht lebbar ist. Die Maskierung der Existenz dieses Nichts gebiert — das zeigt der Erfolg der ›Bewegung‹ — nicht nur Neue Autoren, sondern auch neue Literaturströmungen. Die Radikalität der Aussage von *Neuromancer* mußte zwangsläufig verlorengehen. Cyberspace, das ist mehr als Cyberpunk — und durfte es doch nicht sein, sollte nicht die Glaubwürdigkeit seiner Vertreter, der Oberflächen-Surfer von Strukturzusammenhängen, die sich eklektizistisch am All-Rad Technik bedienen, darunter leiden.

Cyberspace

Denken, nicht zu unterdrücken, wie Bruces Phantom-Phantasie von Omniaveritas zeigt, die ihren Ausgang mit Sterling als Theoretiker nimmt, entpuppt sich nichtsdestotrotz als doppelbödig und zugewiesen, sein Ort als je schon außerhalb: bloßer Reflex selbstreferentieller Informationstechnologie. Denkvorgänge, die — einmal ausgelöst — wie ein Perpetuum mobile ablaufen, bis man den Netzstecker rauszieht, finden ihre Entsprechung in der Hoffmannschen Automate, dem unbewußten modernen Computer, und sei’s mit hochgezogener Braue, wie es SF-Filme der sechziger Jahre glauben machen wollen. Es läßt sich nicht mehr sagen, wo gedacht wird, ja es steht sogar in Zweifel, *ob* gedacht wird. In der Welt der Maschinen, die nach Lacan und Kittler das Symbolische heißt, also in der Welt reiner Sprache ohne Bedeutung, herrscht *Subversion* des Denkens. Der Kinderreim vergangener Zeiten weiß es: »Denke nie gedacht zu haben,

denn das Denken der Gedanken ist gedankenloses Denken.« Die Sehnsucht nach Aufhebung des denkerischen Trugs findet ihr Ende mithin am Nicht-Ort, in einem Raum, den die Literatur Gibsons den Cyberspace nennt. An ihm wird Denken als eines enttarnt, das von der planen Abgründigkeit dessen, was Realität heißt, nichts weiß und wissen will, das ihr gerade deshalb aber ebenso begierig wie beliebig und wahllos ›Existenz‹ unterstellt.

So kann es — wie in einer *Aspekte*-Sendung[10] zum Thema Cyberspace geschehen — zu jener Fehlleistung kommen, die von ›künstlicher Wirklichkeit‹ spricht, wenn von ›virtueller Realität‹ (engl. ›virtual reality‹) die Rede ist. Künstlichkeit und Virtualität sind diametral entgegengesetzt. Der da von Künstlichkeit spricht, hat als Gegenentwurf ein Natürliches im Sinn, ein harmonisches, ursprüngliches Weltganzes, das sich aneignen und abbilden läßt — Gewähr für Realität. Virtualität hingegen ignoriert diese Perspektive klassizistischer Gesinnung. Sie formuliert ein Uferloses hinter dem Raum des Wahrnehmbaren, ein Unbezähmbares und Bedrohliches, das zugleich Erlösung von den wahrgenommenen Schrecken verheißt. Allein der Begriff der *virtuellen* Realität klärt also schon über die Dimension des Phänomens auf, das mit dem Begriff Cyberspace an die Öffentlichkeit getreten ist. Was virtuell ist — der Kraft oder Möglichkeit nach vorhanden, unbeobachtbar, in der Quantenmechanik ein Zwischenzustand, in dem unter vorübergehender Verletzung des Energiesatzes Elementarteilchen entstehen *und* wieder verschwinden —, läßt sich nur an den physikalischen Auswirkungen erkennen. Die Entscheidung über Art und Weise dieser Auswirkungen treffen jedoch jene, die die Meßgeräte, die Armaturen der Sinne, bedienen und ihnen qua Denken, Sehen und Hören im gleichen Atemzug Stofflichkeit, Sein unterstellen.

Es braucht jedoch kein Bewußtsein um die Funktionsweise des Cyberspace, damit er wirksam sein kann. Wirksam ist nicht dasselbe wie wirklich. In der Computerindustrie wird der Begriff ›Cyberspace‹ oder ›virtuelle Realität‹ seit einiger Zeit benutzt, um eine Wirklichkeit zu beschreiben, die in unendlich vielen Varianten existieren und funktionieren kann, ohne tatsächlich vorhanden zu sein.[11] Die Frage nach der Künstlichkeit von Realität stellt sich nicht mehr. Die Gewähr für ihre Existenz ist subvertiert. Auf gut mediendeutsch und mit einem von Pat Cadigan gefundenen religiösen Motto gesprochen: »Erst siehst du Video.

Dann trägst du Video. Dann ißt du Video. Dann *bist* du Video.«[12] Auf filmischem Gebiet zeigt sich das außer in *THX 1138*, *Welt am Draht* und *Blade Runner* nicht zuletzt in dem legendären Cameron-Film *Terminator*. Hier wird real gemacht, was bisher virtuell der Fall war: die Verwechslung des ›Menschen‹ mit seiner nicht einmal eigenen — Simulation. Raum für Wirklichkeit, die man ›künstlich‹ generieren könnte, ist angesichts dieser drückenden Fakten nicht mehr gegeben.

Die gleiche Bewegung zeichnet Cronenbergs Kinoklassiker *Videodrome* aus und war seinerzeit (1982) noch Garant dafür, daß er hierzulande nicht in die Kinos kam. Doch Zeit ist schnellebig. Nun bereitet sich die Firma VPL bereits darauf vor, im Sommer 1990 ein Video-Spiel auf den Markt zu bringen, bei der die Hand des Spielers direkt in das Spiel projiziert wird. Aber das ist nur der erste Schritt auf dem Weg dahin, den ganzen physischen Körper, die Gesamtheit der Sinne, in den Cyberspace zu transplantieren. Die dazu erforderliche Technologie haben Spezialisten aus dem Bereich ›Künstliche Intelligenz‹, größtenteils ehemalige Computer-Hacker, bereits entwickelt. Mit einer Weitwinkeloptik und zwei Miniatur-TV-Bildschirmen — für jedes Auge einen, um den Stereoeffekt zu garantieren — wird das menschliche Sehvermögen simuliert. Mikrofone dienen dazu, Sprache zu entziffern, um zum Computer reden zu können. Kopfhörer ermöglichen die Arbeit mit 3-D-Sound, und ein Verfolgungssystem teilt dem Computer die Position im virtuellen Raum mit. Auf diese Weise kann nach klassischer Horror-Manier — wie sie grandios etwa der Film *Reanimator* vorstellt — bereits der Kopf und die an ihn gekoppelte Wahrnehmung transferiert werden. Um den gesamten Körper lebensecht im Cyberspace agieren zu lassen, arbeitet man zur Zeit an der Perfektionierung mit Fiberoptiksensoren bestückter Ganzkörper-Anzüge, die in der virtuellen Umgebung das noch gewohnte Körperbild simulieren. Sobald die Serienreife erfolgt ist, steht dem Kleistschen Marionettentheater nichts mehr im Weg. Statt nach den Klängen von *Fool's Gold* (›Katzengold‹) psychedelisch zu tanzen, wird es dem Cyber-Punk möglich sein, daß er »in eingebildete Welten eintritt und sich dort aktiv in ein scheinbares Leben einschaltet«.[13] Der Unterschied zwischen Cyberspace-Literatur und Cyberspace-Technologie wird hinfällig, wenn Realität zur Beliebigkeit wird. Im Schnittpunkt beider radiert sich das historische Subjekt aus.

Es liegt nicht allein im Interesse der Freizeitindustrie oder der NASA, die auf diesem Weg künftig ihre Raumstationen ›bemannen‹ will, daß der Mensch und seine Sinne Teil des Computers werden. Es liegt auch nicht nur im Interesse der Militärs und der Nachrichtendienste, die das telerobotische Cyber-Kontrollsystem nutzen möchten, damit etwa ein einzelner Mann vier Robotpanzer fernlenken kann.[14] Vielmehr liegt es in niemandes Interesse im speziellen, sondern ist Effekt des selbstmodifizierenden Video-Spiels ›Gesellschaft‹, daß das Phänomen Cyberspace seinen Eroberungsfeldzug ausgerechnet über jenen Bereich antritt, der ebenso verbissen wie vehement — der Fall Sterling/Omniaveritas zeigt es — auf einem Stück vom authentischen Kuchen der Realität besteht. Das ist verständlich, denn Cyberspace ernstgenommen läuft darauf hinaus, daß sich die Frage nach dem Bewußtsein nicht mehr stellt und mit dem Erlöschen der Frage der Fragesteller erlischt. Doch die Bitte um Nachsicht bei welcher Gottheit auch immer — nur hart, klar und kantig, ein Gegenpol zur Formlosigkeit, muß sie sein, um der Auflösung von Denken und Sein entgegenzuwirken —, verfängt nicht.

Die Werkzeuge dieser Entwicklung haben ihre Philosophie parat. Sie verschreiben sich als echte Cyberpunks der Welt der Maschinen, operieren unbewußt nach Maßgabe der Zuweisungen, die sie von allen Seiten erfahren. Im High Tech-Kosmos sind sie daher alles andere als selbstgesteuert, wie Timothy Leary glauben möchte[15], sondern im Gegenteil ausführende Organe des selbstmodifizierenden Systems. Denken gaukelt Selbstbestimmung vor. Tatsächlich bewegt es sich jedoch in Vorstellungswelten, die dem Bild näher sind als einer wie auch immer gearteten Sache. Den Beleg bringen die real existierenden Cyberpunks selbst. »Wenn jemand in den Cyberspace eintritt«, sagt einer der Mitarbeiter des Forschungszentrums im kalifornischen Silicon Valley, »entsteht ein sehr starkes Gefühl wirklicher Anwesenheit. Man sieht, hört, reagiert darin. Wir konnten auch einen erhöhten Feedback von Gegenständen innerhalb der Beinahe-Realität nachweisen. Obwohl sie in Wirklichkeit illusionär sind, scheinen die Objekte echt zu wirken. Der Verstand ist zu vernünftig, um nicht an derartige Beweise zu glauben, wenn er sie erlebt.«[16] Vernunft schafft sich, da von den Parametern ihrer Umgebung abhängig, eigene Realität. Bei diesem Vorgang weiß sie nicht darum, daß es sich um Illusion handelt, zumal es kein Kriterium gibt, wonach Realität in einem von

anderen geteilten Raum für jene gleich wäre. Cyberspace macht virulent, was die Vernunft bislang kaschieren konnte, ein Effekt, den Jaron Lanier, Komponist, Mathematiker und Gründer der Firma VPL (die sich nicht nur auf Cyberspace-Software, sondern auch auf Hardware spezialisiert hat), ›Anti-Illusion‹ nennt. »Illusion ist ein Ort, an dem man die Wirklichkeit zusammenbrechen sieht. Die Gegenüberstellung mit der wirklichen Welt verrät, ob etwas real ist oder nicht. In der Beinahe-Realität ist das genaue Gegenteil der Fall: Die erlebte Wirklichkeit ist in sich vollkommen schlüssig, weswegen das Gehirn keinen Anhaltspunkt mehr findet, um zwischen wirklich und ›unwirklich‹ zu unterscheiden. Die Begriffe verlieren ganz einfach ihre Bedeutung.«[17] Der Gehalt von auf Realität angewiesener Identität erschöpft sich in maschinellen Konstrukten, Binäroperationen einer Schaltalgebra, in der das menschliche Bewußtsein verschwindet. Der Endpunkt ist erreicht, wo nach jenem selbstregulativen Prinzip, dessen Ausgang — wiewohl er darauf zustrebt — niemals die Entropie sein kann, aus KIs bewußtseinsfähige Menschen und aus Menschen sich für Menschen haltende Maschinen werden.

Gibsons Schreiben hat parallel zum Fortschreiten der Technik Zusammenhänge aufgebrochen, die so bisher nicht im Bewußtsein der Öffentlichkeit waren. Sein Stil *bedient* sich dabei ebensowenig der Technik, wie der Mensch sich der Technik bedient. Sein Cyberspace ist kein mutwilliger Kunstgriff, weil kein Schönes, Wahres, Gutes, kein Schöpferakt mehr gegeben ist. Das zeigt auch der Umstand, daß zeitgleich mit Entstehen des Textes real geworden ist, wovon der Text träumte. Gibson als Schreiber von Texten ist Reflektor der Technologie, lebendes MTV. Mit Kunst, wie sie noch Sterling als Gegenpol zur Wissenschaft aufstellte, hat sein Schreiben nichts zu tun. »Medienkonsumenten können den Output von Medien weiterhin mit Kunst verwechseln«, sagt Friedrich Kittler, »aber nur, weil bei technischen Geräten Design und Schrauben dafür sorgen, daß sie black boxes bleiben. Ihre Deckelhauben sind, schon laut Beschriftung, nur vom Fachmann zu öffnen. Was darunter abläuft, in den Schaltkreisen selber, ist keine Kunst, sondern ihr Ende in einer Datenverarbeitung, die von den Menschen Abschied nimmt.«[18] Bei Maschinen, die sich als ›Menschen‹ mißverstehen, füllen sich die black boxes mit Wünschen und Sehnsüchten nach Glaube und erfülltem Sein. Der Sog hinter dem Bildschirm klinkt sich nicht ein, zieht sie nicht herüber, löst sie nicht auf. Mit den frühen Sprawl-Texten und dem Roman *Neuromancer* ist Gibson der Kurzschluß der

Feedbackschleife gelungen, mit ihnen zeigt sich, wie Selbst-Bewußtsein der Trug blanker Oberfläche ist, ein Trug, den New Age, Mode und Technologen des Cyberspace je neu zum Prinzip erheben. Davon berichten die Super-Hacker und Quanten-Kanonen von Silicon Valley. Gibsons Cyberspace-Literatur ist auf gleicher Höhe. Sie ist ebensowenig Kunst, wie Datencluster Kunst sind, ebensowenig organisch wie fraktale Geometrie. Sie ist als Kunst-Surrogat reine Struktur, die sich auf sich selbst zurückwendet; genau wie *Videodrome*, wo die Sucht nach dem Kitzel des gähnenden, schreckenden Nichts der Wirklichkeit *innerhalb* der fiktiven Fernsehrealität, die Ausbeutung ihres eigenen Surrogats, zum totalen Verlust derselben führt. Sie entspricht der Denk-, Arbeits- und Funktionswelt von morgen, für die bereits heute Architekten den Cyberspace aufsuchen, um nach seiner Maßgabe Kindertagesstätten zu entwerfen, indem sie in der Größe von Kindern mit veränderter Perspektive durch die geplanten Gebäude laufen. Ein ums andere Mal entlarvt sich Denken so als Fiktion einer Maschine ›Mensch‹, die unerbittlich, wie es nur ein Automat kann, zurückweist, bloß ›erdacht‹ zu sein — in einer grandiosen, fortdauernden, gnadenlosen Geste, die herrisch der Bewegung des Schaltkreises folgt.

Copyright © 1990 by Michael Nagula

[1] Vgl. *Berliner Nachtschwärmer* (SFB). Sendung vom 15. April 1990 im ARD: ›Rockmusiknacht in einem Ostberliner Abrißhaus‹.

[2] aus: ›A Nod to the Apocalypse. An Interview with. William Gibson‹, Gesprächspartner: Colin Greenland, in: ›Foundation‹ 36, Sommer 1986.

[3] Das mindert nicht die Bedeutung dieses Magazins — eher erhöht es sie wegen seiner Verbreitung weit über die Grenzen der SF-Leserschaft hinaus unter mode-›bewußten‹ Zeitgeist-Vertretern; so wurde jenes stromlinienförmige Publikum erreicht, von dem die Stories sprechen. Was *Omni* heute und *Burda Moden* in der Nachkriegszeit (interessanterweise die erste westliche Zeitschrift, die Glasnost nach Moskau holte), war die *Zeitung für die elegante Welt*, in der Hoffmanns wegweisendes literarisches Zeugnis ›Die Automate‹ erstmals erschien, für 1814. Nur die Dimension der Rede hat sich in dem weltweiten Informationsnetzwerk, das die Erde heute — um so mehr nach der Integration des Ostens — ist, verändert. Die Rede von der Mensch-Maschine selbst ist gleich geblieben; darauf weist auch die enge Bindung Sterlings an englische Literatur vor allem der viktorianischen Zeit hin, die von den geist/körper-spaltenden Gespenstern der Industrialisierung gezeichnet war. Im Cyberpunk-Kontext findet sie ihren Ausdruck in dem gemeinsam mit Gibson entstandenen ›Steampunk‹-Roman *The Difference Engine*. Mit Foucault gesprochen, ist es die Rede derselben Episteme.

[4] Über die ersten Formulierungsversuche bei der Begriffssuche berichtet Swanwick im Nachtrag zu ›Postmoderne: Neue Strömungen in der Science Fiction‹ (s. Bibliographie deutscher Cyberpunk-Publikationen).

[5] Mark Dery weist — anders als Swanwick (a. a. O.) die Begriffsprägung ›Cyberpunk‹ ausdrücklich Dozois zu (vgl. ›Cyberpunk — Riding the Shockwave with the Toxic Underground‹, *Keyboard*, Mai 1989).

[6] Omniaveritas, ›Die Neue Science Fiction‹ (komplett im vorliegenden Buch).

[7] Kittler: ›Das Phantom unseres Ichs und die Literaturpsychologie: E. T. A, Hoffmann — Freud — Lacan‹ (S. 140), in: Kittler/Turk (Hrsg.), *Urszenen*, Frankfurt/M. 1977.

[8] ›Mainstream‹ ist ein Begriff, der gern von SF-Theoretikern benutzt wird, um zwischen den Topoi ihres Genres und jedweder anderen Literatur zu unterscheiden; Mainstream (›Hauptströmung‹): das Andere, Größere, Fremde, Bedrohende, Auszugrenzende.

[9] Sterlings ›Vorwort‹ zu *Mirror Shades*.

[10] *Aspekte* vom 30. März 1990. Bericht: ›Virtual Reality‹. Autorin: Marianne Trench.

[11] Definition nach Marianne Trench.

[12] Auftakt zu ›Pretty Boy Crossover‹ im vorliegenden Buch.

[13] Trenchs Aspekte-Bericht.

[14] vgl. Heley, ›Cyberspace‹, im WIENER Nr. 4/90.

[15] s. Learys Aufsatz im vorliegenden Buch.

[16] vgl. ›Cyberspace‹, a. a. O.

[17] vgl. ›Cyberspace‹, a. a. O.

[18] ›Fiktion und Simulation‹, in: Ars Electronica (Hrsg.), *Philosophien der neuen Technologie*, S. 57 f., Berlin 1989.

Ist Cyberpunk eine gute oder eine schlechte Sache?

Ist er eine authentische Kategorie oder bezieht er sich auf nichts Substantielles?

Da sie mitten in sich entwickelnden, gesellschaftlich begründeten Schreibdiskursen auftauchen, da sie einen gewissen Betrag an polemischer Rhetorik auf sich ziehen, sind solche Fragen immer eine Sache des Kontextes. Und um mit ihnen irgendwie voranzukommen, ist es erforderlich, über den SF-Kontext *per se* zu reden: d. h. die SF-Leserschaft.

Sich ausdehnend, amorph, mit nie wirklich festgelegten Grenzen, kann man die SF-Leserschaft immer noch als eine Gruppe von grob geschätzt fünfzig- bis hundertfünfzigtausend Menschen charakterisieren, die regelmäßig Science Fiction lesen, die ungefähr zwischen einem SF-Buch pro Monat bis fünf SF-Büchern pro Woche lesen, die in Buchläden gehen und sich aufs Geratewohl SF-Bücher aus den Regalen greifen, die dann einige davon kaufen und die aktiv nach Büchern suchen, die sie noch nicht gelesen haben, die, während sie nun nach Werken eines bestimmten Typs suchen, immer noch eine gewisse Menge Energie dafür aufbringen, ›etwas anderes‹ ausfindig zu machen als das, was sie letzte Woche, letzten Monat, letztes Jahr gelesen haben. Die Dikta der Kritik spielen eine bemerkenswert geringe Rolle bei diesem Kaufprozeß — sicher eine weit geringere, als sie sie beim Kaufprozeß der Leserschaft allgemeiner Literatur des Landes spielen, wo man ruhig sagen kann, daß fast niemand je ein Buch mit Fiction von einem Regal im Buchladen erwirbt, ohne zuvor *irgend etwas* darüber gelesen oder gehört zu haben.

Durch SF-Magazine, durch Myriarden von Anthologie-Einleitungen, Klappentext-Material, Artikel in den Periodika der allgemeinen Leserschaft und ähnliches, Werbung mit Hugo- und Nebula-Preisen und die begleitenden Erklärungen und Essays müssen SF-Leser eine gewisse

Menge an Information über die SF-Welt in sich aufnehmen. Doch ihre wesentlichen Informationen über SF entstammen ihrer Lektüre.

Es gibt noch eine erheblich kleinere Gruppe von Lesern unter diesen allgemeinen Lesern, deren Anzahl man auf ungefähr fünf- bis zehntausend geschätzt hat und die das aktive SF-Fandom ausmachen: Sie publizieren Magazine; sie tauschen sich mit Autoren und Redakteuren aus; sie korrespondieren miteinander, und sie verbreiten ihre eigenen ungeheuren Mengen an Informationen über die SF-Welt. Das Fandom ist einer der Gründe dafür, warum die größere SF-Leserschaft wahrscheinlich so viele Informationen besitzt, wie sie besitzt — auch wenn diese allgemeineren Leser keine aktiven Fans sind.

In diesen Kontext führen wir die Idee des Cyberpunk ein: eine neue und interessante Gruppe von SF-Autoren, die etwas aktuell und nachdrücklich tut.

Nun, im Kontext des Fandoms und dem der allgemeineren SF-Leserschaft ist Cyberpunk drei Jahre lang ein aufregendes Phänomen gewesen.

Auf der Ebene des Fandoms hat er eine Menge aufregender Spekulationen und Argumente hervorgebracht, die viele von uns zu verschiedenen Nuancen eines schreiberischen Tonfalls ermunterte; er veranlaßte uns, neue mögliche Beziehungen zwischen Science Fiction und der Welt zu betrachten; und er rückte eine reale und wichtige Haltung gegenüber Technologie in den Vordergrund, die ebenso von Betäubung wie von Bequemlichkeit und Zugänglichkeit zeugte. Die Helden der Arbeiterklasse, der straßenerfahrene Zynismus seiner Haupt- und Nebendarsteller, die Fülle von Mini-Technologien, die einige der Punkte waren, wo Cyberpunk der Welt, wie sie ist, entsprach, machen SF — sowohl Cyberpunk als auch Nicht-Cyberpunk — für einen beträchtlichen (nicht großen, aber beträchtlichen) Teil der Leserschaft interessant.

Es gab eine Menge Kritik. Es gab eine Menge Argumente, dafür und dagegen. Männliche Kritiker — stets beunruhigt über Vaterschaft — deuteten auf Ursprünge links und rechts. Feministische Kritiker (am bemerkenswertesten Jeanne Gomoll) verwiesen auf die stillschweigende und nicht anerkannte Verwendung explosiver feministischer SF der letzten zehn Jahre durch die Cyberpunks. Das alles brachte einen gescheiten und informativen Dialog hervor, der seine Lichtblitze und seinen Schimmer über den gesamten SF-Bereich verbreitete.

Gleichzeitig gab es innerhalb des SF-Bereichs wenig oder gar keinen *Widerstand* gegen Cyberpunk.

Gibsons erster Roman, der typische Cyberpunk *Neuromancer*, bekam sowohl den Hugo als auch den Nebula: Das bedeutet nahezu völlige Akzeptanz durch die Autoren (der Nebula) und die Leser (der Hugo) auf unserem Gebiet.

Und es gab keine Redakteure, die sagten: »Ich weigere mich, irgend etwas zu veröffentlichen, das auch nur wie eine Cyberpunk-Story oder ein -Roman *aussieht*.« Es gab keine Leser, die sagten: »Ich will nur Cyberpunk-SF lesen, und alles andere hat für mich keinen Wert.«

Und warum hätte es auch irgendwelchen Widerstand dagegen geben sollen? (Polemik, Kritik und Streit sind kein Widerstand: wie Polemik, Kritik und Streit *aufgenommen* werden, begründet Widerstand.) Es hat jeden angetörnt — vom Feministen bis zum *Analog*-Fanatiker[1]. Wenn ich sage, es hat sie angetörnt, meine ich keinen Augenblick lang, daß es allen *gefiel!* Ich meine, es brachte jeden dazu, seine Position zu artikulieren, neuen Zugang zu gegenwärtigen Praktiken zu gewinnen, die Tradition zu überprüfen und zu sagen, welchen Eindruck er oder sie von der Welt, dem Schreiben im allgemeinen und der SF im besonderen hat.

Meines Erachtens nach ist das eine gute Sache.

Doch nun lösen wir den Cyberpunk einmal aus dem Kontext der SF-Leserschaft mit seinen populären Kommunikationswegen und seiner Tradition des polemischen Austauschs und befördern ihn auf die Seiten (und zur Leserschaft) des, sagen wir, *Rolling Stone*.

Hier, denke ich, wird Cyberpunk zu etwas zwischen einer Katastrophe und einer simplen Idiotie.

So ziemlich das einzige, was diese Autoren eines allgemeinen Publikums über eine solche SF-Bewegung zu sagen haben (wir erlebten es damals bei der New Wave, und ich bin sicher, wir werden es wieder erleben, wenn das nächstemal eine interessante und aufregende Bewegung in der SF daherkommt), ist: »Science Fiction war bis jetzt langweilig, schäbig und dumm, und keiner mit ein bißchen Grips hätte sich je dazu verleiten lassen, solches Zeug zu lesen. Aber heute haben wir Cyberpunk. Lies es, und du wirst all die Antworten, all den Spaß haben, und du wirst überhaupt nicht mehr über SciFi nachdenken müssen. Du wirst alles bekommen haben, was man bekommen kann. Also zieh los und schaff dich drauf!«

Vielleicht gab es zweihundertfünfzig *Rolling Stone*-Leser, die, bisher völlig unvertraut mit SF, tatsächlich loszogen, um sich ›draufzuschaffen‹. Und wenn sie zufällig nach *Neuromancer* griffen, fanden sie einen Roman, der extrem kalt, äußerst manieriert und schwer zu lesen war — weil er fast keine Zugeständnisse an die Empfindsamkeit machte. Ich möchte jedoch annehmen, daß es wenigstens zweitausendfünfhundert Leser — eine zehnmal so hohe Anzahl — gab, die das, was sie lasen, einfach als Zeugnisse eines übersprudelnden Geistes erkannten. Ich hoffe, sie dachten: »Mmmm, Cyberpunk ... Tja, nun weiß ich, daß er existiert; aber es ist ziemlich sicher, daß ich aus diesem Artikel nicht viel darüber *erfahren* habe.« Wenn ein paar davon ihre Ohren für andere Erwähnungen von Cyberpunk offenhielten, stimmten sie sich vielleicht, wenn sie Glück hatten, allmählich auf einen Teil des wirklichen Dialogs, der unter der informierten Leserschaft stattfand, ein — und könnten dabei ein bißchen was über SF gelernt haben.

Also ist selbst das wahrscheinlich eine gute Sache.

Was den Rest betrifft, ist das einzige, was man über die *Rolling Stone*-›Behandlung‹ des Cyberpunk sagen kann; es ist ein Segen, daß sich die meisten Leute nicht länger als neun Sekunden, nachdem sie ihn beendet und den nächsten begonnen haben, an einen *Rolling Stone*-Artikel erinnern können.

Gibson ist über den Begriff ›Cyberpunk‹, seines eingebauten Spielraums für Mißbrauch wegen, hergezogen — und ich pflichte ihm da bei. Ich möchte nur darauf hinweisen, daß, je weiter man sich von den stabilisierenden Faktoren, die von einer informierten und artikulierten Leserschaft ausgehen, entfernt, desto größer der Spielraum wird. Umgekehrt braucht man sich, solange man eine solche Leserschaft hat, nicht allzu viele Sorgen über begrifflichen Mißbrauch zu machen.

Während des Wintersemesters ’87 hielt ich am Institut für Humanwissenschaften der Cornell University ein Seminar ab, größtenteils über Gibsons Werk — hie und da mit ein wenig Hilfe von Lacan. Wir nahmen seine zwei veröffentlichten Romane *Neuromancer* und *Count Zero* und seine Kurzgeschichtensammlung *Burning Chrome* und lasen sie vor dem Hintergrund von John Varleys Kurzgeschichten ›The Persistance of Vision‹, ›Picnic on Nearside‹ und ›Blue Champagne‹.[2]

Varley war der letzte Autor, der — unter der informierten SF-Leserschaft — etwas schuf, das der Erregung, die sich um Cyberpunk im allgemeinen

und Gibson im speziellen gesammelt hatte, auch nur nahegekommen wäre. Außerdem untersuchten wir eine Zelazny-Story — ›He Who Shapes‹[3] — aus den Sechzigern. Zelazny war damals ein Autor, der diese Leserschaft bei seinem Erscheinen auf dem SF-Gebiet auf ganz ähnliche Weise in Aufregung versetzte.

Die formalen Parallelen zwischen ihren Texten waren zahllos.

Alle drei Autoren postulieren eine normale Welt — eine wiedererkennbare Zukunft — und dann einen alternativen Raum, manchmal größtenteils mental, aber stets materiell manifest, der neben der realen Welt liegt und in dem Sprache zu einem außergewöhnlich lyrischen Niveau erhoben ist. Bei allen drei Autoren werden Konflikte, die im gewöhnlichen Raum beginnen, in diesem sprachlich verstärkten Pararaum gelöst.

Gleichzeitig sind die Unterschiede der Standpunkte zwischen den dreien erstaunlich.

Zelaznys Welt ist elegant, gehört der Mittelschicht an, zeigt sich zufrieden mit ihrer Bandbreite von Geschichte, Wissenschaft und Mythologie. In seiner Welt gibt es irgendwo einen Wurm, der nagt und nagt. Aber sein Ursprung und sein Ergebnis sind beide undurchsichtig. Der Bruch existiert als eine Art unvermeidlichen Spiels in der sozialen Struktur, dem man einfach nicht entgehen kann. Bei Zelazny ist der Bruch der Stoff der Tragödie.

Zelaznys Frauen sind sehr stark das ewig Weibliche, hie und da ein wenig mit der traditionellen Breite und Geschlossenheit versehen, die das Genreschreiben seinen Frauengestalten immer verliehen hat.

Varleys Frauen — und die Einstellung seiner Männer ihnen gegenüber — wären ohne die Werke von Russ sicher und von LeGuin wahrscheinlich unvorstellbar (und vermutlich unlesbar). (Sicher erfüllt das gleiche Verhältnis von realem Raum und Pararaum auch Russ' *And Chaos Died* und *The Female Man*[4] — und es erfüllt sie auf einem Niveau, das reicher an Bedeutung ist als jeder der drei männlichen Autoren, die wir hier zufällig verhandeln. Sie ist einfach eine *bessere* Autorin als jeder einzelne dieser Männer!)

Varleys Welt ist großzügig, unterstützend, mütterlich. In ihr ist Geschichte gänzlich banalisiert und existiert als nebelhafteste Spuren verschiedener kultureller Ikonen: ein Aufzuchtssumpf namens Beatnik Bayou, eine Sekte namens die Barbees, eine Bank namens Archimedes Trust Association, eine Stadt namens Venusburg — eine literarische

Bewegung, Plastikkinderspielzeug, ein griechischer Wissenschaftler und Wagners *Tannhäuser*, alle auf einzelne, dem Andenken dienende Spuren reduziert. Varleys Welt ist voll eindringlichen künstlerischen Engagements (für neue und unwahrscheinliche Künste wie die Wetterbildhauerei) — obwohl Religion, wenn sie auftaucht, für diesen Autor, dessen grundsätzliche Haltung die eines unbekümmerten Atheisten zu sein scheint, immer ein Problem darstellt. Er ist komisch, sentimental, gewinnend. Und sein ›großes Thema‹ sind offenbar die Möglichkeiten der Prothese über die gesamte Bandbreite der menschlichen Beschaffenheit. Nur das kleinste bißchen von Varleys Biographie zu kennen, heißt, die höchst wahrscheinlichen Ursprünge dieses schreiberischen Interesses zu sehen. Aber sie vereint seine Geschichten auch mit einer ganzen Bandbreite von Spekulationen außerhalb der Science Fiction-Grenzen, am bemerkenswertesten wohl, unter anderem, mit Donna Haraways Untersuchung des ›Cyborgs‹ als zwingende postmoderne Metapher für die feministische Forschung.

Verglichen mit Varleys Welt ist die Gibsons rauh, verarmt und grausam. Mit Zelazny, Russ und Varley teilt er eine rein verbale Eleganz — und schreiberisch (wenn auch noch nicht denkerisch) stellt er LeGuin in den Schatten. Seine Figur Molly Million, die seine energischste Kurzgeschichte ›Johnny Mnemonic‹ ebenso wie den Roman *Neuromancer* antreibt, ist eine Nachdichtung von — oder genauer eine Hommage an — Russ' Jael, der grausamsten Figur aus *The Female Man*: sowohl Jael als auch Molly kleiden sich in Schwarz. Beide haben einziehbare Klauen. Beide haben ihren Spaß am Sex mit Männern. Bei beiden sieht man etwas Besorgniserregendes, wenn man ihnen direkt in die Augen blickt — obwohl bei Gibson die Ironie darin besteht, daß diese Augen durch Spiegel ersetzt sind ... In Gibsons Welt tritt Geschichte noch weniger in Erscheinung als in Varleys. Japanoiserie der modernsten und grellsten Art grüßt uns an jeder Straßenecke. (Ich wollte ein Buch schreiben, sagt Gibson, in dem Amerika nicht einmal erwähnt wird. Die wirkliche Leistung ist, daß er es getan hat — *und* der Leser es sogar kaum bemerkt, weil soviel anderes geschieht!) Wenn wir uns in Gibsons Pararaum begeben — das faszinierende Konstrukt Cyberspace —, sehen wir eine Informationsmappe der ökonomisch begründeten Welt der Daten und Dokumentation: sicher nicht Geschichte, sondern der materielle Fallout der Geschichte. Kein Wunder, daß Gibsons unzufriedene, entfremdete junge Protagonisten dort bleiben und dort sterben

möchten. Es ist der einzige Punkt, von dem aus die Welt irgendeinen Sinn ergibt! Religion poltert bei Gibson überall herum, gleich unter der Oberfläche des Textes: Der Cyberspace wird von Geschöpfen heimgesucht, die nur einen Schritt von Göttlichkeit entfernt sind. Und religiöse Parallelen beginnen durch seine Plots zu poltern, fast überall, wohin wir uns wenden. Die harten Kanten von Gibsons dehumanisierten Technologien verbergen einen innewohnenden Mystizismus...

Der Punkt ist natürlich der, daß diese Unterschiede und Ähnlichkeiten — formal und ihrer Haltung nach — den Werken dieser Autoren ihre Bedeutung geben. Und ein anspruchsvoller Blick auf ihre Texte führt einen sofort zu weiteren SF-Autoren. Die informierte SF-Leserschaft kann diese Bedeutung wahrnehmen, weil sie mit der informativen Bandbreite vertraut ist. Zu dieser Bandbreite von Bedeutungen noch den Unterschied hinzuzufügen, daß Gibsons Werk Cyberpunk ist, sagt etwas — nicht sehr viel ... aber etwas.

Cyberpunk ist das gegenwärtige SF-Schaffen, das nicht der Mittelschicht angehört, nicht mit der Geschichte zufrieden, nicht tragisch, nicht tröstlich, nicht mütterlich, nicht unbekümmert ist ... Aber nur als Negativum — und als Negativum, das außerhalb der vergangenen Tradition und des jetzigen Kontextes der SF bedeutungslos ist — kann ›Cyberpunk‹ Bedeutung haben.

Sobald es sich zu eng an irgendeine Art von Positivität hängt, schwindet seine Bedeutung. Einfach zu sagen: »Dies ist Cyberpunk«, und nichts anderes zu sagen, heißt — eigentlich — weniger als nichts zu sagen. Und das ist die Gefahr — wieder eine Sache des Kontextes.

Worauf das hinausläuft, ist dies: Ich kann eine ernsthafte Diskussion über Cyberpunk mit jemandem führen, dem ich sagen kann: ›Weißt du, die reinste Cyberpunk-Story ist eigentlich Connie Willis' ›All My Darling Daughters‹‹[5], und diese Person wird lachen und sich des Scherzes und seiner Ironie bewußt sein.

Aber wenn ich dieser Person erst erklären muß, daß Connie Willis, eine außergewöhnlich talentierte SF-Autorin, im allgemeinen als Antipode zum Cyberpunk betrachtet wird[6] und daß gerade diese fragliche Story ein halbes Dutzend Jahre, bevor die Cyberpunk-Bewegung einsetzte, geschrieben wurde, dann muß zuviel Basisarbeit geleistet werden. Sicher mag es das wert sein, diese Basisarbeit zu leisten. Aber kenntnisreiche und anspruchsvolle Diskussionen mit einem solchen Leser werden noch eine Weile warten müssen.

Im Rahmen des SF-Diskurses ist ›Cyberpunk‹ eigentlich in etwa der gleichen Position, wie sie ›Dekonstruktion‹ im zeitgenössischen Diskurs der Literaturkritik einnimmt. Unter den fünf- oder zehntausend Männern und Frauen, viele von ihnen Professoren und noch mehr von ihnen graduierte Studenten, für die die Probleme der Literaturkritik von tiefer und drängender Sorge sind und die die Energie und das Interesse aufbringen, die Hunderte und Aberhunderte von Lektürestunden zu investieren, die erforderlich sind, den verschiedenen Dialogen über Althusserschen Marxismus, Saussuresche Sprachwissenschaft, russischen Formalismus, strukturale Anthropologie, poststrukturale Kritik des Strukturalismus, Foucaultsche Archäologie, Barthessche Semiologie, Lacansche Psychoanalyse, Kristevaschen und Irigarayschen Feminismus und Sprechakttheorie sowie die Diskussionen darüber zu verfolgen, die den Kontext bilden, in dem Dekonstruktion bedeutungsvoll ist, besteht kein Zweifel darüber, daß Dekonstruktion ein lebendiges und erhellendes Diskussionsthema ist. Es zeitigte brillante polemische Artikulationen, sowohl kontra als auch pro, von Lentrichia und Said bis zu Johnson und de Man. Aber befördere sie aus diesem Kontext hinaus ins *Time Magazine* oder *The Village Voice*, und ein brillanter Denker und Autor wie Derrida wird zum ›nihilistischen Philosophen‹, und ein großartiger Sozial- und Literaturkritiker wie Fredric Jameson wird als ›hochtrabender Schwätzer‹ abgetan. Das ist traurig und peinlich. Ich kann sagen, daß ›Dekonstruktion‹ ein Synonym für ›Analyse‹ ist, und weiß, daß ich völlig recht habe. Ich kann des weiteren sagen, daß sie qua Übereinkunft eine Analyse der Elemente in einem Text meint, die die leicht zugänglichen Bedeutungen des Textes subvertieren, wichtige Elemente darin als völlig unbestimmbar offenbaren und auf diese Weise den Text nachdrücklich unbeherrschbar machen.

Aber an diesem Punkt hätte jeder, der nicht zwei oder drei besonders starke dekonstruktive Essays (sagen wir Derridas ›Plato's Pharmacy‹, de Mans ›Reading (Proust)‹[7] oder Johnsons ›Melville First: The Execution of *Billy Budd*‹) gelesen — und Spaß daran gefunden! — hat, jedes Recht, zu sagen: »Na und?« Ich könnte, in dem Wissen, etwas viel Wichtigeres zu sagen, behaupten, daß Dekonstruktion eine der stärksten Arten der Textanalyse ist, um die Vorurteile und Fallgruben von Themen zu vermeiden — doch das ist eine Aussage, die nur denen zugänglich ist, die bereits mit dem Kontext vertraut sind. Für die meisten von uns würde an

diesem Punkt das ›Na und?‹ nur lauter, verwirrter und aggressiver werden, mit einem hinzugefügten: »Und *wovon* sprichst du?«

Die Redeweise des ›Wovon-sprichst-du-*eigentlich?*‹ ist, auf welchem Gebiet auch immer, nur die spießbürgerliche Variante der ›Immer-schon‹-Redeweise des Poststrukturalismus.

Dem können wir nur die Texte und die Lektürefreuden entgegenhalten, die sie bieten — ob es Dekonstruktion ist oder Cyberpunk. In beiden Fällen ist es der Kontext, der die einzelnen Beispiele mit Bedeutung erfüllt, die viel wichtiger ist als die einzelnen Beispiele selbst (eine Aussage, die natürlich nicht völlig korrekt ist, weil die einzelnen Beispiele den Kontext erschaffen und die Macht haben, ihn zu verändern. Aber lassen wir es so stehen): Der einzige Weg, diesen Kontext zu erwerben, besteht darin, sich vielen, vielen Einzeltexten auszusetzen. Das bedeutet — leider — Arbeit. Aber Arbeit ist nicht das, wozu *Rolling Stone*, *Time Magazine* oder *The Village Voice* ihre Leser ermutigen wollen ... was vermutlich der Grund dafür ist, warum es Symposien wie dieses hier gibt.

Originaltitel: ›Is Cyberpunk a Good Thing or a Bad Thing?‹
Copyright © 1988 by Samuel R. Delany
(erstmals erschienen in ›Mississippi Review‹ 47/48,
Volume 16, Numbers 2 & 3;
University of Southern Mississippi, Hattiesberg, 1988);
mit freundlicher Genehmigung des Autors
und der Agentur Fritz, Zürich
Copyright © 1990 der deutschen Übersetzung
by Wilhelm Heyne Verlag, München
Aus dem Amerikanischen übersetzt
und mit Anmerkungen versehen von Michael Nagula

[1] *Analog* (früher *Astounding Stories*) — amerikanisches SF-Magazin seit Januar 1930; legt das Hauptgewicht seiner Beiträge auf Wissenschaft und Technik.

[2] dt. ›Die Trägheit des Auges‹ in: Manfred Kluge (Hrsg.), DIE TRÄGHEIT DES AUGES, The Magazine of Fantasy & Science Fiction 53, Heyne-Tb 06/3659, München 1979, bzw. in: John Varley, VORAUSSICHTEN, Goldmann-Tb 23381, München 1981; dt. ›Picknick mit Aussicht auf die Erde‹ in: Peter Wilfert (Hrsg.), PILGER DURCH RAUM UND ZEIT, Goldmann-Tb 23401, München 1982; ›Blue Champagne‹ ist auf deutsch bisher nicht erschienen. — Vgl. Spinrads Ausführungen zu ›The Persistance of Vision‹ u.a.m. von Varley in seinem Artikel ›Dreams of Space‹ (dt. Nachwort zu Swanwicks *Vakuumblumen*).

[3] dt. ›Der Former‹ in: Damon Knight (Hrsg.), COMPUTER STREITEN NICHT (mehrere Ausgaben, zuletzt Heyne-Tb 06/3360, München 1973), bzw. in: Wolfgang Jeschke (Hrsg.), HEYNE SCIENCE FICTION JAHRESBAND 1981, Heyne-Tb 06/3790, München 1981.

[4] dt. ALS DAS CHAOS STARB, Bastei-Taschenbuch 21059, Bergisch Gladbach 1974; dt. PLANET DER FRAUEN, Knaur-Taschenbuch 709, München 1978.

[5] dt. ›Alle meine geliebten Töchter‹ in: Connie Willis, BRANDWACHE, Sammlung Luchterhand 660, Darmstadt 1987.

[6] vgl. Swanwicks Essay ›Postmoderne: Neue Strömungen in der Science Fiction‹ in W. Jeschkes *Das Science Fiction Jahr* #3 (bes. S. 50ff.).

[7] dt. ›Lesen (*Proust*)‹ in: Paul de Man, ALLEGORIEN DES LESENS, edition suhrkamp 1357, Frankfurt 1988.

Cyberpunk - Mit dem toxischen Underground die Schockwelle reiten

Cyberpunk — das sind Computertränen und Maschinenträume. Das ist ein blinkender Cursor, der sich in den Gläsern einer Sonnenbrille spiegelt; ein im Reißverschluß einer schwarzen Lederjacke eingeklemmter Wulst geclonten Fleisches; eine Synthesizerstimme, die dem genmanipulierten Fötus in seiner Retorte ein Wiegenlied singt. Das ist das Klicken der Diskettenlaufwerke, das Schliefen geölter Kolben, das Schaben der Plastikhaut zweier sich liebender Roboter. Alex, wie er zwischen all den finster dreinblickenden Beethovens und den blutigen Gesichtern in Anthony Burgess' *Clockwork Orange* seine Pirouetten dreht, ist Cyberpunk. Und die Motorradfahrer mit dem Irokesenschnitt in *Road Warrior* sind es, die ›für einen Tank voll Sprit einen Krieg riskieren‹; und die Menschenjägermaschine im *Terminator* und der wiederbelebte Mann des Gesetzes in *RoboCop*.

So hart wie der Stahl, aus dem man Gewehre macht, und so scharf wie ein Laserskalpell: die Cyberpunk-Ästhetik mag zu unserer Zeit passen — immer mehr Musiker scheinen von ihr begeistert zu sein. Dancefloor-Favoriten wie Skinny Puppy, Manufacture, Severed Heads, Ministry und Jim Thirlwell verwenden gefilterte Darth-Vader-Stimmen und ›zufällig‹ im Radio oder Fernsehen mitgeschnittene Dialogfetzen, um Orwellsche Gewalt und die Desorientierung und Abstumpfung durch das Medienbombardement anzudeuten — nicht zu vergessen den kultursoziologischen Begriff der ›Informationsangst‹: die Kluft, die sich zusehends zwischen dem auftut, was wir wissen, und dem, was wir glauben, wissen zu müssen. Mülltonnen-Ästhetik, verzerrte Schlagzeug-Samples, Rap und Speed Metal und der kantige Produktionsstil, der wie Zähneknirschen klingt und die Anzeigen am Mischpult in den roten Bereich treibt: Dies alles verbindet sich zu einem bezeichnenden Ausdruck des herrschenden Zeitgeistes.

Die Musik dieses sogenannten Zeitgeistes ist das Fiepen und Ziepen, das raffiniert zwischen Computerspielen und Disco-Synthesizern changiert; ein Orchestrion, das sich einen Spaß daraus macht, auf die morschen Mauern der europäischen E-Musik einzudreschen und sich unter scheppernden Dissonanzen und Geräuschen aus der Autowerkstatt vor der Tradition der *Industrial Music* verneigt, für die Namen stehen wie Test Departement, SPK, Einstürzende Neubauten, Cabaret Voltaire und Z'ev. So klingt die Musik von *Road Warrior*, ein Flickwerk aus den akustischen Lumpen dieser Gesellschaft. Die dahinter stehende Geisteshaltung stammt zu einem guten Teil aus der Welt von Film und Video und hat wenig mit konventioneller Musik zu tun. Das ist die Zukunft — die bereits begonnen hat.

Ein Echo von Cyberpunk kann man auch außerhalb von Tanzclubs hören, etwa in der Musik von Rhythm & Noise oder Human Head Transplant, wo verstümmelte Akkorde, gedämpfte Klangeffekte und Stimmen aus halb erinnerten Träumen über digitalen Rhythmen schweben, die rasseln und zirpen wie Grillen aus rostfreiem Stahl. Dieser Widerhall taucht auf in den dröhnenden Klangkanonaden und wummernden Lärmbrechern des Performance-Künstlers Matt Heckert und seines ›Roboterorchesters‹ sowie im Scheppern und Klappern des Comfort Control Systems von David Therrien. Elliott Sharps Kompositionen für akustische und digitale Keyboards, deren Rhythmen von Amphetamin vibrieren und deren Melodien sich wie Stacheldraht ins Herz bohren, können auch als Cyberpunk durchgehen. Das gilt auch für das Baudrillard-trifft-auf-Bonham-Gedröhn von MIDI-Drummer David Linton zu. James Lo und Konrad Kinard benutzen beschädigte Bandschleifen und fehlerhafte CDs, die sie mit Baß und Schlagzeug begleiten, um vercyberpunkte Songs zu schaffen, die torkeln wie der sterbende Android in *Blade Runner*. Und Cyberpunk findet sich auch ansatzweise in G. X. Jupitter-Larsens ›zerstörter‹ Musik, eine an Stockhausen erinnernde Collage aus lodernden Flammen, reißendem Papier, ächzendem Metall und dem ohrenbetäubenden weißen Rauschen aus Fernsehapparaten.

Bis zu einem gewissen Grad stellt Cyberpunk den Versuch der Musiker dar, die jüngsten technischen Entwicklungen zu bewältigen. Mehr noch, er ist ein psychologisches Bollwerk gegen die alles umstürzenden Veränderungen, die da kommen werden, die eingeleitet wurden durch die Fortschritte auf den Gebieten der Mikrotechnologie, der Schnittstelle

Mensch—Maschine, der Gentechnologie und der Nanotechnologie. Die Technologien werden weicher, intelligenter und erotischer. Die Menschen werden härter, abgestumpfter und — im Zeitalter von AIDS — zunehmend asexuell. Der Tag, an dem wir Technologie nicht mehr nur benutzen, sondern selber sind, ist möglicherweise nicht mehr allzu fern.

* * *

Das Wort ›Cyberpunk‹ wurde von dem Science Fiction-Herausgeber Gardner Dozois geprägt, um die raffinierte Maschinen-Prosa William Gibsons zu beschreiben.

Gibsons *Neuromancer* ist eine knallharte, getunete Geschichte über Computer-Cowboys und Industriespionage, die in einer hoffnungslos zerstörten Welt spielt, die von japanischen Monolithen regiert wird. Designerdrogenfreaks, Gentechnologen und der Abschaum der Gosse kämpfen um das Überleben unter einem Himmel, »der die Farbe eines Fernsehers hat, der auf einen toten Kanal eingestellt ist«. Case, der Antiheld, ist ein durch Operation veränderter Hacker, der sich direkt in seinen Computer und damit in eine dreidimensionale und von allen geteilte Halluzination einklinken kann, die unter dem Namen ›Cyberspace‹ firmiert, ein von Datenzusammenballungen und -konstellationen übersäter, geistiger Kosmos.

Gibsons düstere Vision der nahen Zukunft traf die SF-Welt wie eine Supernova. Ihr Erfolg und die anschließende Veröffentlichung von *Mirrorshades: The Cyberpunk Anthology*[1] im Jahre 1986 führte zu einer neuen Bewegung.

Natürlich ist Cyberpunk nicht über Nacht entstanden, so wie etwa Athene der Stirn des Zeus' entsprang. Wie die meisten literarischen Bewegungen ist Cyberpunk tief in der Vergangenheit verwurzelt. Das Besondere an Cyberpunk sind seine außerliterarischen Einflüsse wie etwa die harschen Klassiker der schwarzen Serie, die Italo-Western, Max Headroom, MTV und vor allem der gute alte Schweine-Rock.

Daß Cyberpunk der Popmusik viel verdankt, wird klar in John Shirleys Geschichte *City Come A-Walkin'*, die dem Leser mit dem Arsch ins Gesicht springt wie ein Skinhead beim Slam-dancing. Seine neueren Arbeiten *Eclipse*, *Eclipse Penumbra* und *Eclipse Corona* erinnern mit ihrer irren Energie an Iggy Pop, MC5 und Sex Pistols. Von einem Zufall kann hier

keine Rede sein, denkt man an Shirleys Zusammenarbeit mit Gruppen wie Obsession und Leather Smile.

Die Musik liefert auch für Gibson Bezugspunkte. Er nannte einen seiner Outlaw-Hacker in *Neuromancer* nach dem Protopunk-Gitarristen Robert Quine und seine gentechnologisch entworfenen Menschen Meat Puppets — nach der gleichnamigen Band. »Während ich an *Neuromancer* arbeitete, hörte ich Velvet Underground, Joy Division, sogar Springsteens *Nebraska*«, erinnert sich Gibson. »Die Musik gab mir Mut. Diese Musik, die von einer ganz bestimmten Welt handelte und die radikal genug war, um es möglich erscheinen zu lassen, etwas in dieser Richtung zu schreiben. Es gibt eine Menge bewußter Anspielungen auf Lou Reed. Casas Freundin, Linda Lee, ist eine Anleihe von dem Lou-Reed-Song ›Cool It Down‹. In dem Buch kommt eine Bar vor, die Gentleman Looser heißt, der Name stammt aus einem frühen Steely-Dan-Song. *Neuromancer* quillt über von solchen Anspielungen und Anleihen. Ich wollte auch gar kein ›Buch‹ schreiben, mir ging es um ein Pop-Artefakt.«

Zwar wurde der Neologismus Cyberpunk in die Welt gesetzt, um ein Science Fiction-Subgenre der achtziger Jahre zu benennen, die dahinterstehende Haltung aber gab es in der Rockmusik bereits seit 1965, als Velvet Underground gegründet wurde. David Bowie als Ziggy Stardust, Gary Numan in seinen Flash-Gordon-Overalls. Kraftwerk mit ihrem stampfenden, nordischen Roboter-Pop und Laurie Anderson mit ihren cool intonierten Oden an einen allumfassenden Superstaat sind in gewisser Weise Cyberpunk.

Elliott Sharp: »Die Haltung in Gibsons Romanen und Kurzgeschichten kommt zum großen Teil von der Rockmusik. — *Mona Lisa Overdrive* basiert auf Survival Research Laboratories [eine Performance-Gruppe, die mit Maschinen arbeitet], die, auch wenn sie keine Rockgruppe sind, ziemlich ähnlich funktionieren. *Neuromancer* schließlich ist beeinflußt von dem Film *Blade Runner*, der wiederum eine Mixtur aus Werken Philip K. Dicks und William S. Burroughs ist. Es wird synergistisch.«

William S. Burroughs: »Die Medien Musik und Schreiben sind letztendlich keine getrennten Kunstgattungen mehr. Jeder Song-Text ist schließlich eine Art Schriftstellerei in der Musik. Und dann kann man natürlich jede Wortansammlung oder Prosapassage als Song sehen. Die Unterscheidung zwischen den Gattungen erscheint also von vornherein

recht willkürlich. Mir kommt es so vor, als ob diese Trennung bröckelt und daß es nur gut ist, wenn sie verschwindet.«

Die Außenwelt von innen gesehen

Trotz seiner radikalen Ästhetik wird Cyberpunk nicht ausschließlich von experimentierfreudigen Wilden und Techno-Anarchisten beackert. Je mehr die Welt auf den beunruhigenden Horizont zusteuert, den ihr die Visionäre unter den Autoren vorhersagten, um so mehr konservative Spieler schließen sich an. Dadurch ändert sich der allgemeine Begriff von ›Mainstream‹. Ein solcher Künstler ist der Studiomusiker und Lyriker Rob Hardin.

Hardin — er stammt aus einer Lehrerfamilie (Musik und Englisch) — ist ein fingerfertiger Keyboardspieler und ein Komponist mit den geistigen Fähigkeiten einer RAM-Disk, der klangvolle Sätze mit der Geschwindigkeit eines Macintosh absondert. Er lernte das Schreiben bei dem Lyriker und Romancier Dennis Cooper und das Klavierspielen bei Bartók-Protegé Béla Nagy. Er spielte mit dem New Yorker Avantgarde-Gitarristen Bond Bergland bei den Saqqari Dogs und mit John Shirley bei Obsession. Er ist auf Billy Squiers demnächst erscheinendem Album zu hören »mit Dingen, für die [der Keyboardspieler Squiers] Allen St. Johns nicht der geeignete Mann gewesen wäre«. Wenn er nicht gerade im Studio arbeitet oder Kammermusik komponiert, ist Hardin bei Sänger Phil Balzano und Gitarrist Tristan Azakian von den Pitch Black zu finden, die er gründete.

Hardin: »John Shirley traf ich mit zwölf, bei der Vorführung von Fritz Langs *Metropolis*. Ich hatte mich an diese Orgel im Kino gesetzt und gerade zu spielen angefangen, als John hereinkam, mich sah und sagte: ›Was magst du auf der Welt am liebsten?‹ Ich antwortete ohne nachzudenken: ›Dada!‹ Seither sind wir Freunde.

Cyberpunk verbindet, völlig anachronistisch, Protopunk, Punk und Post-Punk. Deshalb gab es Cyberpunk in der Musik früher als in der Literatur. Das ist schnelle, urbane, aufsässige Musik. Nach dieser Definition sind Rap und die neue Spielweise von Metal Cyberpunk. Cyberpunk kombiniert den Glitzer von Erasure, die Power von Jake E. Lee, die Bösartigkeit von [dem Performancekünstler] Mark Pauline, den industriellen Touch der *Musique concrète* und die Sprachharmonie der Weltmusik. Das Ganze ist

postmoderne Musik, die mit den Sachen William Gibsons' und der anderen Cyberpunk-Autoren den Eklektizismus gemein hat.

Technische Schnittstellen sollen uns Konzeptionalisten hauptsächlich von den Beschränkungen befreien, die uns als Einzelwesen auferlegt sind. Es gibt da zum Beispiel ein Gerät, das heißt ›Dataglove‹. Damit kann man die Masse und das Gewicht eines berechneten Objekts spüren. Das ist etwa so, als könnte man geometrische Vorstellungen berühren. Aber die Typen, die sich das ausgedacht haben, haben sich nicht auf einen ›Datenhandschuh‹ beschränkt — sie haben einen ganzen ›Datenanzug‹ inklusive Brille erfunden: Nur hereinspaziert, und Sie erleben Cyberspace, im wahrsten Sinne des Wortes! Was das für Musiker bedeuten würde, kann man sich noch gar nicht ausmalen. Wir könnten Musik für Instrumente schreiben, die bisher nicht vorstellbar waren. Bis jetzt war der Computer nur ein Anhängsel; bald werden die Musiker *im* Computer sein.«

* * *

Adam Holzman, Keyboardspieler bei Miles Davis, der im Oktober 1988 von Los Angeles ins New Yorker East Village umzog, hat vor kurzem die Gruppe Mona Lisa Overdrive zusammengestellt. Die Band ist um keinen Deut weniger eklektizistisch als Gibsons Roman, von dem der Name geborgt wurde. Der Hörer wird konfrontiert mit bitonalen Akkordfolgen, geschmeidigen Technofunk-Grooves, die an *Tutu* von Miles Davis erinnern — eine Aufnahme, bei der Holzman als Programmierer und Musiker fungierte —, mit den stromlinienförmigen Melodien der Dixie Dregs, Steps Ahead und frühen Weather Report mit ihrer parallelen Harmonieführung und manchen Anleihen bei Little Feats prickelnden Songs. Cyberfusion? Vielleicht. Die Verbindung liegt nahe, denkt man an den eingeschworenen Steely-Dan-Fan Gibson und Holzman, den Liebhaber von Cyberpunk-Romanen und Science Fiction-Filmen.

Holzman: »Ein Gutteil der Cyberpunk-Ästhetik rührt von einem Verschnitt aus Altem und Neuem her. In der Musik aus den Radios in der *Blade-Runner*-Welt sind noch immer Saxophon- und Klaviertöne zu hören, und auch den echten Baß gibt es noch. An dem Sound dieser organischen Instrumente hat sich nicht viel geändert. Aber daneben wird es die jeweils letzte Ausgeburt der Musiktechnologie geben, was immer das gerade ist. In

mancher Hinsicht werden sich die Grenzen zwischen Mensch und Maschine verwischen. Die Schnittstelle Mensch—Maschine wird enger, die Naht unsichtbarer.

Was würde passieren, wenn es möglich wäre, die Psyche oder den Intellekt eines Menschen in seiner Gesamtheit zu erfassen und im ROM zu speichern? Warum sollte ich mir nicht einfach ein Chopin-Chip ins Gehirn einschieben? Damit hätte ich die Geschicklichkeit und das Talent Chopins. Ich könnte alles spielen, was er je komponiert hat. Ich würde so improvisieren und alles so hören wie er.

Aber Gehirnimplantate würden der Kreativität nicht auf die Sprünge helfen, schließlich sind sie nur reines Datenmaterial. Kreativität läßt sich nicht in Computerbanken, in der Technologie oder der Biotechnologie finden. Genau das macht es so interessant, sich mit einem Stift und einem Blatt Papier ans Klavier zu setzen und sich einen Song aus den Rippen zu schneiden. Ein bißchen Blut, Schweiß und Tränen gehören eben dazu. Wenn man Teile immer wieder schreiben muß, bringt einen das weiter. Es scheint aber nicht viel zu helfen, wenn das Ganze durch computerunterstützte Kreativität erleichtert wird. Wenn man zum Beispiel seine Ideen einfach auf ein Chip herunterladen könnte, würde man das wahrscheinlich auch machen und hinterher keinen Gedanken mehr dran verschwenden. Was hat denn, um nur ein Beispiel zu nennen, die Textverarbeitung gebracht? Sind die Romane dadurch besser geworden?

Musik ist die Kunstgattung, die am wenigsten linear ist. Musik ist nicht einfach ein Strom von irgendwelchen MIDI-Daten. Sie ist mit Gefühlen verbunden. Musik läßt sich von allen Kunstgattungen am wenigsten verdrehen und gegen den Strich bürsten. Sie ist und bleibt eigen und organisch. Vielleicht wird die Musik unser letztes Bindeglied zur organischen Welt.«

Industrial Disco:
der Tanz in den Untergang

Stählernen Klauen nicht unähnlich, die sich an einen noch lebenden Körper klammern, ist ein Teil der Cyberpunk-Künstler noch tief in der Tradition der *Industrial Music* der siebziger Jahre verwurzelt. Ihre Vorläufer waren Bands, die Percussioninstrumente aus Metall einsetzten: Test Departement,

SPK, Einstürzende Neubauten und Z'ev. Daneben *Industrial Bands*, die auf Tanzbarkeit Wert legten: Cabaret Voltaire und Coil. Läßt man diese Vorbilder durch den Cyberpunk-Filter in die neunziger Jahre einfließen, kommt eine Art Disco voll klirrender Schärfe heraus — nennen wir es Dancefloor-Terrorismus, Lärm mit einem treibenden Beat, zu dem man die Füße wippen und die Schädel zusammenkrachen lassen kann.

Die Leute, die solche Musik machen, teilen eine Vorliebe für unglaublich schmutzige Samples, die noch um eine Spur verkommener gemacht werden, inden man sie mit einer guten Dosis Umweltlärm und Verfremdungseffekten anreichert. Die Stimmen werden meist ausgiebig bearbeitet, verzerrt und der Tiefen beraubt, so daß nur noch die Höhen bleiben und der Eindruck von Kurzwellensendungen erweckt wird. Der ¾ Rhythmus beherrscht die Szene, ultraschnell abgefeuert in die Stratosphäre der Speed-metal-Welt. Rap-Elemente können ein Gefühl von HipHop hinzufügen, dessen trickreiche Kick-Drum-Programmierung für die maschinengewehrgleiche Effekte sorgt, und das sich gern Dialogfetzen zunutze macht, die vom Fernsehen oder aus Filmen weggesampelt werden. Daß diese Schnipsel politisch aufgeladen sind oder ironisch politische Zusammenhänge simulieren, gehört dazu.

Noch weniger halten sich viele dieser Post-Industrialisten im Videobereich zurück. Film und Fernsehen hängen bedrohlich über ihrer Arbeit und werden in dunkle, satirische Bilder für die Leinwand oder die Bühnenshow übersetzt. Eine Menge dieser Leute schaffen ihre eigenen Videos, die einen, um einzelne Songs zu promoten, die anderen, um sie in ihre Arbeit auf der Bühne miteinzubeziehen. Oft kommt es vor, daß im kreativen Ablauf die Videos zuerst entstehen; die Songs werden danach entworfen, damit sie optimal zu den dramatischen, blutrünstigen Bildern passen.

Skinny Puppy aus Kanada — Cevin Key (Keyboards, Schlagzeug, Gitarre), Nivek Ogre (Gesang) und Dwayne Goettel (Keyboards) sind wahrscheinlich die bekanntesten Vertreter dieser Art von Ästhetik. Ihre Musik frißt sich durch den Körper wie eine Knochensäge, gurgelt wild, als würde Blut mit Feuerwehrschläuchen verspritzt — genau das Zeug also, das man zu hören erwartet, wenn man sich Home Videos wie die ›Faces of Death‹-Serie zu Gemüte führt. Die aktuelle Live-Show der Gruppe, eine Art Anti-Tierversuchs-Propagandavorstellung, bei der Ogre sowohl den

Vivisektionisten wie auch das Versuchstier darstellt, bombardiert die Zuschauer mit einem Video-Gewitter voller grausiger Bilder.

Key: »Manchmal bilde ich mir ein, wir seien die vorweggenommene Zukunft. Das soll heißen: So werden extreme Musiker sich vielleicht in zehn Jahren aufführen. Meiner Meinung nach entwickeln sich die Dinge in Richtung gigantischer, surrealer, melodramatischer Bühnenshows mit einer B-Horror-Asthetik. Wenn wir das nicht auf die Bühne kriegen, werden wir diese Ideen vielleicht in Filme umsetzen. Hört sich wie eine gute Idee an: die Zuschauer so richtig in einen solchen Film hineinziehen.

Früher waren wir viel Melodie-orientierter. Doch in letzter Zeit haben wir herausgefunden, daß sich Melodien nicht mit unseren Vorstellungen von Intensität vertragen. Allerdings schreiben wir immer noch ausgesprochen melodiöse Songs. Auf unserer nächsten Platte werden wir uns sowohl mit dem totalen Krach auseinandersetzen wie auch mit Melodien. Das Problem ist nur, daß in unseren Ohren der Krach nach einer Weile etwas Melodisches bekommt.

Ich muß drei Dinge gleichzeitig erledigen. Ich habe eine Gitarre umhängen. Rechts von mir steht ein Schlagzeug und links ein riesiger Keyboardständer. Dazwischen hetze ich hin und her, und einmal habe ich den Überblick verloren und eines meiner Keyboards mit dem Drumstick kaputt geschlagen. War schnell hinüber, die Tastatur.

Ich hatte niemals den Ehrgeiz, ein besonders guter Keyboardspieler zu werden, aber auf jeden Fall habe ich meinen eigenen Stil entwickelt. Ich gehe dieses Instrument sehr perkussiv an. Das kommt wohl daher, weil ich eigentlich Schlagzeuger bin. Ich verwende gerne eine Art brummenden Grundton, auf dem sich Melodien spiralenförmig aufbauen können. Ich schließe gerne die Augen und lege die Hände auf die Tasten wie ein verrückter Organist in einer Kirche, der seine Gemeinde mal so richtig verarschen will. Oder ich lasse den Kopf auf die Tasten krachen, wenn mir nichts anderes übrig bleibt — als den Kopf zu benutzen.«

* * *

Perry Geyer und Brian Bothwell aus Boston — die gemeinsam als Manufacture firmieren — haben nichts gegen Schutzhelme und besuchen schon mal eine große Baustelle auf der Suche nach dem perfekten Sample.

Berstende Windschutzscheiben, das Tuckern der Raupenschlepper, schlüpfrige Einzeiler wie von Rod Serling, sogar das Summen einer Eintagsfliege, die in ein leeres Erdnußbutterglas gesperrt worden ist: diese und andere, ebenso merkwürdige Samples kommen unter den Dampfhammer von Manufactures unnachgiebigen Tanzrhythmen. Das Duo hat eben seine erste CD veröffentlicht, *Terrorvision*, — Stücke, zu denen sie live unter dem bedrückenden Starren von Big-Brother-Videomonitoren auftreten.

Bothwell: »Die meisten unserer Soundsamples sind Originalaufnahmen, die wir mit einem Profitonband direkt vor Ort aufgenommen haben. Wir haben Aufnahmen von Preßluftbohrern, das sind diese riesigen Geräte, mit denen man Bolzen in Stahlträger treibt. Wir haben ein Sample namens ›Bomb Snare‹, auf dem zu hören ist, wie in einer unterirdischen Garage ein Stück von einer Gasleitung aus Stahl gegen die Windschutzscheibe eines Schrottwagens gedroschen wird. Dann haben wir aufgenommen, wie ein Stahlträger aus sechs Meter Höhe auf einen Müllwagen fällt. Außerdem haben wir eine ganze Woche mit einer Baukolonne auf einer Abrißbaustelle verbracht. Die Typen waren bereit, ihre Bulldozer gegen Eisenträger krachen zu lassen, weil sie einfach davon begeistert waren, daß ihr Lärm auf eine Schallplatte kommt.«

Geyer: »Maschinenlärm macht viel von unserem Sound aus. Uns gefällt dieses metallische Dröhnen, dieses Geräusch, wenn man über eine Stahlbrücke fährt. Wir verwenden auch Gesprächsfetzen — Fragmente aus politischen Reden, Propaganda- und Soldatenfilmen.«

Bothwell: »Bei unseren Kompositionen greifen wir auf Filmtechniken zurück, und bei unseren Live-Konzerten treten wir mit großen Videoschirmen an. Für jeden Song gibt es ein Video. Wir benutzen offizielle Regierungsfilme, Propagandafilme, neue Clips, Reden von Politikern und jede Menge interessanter, uralter Stummfilme. Damit wollen wir zeigen, für wie verrückt wir die amerikanische Gesellschaft halten.«

* * *

Der Todeskampf eines Synthesizers, den ein Düsentriebwerk ansaugt und hinten als einen Haufen Plastiksplitter und durchgebrannter Schaltkreise wieder ausspuckt: So ungefähren klingt ein Ministry-Song.

Alain Jourgensen und Paul Barker aus Chicago machen feuerspeiende, derb dröhnende Musik, die der Gesellschaft den Teppich unter den Beinen wegreißt und das Ungeziefer nicht länger versteckt. Die letzte Veröffentlichung des Duos, *Land of Rape And Honey*, ist Henry Millers *Der klimatisierte Alptraum* kombiniert mit dem Rhythmus von Hochdruck-Bohrmaschinen, düsteren Samples und ohrenzerfetzenden Gitarrenriffs. Ähnliche Anschläge auf die bürgerliche Selbstzufriedenheit führt Jourgensen mit seinen Nebenprojekten Lard, Revolting Cocks, Pailhead und 1000 Homo DJs — welch denkwürdiger Name — durch.

Jourgensen: »Als ich zwölf war, bekam ich von meinen Eltern eine elektrische Baßgitarre. Meinen Eltern war das Ding zu laut, sie stahlen sich in mein Zimmer, nahmen den Baß und tauschten ihn gegen eine akustische Gitarre. In meinen Augen war das kein gutes Geschäft, also packte ich die akustische Gitarre und tauschte sie gegen eine Elektrogitarre. Darauf sagten sie, ich solle die Elektrogitarre tauschen. Es endete damit, daß ich mir ein Schlagzeug und ein Türschloß kaufte.

Synthesizer sind nur eine Möglichkeit, ein Teil; alles kann dazu dienen, die Botschaft rüberzubringen. Ich persönlich finde, daß das hier Krieg ist. Und es gibt viele Kriegswaffen. Man muß das Ding nehmen, das paßt, um ein bestimmtes Gefühl rüberzubringen! Alles ist möglich!

Mir ist es lieber, jemanden mit einer Ohrfeige auf mich aufmerksam zu machen, statt mit einem Händedruck. Manchen Leuten macht das Angst, aber die wären ohnehin nicht bereit, unsere Musik zu hören.

Was würde passieren, wenn es die Musik, die mit dem metallischen Gestell der frühen Test Department erzeugt wurde, mit Hank Williams als Sänger gäbe? Ich sehe keine Grund, warum das nicht zu programmieren sein sollte. Sobald das auf dem Markt ist, hört jeder, der nur ein bißchen Verstand im Kopf hat, auf, die Musik anderer Leute zu hören, und macht sich seine eigene.«

* * *

In Sydney kämpfen Australiens Severed Heads zu zweit an der Informationsfront mit Tom Ellards Samples und Klangschattierungen und Steven Jones' Videomanipulationen. »Severed Heads sind nicht nur ein Bassist, ein Gitarrist, blablabla«, erklärt Ellard. »Severed Heads, das bin

ich, der sogenannte Musiker, und Steven am Videosynthesizer. Wir haben unser eigenes Videostudio und die Möglichkeiten, Musik aufzunehmen. Wenn wir Songs schreiben, machen wir oft gleichzeitig ein Video dazu. Die Band macht alles in eigener Regie.«

Seit ihren ersten Underground-Kassetten, die kurz nach der Gründung des Duos 1979 entstanden, bis zu der 1986er Veröffentlichung *Come Visit The Big Bigot*, haben Severed Heads ihre lärmende *Industrial Disco* weiter perfektioniert. Sie machen die Art Musik, die Computerviren in die Welt setzt. Ihre letzte CD, *Bulkhead*, die einen Überblick über ihr Werk gibt, setzt den Zuhörer einer ganz besonders kräftigen Dosis aus.

Ellard: »Ich möchte mich dagegen wehren, daß irgendwer in Japan bestimmt, wie ich Musik mache, durch die Art, wie seine Synthesizer funktionieren. Das sollte in der Hand des Komponisten und der Zuhörer liegen, und nicht in der Hand des Typen, der die Maschine entwickelt. Jeder, der was mit Musik zu tun hat, sollte anfangen, sich seine eigenen Keyboards zu bauen oder seine eigene Software zu schreiben, um sich zu wehren, um wieder mit dem eigenen Kopf zu arbeiten.

Letztes Jahr habe ich eine Installation gemacht. Mit einer Reihe von Videokameras wurde ein Raum aufgeteilt. Ein AT überwachte den Raum und reagierte auf jede Bewegung, jede Lichtänderung. Jedes solches ›Ereignis‹ — das war es für den Computer — wurde in MIDI-Steuerinformationen übersetzt: an, aus, systemexklusiv und so weiter. Im Zentrum des Ganzen standen die Leute, die durch den Raum gingen. Die Kameras nahmen sie auf und übersetzten ihre Bewegungen in Musik und Bilder. Das war wohl für die meisten von ihnen das erste Mal, daß sie selbst eine Musikshow machten.«

Jones: »Leider wird die Musik der Zukunft Blasmusik sein, weil wir alle irgendwo in einer Armee marschieren werden. Wenn alles gut läuft, läßt man die Leute tanzen. Wenn es schlecht läuft, läßt man sie marschieren.«

* * *

Jim Thirlwell lebt in Brooklyn. Er liebt eingängige Titel wie ›Foetus Under Glass‹, ›You’ve Got Foetus On Your Breath‹, ›Scraping Foetus Off The Wheel‹ und ›Foetus Interruptus‹ und erinnert durch sein schweinisches Grinsen im borstigen Gesicht und seinen seltsamen Gang an eine lebendig

gewordene Karikatur von Ed ›Big Daddy‹ Roth. Seine Solo-Veröffentlichungen wimmeln nur so von Analverkehr-Anspielungen: Leider finden seine Helden den rechten Weg stets zur falschen Zeit.
Hier geifert ein Neandertaler, und dort sucht einer nach einer zarten Sardelle, weil es so stark nach Fisch riecht. Thirlwell komponiert und spielt alle Foetus-Titel im Alleingang. Seine Musik springt hin und her zwischen Streicherarrangements im Bernard-Hermann-Stil, die einem Gänsehaut verursachen, seattlemäßigem Metal-Sound für Harley-Fahrer und Tape-Collagen, die an russische Filmmusiken erinnern, deren Schöpfer die Designerdroge Ecstasy genommen hat. Ähnlich bunt und schrill verfährt Thirlwell bei der Wahl seiner musikalischen Mitverbrecher. So haben mit ihm gearbeitet: die Virgin Prunes, Coil, Nick Cave, Lydia Lunch, das Ex-Soft-Cell-Mitglied Marc Almond und Roli Mosimann, früher Drummer bei den Swans.

Thirlwell: »Ich will Musik machen, die einem Platz läßt für eigene visuelle Interpretationen, die in einem Filme ablaufen läßt. Manche Sachen inspirieren mich, ich verstehe sie als Analogie, als Symptom für eine tieferliegende Störung. Ich bin nicht einer, der die Zeitungen nach Anregungen durchwühlt, die gibt's jede Menge um uns rum.

Mir gefällt es, mit Maschinen Dinge anzustellen, für die sie nicht gedacht waren. Ich experimentiere gerne. Dazu nehme ich Samples als Kompositionshilfe. Die Rhythmen der Samples generieren Ideen. Ich nehme alles mögliche als Quellenmaterial. Besonders gerne sample ich [die Musik von Krzysztof] Penderecki. Manchmal finde ich eine Kassette auf der Straße.

Bis zu einem gewissen Grad geht es in meiner Arbeit um Angst. Da kommt viel von so einer bestimmten nervösen Frustration rein. Es ist ein Krieg gegen die Apathie.«

Soundtracks für den Film im Kopf

Die Musik von Rhythm & Noise, Human Head Transplant und anderer, verschwisterter Künstler wabert langsam, nebelgleich dem Horizont eines Alptraums zu. Eine dunkle Schattierung löst die nächste ab. Alles verschmilzt. Nie kommt es zu einem Stillstand. Eine orientalische Feingliedrigkeit, arabische Tonleitern und anderer exotischer

Schnickschnack ergänzen den Gesamteindruck zu einer Art troddelbehängtem Genrebild des Überflusses. Manchmal wummert ein der Industrial Music entliehener Hammerschlag wie gedämpfter Donner aus fern dräuenden Gewitterwolken. Hie und da schnattert es durchs matte Klanggebilde: Stimmen, gesampelt vom Fernsehen oder aus Filmen. Aber all diese Unterbrechungen verstärken nur das Gefühl zeitlosen Dahingleitens. Denkt man an Ennio Moricone, Nino Rota und Bernard Hermann und ihre ohrenfällige Kunstfertigkeit, so sind diese gebundenen Melodien, diese sich drehenden und wendenden Soli und die getragenen, eintönigen Akkorde die Antwort von Cyberpunk auf jene Art Filmmusik.

Versteckt wohnt Naut Humon von Rhythm & Noise in einem Gewerbegebiet bei San Francisco und bastelt dort an seinen Volksliedern für die gemütlichen Lagerfeuer einer radioaktiv verseuchten Zukunft. Mit dabei: Z'ev, ein Schlagwerker, der mit Metall-Gegenständen arbeitet, Avantgarde-Sängerin Diamanda Galas, eine Reihe japanischer Taiko-Trommler, ein paar marokkanische Perkussionisten und afrikanische Rhythmus-Fanatiker. Humon malt seine ultravioletten Traumlandschaften mit weinenden Synthesizerkaskaden, geschwätzigen Trommeln, die aus ausgehöhlten Baumstämmen gefertigt sind und jenem verstümmelten Gemurmel, das sich anhört, als empfange man Kurzwellensignale über die Zahnspange seiner kleinen Schwester. Im schaurigen Halbdunkel zahlreicher Video-Monitore führt Humon Songs auf, die Titel tragen wie ›Bent Metal Forest‹ oder ›Lingering Fingers‹. Humon, ein autodidaktischer Schauspieler, der von sich selbst als ›Kontrolleur im Klangverkehr‹ spricht, bringt in seine Live-Auftritte deutliche Theaterelemente mit ein.

Humon: »Ich liebe Borniertheit — AC/DC und diese ganze hirnlose Idiotenmusik —, weil sie so blöd und so geballt daherkommt und dabei soviel Power hat, daß sie immer irgendeinen Nerv trifft, Gefühle weckt.

Wir sind die Geister, die in der Maschine hausen, die Subversiven in den Städten, die Leute, die im Unterholz lauern. Uns interessiert, den Hörer durch vertraute Strukturen zu locken — ursprüngliche Rhythmen, einfache Akkorde — und diese Strukturen dann zu zerlegen und zu neuen, anderen Formen zusammenzusetzen.

Mich interessiert es, Geräusche, Lärm in die Musik einzubauen, sie genau so zu verwenden wie normalerweise Harmonien und Melodien. Ich fange

beim Komponieren am falschen Ende an, die Harmonie und die Melodieeinfälle entstehen bei mir aus den Rohmaterialien der Musik.

Z'ev und ich waren bei der NASA und haben dort diese Helme gesehen, die sie in Raumstationen verwenden wollen, um die vielen Roboter zu überwachen, in jeden Roboter förmlich ›hineingehen‹ zu können und zu sehen, was er gerade sieht. Den Apparat setzt man auf, und wenn man durch das Visier sieht, sieht man alles in diesem High-Tech-Blaupausenstil, wo alles von Linien überlagert ist. Wenn man mit dem Finger auf eine Stelle deutet, reist man durch ein Computer-›Fenster‹ dorthin. Man bewegt sich sozusagen künstlich im ganzen Raum. In der Unterhaltungsbranche eröffnet sowas ungeahnte Möglichkeiten: Man könnte damit nicht nur die Pyramiden in Ägypten besuchen, sondern auch in ein Musikvideo gehen, im Film selbst Regie führen und sich darin bewegen.

Der erste Schritt werden Computer sein, die auf die menschliche Stimme reagieren. Dann werden sie Sensoren entwickeln, die am Kopf angeschlossen sind. Damit ist man direkt mit dem Computer verbunden. Und schließlich werden sie einem gleich bei der Geburt so einen Chip einsetzen. Sie werden herausfinden, wie sie unsere Gehirnzentren manipulieren können. Wir werden alle elektronisch induzierte Orgasmen haben, so viele und so lange wir wollen. Aber ich frage mich: Was passiert, wenn der Strom weg ist? Wenn jemand den Stecker zieht oder das Netz zusammenbricht?

Natürlich spräche so eine Cyborg-Welt nicht das Bedürfnis nach primitiver Ursprünglichkeit an, das ja immer da ist. Sogar wenn man ein Sample triggert, wollen die Leute noch immer das Schlagzeug sehen. Man braucht diese Verbindung zum Höhlenmenschen halt, zum Feuerfunken, den man erhält, wenn ein Stein gegen den anderen schlägt. Mich fasziniert es, die postmoderne Welt mit der Urzeit zu verbinden.

Bei der Musik spielt es keine Rolle, welche Maschinen man verwendet. Der Obdachlose auf der Straße mit seiner Mülltonne oder der Typ mit dem zusammengestopselten Studio im Schlafzimmer können so brillant sein wie das beste High-Tech-Studio der Welt. Gute Musik spricht das Herz, Seele und Verstand an. Und das muß die Kybernetik letzten Endes auch tun.«

* * *

Human Head Transplant aus Denver bestehen aus dem Synthesizerspieler und Gitarristen Robert Ferbrache, Kelly Cowan, ebenfalls Synthesizer, Sheri Van Decar, Gesang und Keyboards und Robert Beaudin, dem Rhythmusprogrammierer. Die Band durchwühlt die Müllhalden dieser Gesellschaft auf der Suche nach Überresten bezeichnender Dialoge, nach kleinen Partikeln sinnträchtiger Geräuschfolgen und Musikfragmenten, die Assoziationen wecken können. Seit die Gruppe 1984 gegründet wurde, hat sie eine Kassette veröffentlicht, *Hic Et Ubique Uno Animo* (›Eine Seele, jetzt und immerdar‹), und eine Seite zu Insomnia Vol. II beigetragen. Die stilistische Eingrenzung fällt schwer: Es treffen aufeinander traumhafte Prozessionen durch die Sandstürme der Sahara und klebriges Gegurgel, das Pfeifen aus Dampfmaschinen, die ein veraltetes U-Boot fünf Faden unter der Meeresoberfläche dahingleiten lassen, und pointierte politische Stimmungsbilder, die allüberall auftauchen können.

Cowan: »Momentan gibt es in der Underground-Musik eine Bewegung, die sich mit dem Informationskrieg beschäftigt, mit der Informationsverbreitung durch Musik. Wer die Information kontrolliert, kontrolliert alles. Wenn die Leute das glauben, was man ihnen sagt, das sie glauben sollen, werden sie auch dazu neigen, einen fix und fertigen Lebensstil zu übernehmen, statt sich nach ihren eigenen Wünschen und Bedürfnissen zu richten. Sie werden zu idealen Rädchen im Getriebe der Gesellschaft. Wir Amerikaner werden allmählich eine sehr konformistische, starre Gesellschaft, auch wenn man uns dauernd vorkaut, wie frei wir sind. Klar, wir haben die Freiheit, uns einen vorgefertigten, abgepackten Lebensstil zuzulegen. Bis zu einem gewissen Maß habe ich genau das gemacht.

Wir sind anläßlich des Urteils des Obersten Gerichtshof zur Sodomie aufgetreten, das vor ein paar Jahren gefällt wurde. Wir haben so getan, als würden wir auf der Bühne eine riesige Sodomie-Orgie veranstalten, warfen Knallfrösche ins Publikum und lauter solches Zeugs.

Mir fällt jeden Tag etwas auf, das mich an eine Situation in einem William Gibson-Roman erinnert. Zum Beispiel die Tatsache, daß die Japaner die Welt finanziell in der Hand haben, die explosionsartige Entwicklung der Hochtechnologie, das computergesteuerten Leben. Die Zukunft gibt es bereits jetzt.«

Metal Machine Music

Von Lou Reed gibt es ein Doppelalbum, *Metal Machine Music*, das der Rockkritiker Lester Bangs boshaft bezeichnet als »zwei Platten mit einer stundenlangen Aufnahme von nichts, absolut nichts, außer schrillem Feedback-Lärm ... schlechterdings unmenschlichem Geschrei und Gesummse ... das einem Publikum zugemutet wurde, welches — um es milde auszudrücken — nicht darauf vorbereitet war.«

Verglichen mit den zischenden, brizzelnden Sample-Symphonien des mechanischen Todeskampfes eines Matt Heckert, bei denen es einem die Zehennägel aufdreht, vergeht *Metal Machine Music* wie trockenes Gras beim flammenden Start eines Raumschiffs. Heckert, ebenfalls in San Francisco zu Hause, kennen viele durch die Roboter, die er für die Survival Research Laboratories gebaut hat, eine dem Mechanischen verfallene Performance-Truppe, für die Heckert zusammen mit Eric Werner und Mark Pauline, der SRL 1979 gegründet hat, auch die Soundtracks für die SRL-Aktionen komponiert. Diese Aktionen sind genauestens beschrieben in der Doppelnummer *6/7* der Zeitschrift *Re/Search*, Titel: *Industrial Culture Handbook*, und filmisch dokumentiert in dem preisgekrönten Streifen *A Bitter Message Of Hopeless Grief*, ebenfalls mit einem Heckert-Soundtrack.

Im Sommer des Jahres 1988 hat Heckert die SRL verlassen, um sich ganz auf die Konstruktion eines mechanischen Orchesters zu konzentrieren, in dem ferngesteuerte Roboter die Instrumente und andere Klangquellen bedienen sollen. Heckert dazu: »Jeder Auftritt wird einzigartig sein, da einige der Roboter mit Zufallsgeneratoren bestückt sein werden und außerdem die Reaktionen der Zuschauer das akustische Ergebnis mitbeeinflussen sollen. Zwangsläufig wird dadurch jede Komposition erst durch den Live-Auftritt vervollständigt.«

Heckert: »Ich habe 1981 angefangen, mit Soundtracks zu arbeiten, als ich merkte, daß die von uns verwendeten Soundtracks, Bänder, die Mark [Pauline] im Fernsehen mitgeschnitten hatte, nicht gut genug integriert waren. Ich wollte einfach, daß wir besser waren. So fing ich an, Werkstattgeräusche zu sammeln. Ich verwendete die rumliegenden Geräte, wie es mir in den Sinn kam, um interessante Geräusche zu bekommen. Wir hatten zum Beispiel einen Monteur, der konnte Löcher in fast 2 Zentimeter

dicke Stahlplatten bohren. Das habe ich aufgenommen. Manchmal werfe ich meinen Recorder an, und schau mir diese Spätfilme an. Ich suche in Horrorfilmen nach Gesprächsfetzen, die ich bei Performances verwenden kann, in denen es um Reinkarnation geht, oder Tod, Folter, ganz egal.

Einmal bin ich nach Chico, Kalifornien, gefahren. Da gibt es eine Raketenabschußbasis. Unter Kennedy und Johnson plante man, dort Titan-Raketen abzuschießen. Wie auch immer, die Raketen haben's nie geschafft — haha —, und sie haben die Sache bleiben gelassen. Etwa 15 Meter unter der Erde gibt es dort ein wahnsinniges System von unterirdischen Tunnels und Höhlen. Ich habe mich mit einem Tonbandgerät eingeschlichen und eine Unmenge Rohmaterial aufgenommen. Die Stromzentrale ist über 20 Meter hoch und hatte einen Durchmesser von etwa 30 Metern. Sie ist völlig rund mit einem Deckengewölbe und superdicken Betonmauern — der beste Echoraum, in dem ich je war. Ich fing damit an, Sachen herumzuwerfen, dann begann ich zu schreien und zu brüllen, ich kam richtig in Fahrt und schlug mit dem ganzen Körper auf alles mögliche ein, allmählich entwickelte sich ein Rhythmus, und ich spielte mit den Echos.

Was mich beschäftigt, ist, wie sich die Geräusche bei einem Live-Auftritt mit dem Maschinenlärm verbinden. Manchmal stelle ich mir vor, wie es wohl klingt, wenn zwei Maschinen es miteinander treiben könnten, oder wenn eine Maschine eine andere umbrächte. Oder welche Geräusche eine Maschine mit Metallbeinen und einem Hundekopf macht, wenn sie sich aufregt.

Bei meinem letzten Auftritt mit SRL, in Kopenhagen, baute ich ein riesiges Xylophon, das von einem Roboter gespielt wurde, ein zwei auf drei Meter großes Röhren-Rechteck mit einer Aufhängung. Unten an den Rahmen war mit Bolzen ein Resonanzkörper aus Eisen und die Saiten eines Klaviers befestigt worden, bestückt mit hochempfindlichen Mikrophonen, die direkt an das Mischpult und die drei Verstärkertürme angeschlossen waren. Eine Art Panzer mit stählernen Beinen lief auf dieser Konstruktion herum. Es gab die verrücktesten Resonanzen. Es hörte sich an wie eine Mischung aus einem Erdbeben, einer Lawine und zehn Klavieren, die vom Empire State Building herunterfallen.

Ich träume von einem mechanischen Orchester. Keines der Instrumente für die Roboter ähnelte einem herkömmlichen Instrument. Wahrscheinlich würde ich sie, wie immer, mit Samples verbessern, und die Roboter müßten durch die Zuschauerreaktionen beeinflußt werden. Aber das müßte so

geschehen, daß den Zuschauern ihr Einfluß nicht bewußt wird. Sonst wär's schnell wie auf dem Rummel.«

* * *

David Therrien aus Tempe in Arizona, Mitglied von Comfort Control System, ist — wie Heckert — ein Performance-Künstler mit einer Vorliebe für das Mechanische. Aber anders als Heckert interessiert ihn auch noch das Zusammenspiel von Maschine und Mensch. Therrien betreibt den Crash Club, einen Ort für unorthodoxen Kunstbetrieb, in dem die meisten seiner Performances stattfanden. Er liebt es, nackte Menschen an medizinische Überwachungssysteme anzuschließen und sie hilflos dem stählernen Zugriff der bedrohlichen Konstruktionen auszuliefern. Seine Soundtracks, die er unter Mithilfe von Rhythm & Noise zusammenstellt, sind ein scheppernder, knarzender Mischmasch aus natürlichen Samples, automatisch behandelten und verfremdeten Bandzuspielungen und der Umwelt entnommenem Ächzen und Stöhnen von Maschinen. Das Ergebnis könnte man wohl als mechanisches *Butoh* bezeichnen, als japanischen ›Tanz der allerschwärzesten Dunkelheit‹.

Therrien: »In meiner Arbeit geht es viel darum, wie Mensch und Technik zusammengehen, wie wir sie als gegeben hinnehmen und wie die Techologie schließlich eine Menge der menschlichen Aktivitäten übernimmt. Bis jetzt haben die Menschen von den Maschinen profitiert, aber wenn Sie mich fragen, gibt es immer mehr Situationen, in denen die Maschinen die Kontrolle übernehmen und die Menschen ihnen völlig ausgeliefert sind.

Die Musik von Comfort Control System soll Maschinenhandlungen rituell begleiten. Sie soll die Angelegenheit auf eine primitivere Stufe zurückführen. In unseren Shows gibt der Klang eine bestimmte Stimmung vor und hilft dadurch, die Publikumsreaktionen kontrollieren zu können. Würden wir schöne Musik verwenden, bekäme das Ganze etwas von einem mechanischen Ballett — und nicht etwas von einer mechanischen Horror-Veranstaltung.«

Dekonstruktion

Die dekonstruktivistische Bewegung wurzelt im New Yorker Kunstdschungel von Soho. Eine ganz bestimmte Form der Neurose, Gleichgültigkeit und die Widersprüchlichkeit dieser Stadt, was Qualität und Image anbelangt, nährten sie. Heute fällt ihr Schatten über die amerikanische Kunstlandschaft — zugleich eine Perspektive für unsere Zukunft und die der Kunst.

Was haben die führenden Dekonstruktivisten außer ihrer geographischen Herkunft gemein? Überraschenderweise nennen sie als Hauptinstrument selten Keyboards. David Linton ist Schlagzeuger und bedient ein ausgefuchstes System übereinander gestapelter Recorder und Yamaha TX816-Einheiten. James Lo und Konrad Kinard arbeiten mit Endlos-Tonbandschleifen und CDs. Obwohl Elliott Sharp vom Klavier kommt, ist er vor allem als Klarinettist, Saxophonist und — natürlich — als Gitarrist bekannt.

Alle diese Musiker teilen eine gewisse klassische Herangehens- und Sichtweise, was für das eher anarchistische Cyberpunk-Umfeld untypisch ist. Ihre Aufführungen folgen meist einer klaren Struktur, die die Theorien und das Denkgebäude hinter jedem Stück mitreflektiert. Besonders kennzeichnend ist ihr Wissen über die wichtigsten Erscheinungen in der elektronischen Musik der sechziger Jahre — die Arbeiten Richard Teitelbaums oder der Gruppe aus der Columbia University und Princeton, die frühen Arbeiten mit Buchla- und Moog-Geräten. Aber ihr Interesse übersteigt diese Begrenzungen, konzentriert sich in dem einen Moment auf Penderecki, dann auf Metallica und auf dem Umweg über Grateful Dead geht es kopfüber in das Reich Bartóks.

Der im East Village lebende Elliott Sharp schreibt algorithmengetriebene Stücke, die einem das Hirn ausbrennen und wie besessen sind von einer brutalen Schönheit. Ganz Formalist, benutzt Sharp des öfteren Fibonacci-Reihen als Basis für die Stimmung seiner Instrumente, die Rhythmen, die Strukturen — ein mathematisches Konstrukt, das man erhält, wenn man eine Zahl und ihren jeweiligen Vorgänger addiert, z. B. 1, 1, 2, 3, 5, 8, 13, 21 und so weiter. In den vergangenen Jahren hat Sharp auch mit Kompositionen für Keyboards geliebäugelt. Eine seiner neueren CDs mit dem Titel *Looppool* enthält die Stücke ›Gipia‹ und ›Gipic‹ — verfilzte, überladene Studien für geklopfte Gitarre und abrufbare Piano-Samples, die einem wirbelnde Abgründe voller sägender, stählern summender Steinways vorgaukeln.

Sharp: »Mit siebzehn war es mir nicht bewußt, daß ich improvisierte und meinem Instrument schräge Töne entlockte. Ich mochte einfach den Sound: die Collage auf dieser Platte von Electric Flag, *A Long Time Comin'*, Stockhausen, ein paar von den Columbia/Princeton-Sachen und den unglaublichen Soundtrack zu *Alarm im Weltall* von Louis und Bebe Barron. Dann stellte ich die Verbindung her zwischen den zeitgenössischen Klassikern, der elektronischen Musik, die ich hörte, und dem, was ich machte. Ich dachte mir: ›Die haben diese High-Tech-Computer. Aber die Sachen, die ich mit meiner Gitarre, meinem primitiven, selbstgebauten Verzerrer und dem Hall-Regler an meinem kleinen Fender-Verstärker machte, sind besser.‹

Deshalb habe ich meine Gruppe auch Carbon [Kohlenstoff] genannt. Mir ist nichtquantitatives, nichtlineares, gekrümmtes, kontinuierliches Kohlenstoff-Denken wichtig, und nicht das quadratische, logische, starre Silikonbewußtsein. Aber auch die Tatsache spielt herein, daß man, wenn man etwas Organisches verbrennt, reinen Kohlenstoff erhält — Diamanten in der Urform. Zwar versuche ich schon, mich einigermaßen logisch zu verhalten, aber ich möchte dabei meine Intuition, meine Sprunghaftigkeit, meine plötzlichen Einfälle nicht verlieren.

Es gab ein Zeit, in der ich mich intensiv mit von Computern komponierter Musik beschäftigte. Ich kam zu dem Schluß, daß die von Computern gemachte Musik nicht besonders interessant ist. Die von Menschen gemachte Musik allerdings. Der mechanische Intellekt ist ziemlich dumm; künstliche Dummheit sozusagen, statt künstlicher Intelligenz. Computer funktionieren nach dem binären Prinzip, wir nicht. Bei uns treten immer chemische Zufälligkeiten auf. Für einige Dinge eignen sich Menschen sehr, und das Komponieren von Musik gehört dazu. Ich glaube, das Schlüsselwort ist ›Seele‹ — jene Qualität, die ich in der Musik besonders schätze.

Aber ich sehe keinen Grund, warum nicht jeder, der ein Modem sein eigen nennt, sich in ein On-line-Konzert einklinken könnte. So wird der Rockclub der Zukunft aussehen.«

* * *

David Lintons Art Schlagzeug zu spielen, ist ein blitzschneller Grundkurs in Sachen Postmoderne. Da beziehen sich das Quietschen der Luftdruck-Bremsanlagen großer Lastwagen, die heulenden Sirenen in seinem Viertel in New York, Zitate aus der europäischen Klassik, Hardrock-Gitarren und Pistolenschüsse auf Endlosschleifen aufeinander. Auf seiner Solo-LP *Orchestography*, auf dem Sampler *Island of Sanity*, auf diversen Platten mit Elliott Sharp und einem bald auf dem Homestead-Label erscheinenden Album, auf dem auch Zeena Parkins mitwirkt, verwendet er ein direkt abgenommenes Schlagzeug, um schneidende Statements abzugeben zu den Themen Sound, Kraft und zur Psychologie von aufgespanntem Fell, das mit brutaler Gewalt bearbeitet wird.

Linton: »Ich lasse all diese vielen Bänder laufen, weil sich, obwohl ich vertraut bin mit dem aufgenommenen Material, so die Konturen der Musik laufend verändern. Das verschafft mir einen Echtzeit-Input, der gerade so fremdartig ist, daß ich ihn als weitere musikalische Wesenheit annehmen und mich mit ihm auseinandersetzen kann. Ich neige dazu, Dinge absichtlich in ihre Einzelteile zu zerlegen. Und es bereitet mir Vergnügen, eine Situation herbeizuführen, in der man sich erst sicher bewegt, vorwärts kommt, dann plötzlich erkennen muß, daß man irgendwann eine falsche Abzweigung genommen hat und völlig woanders ist, als man eigentlich gedacht hat und wo man ursprünglich hinwollte. Veränderung im Raum, Veränderung in der Zeit geben einem ein stärkeres Gefühl der Aufmerksamkeit.

Das Problem im Umgang mit Pop- und Rock-Keyboards ist, daß kein anderes Instrument die idiotischen Dreiklänge dermaßen zu Tode strapaziert hat. Leute, die vom Handwerklichen her die Möglichkeit haben, schwierige, synkopierte Passagen zu spielen, haben dank MIDI jetzt die Chance, mit untemperierten Tönen und Perkussionsklängen auf einer Tastatur umgehen zu können. Man kann also immer noch die vom physischen her leicht machbaren Akkorde greifen, aber damit Klänge hervorbringen, die nicht darauf angelegt worden sind, der herkömmlichen Stimmung einer Klaviatur zu gehorchen. Das könnte für die Keyboard-Spieler im Pop- und Rock-Bereich eine neue Freiheit bedeuten.

Es ist vorstellbar, daß man als Musiker über das Hören hinausgehen könnte, in Richtung eines Stimulus für das Nervensystem, der auf eine quasi-musikalische Weise wirken könnte. Zu diesem Zweck wäre das beste

Zusammenspiel zwischen dem Zuhörer und dem Musiker etwas wie eine gemeinsame Übereinkunft unter erwachsenen Menschen. Besser jedenfalls, als von irgendeinem geographischen Punkt aus irgend etwas abzustrahlen, wie man das auf diesem Planeten so gewohnt ist.«

* * *

Schlagzeuger James Lo, der früher bei Live Skull spielte, und Bassist Konrad Kinard, langjähriger Mitmusiker von David Linton, Fiona Temleton und Rhys Chatham, erzeugen mit ihrem selbstgebauten Abrufsystem von Kassetten und CDs eine Art Echtzeit-*Musique concrète*, die aufs Allerfröhlichste George Clinton und Morton Subotnick Wange an Hängebacke vereint und sie mitten in eine lärmende Striptease-Bar verfrachtet. Die Video-Bebilderung ihrer Performances frönt einem ähnlichen Eklektizismus: Porträt-Fotos des belgischen Königspaares lösen sich auf und verschmelzen mit einem kitschigen Porträt von Elvis, dem König des Rock. Man stelle sich Stockhausens ›Gesang der Jünglinge‹ vor, wie eine Schweinerockband ihn mit dem nötigen rhythmischen Unterfutter versorgt, dann hat man halbwegs eine Vorstellung von der hier gemeinten Musik. Dazu noch ein paar Tupfer Kammermusik des 20. Jahrhunderts, etwas Volksmusik aus aller Welt, den Lärm vom Fabrikfließband von nebenan nicht vergessen, und schon ist es vollbracht.

Lo: »Musik muß einfach auf irgendeiner Ebene rituell sein. Darum geht es bei Musikdarbietungen — Leute anzuziehen, ganz gleich, ob es sich um ein Heavy-Metal-Konzert oder eine Symphonie oder eine Oper handelt. Musikphilosophie ist mir ganz egal; mir geht es auf einer ganz pragmatischen Ebene um den Sound. Mich interessiert nur das Medium Musik, um den Rest mache mir keine Gedanken, Politik und Philosphie sind mir egal. Es gibt da ein großartiges Wort von Strawinsky: ›Musik ist nichts anderes als Musik‹.«

Das Ende der Musik, wie wir sie kennen

Der italienische Futurist F. T. Marinetti schrieb einst einen Lobgesang auf ein Rennauto, »sein Chassis geschmückt mit wunderbaren Rohren,

Schlangen gleich, die Feuer speien«. Das Haters-Mitglied G. X. Jupitter-Larsen würde derlei Gefühlsausbrüchen wohl zustimmen. Er schwärmt ja auch: »Wie ich die Abfallhaufen in den Straßen liebe. Wunderbar, wie von brennenden Halden der Dreck in die Atmosphäre steigt. Für mich ist es aufregend hier, eine sehr dynamische Umgebung.«

Die Haters spielen ›kaputt gemachte Musik‹, die nur aus den Klängen von Gegenständen zusammengestellt wird, die zerrissen, eingestampft, verbrannt, zerschlagen, pulverisiert oder mit den Fäusten zerquetscht worden sind. Die Band hat keine festen Mitglieder oder Übungsräume. Auftritte finden immer dort statt, wo Jupitter-Larsen sich gerade aufhält. Er leiht sich dann die Gerätschaften, die er braucht, und rekrutiert ein paar Bekannte, die zu Bandmitgliedern befördert werden. Ganz in Schwarz, einer Art Henkerstracht, vernichten die Haters Automobile, zerschlagen sie Glas und verstärken auf das menschenmöglichste die Entropie. Überraschenderweise sind diese Performances nicht als Agit-Prop-Gesten gedacht. Sie spiegeln einfach nur den Geschmack eines Künstlers wider, dem es gefällt, wie Dampframmen einen VW-Porsche zu Brei zu klopfen.

Es gibt bereits mehr als ein Dutzend Haters-Aufnahmen, von einigermaßen zugänglichen Stücken wie *In The Shade Of Fire* oder *The Whipping* bis hin zu schwer aufzutreibenden Schmuckstückchen wie *Wind-Licked Dirt*, eine unbespielte Schallplatte, die bei RRR Records veröffentlicht worden ist, eingepackt in eine Plastiktüte voller Dreck und versehen mit dem Hinweis, die Platte spiele man ab, indem man »mit dem Dreck auf der Platte hin- und herfährt«.

Jupitter-Larsen: »Ich kann mich der urbanen Ästhetik identifizieren. Neulich war ich in Pittsburgh. Die halbe Stadt war mit Brettern vernagelt, das machte die Gegend in meinen Augen unheimlich spannend.

Musik *per se* hat mich nie besonders interessiert, aber ich arbeite gerne mit Geräuschen. Eine ganz bestimmte Art von Geräuschen verwende ich mit besonderer Vorliebe, nämlich Geräusche der Zerstörung, also der Fäulnis, des Verfalls und der Entropie. Andersherum ausgedrückt: Mir gefällt die Dynamik eines Auounfalls, oder wenn Papier zerrissen wird, wenn Feuer knistert, Glas bricht oder sowas. Diese Geräusche sind nicht unbedingt negativ. Das hängt davon ab, wie man die rübergebrachte Information aufnimmt.

1979 trat ich in New York zum erstenmal mit den Haters auf. Dabei schlug ich mit einer alten Videokamera auf einen Stapel Videokassetten ein, bis sie kaputt waren. Seither bin ich mehrmals in Italien und Amerika aufgetreten. Dabei mache ich nichts anderes, als Papier — Magazine, Bücher, Zeitungen — zu zerreißen. Einmal habe ich eine ganze Stereoanlage demoliert. Ich habe einfach darauf herumgetanzt. Bei einem anderen Auftritt ging es nur darum, daß ich tätowiert wurde. Allerdings enthielten die Nadeln keine Tinte. Ich ließ mir nichts eintätowieren. Und das Tattoo, das sie mir eintätowierte, war ›Nothing‹. Der Soundtrack bestand aus den leisen Motorgeräuschen ihrer Instrumente.

Ich bin immer auf der Suche nach Beispielen für Entropie. Als ich einmal in San Francisco mit dem Aufnahmegerät unterwegs war, um die Atmosphäre auf den belebten Straßen einzufangen, passierte direkt neben mir ein wahnsinniger Autounfall. Kam gerade recht.«

Ein Epitaph für die Zukunft

Folgt man John Shirley, dann ist »Cyberpunk eine Möglichkeit, sich auf den Zukunftsschock vorzubereiten, umgehen zu lernen mit den Flutwellen der vielen Veränderungen, die auf unsere Gesellschaft zukommen werden«. Viele der Veränderungen werden sich auf Gebieten wie der Nano-Technologie, der Kybernetik, der Holographie, der Gentechnologie und Bionik bemerkbar machen — Gebiete, die weit entfernt sind von den klösterlich behüteten Regionen der Musik. Aber ihre erdbebengleichen Auswirkungen werden auch die Musiker von Morgen mitbekommen. Und wenn die ersten Erdstöße zu spüren sein werden, wird man Skinny Puppy, Matt Heckert, Elliott Sharp, David Linton, Severed Heads, David Therrien und die anderen genau auf der Verwerfungslinie ihren Tanz aufführen sehen.

William Gibson: »Wenn ich mir MTV anschaue, fällt es mir nicht schwer, mir eine Welt vorzustellen, in der die Musiker nicht wirklich ihre Instrumente spielen. Ich kann mir auch gut vorstellen, daß es die Rockstars gar nicht mehr gibt — ungefähr so wie Max Headroom. Und Leute, die sich hinsetzen und imaginäre Bon Jovis programmieren und sie einfach in allen Gangarten tanzen lassen.«

John Shirley: »Ich glaube, daß die Menschen einmal so weit sein werden, daß sie einen Geisteszustand erreichen, so eine Art Trance, in dem sie akustische Muster im Kopf erzeugen können, die automatisch von einem externen Soundsystem umgesetzt werden. Wenn diese Technologie mal einsatzbereit ist, werden wir entdecken, daß es in unserem Gehirn bisher undenkbare Geräuschnuancen und -schattierungen gibt, da bin ich mir sicher. Das menschliche Gehirn ist letzten Endes nur ein biologischer Computer. Und wenn wir anfangen, so etwas wie Chaostheorie zu verstehen und bei der Musikprogrammierung anzuwenden, wird auch aus Computern etwas wirklich Kreatives herauskommen.«

Roy Batty [ein Androide in dem Film *Blade Runner*]: »Ich habe Dinge gesehen, die für euch *Menschen* unfaßbar sind: brennende Kampfraumer draußen vor der Schulter des Orion ... Strahlen ... im Dunkel des Tannhäuser Tores. All diese Augenblicke: verloren in der Zeit ... wie Tränen im Regen ...«

Originaltitel: ›Riding the Shockwave with the Toxic Underground‹
Copyright © 1989 by Mark Dery‹
(erstmals erschienen in ›Keyboard‹, Mai 1989);
mit freundlicher Genehmigung des Autors und ›Keyboard‹
Copyright © 1990 der deutschen Übersetzung
by Wilhelm Heyne Verlag, München
Aus dem Amerikanischen übersetzt von Isabella Bruckmaier

[1] dt.: Spiegelschatten. Die große Cyberpunk-Anthologie, München, Heyne, 1988,

Cyberpunk: Eine Auswahl-Discographie

HATERS, *In the Shade of Fire*, Ralph (109 Minna St., Suite 391, San Francisco, CA 94105), 12006; *Parnaifax*, Stefan Schwab (Eskilstunastr. 8, 5820 Erlangen; nur Cassette); *The Whipping*, We Never Sleep (Box 42, Denver, CO 80201).

HUMAN HEAD TRANSPLANT, *Hic Et Ubique Uno Animo*, RRR (151 Paige St., Lowell, MA 01852) & Mental Hygiene Cassettes (Box 18873, Denver, CO 80218; nur Cassette).

ALAIN JOURGENSEN & PAUL BARKER, *Land of Rape & Honey*, Sire, 9 25799-4.

DAVID LINTON, *Orchestography*, Neutral (415 Lafayette St., New York, NY 10003).

MANUFACTURE, *Terrorvision*, Nettwerk (1717 W. Fourth Ave., NR.4, Vancouver, B.C., V6J 1M2 Canada), NTCD 44.

SEVERED HEADS, *Bulkhead*, Nettwerk, NTCD 41; *Come Visit the Big Bigot*, Nettwerk, NTL 30003.

ELLIOTT SHARP, *Looppool*, Ear-Rational (Vertrieb: New Music Distribution Service, 500 Broadway, New York, NY 10012), ECD 1003; *Twenty Below*, Zoar (29 Park Row, New York, NY 10038; nur Cassette), ZCS-9.

SKINNY PUPPY, *Cleanse, Fold & Manipulate*, Nettwerk (Vertrieb: Capitol/EMI), 46922; *The Perpetual Intercourse*, Nettwerk, 30005; *VIVI-sectVI*, Nettwerk, C1-91040.

JIM THIRLWELL, *Thaw*, Self-Immolation/Some Bizarre Womb, Fip 5.

VARIOUS ARTISTS? *Island of Sanity*, No Man's Land (Vertrieb: NMDS), 8707d.

Copyright © (Discographie) 1990
by Michael Nagula

Nachwort

Cyberpunk ist ein Phänomen, das sich selbst schreibt. Seit seinem Aufdämmern zu Beginn der achtziger Jahre ist es zunehmend ins Bewußtsein der Öffentlichkeit und seiner Autoren getreten, die dabei vom bloßen Instrument dieses Phänomens zu seinen Interpreten wurden. Die sogenannten Theoretiker standen ihnen darin in nichts nach. Das Beispiel Sterling/Omniaveritas zeigt, wie Autoren ›primärer‹ und ›sekundärer‹, Prägung sogar von Anbeginn an Hand in Hand gingen und so Raum für eine literarische Richtung eröffneten, deren Zielsetzung um so fadenscheiniger und unklarer wurde, desto mehr Aufklärungsarbeit man zu leisten versuchte. Den Ursprung einzuholen und aufzudecken, der auf psychischer und sozialer Ebene dieses Phänomen instaurierte, ist halt eine unmögliche Aufgabe; es hieße den Trieb zur Quelle machen. So können Erklärungs- und Definitionsversuche nur kosmetische Operationen sein, getragen von der ideellen Richtung, die der Interpret von vornherein mit seinen Ansichten einbringt. Weder unter ›primären‹ noch unter ›sekundären‹ Autoren gibt es daher eine einheitliche Auffassung von dem, was Cyberpunk sei. Jeder Definitionsversuch bleibt wegen der Unmöglichkeit, *ausschließende* Merkmale zusammenzutragen, die allein die Reflektion auf die Ursprünge des Phänomens ermöglichen würden, willkürliches Stückwerk. Das macht die vorgetragenen Gedanken zum Thema Cyberpunk nicht weniger interessant. Das vorliegende Buch versucht dieser Unmöglichkeit Rechnung zu tragen und es in den Dienst des Lesegenusses zu stellen. Mit anderen Worten: Es versteht sich als Materialsammlung, die alle Arten von Texten zum Cyberpunk-Phänomen vereint. Einziges — freilich höchst subjektives — Kriterium war das einer gewissen inhaltlichen und formalen Qualität. Das Ergebnis umfaßt Beiträge von Autoren der ›ersten Generation‹ wie Gibson und Sterling sowie — folgt man den Argumenten der *Spiegelschatten*-Anthologie — von deren ›Mitstreitern‹ Shirley, Maddox, Rucker, Cadigan, Shiner und Bear als auch Beiträge von Autoren, die gezielt auf die angebliche Cyberpunk ›Bewegung‹ reagierten, wie Blumlein, Delany, McDonald, Disch und Effinger. Im Laufe der achtziger Jahre entstanden jedoch — ähnlich wie es ursprünglich bei Gibson der Fall war, dessen ersten Erzählungen und erstem Roman archetypischer

Charakter zukommt — auch Arbeiten, die nicht so deutlich vom Wissen um die Existenz dieses SF-Subgenres zeugen. Zu ihren Autoren zählen vermutlich Porush und mit gewissen Abstrichen auch Kadrey, Hardin und Banks. Laidlaw stattete seinen Dank durch die Überhöhung der Unmöglichkeit einer Distanznahme zum Existierenden, in Form einer *Neuromancer*-Parodie, ab. Gibson selbst lieferte mit seinen Reiseimpressionen einen zeitlosen Hintergrund für sein ›Cyberpunk‹-Schreiben. Der — wie man so sagt — theoretische Teil der Sammlung ruft Interpreten auf den Plan, die so unterschiedlich sind, wie es bei einem so strittigen und streitbaren Phänomen nur der Fall sein kann. Nach einem beispielhaften Propaganda-Text Sterlings und einem ausführlichen und frühen Interview mit Gibson präsentieren sich Texte, deren Argumentationshintergrund mehr oder weniger stark von New Age, Deleuze/Guattari, Marxismus, strukturaler Psychoanalyse und Derridascher Dekonstruktion geprägt sind. Bei allen Unterschieden werfen sie gemeinsam jedoch ein überzeugendes Schlaglicht auf den Nabel des Cyberpunk: Gibson und seinen Cyberspace, den unmöglichen Schauplatz, wo noch Digitalisierung sich gegen sich selbst wendet. Den Freunden der Musik wurde mit Mark Derys Beitrag Rechnung getragen, der eine Bestandsaufnahme des Cyberpunks auf diesem Gebiet vornimmt. Den optischen Gegenentwurf leisten die Bilder von H. R. Giger, vielleicht dem einzigen Künstler, der Cyberpunk bildnerisch inszenierte; wie zur Bestätigung der Unmöglichkeit weisen seine diesbezüglichen Arbeiten starke Anklänge an Schwarze Romantik und Nekromantie auf, sind sie bereits jenseits des Umschlagpunktes des Eros in den Thanatos angesiedelt; ein kurzes Interview läßt den Künstler dazu zu Wort kommen. Eine abschließende Bibliographie der deutschen Cyberpunk-Publikationen gibt dem interessierten Leser die Möglichkeit, sich über bereits erschienene und noch erscheinende Titel dieses teils selbständig entstandenen, teils unbewußt herbeigeführten Phänomens zu informieren.

Ich danke: H. v. Kleist, Jacques Lacan, Perry Rhodan, dem Möbiusband, Willi Voltz, B & B Dirnfellner, Gladstone Comics, Manfred Riepe, dem Neo Geo Ensemble, Severed Heads, den frühen Talking Heads, David Lynch, Dr. Gerhard Schmitz, Lothar ›Es wird ein Junge‹ Bayer, Haas ’n’ Kittler, Wolfgang Jeschke, MTV, Susanne ›Camp‹ Walter, Peter Greenaway, Hitchcock, Carl Barks, dem frühen Eno, dem späten Karl May, TC &

Psycho, Stanley Kubrick, Richard Kern, Doc Strzyz, O. und N. Wiener, Alan Turing; vor allem aber Eveline für Geduld.

Michael Nagula, im Mai 1990

Bibliographie deutscher Cyberpunk-Publikationen

Die folgende Bibliographie erfaßt — außer bei Gibson und Sterling — nicht alle auf deutsch erschienenen Titel der aufgeführten Autoren, sondern nur jene, die von der Kritik dem Cyberpunk zugeordnet wurden oder sich ihm nach Meinung des Bibliographen auf Grund thematischer und inhaltlicher Verwandtschaften/Übereinstimmungen zuordnen lassen. Dabei wurde ausschließlich der Zeitraum ab 1977, als Gibsons und Sterlings erste Arbeiten erschienen, berücksichtigt. Auf die Einbeziehung nicht englischsprachiger Titel, bei denen es sich in erster Linie um Reaktionen auf die genuin US-amerikanische Haltung des Cyberpunks handeln dürfte, wurde verzichtet. Ebenfalls verzichtet wurde auf die Einbeziehung erklärter Vorläufer des Cyberpunks wie den oft genannten J. G. Ballard, Philip K. Dick, Harlan Ellison, Cordwainer Smith, Thomas Pynchon und Roger Zelazny. Als Zeitpunkt des Auslaufens der Cyberpunk-Welle kann man das Jahr 1986 ansehen, das in den USA den Höhepunkt der »Bewegung« markiert. Hierauf folgende Arbeiten bedienen sich des Cyberpunks nur noch als eines Aspekts unter anderem, was in der Folge zu Benennungen wie Steampunk oder Splatterpunk führte. Gelegentlich wurden noch bewußt erzählerische Interpretationen des Cyberpunk-Motivs vorgenommen (so bei Samuel R. Delany, Thomas M. Disch, George Alec Effinger). Sind mehrere Titel eines Autors aufgeführt, ohne daß die Reihenfolge der Niederschrift bekannt ist, orientiert sich die Bibliographie an den Erscheinungsjahren und innerhalb derer an alphabetischen Gesichtspunkten.

1. Stories

IAN M. BANKS *A Gift from the Culture* (1987). Dt. Ein Geschenk der Kultur, in: Atomic Avenue. Ü: Kurt Bracharz

GREG BEAR *Petra* (1982). Dt. *Petra*, in: *Spiegelschatten*. Ü: Roland Fleissner

– *Hardfought* (1983). Dt. *Der Feind in mir*, in: Hrsg. WAHREN *Isaac Asimov's Science Fiction Magazin 23*, Heyne Science Fiction & Fantasy

06/4140, München 1984, Ü: Ingrid Herrmann

– *Blood Music* (1983; Vorlage des gleichnamigen Romans). Dt. *Die Musik des Blutes*, in: Hrsg. ALPERS *Kopernikus 11*, Moewig Science Fiction 3637, Rastatt 1984, Ü: Joachim Körber. Dt. *Blut-Musik*, in: Hrsg. WOLLHEIM/SAHA *World's Best SF 3*, Science Fiction Special 24058, Bergisch Gladbach 1984, Ü: Wolfgang Hohlbein/Dieter Winkler. Dt. *Die Musik des Blutes*, in: *Atomic Avenue*, Ü: Peter Robert

– *Tangents* (1986). Dt. *Tangenten*, in: Hrsg. ALPERS *Kopernikus 15*, Moewig Science Fiction 3790, Rastatt 1988. Ü: Peter Robert

MICHAEL BLUMLEIN *The Brains of Rats* (1986). Dt. *Die Gehirne von Ratten*, in: Hrsg. ARMER/NAGULA *Zärtlich war die Zukunft*, Sammlung Luchterhand 822, Frankfurt/M. 1989, Ü: Michael Nagula

– *Drown Yourself* (1988). *Dt. Ersäuf dich!*, in: *Atomic Avenue*, Ü: Reinhard Heinz

PAT CADIGAN *Criers and Killers* (1981). Dt. *Zuschauer, Spieler, Killer*, in: SF-STAR Nr. 8/83. Ü: Lore Straßl

– *Rock On* (1984). Dt. *Rock On*, in: *Spiegelschatten*. Ü: Roland Fleissner

– *Pretty Boy Crossover* (1986). Dt. *Pretty Boy*, (gekürzt) in: Hrsg. WOLLHEIM/SAHA *World's Best SF 6*, Science Fiction Special 24096, Bergisch Gladbach 1987, Ü: Michael Kubiak. Dt. *Pretty Boy Crossover*, in: *Atomic Avenue*. Ü: Michael Nagula

– *Angel* (1987). Dt. *Engel*, in: Hrsg. WOLLHEIM/SAHA *World's Best SF 7*, Science Fiction Special 24108, Bergisch Gladbach 1988, Ü: Michael Kubiak. Dt. *Engel*, in: Hrsg. WAHREN *Isaac Asimov's Science Fiction Magazin 31*, Heyne Science Fiction & Fantasy 06/4495, München 1988. Ü: Andreas Brandhorst

SAMUEL R. DELANY *Among the Blobs* (1988). Dt. *Unter Blobs*, in: *Atomic Avenue*. Ü: Michael Nagula

PAUL DI FILIPPO *Stone Lives* (1985). Dt. *Stone lebt*, in: *Spiegelschatten*. Ü: Roland Fleissner

– *Conspiracy of Noise* (1987). Dt. *Die Lärmverschwörung*, in: Hrsg. HAHN *Die Lärm-Verschwörung*, The Magazine of Fantasy & Science Fiction 81, Heyne Science Fiction & Fantasy 06/4673. Ü: Michael K. Iwoleit

THOMAS M. DISCH *Hard Work, or The Secrets of Success* (1986). Dt. Schwerarbeit oder *Die Geheimnisse des Erfolgs*, in: *Atomic Avenue*. Ü: Peter Robert

GEORGE ALEC EFFINGER *King of the Cyber Rifles* (1987; Islam-Zyklus). Dt. *König der Cyberschützen*, in: *Atomic Avenue*. Ü: Michael Nagula

WILLIAM GIBSON *Fragments of a Hologram Rose* (1977), dt. *Fragmente einer Hologramm-Rose*, in: GIBSON *Cyberspace*. Ü: Reinhard Heinz

– *The Belonging Kid* (1981; mit SHIRLEY). Dt. *Zubehör*, in: GIBSON *Cyberspace*. Ü: Reinhard Heinz

– *The Gernsback Continuum* (1981). Dt. *Das Gernsback-Kontinuum*, in: *Spiegelschatten*, Ü: Reinhard Heinz. Nachdruck in: GIBSON *Cyberspace*

– *Hinterlands* (1981). Dt. *Hinterwäldler*, in: Hrsg. FUCHS *Licht- und Schattenjahre*, Knaur Science Fiction 5838, München 1985; Ü: Reinhold H. Mai. Dt. *Hinterwäldler*, in: GIBSON *Cyberspace*. Ü: Reinhard Heinz

– *Johnny Mnemonic* (1981; Sprawl-Zyklus). Dt. *Der mnemonische Johnny*, in: GIBSON *Cyberspace*. Ü: Reinhard Heinz

– *Burning Chrome* (1982; Sprawl-Zyklus). Dt. *Chroms Ende*, in: Hrsg. CARR *Die schönsten Science Fiction Stories des Jahres # 3*, Heyne Science Fiction & Fantasy 06/4165, München 1985, Ü: Edda Petri. Dt. *Chrom brennt*, in: Hrsg. JESCHKE *Heyne Science Fiction Jahresband zum Jubiläumsjahr 1988*, Heyne Science Fiction & Fantasy 06/4477, München 1988, Ü: Reinhard Heinz. Nachdruck in: GIBSON *Cyberspace*

– *Red Star, Winter Orbit* (1983; mit STERLING). Dt. *Roter Stern, Winterorbit*, in: *Spiegelschatten*. Ü: Reinhard Heinz. Nachdruck: GIBSON *Cyberspace*

– *New Rose Hotel* (1984; Sprawl-Zyklus). Dt. *New Rose Hotel*, in: GIBSON *Cyberspace*. Ü: Reinhard Heinz

– *Dogfight* (1985; mit SWANWICK). Dt. *Luftkampf*, in: GIBSON *Cyberspace*. Ü: Reinhard Heinz

– *Winter Market* (1985). Dt. *Der Wintermarkt*, in: Hrsg. JESCHKE *Schöne nackte Welt*, Heyne Science Fiction & Fantasy 06/4380, München 1987. Ü: Reinhard Heinz. Nachdruck in: GIBSON *Cyberspace*

– *Darwin* (1990). Dt. *Darwin*, in: Hrsg. JESCHKE *Die wahre Lehre – nach Mickymaus*, Heyne Science Fiction & Fantasy 06/4747, München 1991. Ü: Reinhard Heinz (in Vorb.)

– *Doing Television* (1990). Dt. *Fernsehen machen*, in: *Atomic Avenue*. Ü: Reinhard Heinz

FELIX C. GOTSCHALK *And Parity For All* (1980). Dt. *Und Gleichheit für alle*, in: Hrsg. ALPERS *Kopernikus 12*, Moewig Science Fiction

3660, Rastatt 1985. Ü: Joachim Körber
– *Vestibular Man* (1985). Dt. *Der Vestibularmensch*, in: Hrsg. ALPERS *Kopernikus 14*, Moewig Science Fiction 3694, Rastatt 1986. Ü: Joachim Körber
– *Nakajima Cyberspace* (1988). Dt. *Nakajima-Cyberspace*, in: Hrsg. HAHN *Die Lärm-Verschwörung*, The Magazine of Fantasy & Science Fiction 81, Heyne Science Fiction & Fantasy 06/4673. Ü: Ronald M. Hahn
JAMES PATRICK KELLY *Solstice* (1985; Cyberpunk-Trilogie 1). Dt. *Sonnenwende*, in: *Spiegelschatten*. Ü: Roland Fleissner
– *Rat* (1986; Cyberpunk-Trilogie 11). Dt. *Ratte*, in: Hrsg. JESCHKE *L wie Liquidator*, Heyne Science Fiction & Fantasy 06/4410, München 1987. Ü: Malte Heim
– *The Prisoner of Chillon* (1986; Cyberpunk-Trilogie III). Dt. *Der Gefangene von Chillon*, in: Hrsg. JESCHKE *Second Hand Planet*, Heyne Science Fiction & Fantasy 06/4470, München 1988. Ü : Winfried Petri
MARC LAIDLAW *400 Boys* (1983). Dt. *400 Boys*, in: *Spiegelschatten*. Ü: Roland Fleissner
TANITH LEE *A Madonna of the Machine* (1988). *Dt. Eine Madonna aus der Maschine*, in: Hrsg. WOLLHEIM/SAHA *World's Best SF 8*, Science Fiction Special 24120, Bergisch Gladbach 1989. Ü : Barbara Heidkamp
TOM MADDOX *Snake-Eyes* (1986; Cyberpunk-Zyklus). Dt. *Schlangenaugen*, in: *Spiegelschatten*, Ü: Roland Fleissner. Dt. *Schlangenaugen*, in: Hrsg. ARMER/NAGULA *Zärtlich war die Zukunft*, Sammlung Luchterhand 822. Ü: Michael Nagula
– *Spirit of the Night* (1987; Cyberpunk-Zyklus). Dt. *Der Geist der Nacht*, in: *Atomic Avenue*, Ü: Peter Robert
– *The Robot And The One He Loves* (1988). Dt. *Der Roboter und die Frau, die er liebt*, in: BLICKPUNKT Nr. 390/391, November/Dezember 1989. Ü: Michael Nagula
JAN McDONALD *Radio Marrakesch* (1989). Dt. *Radio Marrakesch*, in: Hrsg. JESCHKE *Papa Godzilla*, Heyne Science Fiction & Fantasy 06/4560, München 1989, Ü: Irene Bonhorst
– *Romy Dances* (1989). Dt. *Romy tanzt*, in: Hrsg. JESCHKE *Papa Godzilla*, Heyne Science Fiction & Fantasy 06/4560, München 1989. Ü: Ronald M. Hahn

– *Atomic Avenue* (1989). Dt. *Atomic Avenue*, in: *Atomic Avenue*. Ü: Michael Nagula

TONY RICHARDS *Lost in the Switchboard* (1980). Dt. *Verloren in den Schaltern*, in: Hrsg. JESCHKE *An der Grenze*, Heyne Science Fiction & Fantasy 06/4610, München 1989. Ü: Horst Pukallus

KIM STANLEY ROBINSON *Down and Out in the Year 2000* (1986). Dt. *Aus und erledigt im Jahr 2000*, in: Hrsg. JESCHKE *L wie Liquidator*, Heyne Science Fiction & Fantasy 06/4410, München 1987. Ü: Inge Holm

RUDY RUCKER *Buzz* (1981). Dt. *BUZZ*, in: RUCKER *Mixmischmasch*, Fischer Logo 8705, Frankfurt/M. 1988. Ü: Udo Breger

– *A New Golden Age* (1981). Dt. *Ein neues Goldenes Zeitalter*, in: RUKKER *Mixmischmasch*, Fischer Logo 8705, Frankfurt/M. 1988. Ü: Udo Breger

– *Peg-Man* (1982). Dt. *Peg-Man*, in: Hrsg. WOLLHEIM/SAHA *World's Best SF 2*, Science Fiction Special 24044, Bergisch Gladbach 1983. Ü: Martin Eisele

– *Pac-Man* (1982/1983; Überarbeitung von *Peg-Man*). Dt. *Wie Rhett zum Geheimdienst kam*, in: RUCKER *Mixmischmasch*, Fischer Logo 8705, Frankfurt/M. 1988. Ü: Udo Breger

– *Tales of Houdini* (1983). Dt. *Houdinis Erzählungen*, in: *Spiegelschatten*, Ü: Roland Fleissner. Dt. *Was Houdini überlebte*, in: RUCKER *Mixmischmasch*, Fischer Logo 8705, Frankfurt/M. 1988. Ü: Udo Breger

– *Storming the Cosmos* (1985; mit STERLING). Dt. *Die Erstürmung des Kosmos*, in: Hrsg. WAHREN *Isaac Asimov's Science Fiction Magazin 30*, Heyne Science Fiction & Fantasy 06/4446, München 1987. Ü: Biggy Winter

– *Soft Death* (1986). *Dt. Tod ohne Stachel AG*, in: *Atomic Avenue*. Ü: Kurt Bracharz

JOANNA RUSS *Bodies* (1984). Dt. *Körper*, in: Hrsg. ARMER/NAGULA *Zärtlich war die Zukunft*, Sammlung Luchterhand 822, Frankfurt/M. 1989. Ü: Michael Nagula

RICHARD PAUL RUSSO *Listen to My Heartbeat* (1988). Dt. *Hörst du meinen Herzschlag?*, in: Hrsg. JESCHKE *An der Grenze*, Heyne Science Fiction & Fantasy 06/4610, München 1989. Ü: Susanne Tschirner

LEWIS SHINER *Plague* (1983). Dt. *Die Seuche*, in: PARSEK, Nr. 1/89. Ü: Gerd Maximovic

– *Till Human Voices Wake Us* (1984). Dt. *Bis Menschenstimmen uns wecken*, in: *Spiegelschatten*. Ü: Roland Fleissner
– *Mozart in Mirrorshades* (1985; mit STERLING). Dt. *Mozart mit Spiegelbrille*, in: *Spiegelschatten*. Ü: Roland Fleissner
– *The War at Home* (1986). Dt. *Der Krieg zu Hause*, in: Hrsg. ALPERS *Kopernikus 15*, Moewig Science Fiction 3790, Rastatt 1988. Ü: Peter Timm
– *Dancers* (1988). Dt. *Tänzer*, in: *Atomic Avenue*. Ü: Kurt Bracharz
– *Stompin' at the Savoy* (1985). Dt. *Sag es Santa*, in: *Atomic Avenue*. Ü: Kurt Bracharz
JOHN SHIRLEY *Tricentennial 2076* (1980). Dt. *Unter dem Sternenbanner – 2076*, in: Hrsg. ALPERS *Kopernikus 13*, Moewig Science Fiction 3684, Rastatt 1985. Ü: Joachim Körber
– *The Belonging Kid* (1981; mit GIBSON). Dt. *Zubehör*, in: GIBSON Cyberspace. Ü: Reinhard Heinz
– *Freezone* (1985, Auszug aus Eclipse). Dt. *Freezone*, in: *Spiegelschatten*. Ü: Roland Fleissner
– *The Unfolding* (1985; mit STERLING). Dt. *Die Entfaltung*, in: *Atomic Avenue*. Ü: Michael Nagula
– *Shaman* (1988). Dt. *Der Schamane*, in: Hrsg. WOLLHEIM/SAHA *World's Best SF 8*, Science Fiction Special 24120, Bergisch Gladbach 1989. Ü: Michael Nagula
– *Wolves of the Plateau* (1988). Dt. *Wölfe des Plateaus*, in: *Atomic Avenue*, Ü: Peter Robert
NORMAN SPINRAD *Prime Time* (1980). Dt. *Der Kanal ist voll!*, in: Hrsg. FUCHS *Licht des Tages, Licht des Todes*, Knaur Science Fiction 5749, München 1982, Ü: Ronald M. Hahn. Dt. *Beste Sendezeit*, in: Hrsg. BOVA *Das Beste aus Omni 1*, Goldmann Science Fiction 23421, München 1983. Ü: Tony Westermayr
BRUCE STERLING *Spider Rose* (1982; Mechanisten/Former-Zyklus). Dt. *Spider Rose*, in: STERLING *Zikadenkönigin*. Ü: Jürgen Langkowski
– *Swarm* (1982; Mechanisten/Former-Zyklus). Dt. *Der Schwarm*, in: Hrsg. WOLLHEIM/SAHA *Worlds' Best SF 2*, Science Fiction Special 24044, Bergisch Gladbach 1983; Ü: Martin Eisele. Dt. *Schwärmer*, in: Hrsg. CARR *Die schönsten Science Fiction Stories # 3*, Heyne Science Fiction & Fantasy 06/4165, München 1985, Ü: Edda Petri. Nachdruck in: STERLING *Zikadenkönigin*

– *Cicada Queen* (1983; Mechanisten/Former-Zyklus). Dt. *Zikadenkönigin*, in: STERLING *Zikadenkönigin*. Ü: Jürgen Langkowski
– *Red Star, Winter Orbit* (1983; mit GIBSON). Dt. *Roter Stern, Winterorbit*, in: GIBSON *Cyberspace*, Ü: Reinhard Heinz. Nachdruck in: *Spiegelschatten*
– *Spook* (1983). Dt. *Spitzel*, in: STERLING *Zikadenkönigin*. Ü: Jürgen Langkowski
– *Life in the Mechanist/Shaper Era: Twenty Evocations* (1984; Mechanisten/Former-Zyklus). Dt. *Zwanzig Anrufungen*, in: STERLING *Zikadenkönigin*. Ü: Jürgen Langkowski
– *Sunken Gardens* (1984; Mechanisten/Former-Zyklus). Dt. *Paradies in Flammen*, in: OMNI Nr. 7/84, Ü: unbekannt. Dt. *Versunkene Gärten*, in: STERLING *Zikadenkönigin*. Ü: Jürgen Langkowski
– *Telliamed* (1984). Dt. *Telliamed*, in: STERLING *Zikadenkönigin*. Ü: Jürgen Langkowski
– *The Compassionate, the Digital* (1985). Dt. *Der Barmherzige, der Digitale*, in: *Atomic Avenue*. Ü: Reinhard Heinz
– *Dinner in Audoghast* (1985). Dt. *Abendmahl in Audoghast*, in: Hrsg. WAHREN *Isaac Asimov's Science Fiction Magazin 28*, Heyne Science Fiction & Fantasy 06/4366, München 1987, Ü: Birgit Reß-Bohusch. Nachdruck in: STERLING *Zikadenköngin*
– *Green Days in Brunei* (1985). Dt. *Grüne Tage in Brunei*, in: STERLING *Zikadenkönigin*. Ü: Jürgen Langkowski
– *Mozart in Mirrorshades* (1985; mit SHINER). Dt. *Mozart mit Spiegelbrille*, in: *Spiegelschatten*. Ü: Roland Fleissner
– *Storming the Cosmos* (1985; mit RUCKER). Dt. *Die Erstürmung des Kosmos*, in: Hrsg. WAHREN *Isaac Asimov's Science Fiction Magazin 30*, Heyne Science Fiction & Fantasy 06/4446, München 1987. Ü: Biggy Winter
– *The Unfolding* (1985; mit SHIRLEY). Dt. *Die Entfaltung*, in: *Atomic Avenue*. Ü: Michael Nagula
– *The Beautiful and the Sublime* (1986). Dt. *Das Schöne und das Erhabene*, in: Hrsg. WAHREN *Isaac Asimov's Science Fiction Magazin 34*, Heyne Science Fiction & Fantasy 06/4631, München 1989, Ü: Ingrid Herrmann. Nachdruck in: STERLING *Zikadenkönigin*
– *Flowers of Edo* (1987). Dt. *Die Blumen von Edo*, in: Hrsg. WAHREN *Isaac Asimov's Science Fiction Magazin 31*, Heyne Science Fiction &

Fantasy 06/4495, München 1988, Ü: Andreas Brandhorst. Nachdruck in: STERLING *Zikadenkönigin*

– *The Little Magic Shop* (1987). Dt. *Der kleine Zauberladen*, in: STERLING *Zikadenkönigin*. Ü: Jürgen Langkowski

RICHARD STONE *Wasserman's Robots* (1988). Dt. *Wassermans Roboter*, in: Hrsg. JESCHKE *Wassermans Roboter*, Heyne Science Fiction & Fantasy 06/4513, München 1988. Ü: Karl A. Klewer

MICHAEL SWANWICK *Dogfight* (1982; mit GIBSON). Dt. *Luftkampf*, in: GIBSON *Cyberspace*. Ü: Reinhard Heinz

JOHN VARLEY Press Enter ▉ (1984). Dt. *Terminal*, in: Hrsg. WOLLHEIM/SAHA *Worlds' Best SF 4*, Science Fiction Special 24069, Bergisch Gladbach 1985, Ü: Frank Stein. Dt. *Eingang drücken*, in: Hrsg. WAHREN *Isaac Asimov's Science Fiction Magazin 25*, Science Fiction & Fantasy 06/4222, München 1985. Ü: Inge Holm

WALTER JON WILLIAMS *Sarah Runs the Weasel* (1986; Cyberpunk-Zyklus, Auszug aus *Hard Wired*). Dt. *Sarah setzt das Wiesel* ein, in: Hrsg. ALPERS *Kopernikus 15*, Moewig Science Fiction 3790, Rastatt 1988. Ü: Peter Robert

– *Video Star* (1986). Dt. *Video Star*, in: Hrsg. JESCHKE Second Hand Planet, Heyne Science Fiction & Fantasy 06/4470, München 1988. Ü: Jürgen Langkowski

– *Witness* (1986). Dt. *Der Zeuge*, in: Hrsg. JESCHKE *Papa Godzilla*, Heyne Science Fiction & Fantasy 06/4560, München 1989. Ü: Malte Heim

– *Dinosaurs* (1987). Dt. *Dinosaurier*, in: Hrsg. WOLLHEIM/SAHA *World's Best SF 7*, Science Fiction Special 24108, Bergisch Gladbach 1988, Ü: Marcel Bieger. Dt. *Dinosaurier*, in: Hrsg. JESCHKE *Science Fiction Jahresband 1989*, Heyne Science Fiction & Fantasy 06/4570, München 1989. Ü: Andreas Brandhorst

– *Wolf Time* (1987). Dt. *Zeit des Wolfs*, in: Hrsg. WAHREN *Isaac Asimov's Science Fiction Magazin 30*, Heyne Science Fiction & Fantasy 06/4446, München 1987. Ü: Andreas Brandhorst

– *Flatline* (1988). Dt. *Flatline*, in: *Atomic Avenue*. Ü: Reinhard Heinz

– *Surfacing* (1988). Dt. *Aus der Tiefe*, in: Hrsg. JESCHKE *Heyne Science Fiction Jahresband 1990*, Heyne Science Fiction & Fantasy 06/4650, München 1990. Ü: Peter Robert

– *Solip:System* (1989; Cyberpunk-Zyklus). Dt. *Solip:System*, in: *Atomic Avenue*. Ü: Reinhard Heinz

2. Romane

WILLIAM GIBSON *Neuromancer* (1984; Sprawl-Zyklus, Neuromancer-Trilogie I). Dt. *Neuromancer*, Heyne Science Fiction & Fantasy 06/4400, München 1987, Ü: Reinhard Heinz; Nachwort von SPINRAD.
– *Count Zero* (1986; Sprawl-Zyklus, Neuromancer-Trilogie II). Dt. *Biochips*, Heyne Science Fiction & Fantasy 06/4529, München 1988. Ü: Reinhard Heinz
– *Mona Lisa Overdrive* (1988; Sprawl-Zyklus, Neuromancer-Trilogie 11). Dt. *Mona Lisa Overdrive*, Heyne Science Fiction & Fantasy 06/4681, München 1989, Ü: Reinhard Heinz; Nachwort von NAGULA.
– *The Difference Engine* (1990; mit STERLING). Deutsche Ausgabe bei Heyne in Vorbereitung.
RICHARD KADREY *Metrophage* (1988). Dt. *Das Klo war voller Nietzsche* (Auszug), in: At*omic Avenue*, Ü: Reinhard Heinz. Dt. *Metrophage*, Heyne Science Fiction & Fantasy 06/4758, München 1991. Ü: Kurt Bracharz (in Vorb.)
MARC LAIDLAW *Dad's Nuke* (1985). Dt. *Papis Bombe*, Goldmann Blitz 21003, München 1987. Ü: Horst Pukallus
RUDY RUCKER *Spacetime Donuts* (1981). Dt. *Gödel, Zappa, Rock 'n' Roll*, Fischer Logo 8713, Frankfurt/M. 1989. Ü: Udo Breger
– *Software* (1982; Ware-Zyklus 1). Dt. *Software* (Auszug), in: Hrsg. HOFSTADTER/DENNETT *Einsicht ins Ich*, Klett-Cotta-Verlag, Stuttgart 1986, Ü: Ulrich Enderwitz; Nachdruck in der Deutschen Buchgemeinschaft, Stuttgart 1987. Dt. *Software*, Heyne Science Fiction & Fantasy 06/4498, München 1988. Ü: Kurt Bracharz
– *Wetware* (1988; Ware-Zyklus II). Dt. *Wetware*, Heyne Science Fiction & Fantasy, München 1991. Ü: Kurt Bracharz (in Vorb.)
LEWIS SHINER *Deserted Cities of the Heart* (1988). Dt. *Verlassene Städte des Herzens*, Heyne Science Fiction & Fantasy 06/4768, München 1991. Ü: Irene Bonhorst (in Vorb.)
JOHN SHIRLEY *City Come-A-Walking* (1980). Dt. *Rebellion der Stadt*, Knaur Science Fiction 5753, München 1982. Ü: Joachim Körber

– *Three-Ring Psychus* (1980). Dt. *Die Psi-Armee*, Knaur Science Fiction 5762, München 1983. Ü: Joachim Körber

Eclipse (1985; Eclipse-Trilogie I). Dt. *Freezone* (Auszug), in: *Spiegelschatten*, Ü: Roland Fleissner. Dt. *Eclipse*, Heyne Science Fiction & Fantasy 06/4721, München 1991. Ü: Peter Robert (in Vorb.)

- *A Splendid Chaos* (1988). Dt. *Ein herrliches Chaos*, Heyne Science Fiction & Fantasy 06/4684, München 1990. Ü: Walter Brumm

- *Eclipse Penumbra* (1988; Eclipse-Trilogie II). Dt. *Eclipse Penumbra*, Heyne Science Fiction & Fantasy 06/4722, München 1991. Ü: Peter Robert (in Vorb.)

- *Eclipse Corona* (1990; Eclipse-Trilogie II). Dt. *Eclipse Corona*, Heyne Science Fiction & Fantasy 06/4723, München 1991. Ü: Peter Robert (in Vorb.)

DAVID J. SKAL *Antibodies* (1988). Dt. *Antikörper*, Bastei Science Fiction Special 24129, Bergisch Gladbach 1990, Ü: Ingrid Herrmann; Vorwort von Isaac Asimov

NORMAN SPINRAD *The Void Captain's Tale* (1982). Dt. *Daß mich das große Nichts umfange*, Bastei Science Fiction Special 24050, Bergisch Gladbach 1983. Ü: Peter Robert

– *Little Heroes* (1987). Dt. *Little Heroes*, Bastei Paperback 28180, Bergisch Gladbach 1989. Ü: Michael Kubiak

BRUCE STERLING *Involution Ocean* (1977). Dt. *Der Staubplanet*, Knaur Science Fiction 5727, München 1980. Ü: Bernd Holzrichter

– *The Artificial Kid* (1980). Dt. *Video-Kid*, Ullstein Science Fiction 31090, Berlin 1984. Ü: Marcel Bieger

– *Schismatrix* (1985). Dt. *Schismatrix*, Heyne Science Fiction & Fantasy 06/4556, München 1989, Ü: Roland Fleissner; Nachwort von NAGULA.

– *Islands in the Net* (1988). Dt. *Inseln im Netz*, Heyne Science Fiction & Fantasy 06/4702, München 1990. Ü: Walter Brumm

– *The Difference Engine* (1990; mit GIBSON). Deutsche Ausgabe bei Heyne in Vorbereitung.

MICHAEL SWANWICK *Vacuum Flowers* (1987). Dt. *Vakuumblumen*, Heyne Science Fiction & Fantasy 06/4636, München 1990, Ü: Peter Robert; Nachwort von SPINRAD.

WALTER JON WILLIAMS *Hard Wired* (1986; Cyberpunk-Zyklus 1). Dt. S*arah setzt das Wiesel ein* (Auszug), in: Hrsg. ALPERS Kopernikus 15, Moewig Science Fiction 3790, Rastatt 1988, Ü: Peter Robert. Dt.

Hardware, Heyne Science Fiction & Fantasy 06/4524, München 1988, Ü: Peter Robert

– *Voice of the Whirlwind* (1987; Cyberpunk-Zyklus II). Dt. *Die Stimme des Wirbelwinds*, Heyne Science Fiction & Fantasy 06/4578, München 1989, Ü: Peter Robert; Nachwort von NAGULA

3. Storysammlungen

WILLIAM GIBSON *Burning Chrome* (1986). Dt. *Cyberspace*, Heyne Science Fiction & Fantasy 06/4468, München 1988. Enthält: »Vorwort« (von Sterling); »Der mnemonische Johnny«; »Das Gernsback-Kontinuum«; »Fragmente einer Hologramm-Rose«; »Zubehör« (mit Shirley); »Hinterwäldler«; »Roter Stern, Winterorbit« (mit Sterling); »New Rose Hotel«; »Der Wintermarkt«; »Luftkampf« (mit Swanwick); »Chrom brennt«.

BRUCE STERLING *Crystal Express* (1989). Dt. *Zikadenkönigin*, Science Fiction & Fantasy 06/4709, München 1990. Enthält: Mechanisten/Former: »Schwärmer«; »Spider Rose«; »Zikadenkönigin«; »Versunkene Gärten«; »Zwanzig Anrufungen«; Science Fiction: »Grüne Tage in Brunei«; »Spitzel«; »Das Schöne und das Erhabene«; Fantasy: »Telliamed«; »Der kleine Zauberladen«; »Die Blumen von Edo«; »Abendmahl in Audoghast«.

4. Anthologien

BRUCE STERLING *Mirror Shades* (1986). Dt. *Spiegelschatten*, Heyne Science Fiction & Fantasy 06/4544, München 1988, Enthält: Sterling, »Vorwort«; Gibson, »Das Gernsback-Kontinuum«; Maddox, »Schlangenaugen«; Cadigan, »Rock On«; Rucker, »Houdinis Erzählungen«; Laidlaw, »400 Boys«; Kelly, »Sonnenwende«; Bear, »Petra«; Shiner, »Bis Menschenstimmen uns wecken«; Shirley, »Freezone«; Di Filippo, »Stone lebt«; Sterling/Gibson, »Roter Stern, Winterorbit«; Sterling/Shiner, »Mozart mit Spiegelbrille«; Nagula, »Nachwort«.

MICHAEL NAGULA *Atomic Avenue* (1990), Heyne Science Fiction & Fantasy 06/4704, München 1990. Enthält: Stories: McDonald, »Atomic

Avenue«; Maddox, »Der Geist der Nacht«; Gibson, »Fernsehen machen«; Cadigan, »Pretty Boy Crossover«; Shirley, »Wölfe des Plateaus«; Bear, »Musik des Blutes«; Hardin, »nerve terminals/Nerventerminals«; Shiner, »Sag es Santa«; Shirley/Sterling, »Die Entfaltung«; Kadrey, »Das Klo war voller Nitzsche«; Blumlein, »Ersäuf dich!«; Delany, »Unter Blobs«; Shiner, »Tänzer«; Porush, »Induktion. Ein Drama von R. Boots«; Rucker, »Tod ohne Stachel AG«; Disch, »Schwerarbeit oder Die Geheimnisse des Erfolgs«; Gibson, »Tokio Collage«; Williams, »Solip:System«; Banks, »Ein Geschenk der Kultur«; Sterling, »Der Barmherige, der Digitale«; Effinger, »König der Cyberschützen«; Laidlaw, »Nutrimancer«; Williams, »Flatline«; Fakten: Omniaveritas, »Die Neue Science Fiction«; McCaffery, »Ein Gespräch mit William Gibson«; Leary, »Der Cyber-Punk: Das Individuum als Realitätspilot«; Nagula, »Abgefuckte Landschaft — ziemlich Schrott.« Fin Gespräch mit H. R. Giger«; Csicsery-Ronay, »Cyberpunk und Neuromantik«; Suvin, »Über Gibson und Cyberpunk-SF«; Nagula, »Domenica Regelkreis. Das Er-suchen der ›virtuellen Realität‹; Delany, »Ist Cyberpunk eine gute oder eine schlechte Sache?«; Derey, »Cyberpunk — Mit dem toxischen Underground die Schockwelle reiten«; Nagula, »Nachwort«; Bibliographie deutscher Cyberpunk-Publikationen.

5. Diversa

WILLIAM GIBSON *Tokyo Collage* (1988; Reiseimpressionen). Dt. *Tokio Collage*; in: *SCIENCE FICTION MEDIA* Nr. 64, September 1989; Ü: Reinhard Heinz. Nachdruck in: *Atomic Avenue*

ROB HARDIN *nerve terminals* (1988; Gedicht) Dt. *Nerventerminals*, (zweisprachig) in: *Atomic Avenue*. Ü: Michael Nagula

MARC LAIDLAW *Nutrimancer* (1987; *Neuromancer-Parodie*). Dt. Nutrimancer, in: *Atomic Avenue*. Ü: Reinhard Heinz

DAVID PORUSH *Induction* (1988; Drama). Dt. *Induktion. Ein Drama von R. Boots*, in: *Atomic Avenue*. Ü: Reinhard Heinz

LUCIUS SHEPARD *Challenger as Viewed from the Westernbrook Bar* (1986; Gedicht). Dt. *Challenger — von der Westernbrook Bar aus gesehen*, in: Hrsg. JESCHKE *L wie Liquidator*, Heyne Science Fiction & Fantasy 06/4410, München 1987. Ü: Wolfgang Jeschke

6. Comic

NEUROMANCER Vol. 1 (1989; nach GIBSON). Bilder: Bruce Jensen. Text: Tom de Haven. Dt. *Neuromancer*. Schwermetall spezial Band 2, Alpha-Comic-Verlag, Nürnberg 1990. Ü: Michael Nagula; Vorwort von GIBSON (in Vorb.)

7. Interviews

GESPRÄCHE MIT WILLIAM GIBSON (Herbst 1985/Februar 1986). Interviewpartner: Joseph Nicholas/Judith Hanna/Colin Greenland, in: Hrsg. JESCHKE *Das Science Fiction Jahr # 6. Ausgabe 1991*, Science Fiction & Fantasy 06/4760, München 1991, Ü: Michael Nagula (in Vorb.)

EIN GESPRÄCH MIT WILLIAM GIBSON (14. August 1986). Interviewpartner: Larry McCaffery, in: *Atomic Avenue*. Ü: Reinhard Heinz

WILLIAM GIBSON: NACHRICHTEN AUS DER POSTHUMANE (März 1987). Interviewpartnerinnen: Gisela Getty/Jutta Winkelmann, in: WIENER Nr. 7/87; Kommentar von Helmut Ziegler.

EIN GESPRÄCH MIT WILLIAM GIBSON (7. Juli 1988). Interviewpartner: René Mahlow, in: Hrsg. JESCHKE *Das Science Fiction Jahr # 4, Ausgabe 1989*, Heyne Science Fiction & Fantasy 06/4550, München 1989. Ü: Reinhard Heinz

EIN GESPRÄCH MIT H. R. GIGER (14. Mai 1990). Interviewpartner: Michael Nagula, in: *Atomic Avenue*

INTERVIEW MIT REINHARD HEINZ (August 1989). Interviewpartner: Thomas Tilsner/Sascha Mamczak/Ute Perchtold, in: SCIENCE FICTION MEDIA Nr. 64, September 1989

EIN GESPRÄCH MIT TOM MADDOX (März 1989). Interviewpartnerin: Usch Kiausch, in: Hrsg. JESCHKE *Das Science Fiction Jahr # 5. Ausgabe 1990*, Heyne Science Fiction & Fantasy 06/4640, München 1990.

GESPRÄCH. MIT RUDY RUCKER (Sommer 1987). Interviewpartner: Richard Kadrey, in: Hrsg. JESCHKE *Das Science Fiction Jahr # 6. Ausgabe 1991*, Heyne Science Fiction & Fantasy 06/4760, München 1991, Ü: Michael Nagula (in Vorb.)

GESPRÄCH MIT JOHN SHIRLEY (Herbst 1986). Interviewpartner: Richard Kadrey, in: Hrsg. JESCHKE *Das Science Fiction Jahr # 6. Ausgabe 1991*, Heyne Science Fiction & Fantasy 06/4760, München 1991. Ü: Michael Nagula (in Vorb.)

EIN GESPRÄCH MIT NORMAN SPINRAD (1982/85). Interviewpartnerin: C. J. Henderson, in: Hrsg. JESCHKE *Das Science Fiction Jahr # 1. Ausgabe 1986*, Heyne Science Fiction & Fantasy 06/4260, München 1986. Ü: Uwe Luserke (auch Bearbeiter)

GESPRÄCH MIT BRUCE STERLING (Frühling 1986). Interviewpartner: Andy Robertson/David Pringle, in: Hrsg. JESCHKE *Das Science Fiction Jahr # 6. Ausgabe 1991*, Heyne Science Fiction & Fantasy 06/4760, München 1991. Ü: Michael Nagula (in Vorb.)

EIN GESPRÄCH MIT DARKO SUVIN (Frühling 1989). Interviewpartner: Horst Pukallus, in: Hrsg. JESCHKE *Das Science Fiction Jahr # 5. Ausgabe 1990*, Science Fiction & Fantasy 06/4640, München 1990.

8. Artikel

ISTVAN CSICSERY-RONAY *Cyberpunk and Neuromanticism* (1988). Dt. *Cyberpunk und Neuromantik*, in: *Atomic Avenue*. Ü: Michael Nagula

SAMUEL R. DELANY *Is Cyberpunk a Good Thing or a Bad Thing?* (1988). Dt. *Ist Cyberpunk eine gute oder eine schlechte Sache?*, in: *Atomic Avenue*. Ü: Michael Nagula

WILLIAM GIBSON *Introduction* (1989). Dt. *Vorwort*, in: JENSEN/DEHAVEN *Neuromancer* (Comic-Fassung), Schwermetall spezial Band 2, Alpha-Comic-Verlag, Nürnberg 1990. Ü: Michael Nagula (in Vorb.)

DETLEF HEDDERICH/RUDYARD SIMMEL *Technopunks und Modernisten. Eine Einführung in den Cyberpunk*, in: SCIENCE FICTION TIMES Nr. 11/88; Nachdruck in: CYGNUS-CLUBNACHRICHTEN Nr. 23, Juli/August 1989 (Bezug: s. CYGNUS-MAGAZIN)

MARK HELEY *Cyberspace* (1989). Dt. *Cyberspace*, in: WIENER Nr. 4/90, Ü: unbekannt.

TIMOTHY LEARY *The Era of the Cyber-Punks* (1986). Dt. *Die Ära der Kyber-Punks*, in: WIENER Nr. 4/87. Ü: unbekannt.

– *Der Cyber-Punk: The Individual as Reality Pilot* (1988). Dt. *Der CyberPunk: Das Individuum als Realitätspilot*, in: *Atomic Avenue*, Ü: Michael Nagula
GÜNTHER LUXBACHER *Cyberspace und virtuelle Welten. Die aktuelle Diskussion um Geist und Maschine. Bericht über die Ars Electronica 1990 in Linz*, in: Hrsg. JESCHKE *Das Science Fiction Jahr #6, Ausgabe 1991*, Science Fiction & Fantasy 06/4760, München 1991
SASCHA MAMCZAK *Bilder aus der Wirklichkeit. Über William Gibson und die literarische Jugendkultur der 80er Jahre*, in: Hrsg. JUNKER/KLOTZ/ROTTENECKER *Der Golem. Jahrbuch zur phantastischen Literatur 1989*, Pegasus sf, Freiburg a. N. 1990
– *Cyberpunk — Science Fiction am Puls der Zeit* (mit Thomas Tilsner), in: BLICKPUNKT Nr. 384/385, Mai/Juni 1989
– *Wildwest im Weltall oder literarisches Frühwarnsystem? Science Fiction und die Zukunft der Literatur* (mit Thomas Tilsner), in: DIE FEDER Nr. 12/89
MICHAEL NAGULA *Albuquerque grüßt den Cyberpunk, Walter Jon Williams und der amerikanische Traum*, in: WILLLAMS *Die Stimme des Wirbelwinds*
– *Cyberpunk — The Gospel According to Visualist Gibson*, in: ART POSITION Nr. 6/90 (5. März 1990)
– Cyberspace — *Kitzel der Leere. Gibsons Literatur der ›virtuellen Realität‹*, in: SCHWERMETALL Nr. 130, November 1990 (in Vorb.)
– *Domenica Regelkreis. Das Er-suchen der ›virtuellen Realität‹: Cyberpunk, in*: AZ — ANDERE ZEITUNG Nr. 6/90; völlig veränderte und erweiterte Fassung in: *Atomic Avenue*
– Die *Nullstelle der Wahrnehmung, William Gibson und der Cyberpunk*, in: GIBSON *Mona Lisa Overdrive*
– *Palimpseste. Cyberpunk und die Urbarmachung der Science Fiction*, in: *Spiegelschatten*
– Unser *Spiel ist Wirklichkeit. Von Formern, Mechanisten und Cyberpunks*, in: STERLING *Schismatrix*
– *Zwischen den Schaltkreisen des Big Blue*, in: AUFTRITT Nr. 10/88
VINCENT OMNIAVERITAS (d.i. STERLING) *The New Science Fiction* (1985). Dt. *Die Neue Science Fiction*, in: *Atomic Avenue*. Ü: Michael Nagula

PIETREK, KLAUS W. *Träumt Indiana Jones von elektrischen Schaltkreisen? Zu William Gibson und dem Cyberpunk*, in: ULCUS MOLLE INFO Nr. 1—3/89; überarbeitete und stark erweiterte Fassung in: SPACE 3, November/Dezember 1989 (Direktbezug: A & R GbR, Rigelsberger Str. 36, D-6600 Saarbrücken 2)

RAINER SCHORM »*Verzerrungen*«. *Die SF der Achtziger, gesehen durch die Spiegelbrille*. In: MEHR VON BOHEMIA, 1990 (Bezug: Robert Musa, Eckstr. 7, D-7913 Senden-Ay)

GEORGE SLUSSER *Literary MTV* (1988). Dt. *Literarisches MTV: ein Streifzug durch den Cyberpunk*, in: Hrsg. JESCHKE Das Science Fiction Jahr # 6. Ausgabe 1991, Heyne Science Fiction & Fantasy 06/4770, München 1991. Ü: Michael Nagula (in Vorb.)

NORMAN SPINRAD *Neuromancers* (1982). Dt. *Die Neuromantiker*, in: GIBSON *Neuromancer*. Ü: Reinhard Heinz

– *Cyberpunk Revisited* (1983). Dt. *Wiedersehen mit dem Cyberpunk*, in: Hrsg. JESCHKE Das Science Fiction Jahr # 5. Ausgabe 1990, Heyne Science Fiction & Fantasy 06/4640, München 1990. Ü: Reinhard Heinz

– *Dreams of Space* (1987). Dt. *Weltraumträume*, in: SWANWICK *Vakuumblumen*. Ü: Michael Nagula

BRUCE STERLING *The New Science Fiction* (1985; als OMNIAVERITAS). Dt. *Die Neue Science Fiction*, in: *Atomic Avenue*. Ü: Michael Nagula

– *Introduction* (1986). Dt. *Vorwort*, in: GIBSON *Cyberspace*. Ü: Reinhard Heinz

– *Introduction* (1986). Dt. *Vorwort*, in: *Spiegelschatten*., Ü: Roland Fleissner

RUDOLF STÖRT (d. i. W.E. Baumann) *Lo-Tech is street-smart*, in: TAZ vom 29. 10. 1989

– *alt, cyberpunk. Subject: Cyberpunk References*, in: ROGUE Nr. 2/90

DARKO SUVIN *On Gibson and Cyberpunk SF* (1989). Dt. *Über Gibson und Cyberpunk-SF*, (gekürzt) in: QUARBER MERKUR Nr. 72, Dezember 1989, Ü: Franz Rottensteiner; vollständige und vom Autor durchgesehene Fassung in: *Atomic Avenue*

MICHAEL SWANWICK *A User's Guide to the Postmoderns* (1986). Dt. Postmoderne: *Neue Strömungen in der Science Fiction*, in: Hrsg. JESCHKE *Das Science Fiction Jahr # 3, Ausgabe 1988*, Heyne Science Fiction & Fantasy 06/4464, München 1988. Ü: Michael Nagula

9. Fernsehbeiträge

ADOLF HOLL (Gastgeber), »Science Fiction«, in: Club 2 (ORF) vom 15. März 1990; Gesprächsrunde mit Johanna Braun, Villem Flusser, Marianne Gruber, Wolfgang Jeschke, Axel Mehlhardt und Richard Zach.
MARIANNE SCHAFFER-TRENCH (Autorin), »Cyberpunk«, in: *Aspekte* (ZDF) vom 5. Januar 1990.
– »Virtual Reality«, in: *Aspekte* (ZDF) vom 30. März 1990.

10. Hörfunkbeiträge

WALTER MITTY (Autor), »Chip im Hirn. Cyberpunk und die Zukunft der Science Fiction«, in: *Studiowelle Querfunk* (SR) vom 15. Mai 1989.
HELMUT PETZOLD »Grenzverwischungen (I). Streifzüge durch die Science Fiction der achtziger Jahre«, BR II am 5. September, 20.05 bis 21.30 (Grenzverwischungen II folgt im Dezember 1990).

Rezensionen deutscher Cyberpunk-Titel finden sich in den laufenden Ausgaben folgender Fachzeitschriften:

Science Fiction Media, Karl-Theodor-Str. 66, D-8000 München 40

Science Fiction Times, Verlag Heinrich Wimmer, Bernhard-Monath-Str. 24a, D-8901 Meitingen

Quarber Merkur, z. Hdn. Hans Joachim Alpers, Weißenburger Str. 6, D-2850 Bremerhaven

Cygnus-Magazin, z. Hdn. Detlef Hedderich, Wörsdorfer Str. 30, D-6000 Frankfurt/M.

sowie in den Ausgaben des Taschenbuch-Magazins *Das Science Fiction Jahr. Ein Jahrbuch für den Science Fiction Leser*, hrsg. von Wolfgang Jeschke, Wilhelm Heyne-Verlag, München.

Copyright © 1990 by Michael Nagula

HEYNE BÜCHER

CYBERPUNK

Die postmoderne Science Fiction der achtziger Jahre

HEYNE SCIENCE FICTION

06/4480	Greg Bear, **Blutmusik**
06/4400	William Gibson, **Neuromancer**
06/4468	William Gibson, **Cyberspace**
06/4529	William Gibson, **Biochips**
06/4681	William Gibson, **Mona Lisa Overdrive**
06/4758	Richard Kadrey, **Metrophage**
06/4704	Michael Nagula (Hrsg.), **Atomic Avenue**
06/4498	Rudy Rucker, **Software**
06/4802	Rudy Rucker, **Wetware**
06/4555	Lucius Shepard, **Das Leben im Krieg**
06/4768	Lewis Shiner, **Verlassene Städte des Herzens**
06/4684	John Shirley, **Ein herrliches Chaos**
06/4721	John Shirley, **Eclipse**
06/4722	John Shirley, **Eclipse Penumbra**
06/4723	John Shirley, **Eclipse Corona**
06/4544	Bruce Sterling, (Hrsg.), **Spiegelschatten**
06/4556	Bruce Sterling **Schismatrix**
06/4702	Bruce Sterling, **Inseln im Netz**
06/4709	Bruce Sterling, **Zikadenkönigin**
06/4636	Michael Swanwick, **Vakuumblumen**
06/4524	Walter Jon Williams, **Hardware**
06/4578	Walter Jon Williams, **Stimme des Wirbelwinds**
06/4668	Jack Womack, **Ambient**
06/4790	Jack Womack, **Terraplane**

Wilhelm Heyne Verlag
München

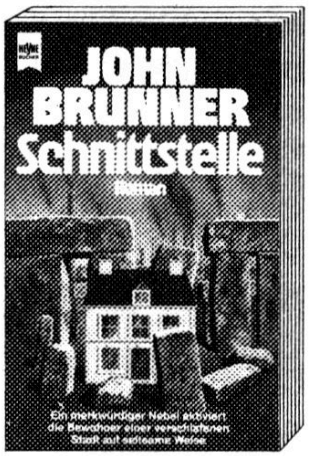
HEYNE BÜCHER

JOHN BRUNNER

Der erfolgreichste englische Science Fiction-Autor, weltberühmt durch seine Romane „Schafe blicken auf“ und „Morgenwelt“

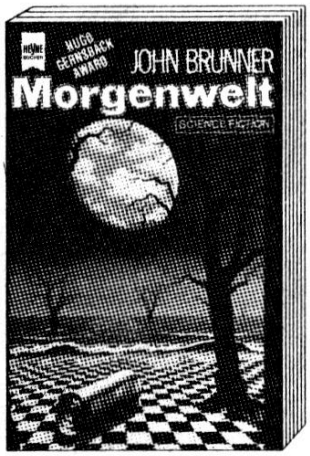
06/3617

06/4683

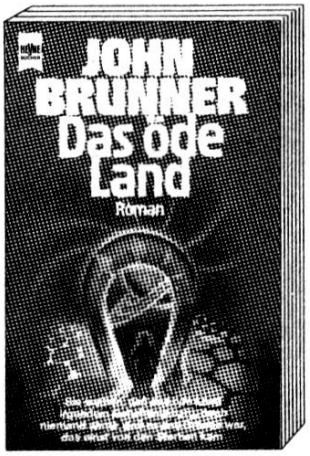


06/4665

06/4430



06/3750



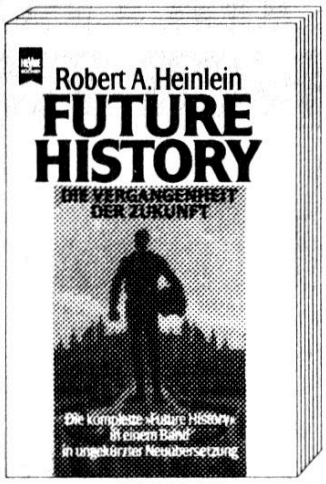
06/4479

Wilhelm Heyne Verlag München

HEYNE BÜCHER

HEYNE SCIENCE FICTION

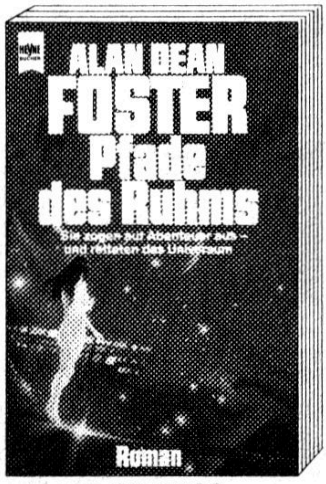
Romane und Erzählungen internationaler SF-Autoren im Heyne-Taschenbuch.



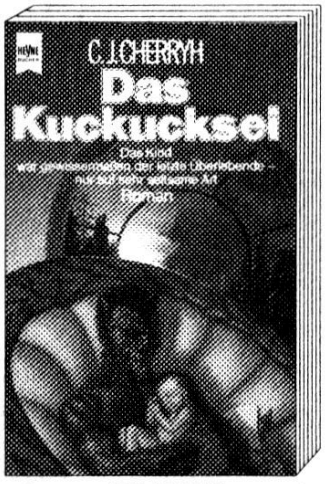
06/4444

06/4695

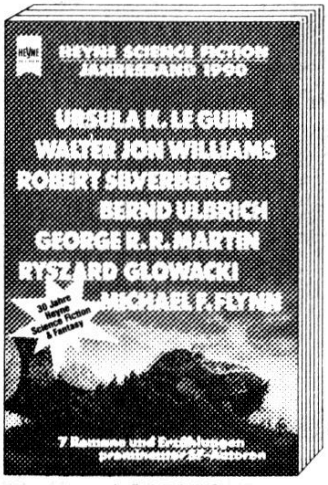
06/4544



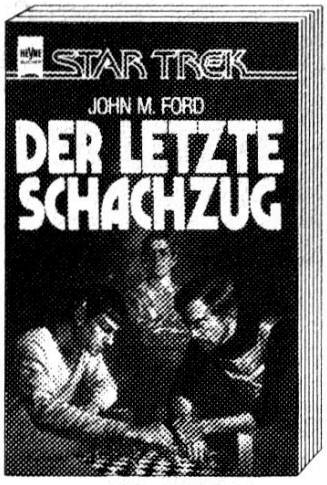
06/4533



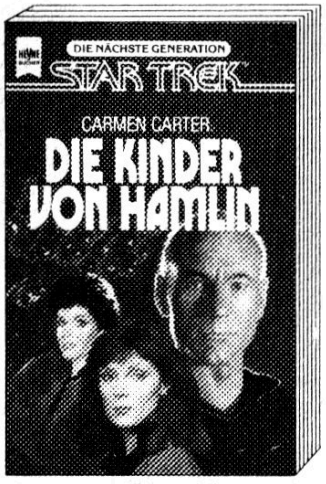
06/4496



06/4650



06/4528



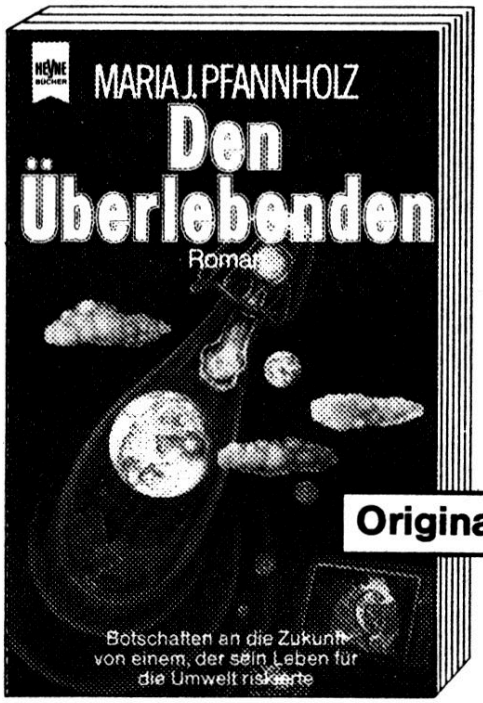
06/4685

HEYNE BÜCHER

HEYNE SCIENCE FICTION

SFCD-Literaturpreis 1990

als bester deutscher SF-Roman des Jahres



Originalausgabe

Best.-Nr. 06/4557

Wilhelm Heyne Verlag
München

Es begann mit Cyberpunk

Eine Vielfalt neuer Erlebnismöglichkeiten durch Direktschaltung von menschlichem Gehirn und elektronischen Systemen beherrschte die Science Fiction der achtziger Jahre. Nun wurde es wahr – im Auftrag der NASA und der Spielzeugindustrie werden Methoden entwickelt, die ein »Leben« im Cyberspace ermöglichen, dem virtuellen Raum hinter dem Computer.

Atomic Avenue

ist eine repräsentative Anthologie von Cyberpunk-Texten, die erstmals in deutscher Sprache einen umfassenden Überblick über dieses einzigartige Phänomen bietet.

Neue Cyberpunk-Erzählungen von:

William Gibson · Walter Jon Williams · Bruce Sterling · George Alec Effinger · John Shirley · Ian McDonald · Tom Maddox · Michael Blumlein · Pat Cadigan · Samuel R. Delany · Lewis Shiner · Richard Kadrey · Greg Bear · Thomas M. Disch · Rudy Rucker · Ian M. Banks

Hintergrundtexte von:

Bruce Sterling · Samuel R. Delany · Darko Suvin · Istvan Csicsery-Ronay · Timothy Leary · Michael Nagula

Farbig illustriert von H. R. Giger!

Dazu ein Interview mit William Gibson, ein Theaterstück von David Porush, Lyrik von Rob Hardin, eine »Neuromancer«-Parodie von Mark Laidlaw und die einzige existierende Bibliographie deutscher Cyberpunk-Publikationen.

Science Fiction
Originalausgabe

Best.-Nr. 06/4704

ISB N 3-453-04287-5

01880

9 783453 042872

EIN HEYNE-BUCH